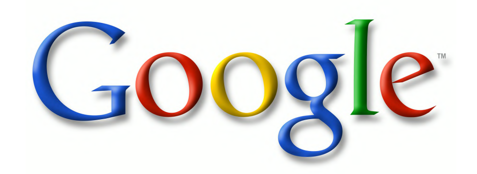
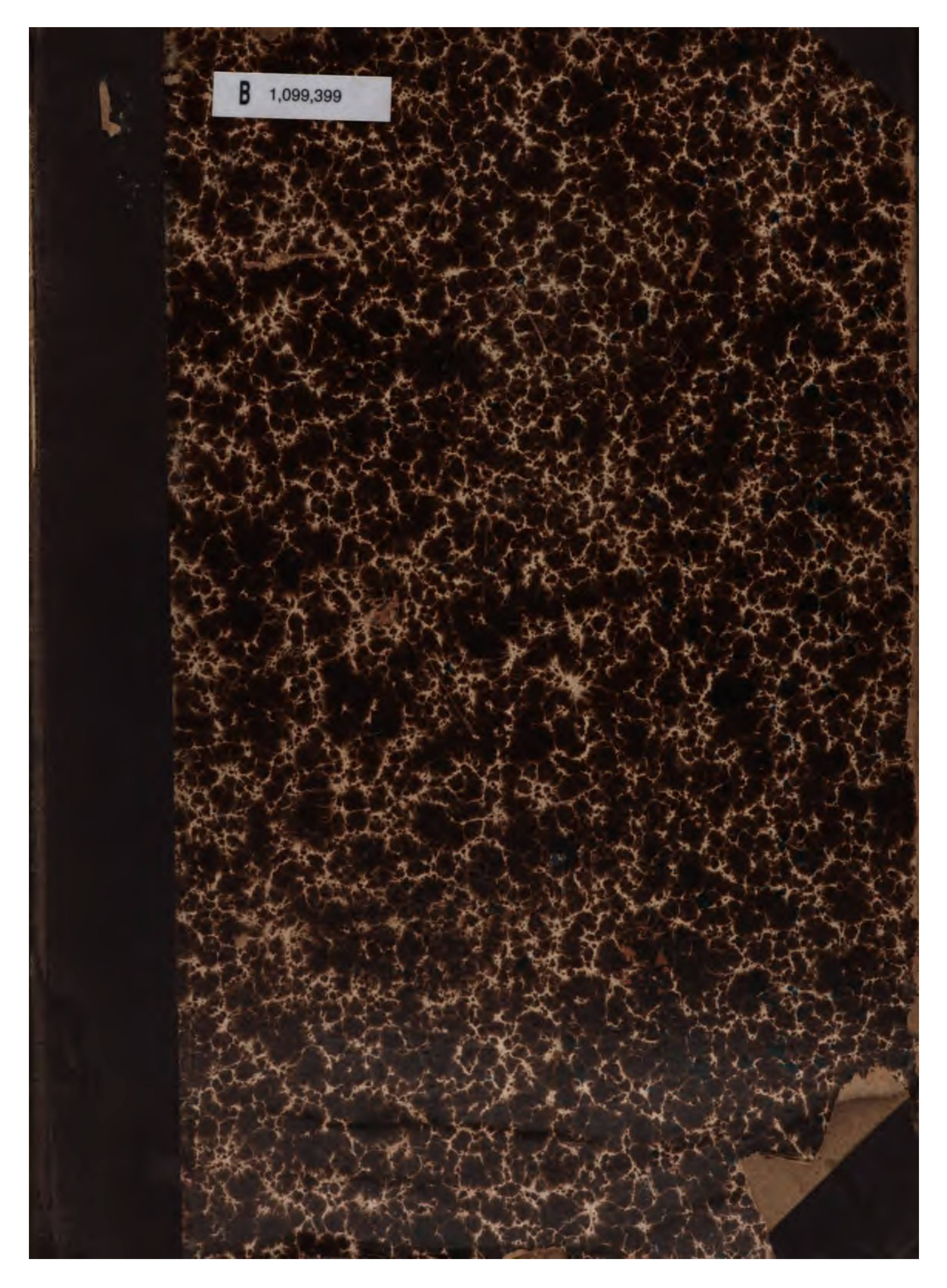



B 1,099,399


ROBERT SIEGER

Österreichische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. Alfred Freiherrn v. Berger, Leopold Freiherrn v. Chlumecky,
Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherrn von Oppenheimer.



Band XVII.

Oktober—Dezember 1908.

1908.

Wien und Leipzig. K. und k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-
□□ Buchhandlung Carl Fromme. □□
Redaktion und Administration, Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon Nr. 10817.

Druck von Carl Fromme, k. u. k. Hof-Buchdruckerei in Wien.

Inhalt.

Autorenverzeichnis.

Artikel.

Memoiren.

Belletristik.

Chronik.

Feuilleton.

Besprechungen.

Rundschau.

König Peter und die revolutionäre großserbische Bewegung.

Von Jv. Cvrtković.

In der Hauptstadt Kroatiens spielt sich gegenwärtig eine Hochverratsaffäre ab, in welcher eine Anzahl mehr oder weniger bedeutender Politiker, die vorwiegend der einen Teil der kroatisch-serbischen Koalition bildenden selbständigen Serbenpartei angehören, kompromittiert erscheint. Es wird sich bald zeigen, inwieweit die von dem Agramer Staatsanwalt erhobenen Beschuldigungen bewiesen werden können, und welche Beweise Georg Nastitsch dem Untersuchungsrichter bezüglich der in seiner Broschüre „Finale" gemachten Enthüllungen, die ja den eigentlichen Anstoß zu der in Agram geführten Untersuchung gegeben haben, zu liefern imstande war. Es wird auch bald klar werden, ob der große Lärm, den Nastitsch' Enthüllungen und die damit im Zusammenhang stehende kroatische Hochverratsaffäre verursacht haben, begründet war, oder ob diejenigen Recht behalten werden, welche behaupten, daß die Affäre vom Banus, Baron Paul Rauch, aufgebauscht wurde, der sich ihrer bemächtigte, um daraus politisch Kapital zu schlagen, d. h. durch die Kompromittierung der selbständigen Serbenpartei die Koalition zu sprengen und so seinen Banusstuhl zu festigen. Jedenfalls kann aber schon jetzt die Behauptung der Serbenpartei, daß Nastitsch' „Finale" bestellt wurde, zurückgewiesen werden. Seit sechs Jahren mitten im Getriebe der serbischen Politik stehend, habe ich diese mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt und hatte häufig Gelegenheit, hinter die Kulissen zu blicken. So ist es mir auch genau bekannt, welche Schwierigkeiten Georg Nastitsch hatte, um die Druckkosten für seine Broschüre aufzutreiben, die ihm schließlich von einem Privatmann, der sich für die Sache interessierte, beschafft wurden. Das ist auch die Ursache der Verzögerung des Erscheinens der Broschüre, die Nastitsch gleich nach Beendigung des Hochverratsprozesses in Cetinje herauszugeben beabsichtigte, als Abwehr gegen die Verdächtigungen, die von serbischer Seite wegen seiner in diesem Hochverratsprozesse gemachten Aussagen gegen ihn geschleudert wurden.

Alle diese Umstände sind aber im Grunde genommen nur von Wichtigkeit für die Politiker in Ungarn und Kroatien, denn es ist zweifellos, daß die Hochverratsaffäre in Agram nicht ohne Rückwirkung auf die politischen Verhältnisse in Kroatien bleiben wird. Die eigentliche politische Bedeutung der Affäre liegt jedoch darin, daß durch sie wieder einmal in die großserbische Propaganda hineingeleuchtet wurde, und es dürfte sich deshalb lohnen, in dieses Wespennest zu stechen und ein Bild der großserbischen Umtriebe zu entwerfen, soweit dies eben auf Grund der mir zur Verfügung stehenden Daten möglich ist. Ich bin darauf gefaßt, daß so manche meiner Behauptungen einem ungläubigen Kopfschütteln begegnen wird, denn auf dem Balkan kommen ja viele Dinge vor, welche dem

Westeuropäer als unglaublich erscheinen mögen. Dabei darf nicht außer acht gelassen werden, daß besonders die Serben Phantasten sind, deren Pläne mitunter bis an die äußerste Grenze der Naivität gehen. Kann es einen naiveren Plan geben, als es der der Ermordung des Königs Alexander war? Und doch ist er gelungen! Ebenso bin ich überzeugt, daß meine Ausführungen den offiziellen serbischen Dementierapparat in seiner ganzen Ausdehnung in Bewegung setzen werden. Deshalb stelle ich schon jetzt allen etwaigen serbischen Dementis die Behauptung entgegen, daß meine Ausführungen Anspruch auf absolute Authentizität haben, denn ich will nur solche Daten anführen, welche mir aus eigener Erfahrung bekannt sind, oder die aus Quellen stammen, deren Verläßlichkeit ich erprobt habe.

Vor allem sei festgestellt, daß die großserbische Propaganda kein Gespenst ist, als welches sie häufig geschildert wird. Sie besteht tatsächlich. Sie hat ihren Ursprung in dem alten Traum der Wiederherstellung des großserbischen Reiches des Zars Dušan, der Vereinigung aller Serben. An der Verwirklichung dieser Träume wurde noch unter den Obrenowitsch gearbeitet, doch beschränkte sich damals die Propaganda nur auf Altserbien und Makedonien und war vorwiegend eine Schul- und Kirchenpropaganda, durch welche man dem Vordringen des bulgarischen Elements in diesen türkischen Provinzen einen Damm entgegensetzen wollte. Hie und da schielte man auch ein wenig nach Bosnien, doch war dies um so weniger gefährlich, als die Dynastie Obrenowitsch sich in den „unbefreiten serbischen Ländern", wie die von Serben bewohnten Gebiete außerhalb des Königreiches Serbien genannt werden, keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Sie stand in dem Rufe, daß sie jede nationale Politik unterdrücke, d. h., daß sie sich in halsbrecherische, sinnlose Abenteuer nicht einlasse.

Am 11. Juni 1903 wurde der letzte Obrenowitsch in der Person des Königs Alexander ermordet und Prinz Peter Karageorgevitsch bestieg den noch von Blut besudelten serbischen Königsthron. Das Hindernis für die Verwirklichung der nationalen Ideale war beseitigt und die großserbische Propaganda begann nun wahre Orgien zu feiern. Sv. Simitsch, jetzt diplomatischer Agent in Sofia, war der Chef der „Kultussektion" — dies die offizielle Benennung der Propagandaabteilung im Ministerium des Äußern —, derselbe Simitsch, der in der Propagierung der großserbischen Idee ergraut ist. Man ging vor allem daran, die Sympathien der Südslawen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke wurde der in letzter Zeit vielgenannte „Südslawische Klub" gegründet. Trotz allen Leugnens steht es fest, daß dieser Klub eine Gründung der „Kultussektion" und gewissermaßen eine Filiale derselben ist. Was die Propagandaabteilung als ein offizielles Amt nicht unternehmen darf, wird dem „Südslawischen Klub" übertragen. Daß dieser Klub und seine Leiter dabei vielleicht mit der Zeit ihren Auftraggebern über den Kopf gewachsen sind, und mitunter Politik auf eigene Faust machten, mag ja zugegeben werden. Solange aber die serbische Regierung diesem Treiben des Klubs nicht Einhalt tut, ist sie dafür verantwortlich. Der „Südslawische Klub", dem ursprünglich nur Hochschüler angehörten, hatte vorerst nur die Aufgabe, die südslawische Jugend einander näher zu bringen. Er propagierte in seinem Organ „Slovenski Jug"

(Slawischer Süden) die südslawische Idee und veranstaltete südslawische Studenten- und Lehrerkongresse. Als dann die Krönung König Peters kam, nahm der Klub auch die Veranstaltung der damals stattgefundenen südslawischen Kunstausstellung, sowie die eines allgemeinen südslawischen Kongresses in die Hand. Diese Veranstaltungen verschlangen natürlich sehr große Summen, die gewiß nicht von dem aus armen Studenten bestehenden Klub aus eigenen Miteln aufgebracht wurden. Zu jener Zeit war Belgrad der Schauplatz fortgesetzter südslawischer Verbrüderungen, und König Peter der Gegenstand begeisterter Ovationen seitens der in der Metropole versammelten Serben, Bulgaren, Kroaten und Slowenen, die ihn sogar in den Straßen zum südslawischen König ausriefen. Sv. Simitsch und sein Auftraggeber, Nikola Pasitsch, der damals die auswärtige Politik Serbiens leitete, waren vor allem bestrebt, eine Verbrüderung mit Bulgarien herzustellen, welchem Zwecke auch die Entrevue zwischen König Peter und dem Fürsten Ferdinand in Nisch (19. Mai 1904) und der Besuch des Königs Peter in Sofia (30. Oktober 1904) dienten. Während jedoch Pasitsch von den Verschwörern damals beschuldigt wurde, daß er eine Personalunion der beiden Staaten unter dem Fürsten Ferdinand anstrebe (siehe Prozeß Balugdjics, 4. März 1905), arbeiteten dieselben Verschwörer an der gleichen Idee, doch zugunsten des Königs Peter, zu welchem Zwecke auch ein Plan zur Beseitigung des Fürsten Ferdinand vorbereitet wurde. Dies führte zu einer tiefgehenden Verstimmung am bulgarischen Fürstenhofe und Fürst Ferdinand zog daraus die Konsequenzen, indem er es von da ab vermied, durch Serbien zu reisen und den großen Umweg über Rumänien nimmt. Ist er aber einmal genötigt, Serbien zu passieren, dann geschieht dies immer geheim, mit einem auf den Namen eines deutschen Kaufmannes oder Handlungsreisenden ausgestellten Paß. Diese Tatsachen wurden mir von einem aktiven bulgarischen Diplomaten gelegentlich einer Unterhaltung über die Bombenaffäre in Cetinje bestätigt. Derselbe Diplomat tat damals die folgende, sehr bezeichnende Äußerung: „Uns Bulgaren interessiert die Cetinjeaffäre ganz besonders, denn wir sind immer darauf gefaßt, eines schönen Tages auch in Sofia serbische Bomben zu finden.“ Die Freundschaft mit Bulgarien war also bald wieder in Brüche gegangen und heute stehen sich die beiden Staaten als heftige Gegner gegenüber und man kann ruhig behaupten, daß die Beziehungen zwischen diesen „Stammesbrüdern“ niemals so gespannte waren, wie gerade in den letzten zwei Jahren.

Dazu hat freilich auch die Rivalität in Makedonien viel beigetragen. Seitdem bulgarischerseits die Schul- und Kirchenpropaganda in Makedonien fallen gelassen wurde und an ihre Stelle eine revolutionäre Tätigkeit trat, d. i. seit dem Sommer 1905, als die ersten bulgarischen Banden unter Führung des inzwischen ermordeten genialen Boris Sarafow in Aktion traten, wurden die Serben in Makedonien von dem bulgarischen Elemente, den Exarchisten, immer mehr zurückgedrängt und es bestand die Gefahr, daß das Serbentum, in Makedonien von den Bulgaren, in Altserbien von den Albanesen bedrängt, mit der Zeit dort ganz verschwinden werde. Zu schwach, gegen den Ansturm der Bulgaren etwas unternehmen zu können, versuchte man nun in Belgrad, mit der makedonischen Organisation Fühlung zu nehmen und Sv. Simitsch gelang es, den bis dahin so gehaßten

„Serbenvertilger" Boris Sarafow zu einem Besuche in Belgrad zu bewegen. Es war am Nachmittag des 9. Dezember 1903, als Sarafow seinen Einzug in Belgrad hielt, der sich sehr feierlich gestaltete. Am Bahnhofe hatten sich Hunderte von Leuten, darunter auch der damalige Privatsekretär des Königs Peter, jetziger Generalkonsul in Üsküb, Zivojin Balugdjitsch, zu seiner Begrüßung eingefunden. Auf dem Wege vom Bahnhofe zum Hotel „Paris", wo er abstieg, war Sarafow der Gegenstand begeisterter Ovationen seitens der Belgrader Bevölkerung, die serbischen Blätter brachten Begrüßungsartikel und im Hotel nahm Boris Sarafow die Huldigung verschiedener Deputationen, darunter auch einer Offiziers- und einer Unteroffiziers-Deputation entgegen. Ich wohnte dem Empfange der Deputationen im Zimmer Sarafows, mit dem mich eine jahrelange intime Freundschaft verband, bei und sehe noch heute den interessanten Bandenchef vor mir, wie er, umgeben von seinen Getreuen, dem Generalstabschef der Aufständischen im Vilajet Adrianopol, Gerdjikow, der mit Sarafow aus Sofia gekommen war und Dr. Mathei Gerow, gegenwärtig Journalist in Sofia, der, pro forma als Hörer an der Belgrader Hochschule inskribiert, als eine Art diplomatischer Vertreter Sarafows in Belgrad fungierte, sich wie eine Majestät von seinen gestrigen Erbfeinden huldigen ließ. Als sich die Deputationen entfernt hatten und wir allein blieben, sprachen wir natürlich über die Aussichten der serbisch-bulgarischen Annäherungsversuche und Boris Sarafow äußerte sich schon damals sehr skeptisch über dieselben. Tatsächlich hatten auch die zwischen Sarafow und Simitsch geführten Verhandlungen keinen Erfolg, denn Sarafow stand auf dem Standpunkte der Autonomie Makedoniens, während die Serben von einer solchen nichts wissen wollten, vielmehr eine Verständigung über die Teilung der Interessensphären anstrebten. Mit einer gemeinsamen Aktion in Makedonien waren sie wohl einverstanden, forderten aber, daß die serbischen Banden als solche betrachtet werden und serbische Fahnen tragen sollten, etwas, was bulgarischerseits, wo man damals der Devise huldigte, „Makedonien den Makedoniern", nicht akzeptiert werden konnte. Sarafow kürzte deshalb auch seinen Aufenthalt in Serbien ab und reiste schon am nächsten Tag nach Westeuropa weiter. Kaum hatte er Belgrad verlassen, als die serbische Presse die Angriffe gegen ihn und gegen Bulgarien wieder aufnahm. Unter anderem schrieb am 11. Dezember 1903 die damals als Verschwörerorgan gegründete, inzwischen eingegangene „Welika Srbija" (Großserbien) wörtlich folgendes: „Eine Vereinigung zwischen Serbien und Bulgarien ist unmöglich, solange auf dem bulgarischen Thron ein österreichisch-deutscher Agent, ein Koburger, sitzt und die Stambulowisten an der Regierung sind." Ich zitiere diese Worte, weil sie nicht ohne Zusammenhang sind mit dem vorerwähnten Plan der Beseitigung des Fürsten Ferdinand.

Nachdem also aus der gemeinsamen serbisch-bulgarischen Aktion nichts geworden war, begann die serbische Regierung auf eigene Faust zu arbeiten, indem sie in Serbien Banden ausrüstete und sie nach Makedonien entsendete, nicht aber, um gegen die Türken zu kämpfen, sondern gegen die Bulgaren, beziehungsweise „um die serbische Bevölkerung gegen den Terrorismus der bulgarischen Banden zu schützen", wie die Belgrader Offiziösen immer behaupteten. In Belgrad bildete sich ein makedonisches Komitee mit dem damaligen Chef der

königlichen Ordenskanzlei und früheren Kriegsminister General Atanatzkovitsch — ebenfalls einem Verschwörer — an der Spitze, das die Banden mit Waffen ausrüstete, die den Militärdepots entnommen wurden, und die in jener Zeit gebildeten, von der Regierung stark protegierten und von ihr reichlich unterstützten patriotischen Vereine „Srpska Bratscha" und „Kolo Srpskich Sestara" mit Geld versah. Unter den Führern der Banden befanden sich aktive serbische Offiziere und unter den Bandenmitgliedern Unteroffiziere und Soldaten. Diese Bandenausrüstungen wurden wohl offiziell in Abrede gestellt, waren aber ein öffentliches Geheimnis, denn die „Insurgenten" spazierten sans gêne in den Straßen Belgrads herum und benützten für die Reise bis zur Grenze die fahrplanmäßigen Züge, so daß der damalige türkische Gesandte in Belgrad, Fethi Pascha, über die Bewegung jeder einzelnen Bande genau unterrichtet war. Übrigens hat mir Sv. Simitsch einmal in einem Momente des Affektes rückhaltlos eingestanden, daß die Banden mit Wissen und Unterstützung der serbischen Regierung ausgerüstet und entsendet wurden. Es war dies im Herbst 1904, als ich von einer Reise durch Makedonien nach Belgrad zurückgekehrt war und mit Simitsch über meine dort gesammelten Eindrücke und Erfahrungen sprach. Ich hielt ihm vor, daß die serbischen Konsuln in Makedonien zumeist unfähige Leute seien, wie man überhaupt serbischerseits in Makedonien viel zu wenig arbeite und Geld und Zeit unnützerweise in Bosnien vergeude, anstatt sie in Makedonien zu verwenden. Simitsch war hierüber sehr aufgebracht, und um mir einen Beweis der regen Tätigkeit der serbischen Regierung in Makedonien zu liefern, zählte er mir an der Hand von Akten die bis dahin in Serbien ausgerüsteten Banden auf. In den letzten zwei Jahren hatte die Absendung der Banden aus Serbien nachgelassen, dagegen wurden in Makedonien selbst serbische Banden ausgerüstet, welche den Bulgaren, die seit dem letzten Aufstande im Jahre 1903 sehr geschwächt sind, mitunter arg zusetzten, was die Erbitterung in Bulgarien natürlich noch steigerte und es kam so weit, daß man sowohl im vorigen Sommer, als auch im heurigen Frühjahr ernstlich mit der Möglichkeit eines serbisch-bulgarischen Krieges rechnete, der vielleicht auch nicht ausgeblieben wäre, wenn die Proklamierung der Verfassung in der Türkei der Bandenbewegung und den Reibereien nicht wenigstens vorläufig ein Ende gemacht hätte.

Im Oktober 1904, knapp vor dem Besuche König Peters in Sofia, ging Simitsch als Gesandter an den bulgarischen Fürstenhof und überließ die Leitung der Propaganda seinem gelehrigen Schüler und Vertrauensmann Jovan Jovanovitsch, zuletzt Geschäftsträger in Cetinje. Jovanovitsch setzte die von Simitsch begonnene Tätigkeit im Geiste desselben fort, bis er ein Jahr später als Geschäftsträger nach Athen geschickt wurde. Nun übernahm Dr. Spalaykowitsch die Leitung der „Kultussektion" und die großserbische Propaganda begann greifbare Formen anzunehmen. In Belgrad wurde eine Resolution ausgearbeitet, welche die Forderungen der serbischen Bevölkerung in Bosnien enthielt. Diese Resolution wurde von der im Mai 1907 in Serajewo zusammengetretenen serbischen Konferenz angenommen und auf Grund derselben, welche das Mandat Österreich-Ungarns in Bosnien nicht anerkennt und die Souveränität des Sultans hervorhebt, die „allgemeine serbische Partei" gebildet, die sich auch die serbische

Opposition nennt. Das Hauptorgan dieser Partei, die in Serajewo erscheinende „Srpska Riječ" wurde reichlich mit Geldmitteln versehen — die serbische Regierung taufte Aktien der Druckerei dieses Blattes im Betrage von 30.000 *K*, die jedoch auf den Namen des bekannten Führers der Propaganda, Gligorije Jeftanovitsch, lauten — und aus Mitteln des serbischen Staates wurde noch ein zweites Organ in Banjaluka, die bekannte „Otazbina", gegründet. Als Chefredakteur der „Srpska Riječ" wurde der Beamte des serbischen Preßbureaus und Pasitsch' Vertrauensmann Dragomir Jankowitsch nach Serajewo entsendet, wo er jedoch wegen seines herausfordernden Benehmens mit den leitenden Mitgliedern der Partei, denen er als Emissär der serbischen Regierung Vorschriften machen wollte, in Konflikt geriet, weshalb er von Spalaykowitsch zur „Otazbina" abkommandiert und an dessen Stelle Pera Taletov, ebenfalls Beamter des serbischen Preßbureaus, zur „Srpska Riječ" entsendet wurde. Jankowitsch wurde inzwischen in Banjaluka wegen Hochverrates zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt und sitzt gegenwärtig seine Strafe in Arad ab, während Taletov im Mai laufenden Jahres aus Serajewo ausgewiesen wurde und jetzt wieder im Belgrader Preßbureau tätig ist. Mit den malkontenten Mohammedanern in Bosnien wurden Beziehungen angebahnt und eine Deputation derselben vom damaligen Ministerpräsidenten Ljubomir Stoyanovitsch im Spätherbst 1905 in Belgrad empfangen. Die Deputation, welche aus Budapest kam, wo sie den Delegationen ein Memorandum überreicht hatte, befand sich auf dem Wege nach Konstantinopel und blieb mehrere Tage in Belgrad, wo ihr der Preßleiter Jvan Jvanitsch und der mit diesem eng befreundete Budapester Journalist Josef Jvanovitsch, der zu dem Budapester Exekutivkomitee der bosnischen Mohammedaner sehr enge Beziehungen hat, die Führer machten. Die mit ihr geführten Verhandlungen hatten die Bildung der „Nationalen muselmanischen Organisation" in Bosnien zur Folge, welche mit der serbischen Opposition Hand in Hand geht.

Mittlerweile hatten sich die Verschwörer im „Südslawischen Klub" eingenistet, wo sie durch den Verwandten des Königs, Hauptmann Jascha Nenadovitsch, den Intimus des Kronprinzen Georg, Oberleutnant Alexander Srb, den Hauptmann Dušan Obtrkitsch u. a. vertreten sind, und sie gaben der Propaganda einen mehr revolutionären Charakter. Serbische Emissäre bereisten Bosnien, das in revolutionäre Distrikte eingeteilt wurde, an deren Spitze Distriktsleiter stehen, welche die Aufgabe haben, die Bevölkerung für die Idee des bewaffneten Aufstandes und der Losreißung von Österreich-Ungarn zu gewinnen, geheime Waffendepots zu errichten, Banden zu organisieren, kurz, alles für die Revolution vorzubereiten. In dem von Nastitsch in seiner Broschüre „Finale" veröffentlichten „Provisorischen Statut der Organisation zum Zwecke der Befreiung der Südslawen" wird die Taktik der Organisation in Bosnien folgendermaßen bestimmt: „In Bosnien, wo das Volk gar keine Rechte hat, wird die Organisation, sich auf die extremen demokratischen Elemente stützend, den Kampf gegen die Regierungsgewalt aufnehmen und auf terroristische Aktionen auch dann übergehen, wenn anderwärts Ruhe herrscht." Das Statut, dessen Authentizität von keiner Seite bestritten wurde, bestimmt also für Bosnien die Revolution und der Feldzugsplan für dieselbe wurde er-

wiesenermaßen in der Belgrader Propagandaabteilung von serbischen Verschwöreroffizieren hergestellt. Die Vorbereitungen wurden im vorigen Jahre von Spalaykowitsch persönlich geleitet und überwacht, und zwar direkt von — Serajewo aus. So unglaublich dies klingen mag, ist es doch wahr. Dr. Spalaykowitsch ist nämlich der Schwiegersohn des oben genannten Führers der serbischen Bewegung in Bosnien, Gligorije Jeftanowitsch, dem er im Sommer vorigen Jahres in Serajewo einen „Besuch" abstattete, der volle sechs Wochen dauerte. Die Vorbereitungen wurden auch häufig von Belgrader Abgesandten inspiziert, darunter von dem als „Journalisten" reisenden Verschwörermajor Damjan Damjanowitsch, dem Universitätsprofessor Dr. Zwijitsch, der vor einigen Monaten „Studien- und Forschungsreisen" durch die okkupierten Provinzen unternahm, dem Gymnasialprofessor Mile Pavlovitsch alias Krpa, der übrigens erst kürzlich, als er eine neuerliche Inspektionsreise antreten wollte, aus Bosnien ausgewiesen wurde u. a.

Natürlich dachte man in Belgrad nicht an einen ernsten Aufstand in Bosnien, der ja angesichts der starken Garnisonen aussichtslos gewesen wäre. Man bezweckte vielmehr, durch Aufstände, Bombenattentate usw. die Aufmerksamkeit Europas auf Bosnien zu lenken und so die bosnische Frage wieder aufzurollen, ähnlich, wie es die Bulgaren mit Makedonien machten. Von den serbischen Mausergewehren waren 15.000 nebst Munition für den bosnischen Aufstand reserviert und im vorigen Jahre wurden auch im Artilleriearsenale in Kragujevatz erzeugte Bomben an die bosnische Grenze gebracht und im Blockhause Krajtschinovatz, sowie im serbischen Kloster Banja bei Priboj aufbewahrt.

Ein Teil dieser Bomben kam auch nach Montenegro, wo sie am 5. November saisiert wurden. Der im Mai laufenden Jahres in Cetinje stattgefundene Hochverratsprozeß hat zweifellos festgestellt, daß in Belgrad ein Plan für die Ermordung des Fürsten Nikolaus und der Mitglieder der fürstlichen Familie ausgeheckt wurde, und daß zu diesem Zwecke aus Belgrad Bomben gebracht wurden, die im Artilleriearsenal zu Kragujevatz unter Leitung des Chefs der pyrotechnischen Abteilung, Major Miodrag Wassitsch im Auftrage des erwähnten Hauptmannes Jascha Nenadovitsch und auf Empfehlung des Kronprinzen Georg hergestellt wurden. Ebenso wurde konstatiert, daß diese Bomben längere Zeit im „Südslawischen Klub" aufbewahrt waren. Die Bomben waren mit dem Sprengstoff der serbischen Granaten, „Schneiderit" und „Wassit", gefüllt und von derselben Gattung wie jene, welche dasselbe Arsenal wiederholt für die serbischen Banden in Makedonien geliefert hat. Diese „Möglichkeit" wurde übrigens erst vor kurzem in einer offiziösen Belgrader Meldung zugegeben.

Es wirft sich unwillkürlich die Frage auf, welchen Zweck man in Serbien mit der Ermordung des Fürsten Nikolaus, des Schwiegervaters König Peters, verfolgte. Hierfür waren drei Gründe maßgebend. Fürst Nikolaus galt seit jeher als der bedeutendste Mann unter den Südslawen, unter denen er sich großer Beliebtheit und Ansehens erfreute. Seine Popularität stieg noch, als er seinem Volke im Jahre 1905 die Verfassung gab. Zur selben Zeit verloren aber König Peter

und seine Dynastie infolge der immer mehr zutage tretenden Unfähigkeit des Königs und infolge der bekannten Streiche des Kronprinzen Georg fortwährend Anhänger und seit zwei Jahren zeigt sich in Serbien eine offene Unzufriedenheit mit dem heutigen Regime, beziehungsweise der Dynastie. Man hätte also am Belgrader Hofe alle Ursache, die Rivalität der Dynastie Petrowitsch-Njegusch zu fürchten, um so mehr, als unter den Kandidaten für den künftigen König von Serbien wiederholt auch Prinz Mirko von Montenegro genannt wurde. In Serbien hatte man daher großes Interesse daran, das neue Verfassungsregime in Montenegro und damit auch den Fürsten Nikolaus zu kompromittieren. Zu diesem Zwecke wurden die oppositionellen Politiker in Montenegro, die zumeist in Belgrad ihre Studien genossen, verhetzt, die montenegrinischen Emigranten und Studenten in Belgrad reichlich unterstützt und so in die Dienste der serbischen Regierung gestellt, und in einem großen Teil der Belgrader und der übrigen südslawischen Presse eine heftige Kampagne gegen den Fürsten Nikolaus und die montenegrinische Regierung geführt, bis es endlich zu der Bombenaffäre kam. Es ist mir authentisch bekannt, daß Fürst Nikolaus, als er im vorigen Jahre den ihm verwandten Darmstädter Hof besuchte, dort bitter über das Treiben seines Belgrader Schwiegersohnes, namentlich aber seines Enkels, des Kronprinzen, klagte, die ihm nach dem Leben trachten. Mit Tränen in den Augen sagte der greise Fürst: „Ich weiß nicht, womit ich es verdient habe, daß mein eigenes Blut, das Kind meiner Tochter, sich gegen mich wendet.“ Ein Jahr vorher war Kronprinz Georg auf einer Reise bis Kattaro gekommen, wo er demonstrativ Aufenthalt nahm, ohne seinen Großvater in Cetinje zu besuchen. Dagegen beging er die Taktlosigkeit, einigen Montenegrinern gegenüber, die er in Kattaro traf, abfällige Äußerungen über ihren Fürsten zu machen. Es war dies in derselben Zeit, als Kronprinz Georg auch Serajewo durch seinen Besuch auszeichnen wollte, dort jedoch „alle Hotels besetzt“ fand, so daß er mit dem nächsten Zuge weiter reisen mußte.

Die zweite Ursache für die in Belgrad geplante Beseitigung der Dynastie Petrowitsch-Njegusch liegt in der Realisierung der großserbischen Idee. Die Verfechter dieser Idee stehen auf dem übrigens logischen Standpunkte, daß die Verwirklichung derselben, d. i. die Vereinigung aller Serben in ein Reich, nicht möglich ist, so lange zwei serbische Dynastien bestehen. Demnach müßte eine der beiden Dynastien der Idee geopfert werden und die Belgrader Patrioten, die ja dem serbischen Königshofe nicht sehr ferne stehen, entschieden sich natürlich für die Beseitigung des Fürsten Nikolaus und seiner Dynastie.

Der dritte Grund schließlich geht aus den letzten Enthüllungen des Georg Nastitsch, besonders aber aus dem in seiner Broschüre „Finale“ publizierten Revolutionsstatut hervor. Wenn man dieses Statut aufmerksam liest, so kann man, trotzdem es nicht ausdrücklich darin gesagt ist, daraus den Plan entnehmen die „allgemeine südslawische Revolution“ in Montenegro zu beginnen. Dieser Beginn hätte gleichzeitig auch eine Art Versuch sein sollen, der, wäre er gelungen, das Zeichen für den Aufstand in der benachbarten Herzegowina gewesen wäre, welcher sich dann nach Bosnien, Kroatien-Slawonien, Südungarn usw. fortpflanzen sollte. Das Bestehen eines solchen Planes wurde übrigens auch bei

dem Hochverratsprozesse in Cetinje festgestellt und dort von einigen Angeklagten enthüllt. Infolge der Ungeduld einiger besonders hitziger „Patrioten", wie des Hauptmannes Jascha Nenadowitsch, Oberleutnants Alexander Srb u. a. wurden die Bomben zu früh nach Montenegro geschickt, was zu Differenzen in dem Schoße des „Südslawischen Klub" und in weiterer Folge nicht allein zum Mißlingen des Planes in Montenegro, sondern auch zum Scheitern des ganzen Revolutionsplanes führte. Denn nach den Enthüllungen des Georg Nastitsch, die ihren Ursprung in der Mißbilligung des im vorigen Jahre im „Südslawischen Klub" aufgetauchten, vom Hauptmann Nenadowitsch angeregten Planes, die Aktion in Montenegro sofort und unabhängig von dem übrigen revolutionären Plan zu beginnen, haben, ist anzunehmen, daß die vielverheißende Tätigkeit der Retter des Serbentums für längere Zeit ruhen wird. Jedenfalls wird man aber jetzt in der Monarchie sowohl, als auch in den okkupierten Provinzen, sowie in Montenegro ein wachsames Auge haben und es wird den Belgradern Patrioten wohl die Propagierung ihrer wahnwitzigen Ideen außerhalb der Grenzen des „serbischen Piemont" schwerer als bisher gemacht werden.

Was die großserbische Bewegung in Kroatien-Slawonien, Südungarn, sowie in den anderen, von Südslawen bewohnten Teilen der Monarchie anbelangt, so glaube ich, mich diesbezüglich darauf beschränken zu können, auf Nastitsch' „Finale" und die sich in Agram abspielende Hochverratsaffäre hinzuweisen. Diese Aktion befand sich, als sie aufgedeckt wurde, erst in ihren Anfängen und es scheint, daß hier die Bewegung einen wenig ernsten Charakter hat, und daß in diesen Gegenden, abgesehen von der Begeisterung einiger Phantasten, nur dem serbischen Dinar eine Rolle zuzuschreiben sein wird. Darüber wird aber voraussichtlich der in Agram zu erwartende Hochverratsprozeß Aufklärung bringen und ich will dem Resultate dieses Prozesses nicht vorgreifen.

Von großer Wichtigkeit ist dagegen die Frage, wie sich der serbische Königshof zu diesen großserbischen Umtrieben, die ja für Serbien schließlich ein sehr gewagtes Spiel bedeuten, verhält und inwieweit die Behauptungen Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, daß König Peter und sein Sohn Kronprinz Georg die großserbischen Pläne nicht nur dulden, sondern sie auch unterstützen, letzterer sogar materiell. Diese Behauptungen lassen sich sehr schwer beweisen, man kann ihnen aber auch nicht entgegentreten. Für ihre Richtigkeit spricht vor allem der Umstand, daß König Peter von Serbien bis zu seiner im Juni 1903 erfolgten Wahl immer nur Verschwörer und Revolutionär war. Als solcher hat er auch an den Aufständen in der Herzegowina teilgenommen und nahezu 40 Jahre Verschwörungen gegen die Dynastie Obrenowitsch angezettelt, bis sie schließlich durch die Ermordung ihres letzten Sprößlings, des Königs Alexander, ausgerottet wurde. Daß der jetzige Träger der serbischen Königskrone diesen Vorgängen nicht ferne steht, ist schon lange kein Geheimnis mehr und diese Mitschuld an der „Umwälzung" in Serbien rächt sich eben bitter. Denn selbst angenommen, König Peter würde all dies, was in Serbien unternommen wird, nicht billigen, kann er nichts dagegen unternehmen, denn er sitzt als ohnmächtiger Greis im Belgrader Konak, ein Gefangener der Königsmörder, ein Spiel in den Händen einiger ebenso mächtiger, als gewissenloser Politiker, die ihn ins Verderben treiben.

Er weiß es, denn wenn er es auch nicht selbst sieht, wird es ihm täglich in allen Tonarten zugerufen. Jedes Auflehnen gegen das Treiben seiner Gefängniswärter wird sofort durch die Drohung unterdrückt, man werde der Welt eine Geschichte erzählen, wie man König von Serbien wird. Und König Peter muß schweigen.

Es wäre ja nicht das erstemal, daß von der Rolle gesprochen wird, die König Peter bei der Verschwörung gegen seinen Vorgänger auf dem serbischen Throne spielte, doch blieb man die Beweise schuldig. Und doch wird behauptet, daß es deren sehr viele gibt, nur werden sie, solange der König ein willfähriges Werkzeug in den Händen seiner Komplizen ist, von diesen der Öffentlichkeit vorenthalten. Vor mir aber liegen die mit Dokumenten bekräftigten Aufzeichnungen einer mit der Geschichte des Königsmordes sehr vertrauten serbischen Persönlichkeit und ich will es versuchen, auf Grund dieser Aufzeichnungen und anderer mir bekannter Daten etwas Licht in dieses Geheimnis zu bringen.

Der Plan, König Alexander und Königin Draga zu ermorden und den Prinzen Peter Karageorgevitsch zum König auszurufen, wurde bereits im Herbst 1901 nach der Vermählung des jungen Königs mit der Witwe Draga Maschin gefaßt. An die Ausgestaltung desselben schritt man jedoch erst im Februar 1903. Damals erst war die Mörderbande komplett gebildet und ihre Mitglieder legten folgenden schriftlichen Eid ab: „Ich (folgt der Name) schwöre bei dem, was mir das Liebste und Heiligste auf der Welt ist, daß ich König Alexander und Königin Draga ermorden und Peter Karageorgevitsch auf den serbischen Thron bringen werde.“ Bevor jedoch dieser Schwur geleistet wurde, fuhr das Haupt der zivilen Verschwörer, Exminister Georg Gentschitsch nach Genf, um dem Prinzen Peter Karageorgevitsch das Versprechen abzunehmen, daß die Verschwörer, wenn Peter den Thron besteigt, für die Bluttat nicht zur Verantwortung gezogen werden. Gentschitsch erhielt auch von dem Prätendenten das verlangte Versprechen, doch als jener nach Belgrad zurückkehrte, erklärten die Verschwörer, daß ihnen ein mündliches Versprechen nicht genüge und sie beauftragten Gentschitsch, abermals nach Genf zu reisen und den Prinzen Peter zu veranlassen, einen schriftlichen Schwur zu leisten. Auch dieser Mission entledigte sich Gentschitsch mit Erfolg und als er nach Belgrad zurückkehrte, konnte er seinen Gesinnungsgenossen den folgenden schriftlichen Schwur des künftigen Königs von Serbien überreichen: „Ich, Prinz Peter Karageorgevitsch, schwöre bei meiner Ehre, daß, solange ich und meine Nachkommen auf dem serbischen Throne sind, die Verschwörer und ihre Nachkommen nicht nur nicht gerichtlich verfolgt, vielmehr ihnen die höchsten Stellen im Lande gesichert werden.“ Durch dieses Schriftstück, das wohl der eklatanteste Beweis ist für die Mitschuld des heutigen Königs von Serbien an der Bluttat vom 11. Juni 1903, hat sich König Peter vollständig den Verschwörern ausgeliefert und es erklärt am besten die unbesiegbare Macht dieser Prätorianer und die Ohnmacht des Königs gegen ihr Treiben. Nicht minder bemerkenswerte Indizien dafür, daß die Ermordung des Königs Alexander nicht den Zweck hatte, „das Land von einem Tyrannen zu befreien,“ sondern den serbischen Thron für den Prätendenten Peter Karageorgevitsch frei zu machen, sind die Vorgänge, die sich am Morgen nach vollbrachter Tat in den

Straßen Belgrads abspielten und deren Zeuge ich war. Als ich mich noch im Morgengrauen zum Konak begeben wollte, fand ich den Platz vor dem Konak und die Zugänge zu demselben von Militär abgesperrt. Da kam mir ein bekannter Artillerieoberleutnant, in einer Hand einen Revolver, in der anderen einen blutigen Säbel haltend, entgegen und rief mir, den Säbel schwingend, zu: „Mit diesem Säbel habe ich diese H . . . ermordet!“ Dann schrie er wie besessen „Zivio kralj Petar“ („Es lebe König Peter!“) und das Militär stimmte in diesen Ruf ein. Dieser gute Mann, dem ich es übrigens zu verdanken hatte, daß ich den Kordon passieren und zum Konak gelangen konnte, ist jetzt Hauptmann erster Klasse, war auch Ordonnanzoffizier des Kronprinzen und weilt zur Zeit in Frankreich zum Studium der neuen Schnellfeuergeschütze. Vor dem Konak war bereits eine große Menschenmenge angesammelt, die nach den Klängen einer dort postierten Militärkapelle Kolo tanzte und von den Verschwörern, den berüchtigten Oberstleutnant Mischitsch an der Spitze, angeeifert, Hochrufe auf Peter Karageorgevitsch ausbrachte, trotzdem die Wahl desselben zum König erst sechs Tage später unter dem Drucke der Bajonette erfolgte. Als weitere Bestätigung meiner Behauptung seien zwei Telegramme reproduziert, welche am Morgen nach der Tat vom General Atanatzkovitsch, der in der Mordnacht das Kriegsportefeuille übernommen hatte, an die verschiedenen Militärkommandanten gerichtet wurden. Das erste dieser Telegramme, das in Belgrad am 11. Juni 1903 um 6 Uhr 35 Minuten früh aufgegeben wurde und die Nummer 1682, sowie den dienstlichen Vermerk „sehr dringend“ trägt, lautet: „J. J. M. M. König Alexander und Königin Draga weilen infolge eines zwischen ihnen entstandenen Streites, an welchem auch Militär teilnahm, nicht mehr unter den Lebenden. Die bisherige Regierung wurde in diesen Wirren beseitigt. Durch das Vertrauen der ganzen Belgrader Garnison berufen, habe ich die Leitung der Armee übernommen. Ich empfehle Ihnen, in diesen schicksalsschweren Tagen die Einigkeit und Disziplin in den Ihnen unterstellten Truppen zu erhalten und im Einverständnisse mit den Polizeibehörden in jedem Falle die Ruhe und Ordnung in Ihrem Distrikte aufrecht zu erhalten. Von der Bildung der neuen Regierung werden Sie sofort verständigt werden. Bestätigen Sie mir den Empfang dieser Depesche und teilen Sie mir mit, was . . .“ (der Rest dieses Telegrammes ist verloren gegangen). Das zweite Telegramm, das in Belgrad am 11. Juni 1903 um 8 Uhr 35 Minuten früh aufgegeben wurde, die Nummer 1687 und den dienstlichen Vermerk „sehr dringend“ trägt, lautet: „Die Truppen der Belgrader Garnison haben Peter A. Karageorgevitsch zum König ausgerufen. Nachdem dies der einhellige Wunsch der gesamten Armee ist, wollen Sie veranlassen, daß diese Proklamierung auch seitens der Ihnen unterstehenden Truppen erfolgt und die Ruhe und Ordnung erhalten werde, bis die gesetzliche Bestätigung der Proklamierung erfolgt. Kriegsminister General Atanatzkovitsch.“ Bezeichnend ist auch ein drittes, in Belgrad am 12. Juni 8 Uhr früh aufgegebenes, an die Platzkommanden gerichtetes Telegramm (Nr. 1771), das folgenden Wortlaut hat: „Veranlassen Sie, daß alle Staats- und Militärgebäude beflaggt werden.“ Ähnliche Telegramme richtete auch der damalige Minister des Innern, Stojan Protitsch, an die ihm unterstehenden Kreispräfekten.

Natürlich gibt es noch eine ganze Reihe weiterer Anhaltspunkte für die Mitschuld König Peters an der Verschwörung gegen König Alexander und Königin Draga. Ich hatte Gelegenheit, in einige gravierende Dokumente selbst Einsicht zu nehmen, darf aber leider von diesen vorläufig keinen Gebrauch machen, ohne eine Indiskretion zu begehen. Ein Balkandiplomat, der zu jener Zeit in Belgrad akkreditiert war und zu dem ich seit mehreren Jahren in freundschaftlichen Beziehungen stand, hatte die Freundlichkeit, mir gelegentlich einige sehr interessante, von Peter Karageorgevitsch an Verschwörer gerichtete Briefe zu zeigen, welche klar beweisen, daß der jetzige König von der Verschwörung nicht nur gewußt, sondern sie sogar inspiriert hat. Der Diplomat, der noch jetzt aktiv dient, bedauerte damals, daß er diese Dokumente, die er teils durch Bekanntschaften, teils aber für ziemlich hohe Geldbeträge erworben hatte, mit Rücksicht auf seine Stellung der Öffentlichkeit nicht übergeben könne. Derselbe Diplomat hat auch sehr interessante Aufzeichnungen über Gespräche, die er kurz nach dem Königsmorde mit zwei hohen, der Verschwörung angehörenden Offizieren führte, welche ihm in ihrem Siegesrausch so manches wertvolle Geständnis machten. Vielleicht kommt bald die Zeit, wo die Veröffentlichung sowohl der Briefe, als auch der Aufzeichnungen möglich sein wird.

Ist also einem Manne, wie König Peter, zuzumuten, daß er auch nach Erreichung seines ursprünglichen Zieles, den serbischen Thron zu besteigen, sich infolge der Macht der Gewohnheit auch weiter in Konspirationen und Abenteuer einzulassen gefällt, so läßt sich aus den oben angeführten Umständen anderseits erklären, daß er keinen eigenen Willen haben kann und allem zustimmen muß, was die Verschwörer und ihre Kreaturen unternehmen. Und schließlich, mit dem Essen kommt der Appetit. Als König Peter nach der Thronbesteigung von den Südslawen zugejubelt wurde, hat es gewiß seiner Eitelkeit geschmeichelt, daß man in ihm den künftigen König der Südslawen sah. Und dieser Traum mag sich in ihm zu einer krankhaften Ambition ausgebildet haben, welche vieles erklären ließe. Was jedoch den Kronprinzen anbelangt, so hat er durch seine Streiche wiederholt bewiesen, daß in ihm eine nicht zu sättigende Lust zu Abenteuern steckt und deshalb ist seine aktive Teilnahme an allen abenteuerlichen Plänen nicht unmöglich. Er hat auch wiederholt geäußert, daß er nicht ruhen werde, bis die serbischen Länder Bosnien und Herzegowina der serbischen Krone, unter die sie rechtmäßig gehören, einverleibt sein werden. Und endlich wird hier auch noch der Einfluß des früheren Ministerpräsidenten Nikola Pasitsch auf den König in Betracht kommen. Pasitsch aber ist ebenfalls ein Mann, der seit seiner Jugend immer Verschwörer war und überdies brauchte er eine sogenannte „nationale" Politik, um durch dieselbe die Aufmerksamkeit von seinem Korruptionsregim abzulenken.

Man hat gehofft, daß nach dem Rücktritt des Abenteurers Pasitsch der neue Minister des Äußern, Dr. Milovan Milovanovitsch, dem weiteren Treiben der großserbischen Revolutionäre Einhalt tun werde. Obwohl der neue Minister von den besten Absichten beseelt sein soll, hat sich diese Hoffnung bisher nicht erfüllt, was vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß sich Milovanovitsch, der gegen die Intriguen Pasitsch zu kämpfen hat, noch nicht genug fest fühlt, um

einen Schlag gegen die im Lande so populäre großserbische Propaganda führen zu können. Der „Südslawische Klub" setzt nach wie vor seine Tätigkeit fort; die der Regierung nahestehende Presse befaßt sich in derselben gehässigen Weise wie bisher mit den Ereignissen in „unseren Landesteilen", worunter die okkupierten Provinzen, sowie Kroatien-Slawonien verstanden werden und auch das Haupt der Propaganda, Sektionschef Dr. Spalaykowitsch, sitzt noch immer auf seinem Posten. Für den Augenblick haben diese Großserben ihre Tätigkeit nach der Türkei verlegt, wo sie versuchen für ihre Zwecke die Jungtürken auszunützen, indem sie diese durch Freundschaft und Verbrüderungen — wie dies auch der vom „Südslawischen Klub" und anderen patriotischen Vereinen unter Teilnahme von Offizieren kürzlich arrangierte Ausflug nach Uesküb und Salonich zeigte, — sowie durch allerhand Intriguen für die Idee der Losreißung Bosniens und der Herzegowina von Österreich-Ungarn zu gewinnen trachten. Der Propagierung dieser Idee soll auch eine Zeitung dienen, welche demnächst in Konstantinopel erscheinen und angeblich von dort lebenden bosnischen Emigranten herausgegeben werden wird. Viel Glück werden sie mit ihren neuen Plänen freilich auch nicht haben, denn die Jungtürken werden es sich gewiß gründlich überlegen, die für sie so wertvolle Freundschaft der österreichisch-ungarischen Monarchie gegen die eines Landes einzutauschen, das am Rande des Abgrundes steht.

Und daß Serbien so weit ist, dankt es seiner abenteuerlichen Politik, die in diesem Aufsatze wohl zur Genüge beleuchtet wurde.

Das bosnische Problem.

Von * * *

Die öffentliche Meinung der Monarchie hat in der Auffassung der im Okkupationsgebiete herrschenden Zustände schon sehr verschiedene Wandlungen durchgemacht. Dies beweist auch ihr jüngst erfolgter Ruf nach einer autonomen Selbstverwaltung für Bosnien.

Man kann über eine politische Autonomie verschiedener Ansicht sein: dem einen ist sie die Krönung der Volkserziehung, dem anderen nur ein Mittel, um Selbstdenken und Tatkraft anzuregen oder auch um das von den Radikalen so sehr gefürchtete Anwachsen der Bureaukratie zu hemmen. Es können demnach auch verschiedene Reifestadien in Betracht kommen, je nach der Größe der zu gewährenden Freiheiten und wohl auch nach dem Verhältnisse, in welchem man zu dem betreffenden Lande steht. Was für Rumänien, Bulgarien, Montenegro als selbständige Staatengebilde vielleicht vorteilhaft scheint, kann aber kaum ohne weiteres auf Bosnien-Herzegowina übertragen werden, da hier nicht bloß die Fähigkeit des Volkes, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen, sondern vorerst dessen Haltung gegen die Monarchie in Betracht kommt. Diese Haltung aber ist der schwache Punkt in dem Komplex von Betrachtungen, die jetzt über die bosnische Verfassungsfrage angestellt werden und die ihren Ausgangspunkt bei den neuen Einführungen in der Türkei fanden.

Das für den Weltfrieden so bedeutungsvolle Ereignis, wie es der gekräftigte Fortbestand des Osmanischen Reiches ist, ward für die Monarchie endlich zum An-

laß, ihre bis dahin durch nichts zu besiegende Teilnahmslosigkeit, wenn auch widerwillig und zögernd, aufzugeben, wozu die immer lauter werdenden Meldungen über Gärungen im Lande schon lange drängten. Die noch nicht erfolgte formelle Klärung des staatsrechtlichen Moments erzeugte jedoch gleichzeitig ein Gefühl verlegenen Unbehagens, das man am schnellsten loszuwerden vermeinte, wenn man der bosnischen vox populi williges Gehör lieh. Die Erwägung, daß man einem Lande, das durch die Monarchie 30 Jahre lang für die Monarchie erzogen wurde, nicht hinderlich sein könne, konstitutionelle Verhältnisse anzustreben, deren es jetzt teilhaftig sein würde, wenn es eine türkische Provinz geblieben wäre, wurde noch durch die beschämende Möglichkeit bestärkt, daß radikale ottomanische Abgeordnete für das türkische Parlament auch Vertreter aus Bosnien-Herzegowina reklamieren könnten, daß extreme Gruppen dieser Länder, sowie bosnische Emigranten ihre Wünsche und Beschwerden in Konstantinopel vorbringen dürften, und daß die bosnische Regierung mehr nach Stambul als nach Wien werde horchen müssen.

Diese Bedenken sind gewiß gerechtfertigt, wenn man auch heute keinen Grund hat, die Loyalität und Korrektheit der offiziellen Türkei der Monarchie gegenüber in Zweifel zu ziehen. Das Bestehen solcher Befürchtungen müßte jedoch vorerst zu der Frage führen, ob man denn des bosnischen Volkes überhaupt sicher sei? Besitzt die Monarchie tatsächlich das Vertrauen der Bosnier, so hat sie auch weiterhin freie Hand in der Gestaltung der inneren bosnischen Angelegenheiten; andernfalls aber schiene es gefährlich, nur auf äußere Einflüsse hin, deren Bedeutung man möglicherweise überschätzt, freiheitliche Rechte zu gewähren, deren Tragweite man jedenfalls unterschätzt. Wenn die öffentliche Meinung der Monarchie gerade den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet hält, „Bosnien den Bosniern" zu überlassen, so ist dies nichts weiter als ein völliges Verkennen der Situation und der eigenen Interessen sowie ein Beweis für die zwingende Macht der Phrase und des bei uns noch immer alle praktischen Erwägungen niederringenden Doktrinarismus.

Die Umwandlung der Türkei in einen konstitutionellen Staat wurde von den bosnischen Moslims in achtungsvoller Weise begrüßt, übte jedoch keinen nennenswerten Eindruck aus. Lag doch Stambul als Machtsitz den Bosniern immer sehr fern. Die serbische Opposition dagegen fand es aber doch bedenklich, unter diesen Umständen ihre so oft betonte Zugehörigkeit zur Türkei allzusehr in den Vordergrund zu stellen. So glitt man gerade in Bosnien leicht über ein Ereignis hinweg, das in der Monarchie den Verfassungsgedanken auslöste. Näherliegend wäre wohl der Wunsch nach der endlichen definitiven Einverleibung gewesen. Denn daß unsere Staatskunst in vollen 30 Jahren nicht die Gelegenheit oder auch nicht den Mut fand, dieses Unerläßliche zu tun, daß sie später einmal unter viel ungünstigeren Auspizien wird tun müssen, das ist der Urgrund der bosnischen Übel. Keineswegs jedoch der bisherige Mangel einer Autonomie.

Die Bewegung in Bosnien ist so wenig neu, daß über ihre Ursachen keine Täuschung mehr bestehen sollte. Die bosnische Presse, die sich, ob serbisch, ob moslimisch, mit geringen Ausnahmen im allerradikalsten Fahrwasser bewegt, spricht seit geraumer Zeit über Zweck und Ziel der Umtriebe mit jenem bemerkenswerten Freimute, den man nur im Glauben des guten Rechts besitzt. Auch erscheinen in

regelmäßigen Intervallen Deputationen in Wien und Budapest, — öfter allerdings in Budapest, wo sie den Schutz der Achtundvierziger genießen, jener Partei, die die ungarischen Rechte auf Bosnien in Verwahrung genommen hat und der es obliegt, durch eine vereinigte serbisch-moslimische Opposition den wachsenden kroatischen Einfluß in Bosnien zu bekämpfen. Die Promemorien dieser Abordnungen enthalten natürlich Beschwerden gegen das herrschende Regime und es ist ganz besonders charakteristisch, daß gegen die Verwaltung auch die Anklage erhoben wird, daß sie eine die Annexion von Bosnien und der Herzegowina anstrebende Politik betreibe und die Muselmanen für diesen Gedanken gewinnen wolle.

Nach Auffassung der geeinigten bosnischen Opposition sind also etwaige Annexionsbestrebungen eigenmächtige strafbare Handlungen der Landesverwaltung, die dafür von der Monarchie zu maßregeln sei. Eine weitere Appellationsinstanz wären die Signatarmächte des Berliner Vertrages, denen die Monarchie dadurch subordiniert wurde, daß sie sich das Mandat für die Pazifizierung Bosniens und die Schaffung gesetzlicher Zustände von ihnen übertragen ließ. Dieses Mandat könne naturgemäß nur eine begrenzte Dauer haben und müsse erlöschen, wenn die erwähnten gesetzlichen Zustände hergestellt seien, oder wenn es der Monarchie nicht gelingen sollte, solche herzustellen. In keinem Falle brauchen sich die Signatarmächte um Bosnien weitere Sorgen zu machen. Nach Abzug Österreich-Ungarns würde für die unter modernem Einflusse herangewachsene „Intelligenz" eine weite Arena frei, in der sie ihre Tüchtigkeit betätigen, Karriere machen, reich werden und sich durch ihr Wissen auszeichnen könnte, ohne vorher erst die erdrückende Konkurrenz der „Fremden" überwinden zu müssen. Diesem Ziele würde sie eine autonome Selbstverwaltung rasch näher bringen; auf jeden Fall aber wäre eine solche ein treffliches Schutz- und Kampfmittel gegen die etwa drohende Annexion und muß daher um jeden Preis ertrotzt werden.

Solcherart ist der Ideengang einer Gruppe von Ehrgeizigen, denen das von Mißbehagen erfüllte Volk willig Gefolgschaft leistet. Die in den Kreisen der Monarchie herrschende Voraussetzung, das Volk hätte sich in den 30 Okkupationsjahren mit Österreich-Ungarn und dem westlichen Gedanken assimiliert, verrät also nur, wie wenig das Mutterland Bosnien bisher überwachte oder wie weitgehend es sich von der meisterhaften Verstellungskunst orthodoxer Südslawen und der Moslims täuschen ließ. In der Theorie war es die Monarchie, die das junge Reichsland erzog; in Wirklichkeit wurde dies aber vollständig einem Apparat überlassen, der ohne Kenntnis der erforderlichen Arbeit ad hoc konstruiert wurde. Mit einer schweren Ladung von Vorschriften und Vorbehalten und der Last der vollen Verantwortung wurde er wie ein Frachtschiff vom Ufer abgestoßen und seinem Glücke überlassen.

Eines der Hauptmerkmale der neuen Verwaltung der okkupierten Länder war die Anknüpfung an bereits bestehende Einrichtungen und deren allmähliche Ausgestaltung zu einem modernen staatlichen Betrieb. Die Gleichheit aller vor dem Gesetze war die erste moderne Zutat, die nicht nach dem Sinne der Moslims war. Die Schonung der bestehenden Einrichtungen, sofern sie sich auf den Besitzstand der moslimischen Grundherren bezog, enttäuschte die Bauernschaft in ihren Abrechnungsgelüsten und machte im übrigen die Entwirrung der für einen modernen Menschen

schwer verständlichen, auf uralten Satzungen und Gewohnheitsrechten beruhenden wirtschaftlichen Verhältnisse zu einer Sisyphusarbeit. Die Rücksichtnahme auf seine Eigenart endlich ließ nach der anfänglichen Fügsamkeit den alten starren Balkanmenschen wieder hervorbrechen, der heute mit hochmütiger Verachtung über den fremden Eindringling zu Gericht sitzt und ihm die Türe weist. Die orientalischen Tendenzen des Volkes sollten durch abendländische Maximen in human-liberalem Sinne transformiert werden. Dies führte mit unerbitterlicher Logik zu der heutigen Situation.

Daß mit der Besetzung des Landes dessen Schicksal dauernd an die Monarchie gebunden sei, vermögen die Bosnier nicht zu glauben. Schon deshalb, weil der „Schwaba" ihren Vorstellungen von einem Eroberer nicht entsprach. Bloß die Übermacht seiner Bajonette wurde ernst genommen; nie er selbst. Denn ein Eroberer ist mit Feuer und Schwert ausgestattet, mit denen er alles hinwegtilgt, was seinen Absichten zuwider läuft. Daß der Schwaba anders kam, hatte seine guten Seiten, imponierte aber nicht. Man war des baldigen Endes seiner Herrschaft so sicher, daß bei Anlegung der Grundbücher es viele für unnötig fanden, Eigentumsansprüche geltend zu machen, und mancher Grundbesitz dem Staate verfiel, was dann Anlaß zu Prozessen bot. Die Landesvermessung betrachtete man nur als Vorwand, um neue drückende Steuern einzuheben und es ereignete sich, daß Grundherren ihr Eigentum dem Kmeten oder dem Nächstbesten überließen, in der bestimmten Voraussetzung, daß „später" alles auf seinen richtigen Platz rücken werde. Ihr Benehmen gegen die „Fremden" hatte die längste Zeit etwas von der nachsichtigen Art, wie man sie einem aufdringlichen Gast gegenüber hat, gegen den man nicht unhöflich sein will. Diesem harten Slawengeschlecht, das bisher mit den Waffen in der Faust lebte und starb, dessen Denken und Fühlen sich in ungebrochenen epischen Bahnen bewegt hatte, dessen Sitte und Brauch noch tief in der Vorzeit haftet, erschien das rastlose Tun und Treiben der Fremden töricht; in den Äußerungen des neuen Lebens sahen sie zumeist nur Überflüssiges, daß sie in ihren sozialen Einrichtungen und Gewohnheiten störte. Der nie stillstehende Fremdenzufluß engte sie ein, stachelte sie zum Widerstreit gegen sich selbst auf, zur Konkurrenz wegen der erschwerten Existenzbedingungen. Darum überwand man den Widerwillen gegen die Schulen der Fremden, die ihnen mit ihren Lockungen, ihren Stipendien, wie Seelenfänger erschienen, und ließ die neue Generation sich jene Bildungsmittel und Geschicklichkeiten aneignen, nur damit sie befähigt werden sollte, Oberwasser zu gewinnen. Die Bildungsbeflissenen des Nachwuchses waren die Exponenten des Volkes in einem feindlichen Gebiet, um dort die Machtmittel zu erkunden, und je bereitwilliger man sie mit Wehr und Waffen ausrüstete, um so skrupelloser machten sie davon gegen ihre Lehrer Gebrauch.

Wie tief auch die national-religiösen Spaltungen gehen, wie auch die Pfade divergieren mögen, auf die sie ihre historischen Erinnerungen drängen, in kultureller und sozialer Hinsicht war das Volk — das sich aus zwei Hauptgruppen: den sich Serben nennenden orientalisch-orthodoxen Christen, den Bekennern des Islam und einem Bruchteil Katholiken, welch letztere immer nach Wien und Rom gravitierten, zusammensetzt — durch die bei völliger Abgeschlossenheit einwirkende Türkenherrschaft ein gleichartiges, festes Gefüge geworden, an dem sich kaum etwas ändern

ließ, ohne das Ganze zu erschüttern. Eine Erschütterung mußte aber unbedingt vermieden werden, denn deren mögliche Folgen auf sich zu nehmen, wäre die Monarchie kaum gewillt gewesen. Auf diese Weise mußte es bis heute bei den alten Rechts- und Besitzverhältnissen bleiben. Das ottomanische Gesetz ist noch immer die Grundlage der Rechtspflege, und das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch gelangt nur subsidiär zur Anwendung. Dem Moslim blieben die alten Scheriatsrichter, in deren Händen ehedem die ganze Gerichtsbarkeit lag, allerdings nur für eigene Verlassenschafts- und Eheangelegenheiten und zur Besorgung gewisser geistlicher Funktionen erhalten, den wirtschaftlichen Fragenkomplex beherrscht jedoch in den hochwichtigen Agrarsachen das türkische Sefer-Gesetz nach wie vor. Dagegen entbehrt aber die bosnische Staatsmaschine, die auch dem Anprall des nun ungehindert über die Save flutenden abendländischen Lebens standhalten muß, mancher essentieller Gesetze. Über den Mangel der in Zisleithanien geltenden Staatsgrundgesetze vermag die Judikatur nur dadurch hinwegzukommen, daß die Richter an den Universitäten Österreich-Ungarns die Grundgesetze des Staates kennen gelernt haben. So wurde die Gerechtsame in diesen Ländern zu einer eigenen wissenschaftlichen Domäne, die, um der Individualität des Einzelnen einen allzu großen Spielraum zu benehmen, durch ein undurchdringliches Gestrüpp von Instruktionen und Verordnungen umhegt wurde. Leichter fand sich die Rechtssprechung mit ihrem nahen, klar erkennbaren Ziel mit dieser Gesetzeslage ab, und die Gerichte sind auch die einzige Institution, die bedingungslose Achtung der Bevölkerung genießen. Bezeichnend hierfür ist, daß man mit einer gerechten Sache zum Richter, mit einer zweifelhaften zum Bezirksvorsteher geht.

Die administrativen Behörden haben im gewissen Sinne eine schwierigere Aufgabe zu erfüllen. Als ständige Interpreten abendländischer Ideen im morgenländischen Sinne und umgekehrt, wird ihnen die Rolle eines diplomatischen Mittelsmannes aufgedrängt. Ihre besten Impulse verpuffen in Neutralisierungsversuchen, ihre besten Kräfte in der Vermeidung oder Beseitigung von Konflikten. Ihre Bereitwilligkeit, allem gerecht zu werden, läßt die Regierung sich in Experimenten erschöpfen, die den einen unbestrittenen Erfolg haben, daß sie die Beamten irre machen. Die Kapazität der Organe auf die verschiedenen Intentionen einzugehen, drückt sich in einer ungleichmäßigen Handhabung der exekutiven Behelfe aus. Mit denselben Gesetzesvorschriften erreicht man in einem Bezirke die vollste Übereinstimmung mit der Bevölkerung, während im Nachbarbezirk die Widerspenstigkeit bis zur Ausschreitung gedeiht. Dies zeitigte den Gedanken, daß die guten Gesetze zuweilen durch geheime Gegenbefehle paralysiert würden, um das Volk nicht zur Ruhe kommen zu lassen, um es heimlich zu verhetzen, damit die Verwaltung immer neue Vorwände für ein längeres Verweilen gewänne und das Land noch weiter das fremde, teuere Beamtenheer ernähren sowie auch die Ausbeutungen durch die vielen Glücksucher aus der Monarchie erdulden müsse, womit sich diese für ihre geleisteten Kosten entschädige.

Die Übertreibung des gewiß sehr schönen Axioms, daß die Regierung für das Volk da sei, ließ sie schließlich zu einem Ausbeutungsobjekt werden und führte auch dazu, daß bei zu besetzenden Stellen oder zu vergebenden Arbeiten seltener die Qualifikation als die Nationalität und Konfession in Betracht kommt. Im amt-

lichen Verkehr mit Bosniern orientalisch-orthodoxen, oder wie man jetzt sagt, serbischen Bekenntnisses ist die cyrillische Schriftart obligatorisch geworden, für die Sprache, die zuerst als „bosnisch", dann als „Landessprache" bezeichnet wurde, und von der es jetzt gestattet ist sie „serbo-kroatisch" oder „kroato-serbisch" zu nennen, oder auch nur „serbisch" den Serben gegenüber oder kroatisch im Verkehre mit Kroaten! Der unglückliche Beamte muß, zur Vermeidung von „Anständen", sich vorerst über die Konfession der „Partei" informieren, ehe er wissen kann, wie er zu sprechen oder zu schreiben hat. Die letzten harmlosen Ausläufer dieses Systems sind „viersprachige" Aufschriftstafeln, bei denen sich jedoch noch die Ungarn um ihr Rechtsteil verkürzt fühlen: nebst dem eventuellen deutsch, kroato-serbisch in Latein, serbo-kroatisch in Cyrillica und Türkisch, obzwar das letztere in den seltensten Fällen von jemandem gelesen werden kann; und jetzt feiert das offizielle Bosnien außer den katholischen Festtagen noch die serbisch-orthodoxen, von denen es um einen mehr als Arbeitstage im Jahre gibt, und die türkischen inklusive des Freitags, wonach die Moslims gar nicht verlangten — ein Übelstand, der bei den ohnehin überbürdeten Gerichtsstellen sehr fühlbar wird. Und trotzdem das Reformgewand in jeder Einzelheit für die „Eigenart" des Bosniers zugeschnitten ist, drückt es ihn doch überall. Berghoch liegen zwischen ihm und den alten Einrichtungen die Verklausulierungen, Zutaten und Vorbehalte und immer unbezwinglicher wird das Verlangen, das Unbehagen abzuschütteln. Darin treffen sich die beiden Hauptgruppen des Landes, die der mohammedanischen und der orientalisch-orthodoxen Bosnier, und einzig aus dieser Mißstimmung ergab sich die Möglichkeit einer Verständigung zwischen ihnen.

Die Moslims, denen die Fremden die „Kraft" genommen, wie sie sich ausdrücken, standen trotzdem ursprünglich nicht auf dem Standpunkt der Verneinung. Nächst ihrer philosophischen Weltanschauung beruhte dies auf den Vergleichen, die sie zwischen sich und ihren Glaubensgenossen in den anderen Balkanländern, die unter christliche Herrschaft gelangt waren, anstellten, und die sehr zugunsten Bosniens ausfielen. Auch herrscht gerade in den breiten Volksschichten die Auffassung, die moslimischen Bosnier hätten durch die Unbotmäßigkeit ihrer Väter es verdient, daß der Sultan das Land verschenkte, und diese Strafe müsse nun getragen werden. Was den Moslim jedoch aus dem seelischen Gleichgewicht brachte, war das Wiedererwachen des panislamitischen Gesamtgefühls. Die am weitest gegen Europa vorgeschobene Verästelung des Islam fühlte sich von Isolation bedroht, und so verlangten die moslimischen Bosnier die Wiederherstellung des Zusammenhanges mit ihrem religiösen Oberhaupte, dem Chalifen, damit im Wege des Meschichats, der obersten geistlichen islamitischen Behörde, die Autorisation zur Ausübung der religiösen Pflichten auf die geistlichen Funktionäre in Bosnien-Herzegowina übertragen werde, da sie sonst aus Sunniten zu Schiiten, d. i. zu Häretikern, würden. Das Hauptgebrechen der bosnischen Verwaltung, die mangelnde korrekte staatsrechtliche Basis, machte sie zur raschen Lösung der Meschichatsfrage ungeeignet. Solcherart mußte bei der Untrennbarkeit des Geistlichen vom Weltlichen im Islam eine Forderung aus der anderen herauswachsen, vom rein Religiösen bis zum Wirtschaftlichen. Als es endlich zur Bildung eines „Volksausschusses" kam, der die Gesamtinteressen der bosnischen Moslims" vertreten soll, unterlag die Zusammensetzung des Exekutivkomitees bereits dem Einflusse der serbischen Opposition, und es war nun ein Leichtes,

der vom Standpunkt des Islam nicht unberechtigten Aktion eine rein politische Grundlage zu unterschieben und ihr eine gegen die Monarchie gerichtete Spitze zu verleihen.

Eine unabweislich gewordene Reform in dem schmerzvollen Agrarwesen war der herrschsüchtigen serbischen Opposition in ihrer Absicht, die Moslims in ihr Lager zu ziehen, zuhülfe gekommen. Als nach der Okkupation der erste Schritt geschah, um die primitive Naturalwirtschaft in eine Geldwirtschaft umzuwandeln und der Zehent statt in Naturalien in Barem dem Staate entrichtet werden mußte, empfand dies der Bauer als eine überaus drückende Maßregel. Seine schwerste Sorge jahrüber war die Beschaffung des Geldes für den Zehent, und noch hat er sich nicht völlig daran gewöhnt. Lange zögerte man demnach mit dem zweiten Schritte, der Abschaffung des uralten Verfahrens, nach welchem der Zehentschreiber allherbstlich die Fluren abschreitet, die Ernte abschätzend und dafür Tantiemen einheimsend. Diese einer modernen Verwaltung unwürdige Art der Steuererhebung verschaffte jedoch früher dem Aga, dem Grundherrn, die Ziffer für seine Hakforderung an den Kmeten, den Bauern; er vermochte die Höhe seines Naturalienanteils an der Ernte einfach im Steueramte zu ermitteln. Die nun eingeführte Zehentpauschalierung macht dies unmöglich und trifft deshalb den Aga empfindlich, weil er, seiner früheren fast unbeschränkten Autorität dem Kmeten gegenüber beraubt, bei Meinungsverschiedenheiten auf den langwierigen Zivilprozeßweg angewiesen und wohl auch mancherlei Vexationen seitens der Bauernschaft ausgesetzt ist. Darum vermögen die Moslims in dieser Neuerung, die ihrer Bequemlichkeit allerdings nicht dient, keinen Impuls für moderne ökonomische Bestrebungen zu sehen, sondern nur die Absicht, sie zu verderben. In der widersinnigen Annahme, daß ihr Ruin geplant sei, um dadurch die Serben, denen diese Neuerung zum Nutzen dienen solle, für den Anschluß an die Monarchie zu gewinnen, sprangen sie zu den Serben über. „Iz Inada", zu deutsch „Justament". Kosovo ist darum von beiden Teilen nicht vergessen, und gerade dies erzeugt einen Dunstkreis von Hinterhältigkeit, in der das sittliche Moment viel mehr Schaden leidet, als einst in den blutigen Fehden, die vor 30 und mehr Jahren die Sympathien Europas auf die Seite der Streiter „für das Kreuz und für die goldene Freiheit" brachten, unter denen die heutigen bosnischen Serben vorzugsweise verstanden wurden, und deren Schmerzensschreie die Okkupation herbeiführten. Man beginnt an den vormaligen „türkischen Greueltaten" zu zweifeln, wenn man in Erwägung zieht, wer heute der eigentliche „unruhige Nachbar" der Monarchie ist.

Die siebenjährige Wartezeit auf ihre Kirchen- und Schulautonomie, die auch noch heute ohne verwaltungstechnische Stütze ein sehr schwanker Träger des nationalen Gedankens wäre, rechtfertigt die Feindseligkeit der Serben kaum ausreichend; sie rechtfertigt vielmehr das Zögern der Verwaltung. Denn die Gewährung eben jener heißumstrittenen Kultusautonomie ließ die utopischen großserbischen Ideen erst recht in die Halme schießen und schlug die erste Bresche in das Machtgefüge der Verwaltung. Welchen Gebrauch die Opposition von weiteren liberalen Konzessionen zu machen weiß, bewies die im November vorigen Jahres in Sarajewo stattgehabte Tagung eines serbischen Volksausschusses, der nach Konstatierung der Hauptsache, nämlich dessen, daß die „serbischen Länder"

Bosnien-Herzegowina Teile des türkischen Kaisertums seien, kurzweg parlamentarische und legislatorische Rechte begehrte, also gewissermaßen den Ereignissen in der Türkei vorgriff. Wie sich die Opposition die Schaffung autonomer Körperschaften vorstellt, lehrten die denkwürdigen Sarajewoer Gemeinderatssitzungen vom Februar, in denen man die Durchberatung eines neuen Kommunalstatutes, das größere Bewegungsfreiheit gestatten sollte, mit Diskussionen über das Staatsrecht einleitete und den „Fremden" das Wahlrecht absprach. Auch das Preßgesetz, das als Ventil für den gärenden Most, aus dem edler Wein werden sollte, gedacht war, und als Ableiter für die serbische Art, alles ins Uferlose zu besprechen und zu bekritteln, wurde in der Hand der Opposition nichts als eine unter behördlichem Schutz stehende Einrichtung, das Volk zu insurgieren.

So läuft schließlich alles auf die noch unvergessene, gute alte Zeit des Faustrechts hinaus, die man schon der Bewegungsfreiheit wegen nicht ungerne zurückhaben möchte. Der Serbe meint, er hätte längst erreicht, was er gewollt, wenn Österreich ihm nicht in den Arm gefallen wäre, und der Türke meint, er wäre doch allein fertig geworden. Und den Schrei, den der sehnsuchtskranke Adler ausstößt, wenn er von fern seine wilde Felsenheimat erblickt, nennt das teilnahmsvoll aufhorchende Europa Äußerungen des Wunsches nach repräsentativen Einrichtungen. Nach dieser Richtung hat die versuchsweise schon vor langem eingeführte Institution der Gerichtsbeisitzer nicht viel Ermutigendes gezeitigt. Um diesem Naturvolke Gemeinsinn und Arbeitswilligkeit beizubringen und die Freude an konfessionellem Kampf abzugewöhnen, dazu reichen 30 Jahre nicht hin.

Die nicht zu unterdrückenden Zweifel in die Stabilität der österreichisch-ungarischen Herrschaft ließen in der letzten Zeit das schwächste, und deshalb bisher ganz übersehene Volkselement, die Katholiken, sich zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammenfinden und auch ihre Forderung aufstellen. Ihr Führer, der Bosnier Dr. Nikola Mandić, sprach sie am Geburtsfeste des Kaisers aus, als er an den Landeschef die Bitte um Annexion richtete. Diese Bitte kann man bei dem gegenwärtigen Stärkeverhältnis und der Kampfstellung der Parteien eher einen Warnungs- und Hilferuf nennen, bestimmt, im „weißen Wien", nach dem die bosnischen Katholiken seit Jahrhunderten in nie wankender Zuversicht ihre Blicke richteten, gehört zu werden. In dieser Forderung begegnen sich die Katholiken, das sind jene Bosnier, die von allem Anfang an offen und ehrlich den Anschluß an die Monarchie gesucht haben und die durch die im Lande ansässigen Kroaten aus der Monarchie gestärkt werden, mit allen im Okkupationsgebiete lebenden österreichisch-ungarischen Untertanen, was die junge Partei in absehbarer Zeit befähigen dürfte, auch zu einem Faktor zu werden. Eine kleine Gruppe konservativer Moslims, die jetzt gute Ansätze zur Bildung einer eigenen Partei zeigt, sympathisiert gleichfalls mit den Kroaten insofern, als sie in dem Treiben der Opposition eine Gefahr für sich erkennt, und auf Abwehr bedacht ist. Daß aber selbst diese Gruppe vor der Radikalkur einer Annexion nicht angstvoll zurückweichen würde, ist nicht erwiesen.

Die Leiden, die heute die okkupierten Länder durchzittern, wären ihnen gewiß erspart geblieben, wenn man das Volk von Anbeginn an vor unabweisliche Tatsachen gestellt hätte. Da man dies nicht gekonnt oder nicht gewollt, so hätte es sich um so dringender empfohlen, das Bestreben jener Mächte nachzuahmen, die bei

Besetzung eines fremden Landes dessen Verwaltung mit möglichst guten Kräften auszustatten suchen. Die Monarchie schob jedoch auch diese Sorge weiter von sich ab, als es das vielberufene fragliche Staatsrecht erheischte. In dem Helldunkel der Unerwiesenheit konnte man Bosnien auch ganz wohl bei Bedarf als exterritorial betrachten, und die Beamten, die dahin gingen, als expatriiert. Mochte nur jeder selbst sehen, wie es ihm und den Seinen weiter ergehe. Es wäre aber, wenn auch nicht bequemer, so doch wahrscheinlich zweckdienlicher gewesen, überhaupt keinen eigenen Beamtenkörper für das Okkupationsgebiet zu schaffen, sondern ihn beiden Reichshälften zu entlehnen. Eine Entschädigung für die bosnische Dienstzeit in irgendeiner Form und die Möglichkeit einer ehrenvollen Rückkehr in die Heimat, hätten ein reiches Angebot tüchtiger, arbeitsfreudiger Männer zur Folge gehabt und die Schaffung eines homogenen, allen Volksgruppen gleich unparteiisch gegenüberstehenden, unbedingt verläßlichen Beamtenkörpers erzielt. Nur ein solcher vermag inmitten einer unruhigen, streitsüchtigen Bevölkerung die Ruhe und Kraft zu finden, seine Pflichten so zu erfüllen, daß sie gleichzeitig den Gegner mit der herrschenden Macht befreunden. Was von jedem, den sein Lebensweg nach Bosnien führt, gefordert werden müßte, daß er durch sein Verhalten eine ungesuchte, aber dafür um so wirksamere Reklame für die in der Monarchie herrschenden Einrichtungen bilde, gilt vorerst für den Staatsangestellten. Der „bosnische Beamte" aber, in dessen Händen bisher das Wohl und Wehe der okkupierten Länder lag, ist für die Monarchie noch immer ein Mensch zweiter Güte. Sorgen und Unlust machen jedoch den Staatsdiener zu keinen geeigneten Interpreten der Regierungsideale und sind eine der Hauptquellen, durch die der Haß der Bevölkerung gegen die fremde Macht und die Verachtung der durch die Verwaltung getroffenen Maßnahmen ständig genährt werden. Den tüchtigen Beamtenkörper eines modernen Staates nennt Ferraris „ein Bollwerk gegen Tyrannei, Revolution und Anarchie" und er schreibt hauptsächlich dem Fehlen eines solchen Körpers und der damit zusammenhängenden jährlichen Neuwahl der Funktionäre die ununterbrochene Reihe blutiger Bürgerkämpfe um die Herrschaft in Rom seit den Gracchen bis Augustus zu.

Eine neue Gefahr ersteht der inneren Kraft und Einheit des Verwaltungskörpers durch die stets intensiver betriebene Durchsetzung mit Einheimischen, die, in den angedeuteten Zusammenhängen, nicht immer imstande sind, ihre separatistischen Neigungen bei Ausübung ihrer Dienstpflicht zu unterdrücken. Andrerseits muß man aus Billigkeitsgründen dem Bosnier ein seiner Ausbildung entsprechendes Unterkommen in seiner Heimat zugestehen, da ihm die Türen in Österreich-Ungarn verschlossen sind und nicht einmal ein an den Universitäten der Monarchie promovierter Arzt dort praktizieren darf. Dies ändert aber nichts daran, daß das Schwergewicht der Verwaltung auf lange Zeit hinaus ein sorgsam gewählter, völlig unbeeinflußbarer Beamtenkörper bleibt. Deshalb wäre es auch wünschenswert, wenn die Beamten sich der Gemeinde- und sonstigen Wahlrechte in Bosnien freiwillig begeben würden. Jedem Parteikampfe entrückt, würde ihre Objektivität und damit ihr Ansehen gewinnen, während ein unausbleibliches Unterliegen, der kompakten Mehrheit des Volkes gegenüber, ihre ohnehin schon bedeutend wankende Autorität kaum heben dürfte.

Wie die von allem Anfang an im Verhältnis zu ihrer Kulturaufgabe viel zu schwache bosnische Staatsmaschine die ungeheure Arbeitslast der abgelaufenen

Epoche zu verrichten vermochte, läßt sich nicht anders erklären, als daß Not nicht nur beten, sondern auch regieren lehrt. Der erste wichtige grundlegende Abschnitt, in dem es sich meist um Reformen administrativer und finanzieller Natur handelte, ist nun vorüber, und vor der übermüdeten Verwaltung ersteht riesengroß der zweite, schwierigere Teil der Aufgabe: den Bosnier, der erst halb den Weg zur westlichen Zivilisation gemacht hat, bis ans Ende zu führen. Mehr und mehr drängt sich nun die von Lord Cromer in bezug auf Ägypten betonte Notwendigkeit in den Vordergrund, „nicht politische Institutionen auf einen Boden zu verpflanzen, der ihrem Gedeihen ungünstig ist, sondern auf sozialem Wege die westlichen modernen Anschauungen in bezug auf Moral und Sitten in das Volksleben eindringen zu lassen."

Soll Bosnien zur Ruhe kommen und in seiner Weiterentwicklung nicht gehemmt werden, so bedarf es fortab erhöhter Fürsorge seitens der Monarchie. Sie darf der sie repräsentierenden Landesverwaltung und den österreichisch-ungarischen Untertanen einen starken Rückhalt fernerhin nicht versagen und sich in der Forderung nach unbedingtem Gehorsam durch keine Theorie binden lassen. Gehorchen ist heute in Bosnien wichtiger als Verstehen. Erst nach Erfüllung dieses Unerläßlichen mag man zu weiteren Bildungen schreiten. So lange die ausschlaggebende Mehrheit der Bosnier alle gewährten Rechte nur zugunsten ihrer Abtrennungsbestrebungen ausnutzen will, trifft die pädagogische Absicht von der progressiven Erteilung von Freiheitsrechten nicht das richtige, denn — wie der Bosnier selbst sagt — die Freiheit ist nur dem Weisen ein treuer Diener, dem Toren aber ist sie ein schlimmer Herr.

All unsere doktrinären Verfassungs- und Autonomieschwärmer, welche ohne Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse mit allerhand Rezepten für die okkupierten Länder aufwarten, mögen nach Montenegro und Serbien blicken und sie werden sehen, wie wenig sich diese den Bosnischen nahe verwandter Balkanvölker für die westlichen Formen der „Freiheit" eignen, welche in diesen Balkanstaaten zu einer wahren Geißel geworden sind und ein unentwirrbares Chaos gezeitigt haben. Man hüte sich bei uns vor gefährlichen Versuchen, die gar leicht dazu führen könnten, daß ein anderer die Frucht unserer dreißigjährigen Arbeit einheimst!

Der dritte internationale Kongreß für Irrenpflege in Wien.

Von Prof. Heinrich Obersteiner.

Vom 7. bis 11. Oktober wird in Wien der dritte internationale Kongreß für Irrenpflege im großen Sitzungssaale der k. k. Gesellschaft der Ärzte tagen. Es darf wohl vorausgesetzt werden, daß den Fernerstehenden Aufgabe und Wirkungskreis dieses Kongresses, sowie seine über den engen Bereich der Fachgenossen weit hinausreichende Bedeutung nicht vollständig klar sind. In dieser Beziehung einige Erläuterung zu bringen, ist Zweck der folgenden Zeilen, namentlich aber zu zeigen, daß die Probleme, deren Lösung der Kongreß sich zur Aufgabe gemacht hat, solche

sind, die zum nicht geringen Teile das weitestgehende Interesse für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Wie ein Märchen muten uns Berichte aus jenen Zeiten an, in denen man die Geisteskranken für Besessene oder im günstigeren Falle für vom Himmel Begnadigte hielt und daher viele dieser Unglücklichen in entsprechender Weise behandelt, oft den grausamsten Prozeduren bis zum Feuertode unterworfen wurden. Aber noch vor 90 Jahren beklagt sich der bekannte Anatom und Irrenarzt Reil, daß ihm eine größere Arbeit über die Behandlung Geisteskranker vom Herausgeber der Ephemeriden ihrer Länge wegen zurückgewiesen wurde mit der Begründung, daß der Verleger nur zweimal im Jahre eine Anzahl von Bogen „für Arme, Gefangene, Tollhäusler und andere Personen dieses Gelichters drucken lasse".

Heute, wo die Erkenntnis eine allgemeine, in das Volk gedrungene ist, daß wir die Seelenstörungen nur als Krankheiten, und zwar als solche des Gehirns aufzufassen haben, heute stehen den Geisteskranken alle jene Hülfsmittel und Behelfe in reichem, wenn auch noch immer nicht überall genügendem Maße zur Verfügung, die nach dem jetzigen Stande unserer Wissenschaft zur Linderung und Heilung ihrer Leiden herangezogen werden können; ja man kann sich nicht ohne aufrichtige Befriedigung überzeugen, daß an manchen Orten für sie vielleicht in gewisser Beziehung mehr geschehen ist, als für viele andere Unglückliche.

Aber gerade die so rühmenswerten und erfolgreichen Bestrebungen der Psychiatrie, diese anerkennenswerten Fortschritte in der Erkenntnis der Seelenstörungen haben eine ganze Reihe neuer Fragen auftauchen lassen, an die man früher aus leicht ersichtlichen Gründen nicht denken konnte und zu deren Lösung es des Zusammenwirkens der verschiedensten Faktoren bedarf.

Die nicht mehr zu überblickende Anzahl von Kongressen, die in unserem Zeitalter in allen Teilen der gebildeten Welt in rascher Folge und auch gleichzeitig abgehalten werden, sehen die Vertreter der verschiedensten Zweige menschlichen Wissens und menschlicher Tätigkeit gruppenweise versammelt. Gleichzeitig mit dem Wiener Irrenpflegekongreß wird in Paris der Kongreß für Kälteindustrie tagen; es gibt Kongresse der Presse, der Botaniker, eben fanden sich in Wien Amerikanisten und Astronomen zusammen, sogar die Tanzlehrer und Friseure hatten heuer auch in der Liste der Kongressisten nicht fehlen wollen; immer mehr macht sich dabei das Streben nach Spezialisierung bemerkbar. Ich erinnere daran, daß — um auf medizinischem Gebiete und in Wien zu bleiben — unsere Vaterstadt in der letzten Zeit die Urologen, die Internisten und dann die Laryngologen zu begrüßen die Freude hatte. Selbstverständlich kommen bei derartigen mehr oder minder exklusiven Zusammenkünften fast nur die engsten Fachgenossen zu Worte und kann dabei auch nur ein Meinungsaustausch im Bereiche dieses streng umschriebenen Gebietes stattfinden. Eine wesentlich andere Bedeutung darf dem Kongresse für Irrenpflege zugerechnet werden.

Wie eben angedeutet wurde, sind die Fragen, welche das moderne Irrenwesen aufrollt, von höchst mannigfacher Art, keineswegs ausschließlich ärztlicher Natur und greifen über auf scheinbar weitabgelegene Territorien; es sind vielfach Fragen, die von einschneidender sozialer Bedeutung sind, solche, zu deren Lösung der Jurist oder der Techniker, der Verwaltungsbeamte oder der Pädagoge herangezogen werden muß; es gibt wohl keinen anderen Zweig der ärztlichen Tätigkeit, der so vielerlei

und so enge Berührungspunkte mit den verschiedensten, ungleichartigsten Gebieten menschlichen Wirkens aufzuweisen vermag, wie die Irrenpflege.

Es erschien daher notwendig, um die Aufgaben eines solchen Kongresses nicht allzuweit auszudehnen, sich auf die Angelegenheiten des praktischen Irrenwesens zu beschränken und theoretische Untersuchungen und Forschungen gar nicht in Betracht zu ziehen. Es wird also beispielsweise der Anatom, von dem wir wichtige Aufschlüsse über die materiellen Grundlagen der Seelenstörungen erwarten könnten, ebensowenig seine Stimme hören lassen dürfen, wie der Kliniker, wenn er uns über neue, interessante Formen von Geisteskrankheiten Bericht erstatten wollte.

Bereits die erste derartige Versammlung, der Congrès international de l'assistance des aliénés versammelte im Jahre 1902 eine stattliche Anzahl von Teilnehmern in Antwerpen; auf dem zweiten Kongreß in Mailand (1906) wurde Wien die Ehre zuteil, als nächster Tagungsort gewählt zu werden, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß diese Wahl eine glückliche gewesen ist, daß der Wiener Kongreß in seinen Erfolgen auf wissenschaftlichem und humanitärem Gebiete seinen Vorgängern in nichts nachstehen, sie womöglich noch in beiden Beziehuugen übertreffen wird; es ist ja die erfreuliche, vielversprechende Tatsache zu konstatieren, daß zahlreiche Fachmänner aus fast allen Ländern Europas, aus Nord- und Südamerika ihre Teilnahme am Kongreß angemeldet und viele auch zugesagt haben, durch Referate und Vorträge in den Verhandlungen tätig einzugreifen.

Einen etwas klareren Einblick in die Vielseitigkeit der Aufgaben, die sich der Kongreß gestellt hat, können wir aber nur gewinnen, wenn wir wenigstens einzelne Punkte aus dem überaus reichen Programm herausheben.

Eine Reihe von Vorträgen wird uns Mitteilungen bringen über den gegenwärtigen Stand des Irrenwesens in den verschiedenen Ländern; wir werden dadurch einen ungemein wertvollen, vergleichenden Überblick gewinnen und lernen, inwieweit auch gewissermaßen dem Milieu, im weitesten Sinne des Wortes dabei eine Bedeutung zukommt, seien es politische, soziale, selbst klimatische Verhältnisse. Daß Österreich, speziell Niederösterreich einen solchen Vergleich nicht zu scheuen braucht mit seinen modernsten, neuen Musteranstalten, ja daß es gewiß an eine der ersten Stellen oder vielleicht besser gesagt an die erste Stelle zu stehen kommt, darf wohl mit einiger Berechtigung und mit Stolz angenommen werden.

Den nächsten Anstoß zur Einberufung des ersten Irrenpflegekongresses in Antwerpen gab eigentlich die viel diskutierte Frage der familiären Pflege der Geisteskranken; es ist dabei weniger an die Belassung in der eigenen Familie als daran gedacht, die Kranken fremden, dazu ausgewählten und geeigneten Familien zu überweisen, anzugliedern, l'assistance hétérofamiliale, allenfalls speziell in Ackerbau treibenden Kolonien. So verschiedenartig die Methoden einer solchen Familienbehandlung sein können, so haben sie doch alle ihre warmen Verteidiger, wie ihre ausgesprochenen Feinde gefunden. Gewiß können die Gegner der familiären Verpflegung manches dagegen einzuwenden finden, etwa, daß die Kranken dabei weniger gut beaufsichtigt werden, daß sie daher auch von den Familien, denen sie übergeben wurden, leichter schlecht behandelt, ihre Arbeitskräfte aus Gewinnsucht zu stark ausgenutzt werden, daß ärztliche Hülfe, besonders wenn eine Zentralstelle nicht in der Nähe ist, im Notfalle, bei Anfällen, vorkommenden Aufregungszuständen u. dgl.,

schwer zu beschaffen sei; anderseits wieder hat diese Behandlungsmethode in den verschiedensten Ländern so vortreffliche Erfolge zu verzeichnen, daß es sich wohl nur darum handeln kann, in welcher Form sie am besten durchgeführt werden soll und welche Kranke dafür geeignet sind. Jedenfalls wird damit eine wesentliche Entlastung der geschlossenen Irrenanstalten erreicht, ein Vorteil, der auch nicht unterschätzt werden darf.

Ein Schmerzenskind der praktischen Psychiatrie ist die Unterbringung krimineller Geisteskranker, also die der „verbrecherischen Geisteskranken", die sich schon bei der Begehung einer strafbaren Handlung im Zustande der Geisteskrankheit befanden, und die der „geisteskranken Verbrecher", die erst während der Strafverhandlung oder im Verlaufe des Strafvollzuges geistig erkrankten. Immer und immer macht sich das dringende Bedürfnis nach radikaler Abhülfe bemerkbar; erst im November vorigen Jahres fand in Gießen eine längere Debatte über diesen Gegenstand statt, wobei allerdings die Verschiedenheit der Anschauungen wieder klar zutage trat. Aber wenn auch endlich einmal Psychiater und Juristen sich in der Lösung dieses Problems geeinigt hätten, dann kommen erst noch gewichtige fiskalische Bedenken hinzu, die einer solchen Lösung schwere Hindernisse in den Weg legen. Es ist sicherlich nicht angezeigt, gewalttätige Verbrecher, namentlich in größerer Anzahl, unter harmlosen Geisteskranken zu verpflegen, die durch diese Gemeinschaft leicht unangenehm berührt werden; jene verlangen ja auch eine viel strengere Überwachung, eine größere Einschränkung der persönlichen Freiheit, und endlich sind erfahrungsgemäß solche Elemente besonders geeignet, die Anstaltsordnung, den geregelten Betrieb in empfindlicher Weise zu stören. Man hat daher vorgeschlagen, entweder Spezialasyle für kriminelle Geisteskranke (wie z. B. Broadmoor in England) zu errichten oder sie in Annexen an Gefängnissen, oder aber (wohl die beste Lösung) in solchen an Irrenanstalten angegliederten eigenen Abteilungen unterzubringen.

Ein freundlicheres Bild bieten die Bestrebungen, den die Anstalten geheilt oder gebessert verlassenden Geisteskranken Unterstützung oder Arbeit zu verschaffen, wie sich dies z. B. der seit langem im stillen wohltätig wirkende Unterstützungsverein für aus den niederösterreichischen Landes-Irrenanstalten geheilt entlassene hilflose Personen zur Aufgabe gestellt hat.

Zur erfolgreichen und sorgsamen Pflege Geisteskranker bedarf es eines wohlgeschulten, verläßlichen, gewissenhaften Wartepersonales. Nicht jeder, der sich zum Pflegedienst bei Geisteskranken meldet, und der sich selbst diesem Dienste gerne widmen möchte, hat die nötige Eignung dazu; vielen fehlt die erforderliche Ruhe, Einsicht und Geduld; andere aber sehen eine solche Stelle nur als Durchgangsposten an, bis sich für sie etwas Passenderes, Besseres findet. Es muß daher jede Anstalt trachten, sich einen Stamm erfahrener Pfleger heranzubilden und zu erhalten, die den neu Eintretenden praktisch als Beispiel dienen können, während diesen durch Vorträge, theoretische Unterweisungen u. a. von Seite der Ärzte die notwendigen Belehrungen zuteil werden. Über die beste Methode zu einer solchen Heranbildung eines geeigneten Pflegepersonales soll auch verhandelt werden.

Daß technischen Fragen über Bau und Einrichtung von Irrenanstalten eine ungemein praktische Bedeutung zuerkannt werden muß, ist ohne

weiteres klar; die Gesichtspunkte, die in dieser Hinsicht in Betracht kommen, sind so vielerlei, daß es vollständig ausgeschlossen erscheint, sie hier im einzelnen anzuführen; sie gestalten sich vielfach wesentlich verschieden von denen, die bei der Anlage von anderen Krankenhäusern maßgebend sind. Die Irrenanstalten sollen im allgemeinen den Kranken ein angenehmes, freundliches Heim bieten, weniger den Charakter eines Spitales, als den einer gemütlichen, den Verhältnissen und Gewohnheiten des Kranken angemessenen Wohnstätte tragen. Für gewisse Kranke hingegen, für gewalttätige, gefährliche, lärmende, unreine Kranke, müssen aber wieder ganz besondere Einrichtungen getroffen werden, wie Wachabteilungen, Isoliertrakte u. dgl., in denen jedes Detail den besonderen Umständen angepaßt sein soll; Türen, Fenster, Wände und Fußböden, Waschapparate und Aborte und noch ungezählte andere Dinge müssen aufs zweckmäßigste hergestellt werden.

Eine besondere Einrichtung und Organisation verlangen Anstalten für Schwachsinnige, für Idioten und Epileptiker, die ja zum großen Teile besser nicht in Irrenanstalten untergebracht werden. Ganz hervorragende Bedeutung kommt da der Heilpädagogik zu, deren Aufgaben ungemein schwierig sind und so spezielle Kenntnisse und Erfahrungen verlangen, daß ihnen der Irrenarzt nur schwer ganz gerecht werden kann. Es bedarf einer langjährigen Übung, eines liebevollen Eingehens in das Seelenleben solcher Unglücklichen, namentlich der geistig zurückgebliebenen Kinder, um jene schönen, erfreulichen Resultate zu erzielen, deren sich die betreffenden Fachmänner auf diesem Gebiete mit vollem Rechte rühmen dürfen.

Auch die Irrenpflege in der Armee gewinnt durch die eigenartigen Verhältnisse, die schon im Frieden vorhanden sind, im Kriegsfalle aber sich noch wesentlich komplizierter gestalten, besondere Bedeutung und soll daher speziell besprochen werden.

Weiters haben sich namentlich in den letzten Jahren Beziehungen der Irrenpflege zum Versicherungswesen ergeben, z. B. die Bedeutung der Irrenfürsorge für die Arbeiterversicherung und insbesondere die Invaliditätsversicherung der Arbeiter, die noch einer sehr eingehenden Beratung und Klärung bedürfen.

In allen Kulturländern macht sich das Bedürfnis nach einer auf modernen Prinzipien aufgebauten Irrengesetzgebung fühlbar, und es begreift sich, daß auch der Irrenpflegekongreß sich mit dieser Angelegenheit abgeben wird. Unter den Laien ist die irrtümliche Anschauung verbreitet, als ob die wichtigste oder gar einzige Frage, mit welcher sich die Gesetzgebung gegenüber den Geisteskranken zu befassen hat, die Regelung des Entmündigungsvorganges und der Schutz gegen ungerechtfertigte Internierung wäre. In Österreich ist nun allerdings eine Regierungsvorlage zur Beratung in den gesetzgebenden Körpern ausgearbeitet worden, die sich lediglich auf diese Abschnitte eines zu schaffenden Irrengesetzes beschränkt; der österreichische Irrenärztetag, der dem Kongresse vorangeht, wird nun über diesen Gesetzentwurf verhandeln und Gelegenheit nehmen, sich darüber zu äußern. Es scheint, daß man, indem man gerade diesen Teil eines Irrengesetzes zuerst in Angriff genommen hat, damit das Publikum beruhigen will, das immer geneigt ist, die Gefahr einer solchen Freiheitsberaubung eines Geistesgesunden in einer Irrenanstalt anzunehmen. Bedenkt man aber, daß solche Fälle, in denen ein nachweisbar völlig Gesunder in einer Irrenanstalt widerrechtlich zurückgehalten wurde, überhaupt

nicht zu konstatieren sind (vgl. diesbezüglich den sehr lesenswerten Aufsatz von Dr. jur. Nechansky in der Nummer vom 1. Jänner d. J. dieser Zeitschrift), bedenkt man, daß dem gegenüber Justizirrtümer, durch welche ein Unschuldiger verurteilt wird, wiederholt vorgekommen sind, bedenkt man ferner, daß gewiß jeder Leiter einer Irrenanstalt, schon wegen der für ihn höchst peinlichen Konsequenzen, es ablehnen würde, einen Geistesgesunden seiner Freiheit zu berauben, so wird man begreifen, daß dieser Seite einer Irrengesetzgebung eine geringere Bedeutung zukommt, als etwa der bereits berührten Frage nach der Behandlung krimineller Geisteskranker, nach der Beaufsichtigung solcher Geisteskranker, die sich nicht in Anstalten befinden, nach dem Vorgehen gegen Alkoholiker, Morphinisten, geistig Minderwertige u. dgl. Es steht eben zu befürchten, daß mit der Schaffung eines Entmündigungsgesetzes, die anderen viel wichtigeren Fragen eines Irrengesetzes, die allerdings aus verwaltungstechnischen und aus budgetären Gründen manche Schwierigkeiten bieten, für längere Zeit von der Gesetzgebung zurückgestellt werden.

Ein Ideal, das uns vorschwebt, dem wir aber nur schwer, Schritt für Schritt näher kommen können, wäre nicht bloß die Ergründung, sondern auch die erfolgreiche Bekämpfung der Ursachen der Geisteskrankheiten, also nicht so sehr therapeutisch als vielmehr prophylaktisch Hülfe zu bringen. Nie wird es gelingen, gewisse soziale Mißstände ganz aus der Welt zu schaffen, deren Bedeutung für die Entstehung von Psychosen anerkannt ist. Am aussichtsreichsten erscheint der Feldzug gegen den Alkoholismus (um nicht zu sagen gegen den Alkohol), der schon auf manche recht schöne, zu weiterem Kampfe aufmunternde Erfolge hinweisen kann; der in diesem Monate nach Wien einberufene Österreichische Alkoholgegnertag wird sich speziell damit befassen. Ein anderer Krieg wird namentlich in der letzten Zeit gegen einen weiteren Feind der Menschheit, gegen die Syphilis, geführt, und es steht zu hoffen, daß auch hier manche Siege errungen werden. Ferner muß man sich fragen, ob es denn nicht möglich ist, den so hochgradigen Einfluß der Heredität einzudämmen. Es liegt dem Kongresse ein Antrag vor auf Gründung eines internationalen Institutes zum Studium und zur Bekämpfung der Ursachen der Geisteskrankheiten.

Diese lange Aufzählung von Pflichten, die sich der Kongreß für Irrenpflege auferlegt hat, mag ermüdend wirken; dabei ist aber die große Liste bei weitem noch nicht erschöpft; ich habe absichtlich jene Fragen nicht berührt, die sich auf die rein ärztliche Behandlung beziehen, da ja deren Bedeutung ohne weiteres klar ist; ich habe auch viele Punkte lediglich interner Bedeutung, die ihrer Erledigung harren, mit Stillschweigen übergangen, wie z. B. das Bestreben, die Jahresberichte der Irrenanstalten nach einem einheitlichen, übersichtlichen Prinzipe abzufassen, damit ein Vergleich möglich und dadurch ein wertvolles wissenschaftliches, durchaus nicht rein statistisches Materiale gewonnen werde.

Meine Absicht war nur, jedem, der sich dafür interessiert, ein Bild von dem ausgedehnten Wirkungskreise des Kongresses zu entwerfen, vielleicht auch noch mit der Hoffnung, daß mancher, der zunächst diesen Angelegenheiten ferne steht, in dem reichen Programme etwas finden werde, das er seiner Aufmerksamkeit für würdig erachtet.

Es ist ausgeschlossen, daß unser Kongreß auch nur den größeren Teil dieser Riesenarbeit erschöpfend bewältigt; doch darf erwartet werden, daß das Werk wenigstens nach mancher Seite hin wesentlich gefördert wird, so daß seine humanen Bestrebungen, die ja von Seite der höchsten Behörden, besonders auch durch den niederösterreichischen Landesausschuß, sich einer warmen Förderung, einer wohlwollenden Anerkennung und Berücksichtigung erfreuen, zu einem gedeihlichen Resultate führen werden, so daß die Früchte unserer Arbeit und Bemühungen nicht bloß den Geisteskranken selber, sondern der ganzen menschlichen Gesellschaft zugute kommen.

Das tägliche Leben.

Von Marie von Ebner-Eschenbach.

Am Vorabend der silbernen Hochzeit eines allverehrten Ehepaares, die von einem großen Familien- und Freundeskreise festlich begangen werden sollte, erschoß sich die Frau.

Es war ein ganz unerklärliches Ereignis. Die Selbstmörderin hatte in den glücklichsten Verhältnissen gelebt und war von allen, die in Beziehung zu ihr standen, innigst geliebt und hochgeschätzt worden. Ohne Abschied stahl sie sich hinweg, hinterließ für keinen ihrer Angehörigen eine Zeile, ein aufklärendes Wort, nichts was auch nur als Andeutung eines Abschiedsgrußes hätte gelten können. Sie mußte in den Tod gegangen sein, wie man von einem Zimmer ins andere geht. Auf ihrem Schreibtische lagen die Rechenbücher, in die sie noch die Ausgaben des letzten Tages eingetragen, das Küchengeld für den nächsten Tag eingelegt hatte. Daneben eine vor wenigen Augenblicken eingetroffene Huldigung des Vereines, dessen Präsidentin sie gewesen war, 25 La France-Rosen in schöner silberner Schale und ein Paket zum Teil schon eröffneter Telegramme, lauter warme Lobpreisungen und herzlich dargebrachte Glückwünsche.

Und die Frau, der sie galten, war tot in ihrem Sessel am Schreibtisch gefunden worden und neben ihr auf dem Boden der Revolver, mit dem sie sich ins Herz geschossen hatte. Mitten ins Herz. Ein gut berechneter Schuß, den eine ruhige Hand geführt haben mußte.

Der Revolver war ihr Eigentum, ein Geschenk, das ihr militärischer Schwiegersohn ihr im vorigen Jahr darbrachte. Der gute Papa hatte damals ein einsam stehendes Haus in ziemlich unwirtlicher Gebirgsgegend für sich und seine Frau zum Aufenthalt gewählt. Vermutlich hoffte der gelehrte und leidenschaftliche Ornithologe dort einer besonderen Vogelart auf die Spur zu kommen. Wir lachten alle, als der Rittmeister seiner Schwiegermutter vor ihrer Abreise in die Sommerfrische einen Revolver übergab und sagte:

„Nimm du ihn mit, du gebrauchst ihn im Fall der Not. Der Papa vergißt loszudrücken, wenn gerade im gefährlichsten Augenblick eine aparte Nachtschwalbe vorüberfliegt.“

Der Rittmeister war der einzige in der ganzen Familie, der sich manchmal ein Scherzwort über den „guten Papa“ oder die „heilige Großmutter“ erlaubte und sogar seiner kochenden Ungeduld über die Beiden ein wenig Luft machte.

Die anderen bewahrten in praesentia ein ironisches Schweigen; in absentia werden sie sich wohl dafür entschädigt haben. Die jungen Leutchen schienen mir danach angetan, so wenig ich sie kannte. Zwischen uns war kein Verkehr; wir tauschten eben nur ein paar Höflichkeitsphrasen, wenn wir einander zufällig da oder dort begegneten.

Ich betrat das Haus kurz nachdem Frau Gertrud ihre entsetzliche Tat begangen hatte. Es war verabredet, daß ich sie zu einer Sitzung unseres Vereines abholen sollte. Und nun traf ich die Ihren in Schmerz und Grauen versunken über ihren Tod. Der Salon, in den ihre Eltern und ihre Töchter sich begeben hatten, stieß an das Schlafzimmer, wo die Leiche auf das Bett gelegt worden. Durch die offene Tür drang lautes Schluchzen, Stöhnen und Jammern und manchmal plötzlich ein haarsträubendes, grelles Auflachen. Der unglückliche Gatte überließ sich willenlos seiner Verzweiflung. Er stürzte vor dem Bett in die Knie, sprang auf, rannte händeringend auf und ab, blieb stehen und rief die Tote an:

„Trudel! Trudel! . . . Nicht dein Ernst . . . Ein Scherz — aber ein häßlicher . . . Nicht so scherzen . . . Aufwachen . . . Aufstehen!" . . . Und wieder das schreckliche Gelächter und wieder ein Ausbruch der Verzweiflung. Dazwischen das beschwichtigende Zureden des Arztes und der beiden Schwiegersöhne, denen es endlich gelang, den armen Mann von der Leiche fort in seine Gemächer zu führen.

Die ganze Zeit über hatte ich mir Vorwürfe gemacht. Warum verursachte der namenlose Schmerz dieses Unglücklichen mir eine fast unerträgliche Pein, aber kein echtes, warmes Mitgefühl? Woran lag das nur? War ich auf einmal hartherzig geworden, oder so egoistisch, daß fremdes Leid mich ungerührt ließ, weil ich selbst tiefes Leid empfand? — Die Hingegangene war mir viel gewesen, sehr eng hatte unsere gemeinsame Tätigkeit, die nach langen Kämpfen bedeutende Erfolge aufweisen konnte, uns verbunden. Ich verlor mehr an ihr als ich unter dem Eindruck des ersten Schreckens sogleich zu ermessen vermochte. Das jedoch begriff ich schon: Es kommt immer schlimmer, jeden Tag mehr, bei jeder neuen Gelegenheit werde ich ihren Einfluß vermissen, ihre liebevolle, ruhige, immer sichere Führung. Und doch daß nicht mein Gram, daß nur der der Ihren jetzt zu Wort kommen durfte, verstand sich von selbst. Woher dann meine Unempfindlichkeit für die Verzweiflungsausbrüche ihres bedauernswürdigen Gatten?

Die stumme Trostlosigkeit der Eltern, die freilich ging mir nahe und auch der Schmerz der jüngeren Tochter. Sie kniete ganz gebrochen neben dem Lehnsessel, in den ihr Großvater sich hatte sinken lassen. Der alte Mann drückte den Kopf der Enkelin an seine Brust und streichelte leise ihr tränenfeuchtes Gesicht. Wenn einmal eine Träne aus seinen eigenen Augen darauf niederfiel, wischte er sie sorgsam mit seinem Taschentuche ab, als sollte dieser einzelne schwere Tropfen sich nicht vermischen mit den Kindestränen, die leicht und stromweise floßen. Kein Wort kam über seine Lippen, keine Bitte: „Weine nicht." O nein! er wußte wohl, ausweinen muß sie sich. Ausweinen — die Kunst übt die Jugend allein, mit ihren Tränen versiegt ihr Leid, sie hat es ausgeweint. . . . Dann kehrt die Heiterkeit wieder, dann wird man die liebliche blonde Frau wieder lachen hören, sie wird ihrem von der Parade heimkehrenden Mann entgegen jubeln wie Klärchen ihrem Egmont, sie wird mit Entzücken die Fingerspitzen ihres Kindleins in der Wiege küssen und ihm

Possen vormachen, die es freilich noch nicht zu würdigen versteht. Sie wird singen und sich ihres unbedeutenden Lebens freuen, als hätte nie ein Schatten den Glanz seiner spiegelklaren nnd spiegelseichten Einförmigkeit getrübt.

Anders Eleonore, die ältere Schwester. Die verwindet nicht so bald den schweren Schicksalsschlag, den sie heute erfuhr. Was sich in diesen Zügen ausspricht, ist aber nicht kindliche Trauer um die Mutter, sondern eine herbe Anklage, ein bitterer Groll. Ich las ihr die Frage von der Stirn: Wie hast du mir das antun können? Mir, der Frau des zukunftsreichen Staatsmannes, der auf dem Wege zu einer hohen Lebensstellung mich zu ihr emportragen soll! Nun hängt sich bleischwer ein Makel mir an: Du hast mich zur Tochter einer Selbstmörderin gemacht. — Gewiß, das waren die Gedanken der schönen Frau mit dem stahlharten Herzen. Sie hatte nur Vorwürfe für ihre Mutter, sie fragte nicht: Was hat dich fortgetrieben von uns? Was hat dir, du Arme, dein Leben unerträglich gemacht? Einer Regung des Mitleids war sie, in diesem Augenblick wenigstens, nicht zugänglich.

Ihr Mann kam und brachte die Versicherung, daß der arme Papa etwas ruhiger sei. Er nahm Platz an ihrer Seite und sprach leise, zärtlich beschwichtigende Worte zu ihr, die sie hinnahm wie ein verschämter Bettler eine viel zu geringe Gnadengabe.

Das Widerspiel zu dieser Enkelin bildete die Großmutter. Die alte Dame saß in einer Ecke des Kanapees, der Schlafzimmertür, die nun geschlossen worden war, gegenüber und blickte von Zeit zu Zeit schaudernd auf sie hin. Die Greisin war wie in sich selbst versunken, wie zusammengebrochen unter der Last eines unerbittlichen Gerichtes. Ihr wachsbleiches Gesicht drückte einen Schmerz über alle Schmerzen aus. Die Mater dolorosa weinte am Kreuze des Welterlösers, durfte ihn aber im Geiste schauen, auferstanden in Herrlichkeit, zu ewiger Glorie . . . Diese arme Mutter weinte um Eine, für die der Heiland umsonst gestorben ist. Sie hielt einen Rosenkranz in der Hand, den sie wohl mechanisch aus ihrer Tasche gezogen hatte, doch betete sie nicht. Ihre Tochter war eine Selbstmörderin und ewig verdammt. Für Verdammte betet man nicht.

Eine Weile stand ich dieser stummen Qual gegenüber — hielt aber den Anblick zuletzt nicht mehr aus; ich näherte mich der alten Frau, setzte mich neben sie, beugte mich und küßte ihre eiskalten Hände. Sie fuhr zusammen, erschrocken über die Berührung meiner heißen Lippen und wollte mir ihre Hände entziehen. Ich hielt sie fest . . . Ich begann — anfangs wohl nur stammelnd, dann mit immer größerer Sicherheit und recht wie eine gelernte Lügnerin, von einem unglückseligen Zufall zu sprechen . . . Zufall! — eine andere Möglichkeit nahm ich gar nicht an. Er konnte grausamer, als es geschehen war, nicht spielen, an einem Tag, an dem er schwerer traf, nicht eintreten . . . Ich — ja, ich hatte immer gefürchtet, immer gewarnt . . . Der Revolver in der Lade bei unseren Vereinsschriften war mir von jeher unheimlich gewesen. Sie pflegte gar so sorglos mit ihm umzugehen . . . Erst neulich hatte ich ihn selbst hinweggetan, weil er dalag auf dem Schreibtisch, mit der Mündung gegen ihre Brust . . . Gott im Himmel, wie war ich erschrocken! — hatte ganz entsetzt ausgerufen: „Frau Gertrud, wenn man zufällig anstieße an das Ding und es ginge los . . . Frau Gertrud, das Ding ist doch nicht geladen?“ und sie hatte geantwortet: „Nein, ich glaube nicht.“

Die arme Mutter horchte gespannt, ihre aufeinander gepreßten Lippen lösten sich: „Nein, ich glaube nicht," wiederholte sie leise. „Sie hat es nicht gewußt? . . . Sie hat gesagt: ‚Nein, ich glaube nicht?'"

Ich fuhr fort und log und log, erfand allerlei ziemlich wahrscheinliche Details . . . Und es gelang — ich überzeugte — ich erlöste sie . . . Ihre trockenen, peinlich starren Augen wurden feucht, ein Schluchzen hob ihre Brust, sie weinte — sie betete.

Der Doktor war, als ich noch an meinem Lügennetze wob, ins Zimmer getreten und hatte mir zugehört. Beim Fortgehen begleitete er mich. Wir schritten eine Weile stumm nebeneinander, dann sagte er in seiner verwünschten Manier, bei den unpassendsten Gelegenheiten einen Scherz anzubringen.

„Sie haben heute viel blauen Dunst ausgehen lassen, meine gnädige Frau."

Worauf ich erwiderte: „Gepriesen sei die Barmherzigkeitslüge!"

Er schüttelte den Kopf und zitierte: „Die Wahrheit, die Wahrheit — und wenn sie uns Verderben wäre!"

„Uns! — und auch den anderen? Nein, nein, ich liebe nichts, was denen Verderben bringt. Die Wahrheit im Scharlachmantel und mit dem Richtschwert des Henkers, oder die sanfte, wundenheilende Barmherzigkeitslüge — welche von beiden wählen Sie, Herr Doktor?"

— „In meinem Amte freilich . . ." Er war ernst geworden, eine lange Pause trat ein, bevor er wieder begann: „Seit 20 Jahren verkehre ich mit dieser Familie und hätte alles eher für möglich gehalten, als daß in ihr ein Selbstmord vorkommen könne. Frau Gertrud hat ihn — darüber besteht für mich kein Zweifel — vielleicht nach einem plötzlichen Entschluß, aber in voller Geistesgegenwart verübt . . . Warum verübt? — diese ruhige, pflichttreue, scheinbar glückliche Frau! . . . Da steckt irgendwo, es kann nicht anders sein, ein furchtbares Geheimnis."

Ich erwiderte, daß ich an ein furchtbares Geheimnis nicht glaube, er blieb bei seiner Meinung und ich widersprach nicht mehr. Wenn die Phantasie eines Verstandesmenschen einmal die Schwingen regt, wer hemmt ihren Flug? Übrigens — meine Lügen hatten Glauben gefunden, die Wahrheit, die ich zu wissen behaupte, wird ihn kaum finden.

Ich konnte nicht schlafen in dieser Nacht, ich mußte immer mit großem Leid an Gertrud denken. Bisher hatte die Verleumdung sich nicht an sie heran gewagt, nun hat sie Gelegenheit bekommen, ihr Gift auszuspritzen und wird es tun, und wird das Andenken der Frau verunglimpfen, das mir in leuchtender Erinnerung steht. Tausenden zum Heil hat sie gewirkt, ein großartiges Herrschertalent mit liebenswürdiger Weisheit ausgeübt; sie war das Haupt und die Seele unseres Vereins und wir waren stolz darauf gewesen, mitarbeiten zu dürfen an dem großangelegten Werke der genialen und starkmütigen Frau. Besonders als solche, und als unerreichbares Beispiel für mich schwache und nachgiebige Person, hatte ich Gertrud bewundert. Aber als ich sie in ihrem eigenen Hause sah, verschob sich mir das Bild. Unsere klare und kräftige Führerin erschien zerstreut, unsicher, beinahe schüchtern. Man sieht so viel auf den ersten Blick mit noch unbefangenem

Auge! Der meine ließ mich sogleich und deutlich erkennen. Sie ist einsam mitten unter den Ihren, erdrückt zwischen zwei Generationen. Die Mutter lastete schwer auf ihr, der Vater bot ihr wohl keine Stütze. Ich kannte ihn vom Sehen, den berühmten Juristen, den Kämpfer und Sieger. Als Professor hatte er die Altersgrenze überschritten, als Schriftsteller wirkte er für seine Jahre kühn und rücksichtslos weiter.

Ein hochstehender Mann, für seine Familie zu hoch, um sich an ihn lehnen zu können. Dir ist das Ferne nah und das Nahe fern, sagte ich mir, als ich ihn eine Weile beobachtete und den Blick seiner großen, wasserblauen Augen über die Tafelrunde hingleiten und sich plötzlich, wie von einem inneren Licht entzündet, auf einen Gegenstand ihm gegenüber heften sah. Ein Gegenstand, heißt das, für uns, und zwar eine Kaffeemaschine auf der Kredenz; für ihn ein Unsichtbares, ein mathematischer Punkt, und der seherhafte Glanz in seinen Augen die Reflexerscheinung eines aufsprühenden großen Gedankens.

Die beiden Töchter . . . Wie kam diese Mutter zu diesen Töchtern? Sie waren so nahe mit ihr verwandt wie ein paar Paradiesvögel mit einer Löwin. Thesi, die jüngere, das richtige Offiziersfrauchen, das aufgeht in Bewunderung des schmucken Gemahls und alles nebensächlich findet, was sich nicht auf ihn und „sein Regiment" bezieht. Die ältere, eine imponierende Schönheit wie Frau Gertrud; eine ebenso ebenmäßig hohe Gestalt mit edlem Kopfe und den Zügen voll kraftvoller Feinheit, die uns an griechischen Götterbildern entzücken. Während des Mittagessens, das mir in so peinlicher Erinnerung geblieben ist, saß ich ihr gegenüber und weidete mich an ihrem Anblick und meinte, jetzt und jetzt müsse aus diesem herrlichen Gebilde die Offenbarung einer Seele kommen, die ihm entspräche. Aber es kam nichts, als in jeder Miene, in jeder kleinsten Äußerung ein kalter, verletzender Hochmut, der dem schönen Gesichte etwas Ordinäres gab.

Arme Gertrud — zwischen ihr und diesen zwei jungen Frauen konnte es keinen Zusammenhang und kein Verständnis geben . . . Ungeordnet und gleichsam tropfenweise kam mir, in der bangen Nacht nach ihrem Tode, die Erinnerung an den Einblick, den ich in ihr Familienleben getan hatte. Das Benehmen ihrer Töchter gegen sie, schon in Gegenwart einer Fremden, lieb- und rücksichtslos, war es wohl noch mehr in der Intimität . . .

Sie nahmen sich vor mir zusammen, es war leicht zu bemerken, konnten aber ihre Ungeduld über das Warten auf den Papa nicht verbergen. Der Staatsbeamte schürte die Glut durch spitzige Bemerkungen. Sie bekamen einen kleinen, giftigen Beigeschmack, als die Großmutter Gertruds Frage, ob sie nicht servieren lassen solle? mit einem Schrecken zurückwies, als ob ihre Tochter vorgeschlagen hätte, das Haus in Brand zu setzen. Der Großvater sah und hörte nicht, er wandelte weltentrückt in seinem Gedankenreiche. Der Rittmeister und seine Frau waren in eine Fenstervertiefung getreten und verhandelten leise und eifrig miteinander. Sie schien ihn um etwas zu bitten, er schien ihr Vorstellungen zu machen. Endlich wandte er sich, eilte auf Gertrud zu, schlug die Hacken zusammen, sagte:

„Verzeih Mama, aber — des Dienstes immer gleich gestellte Uhr . . ." grüßte kurz und verließ das Zimmer.

Thesi brach in Tränen aus, die Großmutter brummte vor sich hin, die Mienen des Ministerialrates und seiner Frau wurden immer geringschätziger. Sehr gequält,

entschuldigte Gertrud sich bei mir und ich wünschte über allen Bergen zu sein und dachte: Eine Einladung zum Familiendiner in diesem Hause nehme ich nie wieder an!

Die Stimmung war unrettbar verdorben, als der Urheber all dieses Unheils ins Zimmer trat, oder vielmehr hereinschlüpfte. Wie die meisten Leute, die regelmäßig zu spät kommen, hatte er immer Eile. Auf der Straße sah man den großen, hagern Gelehrten in steter Hast dahinschreiten, mit vorgeneigtem Kopfe, zerstreut suchenden Augen und mit, auch bei völliger Windstille, fliegenden Rockschößen.

Er wurde von seiner Frau und von ihren Eltern ohne ein Wort des Vorwurfs empfangen, grüßte warm und freundlich, tippte einer seiner Töchter nach der anderen auf den Kopf, beschädigte die Frisur Eleonorens, blieb mit dem Manschettenknopf in Thesis Haaren hängen, bemerkte nicht, daß er ihr einige davon ausriß, bemerkte auch nicht, daß ein Schwiegersohn am Tische fehlte und daß seine Jüngste schmollte. Aber als sie ihrem Grame Worte gab, war er voll Reue. — Fortgegangen der Kari, hungrig, ungespeist? Ei! Ei! O wirklich, das tat ihm leid! . . . Nein — so etwas! Ei, Ei, es sollte nicht wieder vorkommen . . . kam auch sonst nicht vor, nur heute einmal zufällig, weil sich auf der Bibliothek ein Buch vorgefunden . . . Längst gesucht — ein merkwürdiges Buch . . . in dieses hatte er sich vertieft . . .

Und nun sprach er mit dem Professor über das merkwürdige Buch und ums Leben gern hätte ich den beiden Männern, die Weisheit redeten, zugehört. Das Gebaren der übrigen Gesellschaft jedoch verdarb mir die Freude daran.

Die alte Frau hatte ein Stoßseufzer- und Räusperkonzert eröffnet. Sie witterte irreligiöses in dem Gegenstand, den die Herren behandelten und warf mit bittend-wehmütigem Lächeln kleine Wetterberichte, die eine Unterbrechung bilden sollten, über den Tisch. Arme, liebe, gütige alte Frau! Man hätte ihr himmlische Ehren erweisen und — sie aus dem Zimmer führen mögen. Dasselbe hätte ich gern mit den jungen Leuten vornehmen lassen, aber — ohne Ehren.

Thesi schmollte, jetzt wieder stumm, weiter, die Eheleute übten sich in der optischen Telegraphie, die zwischen ihnen gang und gebe war. Eleonore markierte ein verhaltenes Gähnen, ihr Gatte schlug die Augen empor und zog sein hübsches Gesicht — es machte den Eindruck eines Ziergärtleins für verschiedenste Bärte — in die Länge.

Gertrud mischte sich manchmal in die Verhandlungen der Herren mit einer Frage oder mit einem klugen und richtigen Einwand. Der Vater erwog ihn, nickte ihr freundlich zu, sagte mit sichtlicher Befriedigung: „Kann nicht leugnen, sie hat ganz recht!“ Der Gatte winkte ungeduldig ab und wiederholte mehrmals in fast weinerlichem Tone: „Trudel — nicht! Nicht — Trudel!“

Er gehörte offenbar zu den Gelehrten, die ihr Gebiet selbst von der geliebtesten Frau nicht betreten lassen wollen. Gertrud fuhr fort aufmerksam zuzuhören, behielt aber fortan ihre Gedanken für sich. Vereinzelte, schüchterne Versuche, die sie unternahm, das Gespräch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse zu lenken, mißlangen. Sie geriet in Verlegenheit, errötete und schwieg ganz beschämt.

Verlegen, beschämt — diese Frau! Vor wem? Vor ein paar Puppen, die zufällig ihre Töchter waren, vor einem geckenhaften Schwiegersohn.

Nach dem Speisen, als wir uns zum Kaffee in das Rauchzimmer begeben hatten, kam der Ministerialrat auf mich zu und sagte mir Verbindliches über meine „schriftstellerische Tätigkeit". Dabei neigte er sich leicht und ließ seine Hände so behaglich übereinander gleiten, als ob er sie mit wohlriechender Seife in lauem Wasser wüsche. „Besonders hoch schätze ich Ihre neuesten Werke . . ." Nun kamen die Titel einiger Bücher, die sehr hübsch, nur leider nicht von mir sind. Ich wollte ihn eben schonend darauf aufmerksam machen, als ein Laut sich hören ließ, ähnlich dem Schnalzen mit einer kleinen Peitsche. Wir sahen uns um. Was war geschehen? Der Hausherr hatte der Hausfrau einen Kuß gegeben.

Merkwürdig — nicht der Kuß, aber die Schallwirkung, und sehr zu bedauern ihre Folgeerscheinungen. Der Ministerialrat, Eleonore und ihre Schwester kicherten fast unverhohlen und wieder errötete Gertrud vor ihren Kindern und wieder bemerkte der gute Gelehrte nichts. Er setzte sich zu seiner Frau, löffelte mit seiner Rechten eine Tasse Kaffee aus und hörte nicht auf, mit der Linken (ungepflegt waren beide) ihre Hand zu streicheln. Sie kam mir vor wie von leisen Schauern durchrieselt, hatte den Blick gesenkt, drückte die Lippen zusammen; die Farbe auf ihren Wangen wechselte, aber sie zog ihre Hand nicht hinweg.

Ich halte das für ein Heldenstück.

Indessen gab es noch manches größere, das sie wohl täglich ausführte. Von dem vielleicht schwersten erhielt ich auch eine Probe an jenem unglücklichen Familiendinertage.

Wir waren fast zugleich gekommen, ihre Eltern und ich, und bald nach den gegenseitigen Vorstellungen hatte der Professor gewünscht einige ornithologische Kuriositäten zu sehen, die eben in einem Nebenraume aufgestellt wurden. Gertrud begleitete ihn; die alte Dame und ich blieben allein.

Sie war unsicher und beklommen, sie hatte offenbar etwas auf dem Herzen, das sie gern ausgesprochen hätte und nicht recht einzuleiten verstand. Endlich half sie sich mit der Versicherung, daß sie wisse, wie viel Gertrud von mir hielte. Ich deprezierte gar nicht, nahm's dankbar, aber als eine ausgemachte Sache hin. Nun war das Eis gebrochen. O, wenn ich meinen Einfluß in dem einzig wahren und guten Sinn ausüben wollte! Sie konnte nicht glauben, daß ich den Weg, den ihre Tochter ging, für den rechten hielte. Ich verstand nicht sogleich — sie sprach undeutlich und leise — daß in ihren Augen nur ein Weg „der rechte" war — der Weg der Kirche. . . . Warum stellte sich ihre Tochter an die Spitze eines antikirchlichen Vereins? . . . Meine Beteuerungen, daß unser Verein mit kirchlichen und religiösen Dingen gar nichts zu tun habe, daß er weder für noch wider eine Konfession Partei nehme, hatten die schlimmste Wirkung. . . . Das war es ja, das Traurige, das Furchtbare! . . . Nicht für — also wider! Sie wiederholte den unerbittlichen Ausspruch, der so viele reine und edle Bestrebungen verdammt. Doch geschah's nicht mit Fanatismus, vielmehr sanft entschuldigend. In ihr war keine Härte, sie sprach im Ton rührender Bitte mit Tränen in den Augen. Jedes Wort kam aus der Tiefe einer angsterfüllten Seele und wenn die Ursache ihrer Qual mir auch kindisch erschien, die Qual war da und raubte den Nächten der Greisin den Schlaf und ihren Tagen den Frieden.

Mir, der Fremden, tat es weh, sie von ihrer Pein nicht befreien zu können; als ihre Tochter hätte ich vielleicht nachgegeben, meiner Überzeugung zum Trotze.

Gemüt widerstand. Sie hatte die Kraft. Sie hielt fest an der Tätigkeit, die ihrem Leben einen reichen Inhalt gab und einen edlen Zweck. Aber was wußte der Sieg, den sie täglich so tapfer errang, sie kosten!

Täglich — dann stündlich. Das ihr vom Schicksal täglich gereichte Leidenskelch wurde ihr endlich unerträglich; ihre jahrelang geübte Seelenstärke versagte plötzlich und sie erlag.

Vielleicht wäre es zum Äußersten nicht gekommen, wenn sie weniger Selbstbeherrschung geübt hätte; vielleicht würde ein zeitweises Versagen ihrer Standhaftigkeit sie gerettet haben. — Aber ihr Schweigen, ihr heroisches Schweigen! ihr Stolz, den sie hätte brechen müssen, um mir oder einem anderen treuen Menschen zu sagen: „Sieh her, es sind nur Nadelstiche, doch treffen sie immer die selben Wunden. Ich halte es nicht mehr aus!“ Wenn man die Hände ringt und schluchzt und schreit: „Ich halte es nicht mehr aus!“ — dann hält man's aus.

Aber immer hinunter, der Ungeduld, dem Zorn, dem Schmerz nicht ein Ventil öffnen, heißt sündigen auf seine Kraft. Es ist wie wenn einer den Staub, der während des Tages gefallen, still fortschöbe Abend für Abend gegen eine Wand — so weit sein Arm reichen kann. . . . Und an der Mauer häuft sich die Masse und steigt und steigt und wird zum Walle, der einzustürzen droht, wenn neue, immer neue Anstöße ihn erschüttern, lange nur droht, am Ende jedoch das Gleichgewicht verliert und über seinem Erbauer zusammenstürzt.

Der Doktor hatte gewiß recht, als er sagte: „Es war ein plötzlicher Entschluß.“ Ich bin überzeugt, daß sie früher nie an Selbstmord gedacht hat. Aber es kam der Tag, an dem ihr häusliches Glück gefeiert werden sollte und an dem sie es preisen und Gott und den Ihren dafür danken sollte . . . und davor schrak sie zurück. Selbstüberwindung bis an die äußerste Grenze des Möglichen . . . Heuchelei — nein!

So erkläre ich mir die Tat. Mir! Wenige werden diese Erklärung gelten lassen. Ich höre alle Einwendungen, die man dagegen erhebt, so deutlich, als ob sie mit lauten Stimmen an mein Ohr schlügen.

„Lächerlich!“ sagen die Töchter, „wenn wir uns erschießen sollten, weil die Mamas unsere Tätigkeit bejammern und anfeinden, wären wir längst tot!“

„Gott im Himmel“, sagen viele Ehefrauen, „wenn wir unseren Männern nichts vorzuwerfen hätten, als daß sie zu spät zu Tische kommen und zur Unzeit zärtlich sind — für bevorzugt vor Tausenden würden wir uns halten.“

Und die tapfer resignierten Mütter sagen: „Zusammenhang? O meine Gute, lassen wir doch die Jugend ihre eigenen Wege gehen und ihre eigenen Interessen verfolgen! Es ist ihr Recht und war auch das unsere unseren Eltern gegenüber. Daß wir es nicht geltend machten, nennen Sie's weder Tugend noch Schuld, nennen Sie's: Geist der Zeit. Und — Verständnis? Wenn wir dieses hohe Geschenk verlangen, müssen wir es auch erwidern können, und wenn uns die Fähigkeit dazu fehlt, dann heißt es sich ins Unabänderliche fügen — mit je besserem Humor je besser!“

Und die mildesten unter den Frommen werden den Kopf schütteln und traurig sagen: „Was Sie da vorgebracht haben zur Verteidigung eines Selbstmordes, denn, gestehen Sie, darum handelt sich's, entschuldigt ihn nicht!“

Verurteilt sie denn! Ich werde ihrer immer gedenken wie einer lieben Führerin, die mir eine Weile voranschritt auf breitem sonnigen Wege. Freudig und vertrauensvoll folgte ich ihr, hoffte, ihr immer folgen zu können nach immer helleren, höheren Zielen.

Und einmal, als ich wieder, ihre sichere Leitung suchend, nach ihr ausblickte, war sie verschwunden, und der Weg, auf dem sie eben noch ruhig und stolz hingewandelt, war leer.

Über Ferdinand v. Saar.

Von Alfred Freiherrn v. Berger.

Mein persönlicher Verkehr mit Ferdinand v. Saar war niemals ein sehr lebhafter, auch nicht in den früheren Zeiten, als ich noch in Wien meinen festen Wohnsitz hatte. Er bestand darin, daß wir ab und zu bei gemeinsamen Bekannten und Freunden mittags oder abends zusammen speisten, von denen ich nur Frau v. Dutschka, Frau v. Wertheimstein, Hofrat Gomperz, Fürstin Elise Salm nenne. Auch bei Frau Louise Beyfus und ihrem Bruder Dr. Jaques sind wir uns vor Jahren begegnet. Unser Verhältnis zueinander war aber ein näheres und herzlicheres, als dem oft durch lange Pausen unterbrochenen und sich gewöhnlich nur in größerer Gesellschaft abspielenden Verkehr entsprach. Zuweilen besuchte ich Saar in Unterdöbling, besonders, nachdem er eine eigene Privatwohnung bezogen und ich meine Berufstätigkeit nach Hamburg verlegt hatte. So oft ich, nach Abschluß des Spieljahres, im Juni auf längere Zeit nach Wien zurückkehrte, empfand ich ein Gemütsbedürfnis, Saar zu sehen, was ich gewöhnlich mit einem meiner ziemlich regelmäßigen Besuche bei Ludwig Speidel auf der hohen Warte verband. Einmal begleitete er mich zu Speidel. Was mich zu ihm zog, war vor allem sein durch und durch österreichisches Wesen, von dem mich anheimeln und durchwärmen zu lassen, mir nach längerem Aufenthalt unter norddeutschen Menschen behaglich war. Auch wußte und fühlte ich, daß er mich und mein Talent aufrichtig schätzte, namentlich meine poetische Begabung, welche die Anerkennung, die ihr nach meiner, klarer Beurteilung und nicht blinder Eigenliebe entspringenden Überzeugung gebührt, niemals gefunden hat. So gleichgültig mir aus vielen Ursachen, deren ausführliche Darlegung nur in einer Autobiographie geschehen könnte, literarischer Erfolg geworden ist, tat es mir doch wohl, mich von einem Dichter, den ich für einen der bedeutendsten, wo nicht für den ersten lebenden österreichischen Lyriker hielt, als einen ihm Ebenbürtigen behandelt zu fühlen. „Eigentlich sind wir zwei doch die einzigen, die noch was von der Lyrik verstehen“, sagte er mir gelegentlich, eine vielleicht hyperbolisch scherzhafte gemeinte Äußerung, durch deren Reproduktion ich nicht etwa beabsichtige, einen Sonnenblick der Beachtung auf meine so gut wie unbekannt gebliebenen Gedichte zu lenken. Habe ich doch seit fast zwei Jahrzehnten meine mir durch äußere und innere Anlässe abgezwungenen Gedichte nicht einmal für mich selbst gesammelt, ja, von vielen besitze ich gar keine Abschrift. Was Saar im Gespräch mit mir immer rasch erwärmte, das war wohl vor allem meine genaue Kenntnis seiner Arbeiten, namentlich seiner Gedichte, von denen sich nicht wenige meinem Gedächtnis unwillkürlich eingeprägt haben, sowie mein bis ins innerste dringendes Verständnis seiner

Schöpfungen und meine starke, deutliche, auch das Zarteste und schier Unsagbare erhaschende Empfindung für ihre seelischen und sprachlichen Schönheiten, Tiefen und Feinheiten. Wie jeder echte Poet, konnte Saar sich über nichts mehr ärgern, als über Lob, dessen Äußerungen er anmerkte, daß es keineswegs genauem und intimem Verständnis seiner dichterischen Absicht entsprang. „Nicht einmal die Leute, die sich meine Verehrer und Verehrerinnen nennen, kennen meine Sachen wirklich. Sie wissen oft nicht einmal, was ich geschrieben hab'!" Noch klingen mir diese Worte Saars im Ohr, gesprochen in jenem Wienerisch und mit jenem urwienerischen Ton und Ausdruck, den ich mir nur lebendig zu vergegenwärtigen brauche, um Saars Wesen, nach seiner Stärke und nach seinen Schwächen, gleichsam sinnlich zu empfinden, weit echter und unmittelbarer, als dies die feinste psychologische und ästhetische Analyse zu leisten imstande wäre. Über die tiefgehende seelische Bedeutsamkeit der wienerischen Mundart und des Komplexes von Gesinnungen, Empfindungen und Instinkten, dem sie entspringt und entspricht, für die Fähigkeit begabter Wiener, sich jener „Bildung" innerlich zu bemächtigen, deren natürliche Sprache das Schriftdeutsch ist, wäre so viel zu sagen, daß es den engen Rahmen meiner persönlichen Erinnerungen an Saar sprengen würde. Die autochthonen Wiener Sympathien und Antipathien kann nur verstehen, wem die Gemütsschichte vertraut ist, in dem die Wiener Sprache wurzelt. Erscheinungen wie Doktor Lueger, wie überhaupt ein gutes Teil dessen, was Antisemitismus heißt, die Abneigung gegen „affektiertes", „preußisches" Wesen, gegen eine gewisse Art von Wissenschaftlichkeit (all diese Antipathien sind gewissermaßen konzentriert in dem urwienerischen Widerwillen gegen das Imperfektum: „ich ging", „ich saß", dessen Gebrauch dem waschechten Urwiener wie ein unsittlicher Akt erscheint — moralisch ist nur „ i bin gangen", „i bin g'sess'n") lassen sich nur aus dieser Region heraus begreifen und deuten. Wie Grillparzer, gehörte auch Saar zu den Wienern, die den angeborenen Dialekt nicht loswerden konnten und wollten. Mochten sie auch hochdeutsch dichten, das Empfinden und Denken, aus dem ihre Poesie wuchs, blieb, wie die Sprache, deren sie sich im täglichen Umgang bedienten, mundartlich gefärbt. Beide haben eigentlich in einer Sprache gedichtet, die nicht ihre Muttersprache war.

Aber, wo hab ich meinen Gedankengang durch diese Abschweifung, die freilich ins Zentrum Saarschen Wesens führt, unterbrochen?

Bei seiner Vorliebe für mich als einen idealen Leser seiner Werke, der wirklich wußte, was der Dichter gewollt hatte und stets genau den poetischen Silberblick traf, wegen dessen Saar etwas geschrieben hatte. Also weiter! Ich vermute, daß es gerade dieses mein Verständnis seiner Poesie war, was anderseits ein Trennendes und Entfremdendes zwischen mir und Saar nicht verschwinden ließ. Denn da er genau wußte, wie tief ich ihn verstand, so mußte es ihn um so mehr kränken, daß sich meine mitfühlende Teilnahme, die ich für den Lyriker und Novellisten hegte und nach bestem Vermögen betätigte, auf den Dramatiker nicht erstreckte. Gewiß war der freimütige Brief, den ich ihm als artistischer Sekretär des Burgtheaters über die Absetzung des „Thassilo" schrieb, eine der bittersten Kränkungen in seiner Schriftstellerlaufbahn. Saar fühlte sich vor allem als Dramatiker, vielleicht als ebenbürtiger Nachfolger Grillparzers. Die Freude an seinem lyrischen und novellistischen Ruhm war ihm durch den andauernden Mißerfolg seiner Dramen

vergällt, er fühlte sich um den Kern und Inhalt seines Dichterlebens verkürzt. Die Schuld daran, daß seine Stücke, trotz mächtiger Protektion, nur selten das Rampenlicht erblickten, und, wenn dies endlich durchgesetzt war, vom Publikum und Kritik lau aufgenommen, schnell wieder verschwanden, schrieb er nicht ihren undramatischen Qualitäten zu, sondern der Unempfänglichkeit des durch pikante Reizmittel verdorbenen Publikums, den Vorurteilen der Kritik und vor allem dem Unverstand und Übelwollen der Direktionen, kurz, allen jenen Sündenböcken, auf die enttäuschte Dramatiker ihre Mißerfolge immer geschoben haben und immer schieben werden. Die Quelle dieser Selbsttäuschung war jedenfalls zum Teil das kräftige Gefühl der poetischen Schönheiten, an denen es auch Saars verfehltesten Dramen niemals ganz mangelt. Im übrigen würde Saar bei seinem gesunden kritischen Verstande, wenn seine Stücke nicht von ihm gewesen wären, die Schwächen und Mängel, die sie um den Theatererfolg mit Notwendigkeit bringen mußten, gewiß erkannt haben. Aber — sie waren eben von ihm! Und die Erfahrung hat mir oft gezeigt, daß selbst die allerklügsten Leute, von entwickeltster Feinfühligkeit für Vorzüge und Fehler fremder Schöpfungen ihre eigenen, oft ganz dilettantischen und geistesarmen Machwerke für Meisterschöpfungen ganz im Ernste halten. Ein Problem für die Geistespathologie, welches sich durch das Schlagwort „Eigenliebe" nicht lösen läßt. Solche Menschen empfangen wirklich von ihren Machwerken die seelischen Wirkungen, die ihnen sonst nur Schöpfungen des Genius erregen könnten, stehen daher unter dem Eindruck vollkommener Sinnestäuschung und halten jeden, der diese nicht teilt, für einen Blinden oder für einen Lügner, der den klaren Augenschein ableugnet. . . . O, ich höre förmlich, wie Saar sich zu Dritten über meine Ablehnung seiner Dramen ausgesprochen haben mag, und es fiele mir nicht schwer, die ungehaltenen Reden, die Saar geführt haben mochte, so naturgetreu zu stilisieren, daß jeder, der ihn gekannt hat, meinen müßte, sie von ihm gehört zu haben. Wie lieb muß Saar mich gehabt haben, daß er mir die ihm nie verschwiegene Verneinung seines Berufes als Dramatiker wenigstens äußerlich verzieh. Er hat wohl auch empfunden, daß er mir sehr wert war. Erwog ich doch ernstlich den Plan, seine Heinrichdramen in Hamburg aufzuführen. Die moderne, vielgeschmähte Theaterkunst hat wenigstens das eine geleistet: lyrische Stimmungswirkungen von der Bühne herab so eindringlich zur Geltung zu bringen, daß sie den wahrhaft dramatischen nahe kommen. Ich habe als Regisseur diesen Liebesdienst so manchem innerlich undramatischen Stimmungsstück mit Erfolg erwiesen. Warum sollte ich ihn nicht Saar leisten? Wenn wir dann etwas, das wie ein Erfolg aussieht, errungen hätten, so würde Saar kaum auf den Triumph verzichtet haben, mir nachher zuzurufen: „Ka Dramatiker! Haben Sie 's nit a immer g'sagt: der Saar ist ka Dramatiker! Jetzt hab'n Sie 's selbst beweisen müssen, daß er do aner is, und das vergunn' i Ihna!", und ich hätte mir dabei, wie so manchesmal im Gespräch mit Saar, stillschweigend mein Teil gedacht und ihn reden lassen. Sein tragischer Tod hat diese werdenden Pläne abgeschnitten.

Nein, wie so oft ihm ins Gesicht, so sag' ich's jetzt im Gedanken an seinen Selbstmord —, den ihm übrigens, so oft er davon sprach, seine besten Freunde auch nicht recht zutrauen wollten: Saar war kein Dramatiker! Die Gabe objektiven Gestaltens war dieser wie eine im wallenden Grün durchsichtiger Flut

webende Wasserpflanze, im Äther lyrischer Stimmung aufgehenden und lebenden Dichterseele versagt, sowie Darstellung und Ausdruck leidenschaftlichen Wollens diesem kontemplativen Geist nicht natürlich war, der die Außenwelt nur im dunkeln Spiegel seines Innern erblickte. So oft er versuchte, ein Bild der Außenwelt mit realistischer Unmittelbarkeit hinzuwerfen, mißriet ihm das Werk. Auch dem Novellisten Saar. Unter seinen Novellen sind jene die schwächsten, die nicht ein Stück Saar, sondern ein Stück Österreich, wie es ist, darstellen wollen. Er konnte aus der Sphäre seiner Subjektivität nicht heraus, und das muß der Dramatiker können. Saar war auch als Dichter eine reflektierende Natur. Ein echtes, sangbares Lied ist ihm kaum je gelungen.

Saar hat mir oft angedeutet, daß in ihm viel mehr stecke, als dichterisch zum Ausdruck gekommen sei. Möglich, aber jedenfalls „steckte" es eben nur in ihm. Die Schuld an seiner geringen Fruchtbarkeit — oft bestand die Ausbeute eines ganzen Jahres nur in einer kleinen Erzählung und etlichen Gedichten — schrieb er dem Mangel an Anregung, dem der Poesie ungünstigen Zeitalter, dem Fehlen ihm liegender Stoffe, kurz allem möglichen zu. Ich habe nie bezweifelt, daß die Ursache in seiner Organisation, in seinem, wenn der Ausdruck erlaubt ist, hartleibigen Talent lag. Ganz einfach: ihm fiel oft monatelang nichts Dichterisches ein, und die Stimmung, in welcher er überhaupt zum poetischen Produzieren fähig war, stellte sich bei ihm nur schwer ein und war abhängig von dem Zusammentreffen mannigfaltigster Umstände. Ich glaube, von ihm selbst gehört zu haben, daß er bei Ausarbeitung einer Novelle oft nur wenige Sätze an einem Tag zu Papier brachte. Jedenfalls machten die jeder poetischen Inspiration baren Zeiten, in welchen er überhaupt nicht schreiben konnte, den weitaus größten Teil seiner Lebenszeit aus, daß er überhaupt jemals Perioden überquellender Schöpferkraft erlebt hat, wie Grillparzer, der einige seiner Dramen in wenigen Wochen niederschrieb, glaube ich nicht. Saar — und hierdurch hängt das Zähe und Schwerflüssige seines Schaffens mit seinen Vorzügen eng zusammen — beherrschte sogar Form und Sprache nur dann, wenn er sich in höheren Graden des poetischen Trance befand, wenn seine Gedanken Leuchtkraft hatten, und die Tiefe seiner Gefühle sich ihm auftat. Nur in diesen erhöhten, ihrer Natur nach bei jedem Poeten seltenen Zuständen fand Saar Worte für sein meistens stummes Innenleben, Worte, die den strengen Ansprüchen genügten, die er an das sprachliche Kunstwerk stellte, Worte, durchtränkt und triefend vom Saft durchempfundenen Lebens, starkes Aroma atmende Worte . . . Andere Poeten haben ihre dichterische Diktion immer bei der Hand, sie besitzen sie, sowie sie immer ihre Handschrift schreiben können, auch losgelöst von den Momenten tieferer Inspiration, so daß eine unbedeutende poetische Wallung sie schon befähigt, zu sagen, was sie leiden . . . Freilich nur so, wie zu sagen es ihnen eben geläufig ist. „Ja, so wie diese Herren, so könnt' ich's auch immer", würde Saar, wenn man ihm solche Beispiele nie versiegender Fruchtbarkeit vorgehalten hätte, vielleicht gesagt haben; aber wir können leider! nicht nur dasjenige nicht, was über uns ist, sondern auch nicht, was unter uns liegt. Saar war nur mit Gedichten zufrieden, in denen jedes Wort ein poetischer Fund und Griff in die Sprachtiefen ist, jede Klangfarbe, jede rhythmische Wirkung Seele, Leben; er wollte aus seinem Leben nur die schöpferischen, großen Feiertage herauslesen

und bei solchem Bestreben kann man nicht „fruchtbar" sein. Dann wär's auch Goethe nicht gewesen, wenn er's darauf angelegt hätte, nur jene Gedichte aus der Masse seiner Verse zu schreiben, denen er tatsächlich seine Unsterblichkeit verdankt. Daß er seine Quelle fließen und laufen ließ, wie sie wollte, unbekümmert, ob sie Kostbarkeiten oder Alltägliches aus Licht spiele, das war, wie mir scheint, weise getan; er erwarb so die Gewohnheit und Leichtigkeit des Schreibens, die Saar gänzlich gefehlt hat und die auch Ludwig Speidel gefehlt hat. Freilich finden wir eben deshalb in den Schriften dieser beiden kaum eine Zeile, die nur der dichterischen oder schriftstellerischen Routine entsprungen wäre.

Man hat gegen Saar oft den Vorwurf erhoben, es fehle ihm am rechten Fleiß. Wie ich glaube, mit Unrecht. Er war in sich fleißig. Sein ganzes Leben war in den Zeiten, wo er nicht produzieren konnte, ein sich Vorbereiten und sich Zusammennehmen, um die kurzen Perioden der Kulmination seiner Schöpferkraft und Konzentration, auf die er in jedem Jahre hoffen durfte, herbeizuführen und auszunutzen.

Vielleicht hat den reinsten Genuß von Saars Dichtungen, wer ihn persönlich nicht gekannt hat. Ein solcher Leser betritt, wenn er das Buch aufschlägt, eine Welt feinen und vornehmen Seelenlebens, hoher Geistigkeit und einer ruhigen, großen Melancholie und Entsagung, eine poetische Welt voll klarer, sinnlicher Anschauung, die in einfachsten und doch malkräftigsten Worten festgehalten ist. Ich kann das Mühsame, das in Saars Natur lag, das Schnaufende und Keuchende von seinen Werken nicht ganz abtrennen, so wenig als die teils rhythmisch singende, teils gleichsam scheltende, aber immer eindringliche Deklamationsmanier, in welcher er seine Sachen vortrug. Auch seh' ich stets sein Gesicht vor mir, zuweilen im Profil, wo die Gesichtslinie mit der geschwungenen Nase und dem sich ihr entgegenkrümmenden Kinn an die typische Silhouette berühmter Wiener Hanswurste mehr erinnert als an ein Dichterhaupt, oft en face, wobei mir immer das Glitzern seiner vergnügten und gescheiten Äuglein und das Sinnliche seiner Lippen auffällt. Wo hab' ich doch schon solche Äuglein gesehen? Meine Erinnerung sucht im Prater, beim „Heurigen" oder an anderen Fundorten des Urwienerischen. Denn dieses bildete den Kern des Saarschen Wesens, wenn auch durch einen feinen Hauch von Geistigkeit gemildert, und veredelt durch gute, altwienerische Manieren, in denen sich der ehemalige Offizier nicht verleugnete. Vornehmlich darum, weil so viel Heimat in ihm verkörpert war, hab' ich Saar so lieb gehabt.

Die Gesetze des Zusammenlebens.

Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Daß es Launen gibt, ist eine allbekannte Tatsache. Man versteht unter Laune einen rasch vorübergehenden Gemütszustand. Ist jemand eine ganze Woche oder noch länger anhaltend schlechter Laune, so findet man das mit Recht bemerkenswert. Der rasche Wechsel gehört eben zum Wesen des durch ungezählte Beobachtungen gewonnenen Begriffs der Laune. Außerdem gehört zur Laune die Grundlosigkeit. Sie ist eines Morgens da, weder der Launische noch seine Umgebung

weiß recht, warum, und sie verschwindet ebenso grundlos, wohl gar in dem Augenblick, wo man einen triftigen Grund für sie gefunden zu haben wähnt. Denn, daß die Launen keine äußere Ursache haben, hindert nicht, daß man nach einer sucht. Gerade der Launische ist im fälschlichen Begründen von einer unerhörten Findigkeit. In seinen Familienverhältnissen, Dienstverhältnissen, persönlichen Schicksalen entgeht ihm nichts, womit er den Zustand, in dem er sich jeweils befindet, nähren, d. h. eben begründen kann. Endlich gehört zum Begriff der Laune herkömmlicherweise die Regellosigkeit, ja diese vor allem. Wirft man jemandem launisches Wesen vor, so meint man damit, daß er heute so, morgen so ist, „ohne Verlaß". Man kann mit dem Launischen nicht rechnen, denn er ist keine konstante Größe. Die Rechnung, in die man ihn heute als Faktor einsetzt, stimmt morgen nicht. Willkürlich ist aber die Laune trotzdem nicht. Ganz im Gegenteil. In keinem Punkte des menschlichen Verhaltens herrscht eine solche Gesetzmäßigkeit wie in den Launen, und zwar deshalb, weil sie gänzlich von innen bedingt sind. Das Seelenleben ist zum Teil Beziehungsleben, d. h. hervorgerufen durch den Sinneskontakt mit der Außenwelt, zum Teil Eigenleben, d. h. ein von den äußeren Eindrücken zeitlich unabhängiges Gestalten und Fühlen: Dieses Eigenleben kann sich gar nicht anders als nach bestimmten Gesetzen abspielen; denn Regellosigkeit kommt überall nur durch Kreuzung verschiedener äußerer Ursachen zustande. Wo der Organismus völlig frei einem inneren Antrieb folgt, kann er gar nicht anders als gesetzmäßig funktionieren.

Unterliegt nun der Wechsel der Launen einem bestimmten zeitlichen Gesetz, so folgt daraus ohne weiteres, daß auch das Zusammenleben der Menschen — ob sie sich vertragen und wie sie sich vertragen — gesetzmäßig ist. Vor einer näheren Erörterung dieses Themas sei jedoch noch einiges über die Arten der Launen bemerkt.

Greifen wir aufs Geratewohl einige heraus: die mürrische Laune, die Verschlossenheit, die heitere Laune, die Offenheit, das Einsamkeitsbedürfnis, die Geselligkeit, die Begeisterung, die Nüchternheit, so fällt sofort bei der Aufzählung ein Umstand in die Augen: Es gibt eigentlich keine einzelnen Launen, sondern nur Launenpaare. Ihrer zwei, die je am Ende einer Reihe stehen, gehören zusammen. Es hat auch niemand eine Laune allein. Wer z. B. ein anfallsweises Geselligkeitsbedürfnis hat — also nicht der Gesellige, der immer Gesellschaft braucht — der hat auch ein anfallsweises Bedürfnis nach Alleinsein. Besonders deutlich ist dieser Sachverhalt bei der Offenheit und Verschlossenheit. Selbst Leute, die als sehr schweigsam bekannt sind, haben Tage, wo sie äußerst mitteilsam sind und ihre an die Schweigsamkeit bereits gewohnte Umgebung in Verwunderung setzen. Bei den Erwachsenen pflegt Umgangszwang und Rücksicht die reine Linie des Gesetzes zu verwischen; dagegen kann man bei den Kindern im regelrechten Rhythmus die Wiederkehr der Tage beobachten, wo ihnen „in einemfort der Schnabel geht", wo „das Mundwerk nicht stillsteht" und der Tage, wo aus ihnen kein Wort herauszubringen ist.

Für die gegenwärtige Untersuchung sind von größter Bedeutung die Schwankungen des Liebesbedürfnisses. Eigentlich ist das Liebesbedürfnis bloß ein spezieller Fall des Geselligkeitsbedürfnisses. Ganz allgemein kann man sagen: Es gibt Tage mit ausgesprochenem Bedürfnis zur Hingebung. Das sind die Tage, an denen je nach Charakter und Alter der eine Spielkameraden aufsucht, der andere den Stammtisch, wo

er sich ausplauschen kann, der eine inbrünstig zu Gott betet und der andere glühende Liebesbriefe schreibt. Diesen, durch großes Wohlgefühl ausgezeichneten Tagen stehen die gleichgültigen oder trübseligen gegenüber, an denen das eigene Wesen wie unter festem Verschluß ist. Es ist gerade als ob der Mensch eine Hülle von wechselnder Dichtigkeit hätte, eine Hülle, die einmal so stark ist, daß sie ihn von der Außenwelt vollkommen abschließt, und ein andermal durchlässig, so daß die Welt in ihn und sein Wesen in die Welt diffundieren kann — um die bekannte Tatsache der Physik zum Vergleich heranzuziehen. Offenheit und Verschlossenheit sind deshalb die allgemeinsten Launen; sagt man von jemand, er sei offen, so ist damit eine ganze Menge über das Verhalten dieses Menschen gesagt. Auch das Verhältnis zu den umgebenden Eindrücken, ja sogar zu Speise und Trank ist durch diese eine Aussage schon gekennzeichnet. Es ist durchaus kein Zufall, daß der Gesellige gerne trinkt. Die Geselligkeit und das Trinken sind zwei Glieder einer Korrelation und gehören so zusammen, wie z. B. blaue Augen und blonde Haare, von denen auch niemand behaupten wird, daß sie sich gegenseitig hervorrufen.

Die Offenheit samt ihrem Gegenteil ist eine soziale Laune; der Vollständigkeit halber sei auch auf andere Schwankungen hingewiesen, welche für den Mitmenschen keine unmittelbare Bedeutung haben und die man als Schwankung der Lebensintensität bezeichnen könnte. Durch sie wird die anfallsweise grundlose Müdigkeit erklärt, die Unaufgelegtheit, Energielosigkeit u. dgl. Die spezielle Äußerung der Laune hängt vom Charakter ab. Dem Verstandesmenschen fallen die Tage auf, an denen ihm besonders viel oder nichts einfällt, den Gemütsmenschen schmerzt Gleichgültigkeit, den Willensmenschen Schlaffheit. Der Verliebte ist untröstlich über die Kälte seines Herzens, der Fromme über Verstocktheit.

Verweilen wir nun bei der sozialen Laune. Sie ist ein Schwanken der Hinneigung oder wohl gar zwischen Hinneigung und Abneigung. Treffend ist das Wort Laune, wenn man seiner Abstammung von Luna gedenkt. Der Launische ist in der Tat wie der Mond, der der Erde bald das volle freundliche Gesicht zukehrt, bald das dunkelverhüllte. Und auch der Zeitraum, innerhalb dessen sich dieser Wechsel vollzieht, fällt so ziemlich mit der Dauer des Mondumlaufs zusammen. Es ist hier nicht der Ort, auf die genauen Zeitverhältnisse der Perioden des Organismus einzugehen. Für die Ableitung der Gesetze des Zusammenlebens genügt vollständig die Tatsache, daß es überhaupt solche Perioden gibt. Sehr häufig ist der Ablauf des Launenrepertoires innerhalb vier Wochen*. Wer sich die Mühe nimmt, seine besonders guten oder schlechten Tage im Kalender mit einem Ausrufzeichen zu versehen, wird bald, um ein Wort Goethes zu gebrauchen, des Zirkels gewahr werden, der sich in seinem Leibe umdreht.

Daß es sich bei der Laune um etwas ganz innerlich Bedingtes handelt, wofür die äußeren Umstände höchstens ein willkommener Anlaß sind, erhellt am deutlichsten daraus, daß man sie so gar nicht in der Gewalt hat. Man kann sich nicht vornehmen, gut aufgelegt, ausdauernd oder herzlich zu sein. Die Launen gehen so sicher ihres Weges wie ein Himmelskörper. Man hat sie nur vermöge eines glücklichen Zusammentreffens dann, wenn man sie gerade braucht.

* Näheres über die Periodizität in Swoboda: Die Perioden des menschlichen Organismus. Wien. Verlag von Fr. Deuticke.

Damit man aus der Launenhaftigkeit ein Gesetz ableiten könne, ist notwendig, daß sie eine ganz allgemeine Eigenschaft und nicht eine auf überspannte oder kranke Personen beschränkte Eigenheit sei. Nach der landläufigen Meinung ist sie dies allerdings. Die ungeschulte Beobachtung merkt indes nur die gröbsten Fälle und nicht die feineren, die mit jenen begrifflich zu vereinigen sind. Wenn jemand heute himmelhochjauchzend, morgen zu Tode betrübt ist, so ist die Konstatierung der Launenhaftigkeit nicht schwer; aber sie ist auch dort vorhanden, wo sich in eine längere Reihe unbedeutender, behaglicher Tage plötzlich ein Tag der Einkehr, der Selbstbesinnung, der Nachdenklichkeit einschiebt. Die Launen sind eine Folge der Perioden des Organismus und diese können gar keine vereinzelte Eigenschaft sein. Was von Mensch zu Mensch verschieden ist, das ist die Größe der Wellenamplitude. Bei manchen ist die Welle so flach, daß sie schon einer Geraden ähnelt, bei anderen ist Wellenberg und Wellental ohne weiteres in die Augen springend. Keinem Zweifel unterliegt, daß die Deutlichkeit der Perioden mit der geistigen Bedeutung eines Menschen in Zusammenhang steht. Alle produktiven Menschen waren ihren Zeitgenossen durch ihr launisches Wesen bekannt und unangenehm. Ganz allgemein kann man aussprechen, daß die Launenhaftigkeit mit der Kultur — so weit Kultur gleich ist Vergeistigung — wächst. Damit wachsen dann natürlich auch die Schwierigkeiten des Zusammenlebens, wie sich im folgenden zeigen wird.

Hält man sich die Tatsache gegenwärtig, daß die Zuneigung — von der nunmehr ausschließlich die Rede sein soll — innerhalb eines bestimmten Zeitraumes ein Maximum und ein Minimum erreicht, so lassen sich die Gesetze des Zusammenlebens mit mathematischer Genauigkeit ableiten. Die Deduktion führt überdies auf allerlei Feinheiten, welche der bloßen Beobachtung entgehen.

Man kann drei Fälle unterscheiden. Der erste: Ein Teil ist launisch, der andere nicht, d. h. in so geringem Grade, daß der Beschauer den Eindruck der Gleichmäßigkeit empfängt. Das ist im Leben kein „schwieriger Fall." Alle Nichtlaunischen sind nämlich nachgiebig. Es ist bemerkenswert, daß die Launen desto starrer sind, je ausgesprochener sie sind. Der Himmelhochjauchzende ist durch nichts zu betrüben und der zu Tode Betrübte durch nichts zu erfreuen. Ein Launischer und ein Nachgiebiger vertragen sich leicht. Der Bewegliche ist so wie's der Starre braucht. Sie passen zusammen wie eine harte Form und eine weiche Masse. Der Nachgiebige kommt dabei nicht zu Schaden. Wer nichts ausgesprochen ist, der gibt nichts auf, wenn er sich einem anderen anbequemt. Wenn ein Mensch mit ausgesprochenen Bedürfnissen sich zu etwas zwingt, was seiner eigentlichen Verfassung nicht gemäß ist, so büßt er das immer mit einer Störung oder Verstümmlung. Wer Geformtes formen will, der zerbricht es. Der Gleichmäßige hingegen ist sogar noch froh, wenn in sein Leben eine Kontur kommt. Er kann nur gewinnen. Nach all dem wird es erklärlich, wieso das Zusammenleben zweier an Bedeutung weit abstehender Leute oft viel glatter vor sich geht als das gleich bedeutender, d. h. gleich stark launischer.

Das ist nun das Verhältnis, dem diese Erörterung eigentlich gilt: Zwei Leute sind beide gleich launisch, und sie haben ihre Launen entweder zur selben Zeit oder zu verschiedenen Zeiten. Betrachten wir den ersten Fall. Ein solches Paar wird gleichzeitig Lust haben zum Ausgehen, zum Zuhausebleiben, zur Samm-

lung, zur Zerstreuung und vor allem zum Beisammensein und zur Einsamkeit. Ein solches Paar würde in der denkbar vollkommensten Harmonie leben, wenn es den räumlichen Abstand beliebig verändern könnte. Heute würden sie sich eng aneinander schmiegen, morgen in angrenzenden Zimmern arbeiten, übermorgen wenigstens im selben Hause, dann ein paar Meilen getrennt und dann die Reihe von neuem; alles aus innerstem Bedürfnis und ohne das Gefühl, sich wegen dieses wechselnden Verhaltens einmal mehr, einmal weniger lieb zu haben. Zwei Leute, die sich's so einrichten könnten — von einem englischen Schriftstellerpaar ist übrigens bekannt, daß es instinktiv diesen Ausweg gefunden hat — wären wie zwei Sterne, die sich um einen idealen Mittelpunkt drehen und dabei einmal in die Konjunktur, dann in die Opposition kommen, sich immer freundlich zuleuchtend, bald von nahe, bald von ferne. Es wäre gänzlich falsch, diese Entfernung mit Entfremdung gleichzusetzen. Zwei derart Verbundene verbleiben trotz aller Bewegungen, die sie ausführen, im selben System. Worin jemand am stärksten ist, dort ist er auch zeitweise am schwächsten. Gerade die Heißesten sind gelegentlich die Kältesten. Wer in irgend einer Hinsicht hervorragend ist, der ist's auch im Gegenteil. Gleichmäßig kann man nur mittelmäßig sein.

Nun machen es aber die Verhältnisse in den meisten Fällen unmöglich, den jeweils angemessenen Abstand einzuhalten. Die meisten Ehegatten leben in „fixer Mensur". Und daraus entspringen auch dort, wo alles einem harmonischen Zusammenleben günstig wäre, mancherlei Disharmonien. Die Folgen ungewollten Beisammenseins lassen sich treffend durch Analogien aus der Mechanik verdeutlichen. Wenn jemand gern fort möchte und er muß bleiben, so ist es, als würde ein von der Fliehkraft bewegter Körper in seiner Bewegung aufgehalten. Die Fliehkraft wird in ihrer Betätigung gehemmt und muß sich daher zu etwas anderem umwandeln. Bei aufgehaltenen Gegenständen setzt sich die bewegende Kraft in Wärme um; die in ihrem regelrechten Lauf gehemmte Seele wird von Unmut befallen. Noch besser so: Anstatt der äußeren Fortbewegung tritt eine innere Erschütterung, Unruhe ein.

Die derart entstandene Mißstimmung nährt sich dann blindlings von dem, was ihr gerade unterkommt und so entsteht Zank und Streit. Zank und Streit sind nicht immer ein Zeichen, daß zwei nicht zusammenpassen, sondern, daß sie eben im Augenblicke auseinander gehören. Das Streiten ersetzt nur die Trennung. Die unterbliebene räumliche Trennung setzt sich in eine seelische Trennung um. Die gebremste Fugalkraft erfährt eine Umwandlung. Daß diese Deutung des Sachverhaltes stimmt, zeigt sich, wenn die zwei Leute trotz aller heute entdeckten schwerwiegenden Gegengründe morgen friedlich weiterleben und sich — bis zum nächsten Mal — gut vertragen. Der Streit hat eben gar nicht in den Gründen seinen Ursprung, sondern die durch das erzwungene Dableiben entfachte Streitlust zieht Gründe an sich, um sich damit vor dem Bewußtsein zu legitimieren. Hält man jemand mitten im Laufen an, so wird er ungebärdig und beginnt um sich zu schlagen; er wird „zuwider", d. h. es bildet sich in ihm eine Gegensätzlichkeit heraus gegen das, was ihn hemmt; er tritt zum anderen in ein „gespanntes" Verhältnis u. dgl.

Oft genug kommt der, für die Organisation der menschlichen Seele geradezu beschämende Fall vor, daß zwei Leute in der festen Überzeugung, nicht zusammenzu-

passen, tatsächlich voneinander gehen. Kaum ist die Trennung vollzogen, so sehen sie sich höchst erstaunt vergeblich nach den Gründen um, derentwegen sie sich getrennt haben. Mit der Trennung ist auf einmal alles gut geworden! Im richtigen Abstand herrscht ungetrübte Harmonie. Solche Leute vertragen sich gut, wenn sie in der Konjunktur sind und schlecht, wenn sie in der Opposition sein sollten. Ihre Unverträglichkeit, so arg sie auch erscheinen mag, ist nur eine anfallsweise, wohl zu unterscheiden von der im Charakter begründeten. Während die Unverträglichkeit aus Charakterunterschied zu dauernder Scheidung führt, hat die andere nur ein ewiges Hin und Her zur Folge, je nach der Länge der Periode in größeren oder kleineren Intervallen. Ich werde weiter unten der siebenjährigen Periode Erwähnung tun. Tatsächlich sind mir mehrere Paare bekannt, welche sich nur alle sieben Jahre gut vertragen und gewissermaßen als Denkmal ihrer Eintracht nur Kinder aus diesen Hochjahren haben. Daß sich zwei Leute gerade in dem Augenblick, wo es ihnen endlich geglückt ist, die Trennung zu vollziehen, zueinander hingezogen fühlen, kann übrigens noch einen anderen Grund haben. Jeder Entschluß, besonders ein weittragender, braucht einige Zeit, um sich, zuerst inwendig, dann außen durchzusetzen. Bis dahin ist er aber vielleicht schon unzeitgemäß! Das ist ein Verhängnis im Leben der Launischen: Zuerst leiden sie unter den Verhältnissen; da fassen sie einen kräftigen Entschluß. Bis aber der verwirklicht und die Außenwelt nach ihren Wünschen verändert ist, hat sich in ihnen alles verändert: und nun leiden sie unter ihrem Entschluß.

Die Tage, an denen zwei zueinander streben, sind die der Offenheit, die Tage, an denen sie auseinanderstreben, die der Verschlossenheit. Hat man für jemand die Umlaufszeit seiner Launen beobachtet, so kann man danach die Termine für Verträglichkeit und Unverträglichkeit im vorhinein berechnen. An den Tatsachen ändert ein solches Wissen zwar nichts, aber die programmäßige Ungenießbarkeit eines Ehegatten ist doch leichter zu ertragen als die unerwartete, wofern jene nicht gar ein stilles Vergnügen an der Präzision der Naturgesetze bewirkt.

Die Tatsache, daß sich verhinderte räumliche Trennung in seelische Entfremdung umsetzt, ist so wichtig, daß ich dafür, vom eigentlichen Thema abschweifend, noch ein zweites Beispiel anführe. Die Kinder gehören, wie man ganz richtig sagt, in einem gewissen Alter aus dem Haus. Gehen sie aus dem Haus, dann bleiben sie mit ihm durch Liebe verbunden. Bleiben sie, dann werden sie von ihm durch Haß getrennt. Ganz wie im früheren Fall tritt an Stelle der körperlichen Trennung die seelische Entzweiung. Es beginnt zwischen Vätern und Kindern ein beständiges Gezänke und Geplänkel, das, wieder ganz wie im Fall der Ehegatten, einer vielzüngigen Flamme vergleichbar, überall hin nach Nährmaterial hascht. Was wird da in sinn- und grundlosen Vorwürfen, in Unterstellungen und Verdächtigungen geleistet! Und wenn die beiden Parteien getrennt sind, so schreiben sie liebe Briefe und erhalten liebe Briefe. Im richtigen Abstand haben sie einander ganz gern.

Die Schwierigkeit, welche darin liegt, daß zwei, die miteinander gerade nichts zu tun haben wollen, zum Beisammensein genötigt sind, kann allerdings auch in einer feineren als der eben geschilderten Weise gelöst werden. Phantasiebegabte Menschen, geistige Naturen können vieles rein innerlich ausführen. Sie lassen die Dinge und Verhältnisse äußerlich, wie sie sind und verändern sie innerlich, wie's

ihnen paßt. Manche müssen fortgehen, um fort zu sein. Wer ein Gedankenleben führt, kann sich auch fortversetzen. Daß es eine Vereinigung in Gedanken als Ersatz für die Nähe gibt, ist bekannt, aber es gibt auch eine Entfernung in Gedanken als Ersatz für die räumliche Trennung. Zwei geistige Naturen können das äußerlich starre Verhältnis innerlich nach Bedarf regulieren. Der Geist ist nicht an Raum und Zeit gebunden. Er kann Erdteile überbrücken, er kann aber auch zwei Leute, die auf einem kleinen Fleck beisammen wohnen, um Erdradien voneinander trennen. Der Geist löst alle Probleme friedlich. Menschen, die mehr Geist als Körper sind, können getrost nebeneinander bleiben, weil sie der Körper gar nicht hindert, sich nach Belieben zu entfernen. Sagt man doch von solchen Menschen: Sie sind nicht da, sie schauen verloren drein. Ein extremer Fall ist der ganz in sich versunkene Schaffende; aber jeder andere, der sich mit seinem Ich liebevoll beschäftigt, der über sich selber gern in der Einsamkeit brütet, der etwas erlebt, der mit einem Wort sich entwickelt, gehört in die nämliche Kategorie. Mangel an Geist und enge Wohnungen sind häufig die alleinigen Ursachen schlechten Zusammenlebens.

Ich komme nun zum dritten möglichen Fall, dem wirklich schweren Fall: Beide Teile sind launisch, haben aber ihre Launen nicht zur gleichen Zeit. Das Eine will reisen, das Andere zu Hause bleiben, das Eine ist munter, das Andere langweilig oder, worauf schließlich alles ankommt, das Eine brennt lichterloh, wenn das Andere kalt ist und umgekehrt. Die Flammen schlagen nie zusammen. So ist es möglich, daß zwei, die ihrem Charakter nach ideal zusammenpassen, doch nie miteinander zur Ruhe kommen. Ihre Wellen interferieren. Immer ist Eines voran und das Andere hinkt nach.

Um das durch das kräftigste Beispiel zu erläutern: Das Bedürfnis nach Kindern ist bei vielen Menschen einer siebenjährigen Periodizität unterworfen; es erwacht z. B. mit 21 Jahren, pausiert dann 7 Jahre und kommt im 28. wieder. Nun denke man sich zwei Leute mit dieser siebenjährigen Periode, aber einem Altersunterschied von vier Jahren. Die Folge wird sein: Wenn der eine Teil lebhaft Nachkommen verlangt, ist der andere indifferent und nächstens umgekehrt; und so wird in diesem wichtigen Punkte nie Einstimmigkeit, Harmonie herrschen. Zwei Menschen mit einer solchen Phasendifferenz werden daher mitsammen keinen Klang, sondern ein Geräusch geben oder wenigstens Schwebungen; in ihren Gesprächen wird man das deutlich merken. Dieser Fall hat etwas Tragisches. Denn der Rhythmus, mit dem jemand auf die Welt kommt, ist völlig unabänderlich. Eine Phasendifferenz hindert zwei Leute am vollständigen Zusammenkommen mehr als die stärkste Mauer.

Aus all dem erhellt, an wie heikle Bedingungen auch bei Charakterübereinstimmung ein müheloses harmonisches Zusammenleben geknüpft ist. Der Geist hebt wohl über manche irdische Unebenheit hinweg, wenn er sie natürlich auch nicht hinwegzuräumen vermag. Ferner, werden viele hinzusetzen mögen, ist die Liebe immer zu Opfern bereit. Warum sollte man nicht einmal dem guten Einvernehmen ein Bedürfnis aufopfern oder sich zu einer Handlung dem anderen zuliebe zwingen? Daß man dies kann, unterliegt keinem Zweifel; so beweglich ist die Seele schon. Ebenso sicher aber ist, daß man es nicht ohne Schaden kann. Jede Laune ist ein

Lebensbedürfnis: daher sich jeder Launenhafte instinktiv gegen Störungen seines Eigenlebens wehrt. Wenn ihm seine Einsamkeit bedroht wird, so ist das ebenso, als wenn einem anderen das Brot gestohlen wird. Wenn ihm ein Wort zur Unzeit entrissen wird, so ist das, als wenn man einem anderen eine Körperverletzung zufügt; der Launische hat in der Gemeinschaft mit einem anderen, dessen Bedürfnisse ebenfalls starr sind, nur die Wahl zwischen folgenden zwei Unannehmlichkeiten: Erstens, sich gegen Störungen mühevoll und krampfhaft zu behaupten, zweitens, sich zur Untreue gegen das Gebot seines Inneren verleiten zu lassen; oder, noch anders: die Wahl zwischen Rücksichtslosigkeit, die ihm dann von außen übel vergolten wird, und Rücksicht, die dann in ihm selber schlecht ausgeht.

Von welchem praktischen Wert es ist, — und zwar nicht nur für Richter und Seelsorger — sich in den eben geschilderten Verhältnissen auszukennen, bedarf keines logischen Beweises. Das Gefühl der Erleichterung, welches man im Augenblick irgend welcher Einsicht empfindet, spricht deutlich genug. Ändern kann man an einem unleidlichen Tatbestand, sofern er in einem Naturgesetz begründet ist, gar nichts; aber die Einsicht in die Notwendigkeit macht auch das Ärgste erträglich. Der Wissende fühlt sich dem Gang der Ereignisse überlegen. Das Wissen macht aus einem hilflos Leidenden einen befriedigten, ergötzten, heiteren Zuschauer.

Ein modernes Symposion.

Von G. Lowes Dickinson. Aus dem Englischen übersetzt von Jenie E. Jacob.

IV.*)

Philip Audubon, ein Geschäftsmann. Aubrey Coryat, ein Dichter.

Den Schluß von Ellis Rede hatte ein wirres Durcheinander von Gelächter, Beifall und Widerspruch begrüßt und mittendrin fiel es mir ein, Audubon zum nächsten Redner zu wählen. Mein Grund dafür war, daß Ellis, wie ich glaubte, unter dem Deckmantel eines Anfalls von hochgradigem Spleen einen ziemlich heftigen Angriff auf die Fortschrittslehre, wie sie gewöhnlich von sozialen Reformern verstanden wird, unternommen hatte. Er hatte sozusagen die Skala der Verneinung bloß angeschlagen. Aber Audubon, das wußte ich, würde die Melodie bis zu Ende spielen; und ich meinte, wir könnten sie ebensogut nun ganz hören und sie hören, ehe es für mögliche Berichtigungen durch andere Redner zu spät wäre. Audubon übte seine Berufstätigkeit in der City aus und wie er dazu kam, Mitglied unserer Gesellschaft zu sein, kann ich selbst nicht sagen, denn er behauptete, von unbedingter Abneigung gegen alles spekulative Denken erfüllt zu sein. Er kam indessen regelmäßig und sprach gut, obgleich stets in dem Sinn, als gäbe es nichts, was des Sprechens darüber wert sei. Wie gewöhnlich erhob er sich auch diesesmal nur nach einigem Widerstand; und selbst als die Mehrheit gegen seinen Willen für sein Sprechen entschieden, begann er bezeichnenderweise mit einem Protest.

„Ich sehe nicht ein, warum es Regel sein soll, daß jeder hier sprechen muß. Ich glaube, ich habe etwas der Art schon früher gesagt" — aber hier wurde er

* Vgl. die drei letzten Hefte der „Österr. Rundschau."

mit dem allgemeinen Ausruf unterbrochen, daß er es schon viel zu oft wiederholt habe; worauf er zwar den Gegenstand fallen ließ, aber im Ton des Widerspruchs fortfuhr: „Sie verstehen nicht, in welcher schwierigen Lage ich bin, besonders bei einer Erörterung dieser Art. Mein Standpunkt ist von Grund aus verschieden von dem der Übrigen hier, und was ich auch sage, muß notgedrungen von anderer Tonart sein. Sie alle spielen, was Sie für das Spiel des Lebens halten und spielen es willig. Ich aber spiele es nur notgedrungen; wenn Sie es überhaupt spielen nennen, bei jedem Wetter herausgehetzt zu werden, um dem Ball nachzulaufen, ohne je Gelegenheit zu haben ihn zu schlagen. Übrigens gleicht das Spiel mehr dem Tennis als dem Cricket und wir sind die kleinen Jungen, die die Bälle aufheben — eine nach meiner Ansicht verdammt demütigende Beschäftigung! Und sicherlich müssen Sie alle im Grund ebenso denken! Natürlich geben Sie's nicht gern zu. Keiner tut's. Auf der Kanzel, in der Presse, in der Unterhaltung selbst waltet eine Verschwörung des Vertuschens und des einander was Weismachens. Nur in seltenen Augenblicken, wenn ein paar Leute im Rauchzimmer zusammensitzen, kommt die Wahrheit heraus. Aber wenn sie herauskommt, ist's immer derselbe Refrain „cui bono, cui bono?" Ich habe keine besondere Meinung von mir selbst, aber gibt's etwas, worauf ich stolz bin, ist's das, daß ich mich nie zum Narren hab' halten lassen. So weit zurück meine Erinnerung reicht, war mir immer klar, worin die Natur dieser Welt wirklich besteht. Und alle Erfahrung hat diese erste Anschauung bestätigt. Daß andere Leute sie nicht auch zu haben scheinen, ist eine Quelle steter Verwunderung für mich. Tatsächlich aber und ohne mir was einbilden zu wollen, glaube ich, das liegt daran, daß sie sich was weis machen lassen wollen und ich will's nicht. Sie wollen um jeden Preis glücklich oder angeregt sein oder wie sie's sonst zu nennen belieben. Und ich sage nicht, daß sie unter ihren Zeitgenossen nicht weise wären. Aber ich bin anders beschaffen, ich sehe eben die Dinge wie sie sind; und ich sehe, sie sind sehr schlecht — ein Punkt, in dem ich von dem Schöpfer abweichen muß.

Lassen Sie mich nun zu der heutigen Debatte kommen und meine Stellung dazu nehmen. Sie haben durchweg angenommen, wozu Sie natürlich verpflichtet waren, daß die Dinge hier die Mühe lohnen. Aber wenn sie's nun nicht tun, was wird da aus all Ihren Zielen, Ihren Ansichten, all Ihren Problemen und Streitigkeiten? Die Grundfrage, über die Sie alle einig sind, wie sehr Sie auch im einzelnen voneinander abweichen, ist die, daß die Dinge verbessert werden können und daß es der Mühe wert ist es zu tun. Wenn man aber beide Voraussetzungen leugnet, was wird dann aus der Schlußfolgerung? Und ich leugne sie und nicht nur das, sondern 's ist mir unbegreiflich, wie je einer dazu kam sie anzunehmen. Sicherlich, träte man nicht der Frage mit vorgefaßtem Optimismus entgegen, so vermöchte man nie sich vorzustellen, daß bei dem, worauf es am Ende wirklich ankommt, von so was wie Fortschritt die Rede sein könne. Oder sollten solch albern unerhebliche Dinge wie Telephone und Automobile uns sogar hier imponieren? Ich sollte denken, Ellis war deutlich genug, um eine solche Täuschung zu verscheuchen und ich will mich nicht länger mit solch langweiliger Sache herumschlagen. Wenn wir überhaupt Fortschritte erwarten sollen, müssen wir, denke ich, im Menschen danach suchen. Und ich habe nie einen Beweis dafür gefunden, daß die Menschen

im allgemeinen besser sind, als sie zu sein pflegten; im Gegenteil, ich glaube es liegen Beweise vor, daß sie schlechter sind. Aber immerhin, wollte man selbst einräumen, die ganze Sache ließe sich ein bißchen verbessern, was nützte das in einer Welt wie dieser? Was nützt es, sich mit Einzelheiten herumzuquälen, wenn die ganze Struktur des Weltalls schlecht ist. Man könnte gerade so gut seine Zeit verschwenden, den Speisesaal eines sinkenden Schiffs zu dekorieren. Zugegeben, Sie könnten die Eigentumsverteilung vervollkommnen und das Niveau der Gesundheit, der geistigen Bildung mit allem übrigen heben; zugegeben, Sie könnten morgen Ihren sozialistischen Staat einführen oder Ihren liberalen Staat oder Ihre anarchistische Kooperation oder was für ein Plan es sonst sein mag — worin wären Sie im Grunde besser daran? Die wichtigsten herrschenden Tatsachen blieben unverändert. Menschen z. B. würden immer noch geboren, ohne gefragt zu werden, ob sie's wollen oder nicht. Und das allein genügt meiner Ansicht nach, die ganze Geschichte zu verdammen. Es ist mir unbegreiflich, wie es kommt, daß Leute die Beleidigung ihrer Selbstachtung, die ein solcher Zustand schon in sich schließt, nicht übler aufnehmen. Nichts kann das heilen, nichts kann das verbessern. Es ist eine Daseinsbedingung von Anfang an.

Wenn das alles wäre, so wär' es schon schlimm genug. Aber das ist nur der Anfang. Denn die Welt, in die wir so schmählich geworfen worden, stellt sich obendrein als unberechenbar und unvernünftig heraus. Ich weiß ja, daß sogenannte Naturgesetze in Geltung sind. Aber — um die volle Wahrheit zu sagen — ich glaube nicht daran. Ich meine, ich sehe keinen Grund dafür anzunehmen, daß die Sonne morgen aufgehen, oder daß die Jahreszeiten ihren Wandel fortsetzen werden, oder daß irgend welche unserer sichersten Erwartungen in der Zukunft ebenso erfüllt werden, wie sie's in der Vergangenheit wurden. Wir legen die Ordnung, die wir uns in unserem Hirn zurechtgelegt, ins Weltall hinein und bis zu einem gewissen Punkt, gebe ich zu, scheint das Weltall mit ihr übereinzustimmen. Aber ich traue der Übereinstimmung nicht. Wimmelt es doch an Beweisen von frivoler und unberechenbarer Laune! Warum sollte nicht die scheinbare Ordnung nur eine Laune mehr oder selbst ein höchster Anschlag berechnender Bosheit sein? Wie dem aber auch sei, wir haben nicht die Macht, all die Dinge, die uns am nächsten berühren, Stürme, Epidemien, Unglücksfälle, von der Katastrophe der Geburt bis zur Erlösung durch den Tod, vorauszusehen oder abzuwenden. Und all dem, das uns täglich und stündlich vor Augen tritt, zum Trotz klammern wir uns an den Glauben an das Weltgesetz und schreiben auf das wallende Chaos unser „credo quia impossibile".

Nun, ich habe bis jetzt niemanden gefunden, der diese meine Ketzereien teilt. Aber das tut nichts. Meine Sache steht fest genug. Zugegeben selbst, daß Ordnung im Weltall herrsche, wird's dadurch etwa besser? Macht's das nicht eher schlimmer, wenn die Ordnung derartig ist, daß sie Böses hervorbringt? Und wie groß das Übel ist, darüber brauche ich mich nicht zu verbreiten. Diente es doch allem, was heut abends gesagt worden war, als Voraussetznng. Wären Sie mit der Welt zufrieden, Sie würden sie nicht alle ändern wollen. Indessen sagen Sie vielleicht — das tun die Leute immer — wenn's Böses gibt, so gibt's auch Gutes. Aber gerade die Sachen, die die Menschen gut nennen, treiben mich zur Verzweiflung an der Welt,

mehr noch sogar als die, deren Unwert sie zugeben. Wie jemand, der Selbstachtung hat, die Dinge hinnehmen und dankbar hinnehmen kann, die die Menschen über sich ergehen lassen, ist für mich ein ständiges Geheimnis. Es ist sicherlich der größte Triumph des Weltenschöpfers, daß sich ganze Gemeinden von Opfern jede Woche in den Kirchen versammeln, um ihre Dankbarkeit für „ihre Erschaffung, Erhaltung und alle Segnungen dieses Lebens" heruntersagen. Die Segnungen! Worin bestehen sie? In Geld? Erfolg? Ruf? Ich selbst fürwahr bin um nichts besser als sonst ein Erdenbürger; aber das geht über mein Fassungsvermögen, daß jene Dinge von der Welt geschätzt werden sollten, wie's der Fall ist. „Nun gut," sagt der Moralist, „aber dann bleibt immer noch Pflicht und Arbeit." Worin aber besteht der Wert der Arbeit, wenn's nichts gibt, was sich der Arbeit lohnt? „Ah," sagt der Dichter, „aber dann bleiben noch Schönheit und Liebe." Aber die Schönheit und die Liebe, die er sucht, sind etwas, was er nie findet. Was er greift, ist der Schatten, nicht das Ding. Und selbst der Schatten huscht vorüber und entschlüpft ihm auf dem Strome der Zeit.

Und gerade hierin liegt der endgültige Beweis der Bosheit in dem ganzen Zuschnitt der Dinge. Die Zeit selbst arbeitet gegen uns. Sie verewigt die schlimmen Augenblicke; die, die gut sein könnten, jagt sie ihrer Vernichtung zu. Alles, was am kostbarsten ist, erscheint auch am unsichersten. Umsonst rufen wir dem Augenblick zu: „Verweile doch, du bist so schön!" Nur die schweren Stunden haben einen schleichenden Gang. Die geflügelte Psyche ist schon im Augenblick ihrer Geburt von Todesängsten erfaßt.

Dies sind sicherlich Tatsachen, nicht Einbildungen. Warum also weigern die Menschen sich, ihnen ins Gesicht zu sehen? Oder wenn sie es tun, warum wenden sie sich sofort ab, um eine Welt anderer Art in ihren Gedanken aufzubauen? Denn das Merkwürdigste von allem ist, daß die Menschen Systeme erfinden und daß diese Systeme optimistisch sind. Es ist als sagten sie: „Die Dinge müssen gut sein. Aber da sie augenscheinlich nicht gut sind, müssen sie in Wirklichkeit anders sein als sie uns erscheinen." Und daher jene außerordentlichen Lehren, so mitleidsvoll, so rührend, so abgeschmackt, von dem ewig guten Gott, der diese schlechte Welt gemacht, von dem Absoluten, dessen einzige Offenbarungsform das Relative ist, von dem Realen, das so viel weniger Realität hat als die Erscheinungswelt.

Wird aber all das zurückgewiesen, so übertragen wir unseren Himmel von der Ewigkeit in das Zeitliche und versetzen die Vollkommenheit, die wir in Gegenwart und Vergangenheit vermissen, in die Zukunft. „Wahr," sagen wir, „eine schlechte Welt! aber wie gut wird sie sein!" Und unter dieser Selbsttäuschung nimmt Generation auf Generation ihre Last auf sich und schreitet aus, weil jenseits der Wildnis ein verheißenes Land liegen muß, das einige unbekannte Geschöpfe eines Tages betreten werden. Als ob das Schlimme der Vergangenheit durch irgend eine Tat der Zukunft gesühnt werden, oder die Vollkommenheit der einen das unheilbare Mißlingen der anderen gutmachen könnte!

Solche Ideen braucht man nur vorzubringen, um ihre Torheit zu offenbaren. Aber nichtsdestoweniger halten sie die Menschen in ihrem Bann. Warum? Ich kann's nicht sagen. Ich weiß nur, daß sie mich nicht binden und nicht binden können; daß ich wie ein Fremder aus einer anderen Welt auf das Getriebe dieser blicke;

daß ich unter Ihnen, nicht aber einer von Ihnen bin; daß Ihre Gründe und Zwecke mir gänzlich unverständlich sind, daß Sie keine Rechenschaft von ihnen geben können, der ich irgend Sinn beizumessen vermöchte; daß ich keinen Schlüssel zu dem Rätsel habe, das Sie scheinbar so leichthin mit Ihrer Religion, Ihrer Philosophie, Ihrer Wissenschaft lösen können; daß Ihre Hoffnungen nicht die meinen, Ihr Ehrgeiz nicht der meine, Ihre Grundsätze nicht die meinen sind; daß ich Schiffbruch gelitten und um mich herum nur solche sehe, die es auch getan; daß jedoch diese die Planken, an die sie sich klammern, gute und feste Schiffe nennen; daß sie tapfer von dem Hafen sprechen, in den sie glücklich segeln und noch, wenn sie untergehen, mit ihrem letzten Atemzug ausrufen, „seht, wir sind angekommen und unsere Freunde erwarten uns auf dem Quai!" Wer ist in diesem Falle verrückt? Bin ich's? Sind Sie's? Ich kann mich nur treiben lassen und abwarten. Möglicherweise gibt es einen Hafen und ein Ufer jenseits dieser Wasser. Aber ich kann nicht dahin steuern, da ich ohne Steuerruder, ohne Kompaß, ohne Seekarte bin. Sie sagen, Sie haben das alles. Fahren Sie also weiter, mir aber rufen Sie nicht zu! Ich muß allein untergehen oder schwimmen. Und das Beste, worauf ich hoffen kann, ist, daß ich schleunig in dem schweigenden Golf der Vergessenheit versinken möge!"

Obgleich ich Audubon solche Empfindungen oft hatte ausdrücken hören, so hatte er vor mir doch niemals zuvor die innerste Bitterkeit seiner Seele so frei und so leidenschaftlich offenbart. Ohne Zweifel lag etwas in Zeit und Ort, das ihn bewogen, so persönlich zu sprechen. Denn die finsterste und stillste Stunde der Nacht war gekommen; wir aber konnten in dem matten Sternenlicht kaum einander gewahr werden, so daß es möglich schien, wie hinter einem Schleier Dinge zu sagen, die man sonst naturgemäß unterdrückt hätte. Ein langes Stillschweigen folgte Audubons Worten. Sie gingen manchem von uns vielleicht näher als wir gern zugeben mochten. Und ich war in Verlegenheit, wen von den Wenigen, die noch nicht gesprochen, ich wählen sollte, um nach Möglichkeit einen Ton zu vermeiden, der unsere Stimmung verletzen könnte. Schließlich fiel meine Wahl auf Coryat, den Dichter. Ich wußte, ein Mißton war von ihm nicht zu befürchten und hoffte auch, er könne vielleicht den Anfang machen, uns sozusagen aus dem Abgrund herauszuziehen, in den wir geglitten. Er antwortete aus der Dunkelheit heraus, zögernd und unzusammenhängend, was ihm in meinen Augen immer einen so eigentümlichen Reiz gab.

„Ich weiß nicht," hub er an, „natürlich — ja, ja, es mag ja alles sehr schlecht sein — wenigstens für manche Leute. Aber ich glaub's nicht. Und ich zweifle, ob Audubon wirklich — nun das sollt' ich vielleicht nicht sagen. Jedenfalls aber stimmen die meisten nicht mit ihm überein, davon bin ich überzeugt. Ich meinerseits finde auf jeden Fall das Leben außerordentlich gut, gerade wie's ist, ich meine nicht nur meines, sondern auch das aller anderen; nun, außer das Audubons, sollte ich wahrscheinlich sagen, und selbst er findet's vielleicht eher gut, daß er die Möglichkeit hat, es so schlecht zu finden. Aber ich will nicht mit ihm streiten, ich weiß, es ist unnütz. All die anderen sind's, mit denen ich streiten will — Ellis ausgenommen, der, scheint mir, 'nen Begriff von den Dingen, auf die's wirklich ankommt, besitzt. Aber ich glaube nicht, daß Allison oder Wilson einen

haben oder die meisten Menschen, die über Fortschritt sprechen. Denn wenn Sie sozusagen alles Gute in die Zukunft versetzen, so zeigt das, daß Sie das nicht würdigen, was zum Leben, gerade wie's ist und wo's ist, gehört. Und ich bin überzeugt, etwas muß falsch sein an einer Ansicht, die Vergangenheit und Gegenwart nur zu einem Mittel für die Zukunft macht. Es ist, als nähme man eine Flasche und kehrte sie von oben nach unten und göße den Wein aus, ohne es zu merken, und überlegte sich dann, wie gewaltig man die Form der Flasche verbessern will. Nun, die Form der Flaschen interessiert mich nicht, mich interessiert der Wein.

Und — das ist die Hauptsache — der Wein, das weiß ich, ist immer da. Er war in der Vergangenheit da, er ist's in der Gegenwart und er wird's in Zukunft sein; ja, Ihnen allen zum Trotz!" Das klang so herausfordernd, daß wir alle lachen mußten. Worauf er inne hielt, als hätte er eine Unbedachtsamkeit begangen und nachdem er umsonst nach einem Übergang Umschau gehalten, der ihn zu seinem nächsten Punkt zu bringen vermöchte, entschloß er sich gleichsam zu einem Sprung und fuhr folgendermaßen fort: „Da ist Wilson z. B., der uns erzählt, die neue Generation habe keine Verwendung — ich weiß nicht genau, ob er diesen schrecklichen Ausdruck gebraucht hat, aber das war's, was er meinte — habe also keine Verwendung für die Griechen oder Römer oder das Mittelalter oder das 18. Jahrhundert oder für irgend etwas, außer für sich selbst. Nun ich kann nur sagen, sie tut mir sehr leid und ich bin sehr froh nicht zu ihr zu gehören. Stellen Sie sich doch nur diese außerordentliche Kurzsichtigkeit oder vielmehr Blindheit vor. Weil, man mit Plato oder Mark Aurel oder dem heiligen Franziskus nicht übereinstimmt glaubt man, die gehören in die Rumpelkammer. Ebensogut könnte man sagen, man tränke nur Wein, der heute gekeltert worden. Die Literatur und Kunst der Vergangenheit können nie tot sein. Sie sind die Flasche, in der die Geister des Lebens gefangen sind. Man braucht sie nur zu öffnen, damit einem das Leben gehört. Und welch Leben! Daß es von dem unserigen verschieden ist, darin gerade besteht sein Verdienst. Ich will nicht sagen, es muß unbedingt besser sein, aber es bewahrt uns Dinge auf, die uns sonst entglitten. Denn so wenig wie die Menschen der Vergangenheit erschöpfen wir alle Möglichkeiten. Das ganze wunderbare Drama des Lebens erschließt sich nur in der Zeit und wir Bürger dieses Jahrhunderts spielen nur eine Szene daraus und keineswegs die leidenschaftlichste oder die fesselndste. Als Schauspieler geht uns natürlich nur diese Szene an. Aber das Seltsame ist, daß wir auch Zuschauer sind oder es sein können, wenn wir es wollen. Und vom Standpunkte des Zuschauers aus sind viele Episoden in der Vergangenheit viel interessanter, wenn nicht bedeutender als die der Gegenwart. Ich meine, es kommt mir so dumm vor — ich vermute, ich sollte nicht sagen dumm, denn Sie sind natürlich nicht gerade —" worauf wir wieder lachten und er einen neuen Anlauf nahm: „Ich meine, wenn man die Philosophie oder die Religion der Vergangenheit nimmt und sie in Ihr Laboratorium trägt und sie auf ihre Wahrheit hin prüft und wegwirft, wenn sie diese Prüfung nicht aushält, so heißt das ihren ganzen Wert und Sinn verkennen. Worauf es wirklich ankommt, ist, welch außerordentliches, geheimnisvolles, tragisches oder komisches Leben dazu beigetragen, solch köstliches Probestück hervorzubringen; welch' neue Offenbarung es bietet von den Möglichkeiten der Welt? So sehen Sie's an, wenn Sie

den Sinn des Lebens empfinden. Überall sind wir dem Leben auf der Spur. Wir lieben's, wenn wir's nur berühren. Wir fragen nichts danach, ob's gut oder böse ist. Es ist da und wir sind ihm verwandt. Stellen Sie sich z. B. einen Menschen vor, der durch das Britische Museum wandern und beim Parthenonfries vorbeigehen und sagen kann, dafür hab' er keine Verwendung. Und weshalb? Ich vermute, weil wir uns heut nicht so kleiden und nicht ungesattelt reiten können. Wohlan, um so schlimmer für uns! Aber denken Sie nur! Dort von der Wand herunter ruft — nein, singt mit Engelsstimmen — der Geist des Lebens in seiner lieblichsten, kraftvollsten, göttlichsten Verkörperung und sagt: „liebt mich, versteht mich, gleicht mir!" Und die neue Generation geht dran vorüber, rümpft die Nase und sagt: „Nein, ihr habt ausgespielt. Ihr wußtet nichts von Naturwissenschaften. Und ihr habt nicht pro Mann vier Kinder erzeugt, wie wir es beabsichtigen. Eure Erziehung aber war rhetorisch, eure Philosophie abgeschmackt und eure Laster — o, unaussprechlich! Nein, nein, junge Herren. Nichts für uns, danke schön!" Und so stolzieren sie weiter, sehen Sie sie nicht, in ihrem rationellen Kostüm, mit ihrem rationellen Geist und ihren harten kleinen Herzen und dem leeren Raum, wo ihre Phantasie wohnen sollte. Schrecklich, schrecklich! Oder nehmen wir an, Sie gingen nach Assisi und Sankt Franziskus käme und spräche zu Ihnen. „Seht," sagt er, „welch' schöne Welt, wenn ihr nur eure unnützen Bürden abwerfen könntet! Geld, Häuser, Kleider, Nahrung, all das bedeutet solch Hindernis! Kommt und seht die Wirklichkeit; kommt und lebt mit dem Leben der Seele, brennt wie die Flamme, blüht wie die Blume, fließt wie der Bergstrom!" „Mein verehrter Herr," erwidern Sie, „Sie sind unrein, unverschämt und ungebildet! Mehr noch, Sie ermutigen Bettelei und Aberglauben. Diesmal nicht, danke schön!" Und fortmarschieren Sie zu dem Vereine gegen Verarmung und Bettelei,] 's ist — 's ist, — ". Wieder gab er sich einen Ruck und fuhr dann ruhiger fort: „Nun, man soll ja nicht ärgerlich werden und ich verdrehe wahrscheinlich, was jeder gesagt. Auch habe ich nicht genau ausgedrückt, was ich sagen wollte. Ich wollte sagen — was war's doch? O ja, daß diese Auffassung mit der Idee des Fortschritts verknüpft ist. Das kommt davon, wenn man Vergangenheit und Gegenwart allen Wertes entkleidet, um ihn in die Zukunft zu verlegen. Und schließlich verlegen Sie ihn gar nicht dahin! Sie können's nicht! Er verdampft auf irgend eine Weise bei dem Verfahren. Wo ist er also? Nun, ich glaube er ist immer da im Leben und in jeder Art Leben. Er ist die ganze Zeit da in all den Dingen, die Sie verdammen. Natürlich sind die Dinge wirklich schlecht, von denen Sie's sagen. Aber sie sind gleichzeitig so gut! Ich meine — nun, neulich las ich einen jener schrecklichen Artikel — sie sind ja freilich sehr nützlich, vermute ich — über die Lage der Landarbeiter. Nun, darauf ritt ich aufs Land hinaus und sah das alles in seinem Rahmen und sah es vollständig, mit allem, was der Artikel ausgelassen; und schließlich war's gar nicht so schlecht. Ich will damit auch nicht sagen, daß alles gut war, aber es war halt wunderbar. Kräftige Pferde mit zottigem Hufhaar rasteten in grünen Gefilden, Kühe wateten im seichten Strom, Bäche flossen entlang von Weiden eingefaßt, kleine Vögel zirpten im Schilf und ich hörte die Lerche singen und den Kuckuck und die Drossel. Und ich sah Obstgärten weiß mit Blüten und kleine Gärten im Sonnenschein und Wolkenschatten, die über die Ebene flogen.

Und der vielbesprochene Arbeiter war mitten drin. Und der sah wahrhaftig nicht aus wie eine verkörperte Beschwerde! Er dachte an seine Pferde oder an sein Brot und Käse oder an seine Kinder, die am Wege kreischten, oder an sein Schwein und seine Hähne und Hennen. Natürlich glaube ich nicht, daß er wußte, wie schön alles war; aber ich bin überzeugt, er hatte so ein behagliches Gefühl, daß er ein Teil von alledem bilde, daß irgendwie doch alles in bester Ordnung sei. Und er quälte sich nicht über seine Lage, wie Sie sich alle für ihn den Kopf zerbrechen. Ich meine nicht, daß Sie in mancher Hinsicht nicht recht damit täten. Freilich hat eigentlich niemand recht, der sich quält. Aber Sie sollten auch nicht glauben, daß alles schrecklich und unerträglich ist, nur weil Sie sich etwas Besseres vorstellen können. Das ist natürlich nur ein vereinzelter Fall, aber ich glaube, es steht überall gleich; ja selbst in den großen Städten, die für meinen Geschmack von außen viel widerlicher und schrecklicher aussehn, als sie's sind. Es ist ein Etwas in den unvermeidlichen Fakten des Lebens, im Arbeiten fürs tägliche Brot, im Heiraten und Kindererzeugen, im Beschließen des einen und Beginnen des nächsten Tages, in den Ungewißheiten und Befürchtungen und Hoffnungen, in den Tragödien wie in den Komödien, etwas was fesselt und interessiert und gefangen nimmt, selbst wenn's einen nicht entzückt. Ich sage nicht, daß die Menschen glücklich sind; manchmal sind sie's und manchmal sind sie's nicht. Aber jedenfalls bekunden sie Anteilnahme. Und das Leben selbst ist Gegenstand derselben. Und diese Anteilnahme ist beständig, gilt von jedem Alter und allen Klassen. Und wenn Sie sie fortlassen, lassen Sie das Einzige fort, was zählt. Das ist's, weshalb Ideale so leer sind; grade weil sie nicht existieren. Und ich versichere Sie — jetzt will ich's bekennen — oft wenn ich aus einer Sitzung komme oder grade einen schrecklichen Artikel über soziale Reform gelesen, ist mir's, als könnte ich alle miteinander umarmen, die mir in den Weg kommen, einfach weil sie so gut sind auf der Welt zu sein — die Omnibuskondukteure, die Droschkenkutscher, die Ladengehilfen, die Spelunkenwirte, die Spelunkenopfer, die Prostituierten, die Diebe. Auf alle Fälle sind sie da in ihrer unvergleichlichen Umrahmung und treiben dahin auf dem großen Strom des Lebens, der war und ist und sein wird, er selbst seine eigene Rechtfertigung, durch welches Land er auch fließen mag. Und wenn Sie sich dessen nicht bewußt sind, wenn Sie eine ganze Gemeinde haben, die sich dessen nicht bewußt geworden — dann haben Sie wirklich nicht viel für sie getan, wie glücklich und behaglich und gerecht Sie auch Ihre Gesellschaft gebettet haben. Ihr letzter Zustand mag sogar noch schlimmer sein als der erste, denn Sie werden das natürlich instinktive Hinnehmen des Lebens verloren haben, ohne doch zu erfahren, wie dasselbe auf einem höheren Niveau aufzunehmen sei.

Und deshalb — jetzt kommt, was mir wirklich am Herzen liegt und was ich sagen wollte — deshalb ist nichts so bedeutsam für die Zukunft oder die Gegenwart der Welt wie die Poesie. Allison z. B. und Wilson wären andere Menschen, würden sie nur meine Werke lesen! Ich bin nicht einmal sicher, wenn ich so sagen darf, ob nicht selbst Remenham nur Vorteil davon hätte. Remenham jedoch deutete lächelnd an, daß er sie gelesen. Worauf Coryat heiter bemerkte, „Nun, gut! Vielleicht sind dann meine Dichtungen nicht gut genug. Aber da sind noch Shakespeare und Milton — 's ist mir ganz gleich, wer 's ist, so lange sie die Wesenheit aller

großen Poesie haben, die darin besteht, einen den Wert der Dinge empfinden zu lassen. Ich meine damit nicht das Glück, sondern gerade den außerordentlichen Wert, von dem diese ungelösten Fragen über Gut und Böse selbst einen Teil bilden. Ich bin überzeugt, niemand hat je eine großartige Tragödie aus der Hand gelegt — nehmen Sie die fürchterlichste von allen, nehmen Sie „Lear“ — ohne ein überwältigendes Gefühl von dem Wert des Lebens; des Lebens wie es ist, des Lebens, wenn's am mitleidlosesten und grausamsten ist, mit all seinen Ungerechtigkeiten, Leiden, Verworrenheiten; ohne zu fühlen, er möchte weit eher gelebt und all das gehabt als überhaupt nicht gelebt haben. Aber die Tragödie ist ein äußerster Fall. In jedem einfacheren und gewöhnlicheren tut der Dichter dasselbe für uns. Er zeigt uns, daß die Leben, die er berührt, Wert besitzen, den Wert des Frohsinns, der guten Laune, der Geduld, der schmerzlich errungenen Weisheit, des Duldens, der Hoffnung, ich möchte sogar sagen, des Mißlingens und der Verzweiflung. Er will nichts übersehen, er sieht allem gerade ins Gesicht, aber er sieht's in der richtigen Perspektive, in reinem Licht und obgleich er all das Schlimme sieht, spricht er trotzdem mit Gott: „Seht, es ist sehr gut.“ „Sie sehen,“ fügte er zu Audubon gewendet mit seinem gewinnenden Lächeln hinzu, „ich stimme mit Gott überein, nicht mit Ihnen.“ Und vielleicht wenn Sie Poesie lesen wollten . . . aber Sie verstehen, Sie müssen sie nicht nur lesen, Sie müssen sie empfinden.“

„Ah,“ sagte Audubon, „aber darin, fürchte ich, liegt gerade die Schwierigkeit.“

„Das mag wohl sein. Nun, ich wüßte nicht, was ich sonst noch sagen könnte.“

Und ohne weitere Umstände ließ er sich nieder.

* * *

Die letzten drei Redner, Harington, ein vornehmer Privatmann, Woodman, ein Quäker und Vivian, ein Schriftsteller, können uns leider wegen Mangels an Raum ihre Ansichten in dieser Zeitschrift nicht mitteilen. Indessen liegt die Möglichkeit einer Gesamtübersetzung in Buchform vor und hiermit würde den deutschen Freunden, die sich der Verfasser hoffentlich erworben, Gelegenheit geboten, seinen Plan im ganzen zu übersehen. Coryat, den wir zuletzt gehört, schlägt erst leise den Ton an, in dem das Buch in Vivians Rede ausklingt.

Aus den Tagebüchern des Karl Friedrich Freiherrn v. Kübeck*).

Aufzeichnungen aus dem letzten Lebensjahre.

1855.

4. Jänner. Ruf zu Seiner Majestät dem Kaiser, um mit den Mitgliedern des Kirchenkomitees einer Konferenz beizuwohnen. Der Gegenstand betraf ein von dem in Rom anwesenden Wiener Fürsterzbischof an den Kaiser unmittelbar gestelltes Ansinnen zur Zugestehung einer Art strafgerichtlichen Immunität der Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen. Der Kaiser hatte über dieses Ansinnen den Kultusminister vernommen, der einen beistimmenden Vortrag erstattete und solchen

*) Vgl. „Österr. Rundschau“, Bd. XVI, Heft 6.

in der Konferenz ablas. Mir war der Antrag ganz neu, nicht so den Ministern, von denen man sah, daß sie die Angelegenheit bereits unter sich besprochen hatten. Auch der Kaiser schien mir präokkupiert.

Meine aus dem Stegreife abgegebene Meinung habe ich heute abends beinahe wörtlich, wie ich sie sprach, zu Papier gebracht wie folgt:

„Die Frage, wie sie gestellt ist, läßt sich vom Throne in einer zweifachen Richtung auffassen, insofern es sich um eine teilweise Beschränkung der Rechte der Souveräns, als weltlicher Gesetzgeber und oberster Richter, oder um die Ausübung des dem Souverän zustehenden Gnadenrechtes handelt.

Das, aus einer heiligen Pflicht abgeleitete Recht der Gesetzgebung und des obersten Richteramtes kann sich der Souverän, in Beziehung auf seine Untertanen, wozu auch die inländischen Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen gehören, und in Beziehung auf rein bürgerliche, also weltliche Handlungen nicht durch Verträge mit einer anderen Macht schmälern lassen, ohne seine erhabene Stellung zu beeinträchtigen und ohne die, Ihm zur Wahrung anvertrauten Rechte zu gefährden.

Insofern also von Sr. Majestät gesetzliche Ausnahmen in dem Sinne, welche der Fürsterzbischof von Wien andeutet, und welche von dem Kultusminister befürwortet werden, erlangt werden wollen, erlaubt mir meine Gewissenpflicht nicht, einen beistimmenden Rat zu erteilen.

Anders läßt sich die Frage aus dem Gesichtspunkte der Gnade auffassen.

Die dem Souverän allein vorbehaltene Gnade beruht wesentlich auf der Betrachtung, daß in gegebenen Fällen die von den berufenen Gerichten schon im ersten Beginne eintretende Ausübung des Richteramtes, aus wichtigen politischen Rücksichten entscheidende Bedenken gegen sich haben kann, und die Sistierung oder Beseitigung des ordentlichen Verfahrens rätlicher, als die Anwendung des Gesetzes sich darstellt.

Sie beruht ferner auf dem Umstande, daß die Gesetze nur nach allgemeinen durchschnittlichen Ansichten und Erfahrungen festgestellt werden können, ihre Anwendung in einzelnen gegebenen Fällen daher zuweilen in staatlicher Hinsicht bedenklich, oder noch öfter unter besonderen konkreten Umständen zwar legal, aber zu hart und insofern ungerecht erscheint, wo also die Gnade des Souveräns die einzelne Unvollkommenheit des Gesetzes verbessert.

Diese Betrachtung vorausgeschickt, würde ich glauben, daß sich darauf zu beschränken wäre, einen Weg einzuschlagen, der, so viel es die katholischen Kirchenfürsten betrifft, Sr. Majestät in allen strafrechtlichen Fällen, die Ausübung Ihres allerhöchsten Gnadenrechtes sowohl in Beziehung auf die Einleitung des strafgerichtlichen Verfahrens, als in Absicht auf die Vollziehung eines zu Recht erwachsenen Strafurteiles sichert und zugleich geeignet ist, die Kirche zu beruhigen, ohne die allgemeine Gesetzgebung zu berühren. Hiernach könnte der allerhöchste Beschluß gefaßt werden:

1. Daß im Falle einer Inzicht oder Anschuldigung eines österreichischen katholischen Bischofes, Erzbischofes oder Patriarchen, welche ein Verbrechen, Vergehen oder eine Übertretung zum Gegenstande hat, vor allem und ehe ein strafgerichtliches Verfahren eingeleitet werden darf, die Angelegenheit Sr. Majestät zur Kenntnis gebracht und der allerhöchste Befehl abgewartet werden soll. Se. Majestät

der Kaiser werden entscheiden, ob das gesetzliche strafgerichtliche Verfahren sofort stattfinden soll, oder welche andere gerechte Verfügung vorzuziehen sei. Se. Majestät werden sich zum Behufe Ihrer Schlußfassung derjenigen Ratschläge bedienen, die Allerhöchst dieselben angemessen und entsprechend finden, ohne sich eine bindende Form aufzulegen, da die Gnade des Souveräns ein höchst persönlicher Akt ist und die jedesmaligen Umstände sehr verschiedener Art sein können.

2. Im Falle, daß Se. Majestät das ordentliche Verfahren gegen die bezeichneten kirchlichen Würdenträger eintreten zu lassen finden, würden Allerhöchst dieselben durch den Justizminister alle tunlichen Erleichterungen zur Vermeidung des Skandals und zur Rücksichtnahme auf die geistliche Würde des Angeklagten veranlassen und das Endurteil vor dessen Vollziehung in jedem Falle sich vorlegen lassen, um nach Umständen von Ihrem Gnadenrechte in dem Ausmaße und in der Art der Vollziehung der Strafe, Gebrauch zu machen.

In dieser Weise ist kein Grundsatz der Souveränität der weltlichen Gesetzgebung aufgegeben oder verletzt und es sind alle Rücksichten zugestanden, welche die äußere Ehrfurcht vor den höchstgestellten Organen der Religion und der Achtung vor der Kirche und ihren Fürsten ansprechen und erwarten kann.

In der Form soll dieses Zugeständnis nicht in das Konkordat aufgenommen, sondern in einer besonderen Note dem heiligen Stuhle erklärt werden.

Über die politischen Betrachtungen des Grafen Thun hätte ich zu bemerken die Ehre, daß das Konkordat nicht für alle oder einzelne Staaten Deutschlands, sondern für Österreich geschlossen werden soll, also die Zustände des österreichischen Staates und die erhabene Stellung seines ruhmreichen Sourveräns im Auge zu behalten ist. Daß ja keine deutsche Regierung, am wenigsten eine akatholische mit einiger Wahrscheinlichkeit vermocht werden kann, die von Österreich gewährten, eigenen Machtbeschränkungen bei sich nachzuahmen und daß es mir mehr als bedenklich und zweideutig erscheint, die Religion und die Kirche als Mittel zu politischen Zwecken gebrauchen, oder ihr in dieser Absicht dienen zu wollen."

Der Kaiser hat keinen Beschluß ausgesprochen, aber nach aufgehobener Sitzung den Minister Bach in sein Kabinett gerufen, wo wahrscheinlich das „Abgemacht" bestimmt und verfügt worden ist.

6. Jänner. Besuch von dem Eigentümer und Redakteur des unterdrückten „Lloyd", Herrn Warrens, der umeine Entschädigung für diese, gegen ihn ergriffene Maßregel bei Sr. Majestät gebeten und in der Ungewißheit, wohin sein Gesuch sich bewegt haben möchte, sich auch zu mir verirrt hat.

Er erzählte mir die ganze Geschichte des Lloydblattes. Warrens war nordamerikanischer Konsul in Triest und hat bei der Bewegung im Jahre 1848 die österreichische Regierung in Wort und Schrift vertreten.

Im September 1848 versuchte es Graf Stadion, ein konservatives Blatt zu stiften, in welcher Absicht er mit mehreren adeligen Grundbesitzern in Verbindung trat, welche Beiträge zusammenbrachten und die Fonds sicherten. Warrens wurde berufen und als Redakteur des neuen unter den Namen „Lloyd" erschienenen Blattes eingesetzt.

Als das Ministerium Schwarzenberg-Stadion in die Macht trat, spielte Warrens eine einflußreiche Rolle, wirkte auf die Einsetzung der damaligen Minister, auf die

Politik und die inneren Zustände in Wort und Schrift, und hatte das ganze Vertrauen des Ministeriums.

Das ging so lange, es ging. Mit dem Beginn der orientalischen Verwicklungen nahm Warrens Partei gegen Rußland und für Frankreich, worin er von den beiden Ministern Buol und Bach aufgemuntert, von den adeligen Eigentümern aber mißbilligt wurde, indem die letzteren ihm erklärten, daß sie diese Richtung des Blattes nicht billigten und sich zurückziehen wollten. Warrens wollte nun, wie er sagt, sich ebenfalls zurückziehen und das Blatt seinem Schicksale überlassen.

Da trat Graf Buol dazwischen, munterte ihn auf, das Blatt an sich zu bringen, die Konzession für seine Person zu erwirken und in der eingeschlagenen Richtung um so mehr fortzufahren, als das Eingehen des Lloyd die Stellung Österreichs gegenüber den Westmächten erschweren könnte. Auch bot ihm Graf Buol an, einen Teil (die Hälfte) des Kaufpreises, der den früheren Eigentümern zu entrichten ist, aus den, zu seiner (des Grafen Buol) Disposition überlassenen Geldern zuzuschießen. Warrens lehnte diese angebotene Unterstützung ab, kaufte gegen seine Neigung — wie er sagt — das Blatt, erwirkte die Konzession und setzte seine politische Polemik fort.

Er wurde nun bald zweimal — wie er dafür hält, ganz ungerecht — verwarnt, und zwar stets ohne Wissen der Minister, von dem obersten Polizeichef. Seine Vorstellungen blieben unbeachtet.

In dem letzterschienenen Blatte kommt eine Stelle in dem Leitartikel vor, in welcher bemerkt wird, es sei (mit Beziehung auf Rußland) unmöglich, die Zukunft vorher zu sehen oder zu berechnen, wenn sie von einer Regierung abhängig ist, in welcher die ganze Macht in der Hand eines Einzigen vereinigt ist. Diese Stelle war es, welche die Unterdrückung des Blattes zur Folge hatte. Über den Gang erzählte Warrens folgendes: Als das erwähnte Blatt erschienen war, soll der Generaladjutant Baron Kellner mit dem Blatte sich dem Kaiser vorgestellt und auf diese antimonarchische Richtung aufmerksam gemacht, der Kaiser aber erklärt haben, daß man mit diesen Aufreizungen ein Ende machen möge.

Baron Kellner habe diese kaiserlichen Worte dem Chef der obersten Polizeibehörde geschrieben und Baron Kempen die Unterdrückung des Blattes veranlaßt.

Warrens habe bis nun vergebens bei den über die Maßregel unzufriedenen Ministern Bach und Buol Hülfe angesprochen und sich entschlossen, sich zurückzuziehen und seine Konzession an einen dazu geeigneten Mann, den Bruder des Direktors der Staatsdruckerei Auer, käuflich zu überlassen. Allein auch das wurde ihm von Baron Kempen nicht gestattet. Nun hat er versucht, sich dem Kaiser vorzustellen, um ein Gesuch um Entschädigung zu überreichen.

Aus den Äußerungen des Kaisers habe er (Warrens) entnommen, daß der Kaiser der Maßregel nicht fremd geblieben sei. Sein Gesuch sei noch nicht herabgelangt, und darum stelle sich Herr Warrens auch mir vor, um, falls ich etwa darüber gehört werden sollte, meine gerechte Würdigung in Anspruch zu nehmen. Da ich der ganzen Angelegenheit bis nun ämtlich ganz fremd geblieben bin, so konnte ich dem Herrn Warrens auch mit voller Wahrheit erwidern, daß der Reichsrat darauf keinen Einfluß genommen habe, und auch wohl schwerlich in den Fall kommen werde, einen auszuüben. Warrens ist noch ein junger Mann mit ein-

nehmendem Äußern, der sich im mündlichen Verkehr mehr, als in seinen Leitartikeln, in der Gewalt hat, sehr gut spricht und Talent an den Tag legt. Aus seinen Mitteilungen ging für mich hervor, daß er in großer Intimität mit Bach und Buol steht, daß seine drängende kühne Zeitungssprache aus dem Vertrauen auf die unterstützende Allmacht dieser Männer sich erklärt, daß er von eben diesen Ministern, die es allein wissen können, von dem Gange seiner Angelegenheit unterrichtet ist und daß die Parteien in der obersten Regierung sich immer schärfer zeichnen und durch Intriguen bekämpfen.

7. Jänner. Besuch bei Fürst Metternich, der mir mitteilt, daß auf dem politischen Felde — wie er sich auszudrücken pflegt — die Partei Bach-Buol, von der Militärpartei Heß und Grünne sich bereits in ihrem Einfluß teilen.

Die Erste, kriegerisch gesinnt, geht ganz mit Frankreich, die Letztere, friedlich gestimmt, neigt sich für Rußland und Preußen. Während Graf Buol mit den Westmächten über die Entwicklung des Allianzvertrages vom 2. Dezember unterhandelt, während Bach mit den französischen Geldschwindlern Verträge zum Verkauf unserer Staatsbesitzungen abschließt, läßt der Kaiser den russischen Gesandten Fürst Gortschakoff zu sich (Einfluß des Baron Heß) entbieten, um ihm zu erklären, er möge den russischen Kaiser beruhigen, da der österreichische Kaiser nie zugeben werde, daß Rußland von seinem Gebiete etwas verliere, und erklärt der Kaiser dem preußischen Oberst Manteufel, daß er mit dem Gange der preußischen Politik ganz einverstanden sei. (Worte des Fürsten Metternich.) So viel ist gewiß, daß die Verwirrung in der obersten Leitung sich mit jedem Tag steigert und daß der Intrigue ein weiter Spielraum um den Thron eröffnet ist.

8. Jänner. Un raggio di contento! Fürst Gortschakoff hat von dem russischen Hofe Weisungen erhalten, infolge deren gestern eine Konferenz bei Graf Buol mit Zuziehung des französischen und englischen Gesandten, dann des Fürsten Gortschakoff stattfand, in welcher über den Sinn und die allgemeine Tragweite der bekannten vier Punkte eine Übereinstimmung und vorbehaltlich der noch einzuholenden Zustimmung der Kabinette von London und Paris, eine Grundlage gewonnen wurde, auf welcher die Verhandlungen zur Wiederherstellung des europäischen Friedens beginnen können.

10. Jänner. Ruf zu Seiner Majestät über das Handelsministerium, dessen Beseitigung man anstrebt, um die Funktionen desselben sich anzueignen. Der Kaiser scheint für eine solche Maßregel sehr geneigt. Er hat mir aufgetragen, ihm darüber meine Ansicht schriftlich zu entwickeln.

15. Jänner. Berufung zu Seiner Majestät dem Kaiser, der mir eine Arbeit des Ministers Bach über die Landesvertretungen zur Begutachtung mitteilte, aber von allen wichtigen Gegenständen, die ihm vorliegen, schweigt.

Abends. Herr D. mit der Nachricht, daß der Finanzminister Baumgartner seine Enthebung angesucht und erhalten hat. Der Kaiser hat mit mir davon mit keiner Silbe gesprochen.

16. Jänner. Besuch bei Fürst Metternich, der mir aus bester Quelle versichert, die Resignation des Baron Baumgartner sei am 15. dem Kaiser überreicht, von demselben angenommen und Baron Bruck einberufen worden. Fürst Metternich glaubt, die Berufung des Bruck sei gegen die Absichten der Minister Bach und

Buol — das Werk des Feldzeugmeisters Heß, der große Stücke auf Bruck hält und in ihm eine Stütze gegen die ministerielle Politik hofft.

18. Jänner. Bruck ist berufen und Baumgartner beauftragt bis zur Ernennung seines Nachfolgers die ministeriellen Geschäfte fortzuführen. Der französische und der englische Gesandte haben die Vollmacht und Instruktion für die in Wien zu eröffnenden Friedensunterhandlungen angekündigt erhalten.

Reichsratssitzung. Die Berufung Brucks erregte in den Parteien große Bewegung und Kombinationen aller Art. Alle Einrichtungen und alle höheren Personenstellungen sind in Frage gebracht, darunter insbesondere auch der Fortbestand des Reichsrates und seines Präsidenten.

22. Jänner. Erst heute erhielt ich den Beschluß des Kaisers über die in der Konferenz am 4. d. M. behandelte Frage der bischöflichen Immunität. Ohne Zweifel fanden darüber weitere Rückfragen statt; um so mehr war ich verwundert, die kaiserliche Entscheidung beinahe wörtlich nach meinem Antrage erfolgt zu sehen.

23. Jänner. Heute hat Herr Baron Baumgartner mir einen Besuch gemacht, um bei seinem Austritte vom Ministerium Abschied zu nehmen. Er ist zwar leidend, aber er gestand mir, daß der unglückliche Gang der Regierung, die verzweifelte Lage unserer Finanzen und seine dadurch erzeugte gemütliche Aufregung es ihm unmöglich mache, länger im Amte zu bleiben.

24. Jänner. Ruf zu Seiner Majestät dem Kaiser, in dessen Vorzimmer ich den General Schlitter und den Obersthofmeister Fürsten Liechtenstein traf.

General Schlitter stellte den alliierten Armeen in der Krim eine sehr ungünstige Prognose. Seiner Majestät übergab ich meine Arbeit über seine Neigung zur Auflösung des Handelsministeriums. Ich fand den Kaiser, der eben mit Baron Heß konferiert hatte, sehr bewegt, fast gereizt, aber übrigens, wie immer, verschlossen.

25. Jänner. Reichsratssitzung. Die finanziellen Koryphären, welche bei dem Vertrage der Überlassung der Eisenbahnen an die französische Gesellschaft mitwirkten, Baron Sina und Eskeles, sind ersterer mit dem Orden der Eisernen Krone II. Klasse, letzterer mit dem Komturkreuz des Franz Joseph-Ordens dekoriert worden; der aus den Wirren im Jahre 1848 bekannte Kajetan Mayer hat das Ritterkreuz des Leopold-Ordens erhalten.

26. Jänner. Bankgouverneur über den Zustand der Bank und die anmaßende Ignoranz unserer Finanzdoktoren.

Wir sind in der innern, wie in der äußern Politik fürchterlich verrannt!

27. Jänner. Besuch des Grafen Franz Thun und dessen Mitteilung über die Ursachen seiner Entfernung von dem Berliner Gesandtschaftsposten. Man hat ihn übrigens ganz ungerechtfertigt beschuldigt, die österreichische Politik in Berlin lau vertreten und Sympathien für die preußisch-russische an den Tag gelegt zu haben. Die Wahrheit aber sei, daß man ihn von den Gründen und Zwecken der österreichischen Politik nicht unterrichtet und daher außerstand gesetzt hat, solche gehörig zu unterstützen. Graf Buol habe überhaupt das Talent, alle Organe — eigene und fremde — durch mißachtendes Benehmen, von sich zu stoßen, in der Art, daß fast kein fremder Gesandter, außer dem französischen, ohne durch den

Zwang des Amtes oder der Konvenienz dazu genötigt zu sein, sich ihm nähere. Diner bei Kardinal Viale*, wo auch der russische Gesandte Fürst Gortschakoff, aber außer mir kein österreichischer Minister geladen war.

Es sah beinahe so aus, als seien vorausgesetzte Russenfreunde versammelt worden, da mir bekannt wurde, daß der Kardinal am Mittwoch den 24. Jänner ein großes Diner für die österreichischen Minister und die französisch-englischen Diplomaten gegeben habe. Was mich betrifft, so bin ich ein feuriger Freund Österreichs. Von dem bevorstehenden Eintritte Brucks in das Ministerium werden fortan die verschiedensten Umwälzungen erwartet.

28. Jänner. Besuch des Fürsten Windischgrätz, der mir mitteilt, daß Graf Buol vor einigen Wochen den Baron Bruck aufgefordert habe, in Konstantinopel mit dem englischen und französischen Gesandten ein vertraulicheres Verhältnis und Einverständnis zu beobachten, als es in neuester Zeit der Fall war.

Bruck habe hierauf eine lange Epistel an Buol gerichtet, welche Fürst Windischgrätz zur Einsicht bekam, in welcher er die äußere und innere Politik des Ministeriums, insbesondere die Finanzmaßregeln mit Bitterkeit und strengem Tadel angreift, in der Art, daß jedem Minister an dem Platze des Grafen Buol kaum ein anderer Weg übrig geblieben wäre, wie Fürst Windischgrätz meint, als auf die Entfernung Brucks zu dringen oder seine eigene Stelle niederzulegen.

Statt dessen sei Bruck in das Ministerium berufen worden. Fürst Windischgrätz versichert, daß diese Berufung nicht von den Ministern und auch nicht von Baron Heß geraten worden, sondern motu proprio des Kaisers erfolgt sei. Meine Vermutung ist, daß der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand Max, den Bruck meines Wissens ganz für sich gewonnen hat, auf den Kaiser seit längerer Zeit für diese Wahl eingewirkt haben dürfte, wozu die wie ein Heiligtum bewahrte einstige Vorliebe des Fürsten Schwarzenberg für diesen Mann ins Gewicht fiel. Wir wollen warten und den Mann am Werke sehen.

1. Februar. Reichsratsitzung. Unsere Strömungen: Die ultramontane oder theokratische, die militärische, die finanzielle und politisch-revolutionäre und die täglich an Einfluß zusammenschmelzende konservativ-reformierende; nebenbei, die aristokratische.

2. Februar. Bankgouverneur über die Lage der Bank. Die Finanzverwaltung hat zu den 80 Millionen, die sie seit August 1854 aus der Bank nahm, neuerlich 5,000.000 erhoben, wogegen der Bankgouverneur insofern einen Einspruch tat, als er eine Bedeckung begehrte, die ihm vorläufig aus den Geldern der Eisenbahngesellschaft zugesichert wurde.

Fürst Metternich über die englischen Zustände und die dortige Ministerkrisis; der Fürst glaubt für England eine große soziale Umwälzung besorgen zu sollen, und hält heute nur ein Ministerium Derby für wahrscheinlich, das, um sich zu erhalten, den Krieg mit größerem Nachdrucke als je betreiben dürfte.

Baron Bruck erklärt von Konstantinopel nicht früher abgehen zu können, bis nicht sein Nachfolger dort eingetroffen und die Leitung der Geschäfte übernommen haben wird. Baron Koller ist darum heute abgereist.

Bach-Buol sollen jetzt sehr friedlich gestimmt sein; das öffentliche Vertrauen

* Viale Prelà, Nuntius in Wien.

in diese Herren sinkt aber mit jedem Tag. Soweit mit Fürst Metternich, als Lord Westmoreland* sich anmelden ließ und ich mich entfernte.

3. Februar. Ruf zu Seiner Majestät dem Kaiser. Der Kaiser hat meinen Rat zur Aufrechterhaltung des Handelsministeriums angenommen und den, von mir angedeuteten, vorigen Statthalter von Toggenburg einberufen, um ihm die Stelle des Handelsministers anzubieten. Toggenburg bat, ihn von diesem Rufe zu entbinden, weil er von der Aufgabe keine zureichende Kenntnis habe, um sie entsprechend zu bewältigen. Der Kaiser unterrichtete mich von diesem Stande mit der Aufforderung, ihm eine oder die andere geeignete Persönlichkeit anzugeben, worüber ich in großer Verlegenheit bin. Von der politischen und finanziellen Frage kein Wort.

Unsere revolutionären Blätter rufen fortan Krieg und schreien Hosianna, daß die Finanzen nicht mehr unter der Kontrolle des Alters (worunter sie den Reichsrat verstehen) von ihrer Blüte zurückgehalten werden.

4. Februar. Toggenburg machte mir heute einen Besuch, sprach aber kein Wort von dem Rufe, der ihm zuteil werden sollte. Als er sich verabschiedete, bemerkte ich ihm mit ein paar Worten, daß die Hoffnung bestehe, ihn ganz in Wien zu behalten, worauf sich sein Gesicht mit Röte überzog und ein „Nein" mit der Bemerkung seiner Antwort entfiel, daß er bereits die Erlaubnis zur Rückkehr erhalten habe.

5. Februar. Ruf zu Seiner Majestät. Frage, wer, wenn Toggenburg nicht eintreten sollte, zum Handelsminister sich am besten eignen dürfte?

Ich nannte für diesen Fall den Bankgouverneur Pipitz, der mir alle Eigenschaften zu besitzen scheint, welche die Leitung dieses Zweiges erfordert. Der Kaiser bemerkte, er gebe es nicht auf, den Herrn von Toggenburg für den Eintritt zu bestimmen, zumal derselbe ja nötigenfalls auch dazu befehligt werden könne.

Darauf erging sich der Kaiser in bestimmten Friedenshoffnungen und Zusicherungen, die freilich mit unseren kriegslustigen Zeitungsblättern sehr im Widerspruche stehen.

6. Februar. Der Kaiser sagte mir, daß Toggenburg dem Ansinnen, Minister zu werden, sich gefügt habe. Ich vermute, daß auch in dieser Angelegenheit Intriguen stattgefunden haben. Der Minister des Innern wird Toggenburg, um ihn zu gewinnen, glauben machen, daß er seine Berufung angeregt habe, wie er es in Absicht auf Bruck zu verbreiten sucht.

17. Februar. Baron Krieg, mit den allgemein verbreiteten Sagen über Veränderungen in den hohen Zentralstellungen. Warrens hat die Bewilligung erhalten, unter einem anderen Namen ein Journal zu gründen. Wahrscheinlich ist sein Übereinkommen mit dem Bruder des Regierungsrates Auer nunmehr zugelassen worden.

19. Februar. Fürst Windischgrätz teilt mir zur Einsicht die Korrespondenz des Baron Heß mit Baron Bruck mit. Es wird mir daraus klar:

a) daß Bruck, gestützt auf Heß, gegen seinen vorgesetzten Minister und dessen Politik eine Sprache zu führen sich erlaubte, welche sich nur der Graf Buol gefallen lassen konnte;

b) daß die Berufung des Bruck in das Ministerium, wenn nicht direkt, doch gewiß indirekt das Werk des Baron Heß und des Erzherzogs Ferdinand Max ist und

* Lord Westmoreland, englischer Botschafter in Wien.

c) daß, wie aus der obigen Korrespondenz erhellt, wenn es nicht schon früher bekannt wäre, Bruck ein aufgeblasener eitler Mann ist und

d) daß die Regierung in einem Netze widerstreitender Intriguen befangen und sehr krank bei scheinbar überschwenglicher Kraft sich befindet.

1. März. Reichsratssitzung. Fürst Windischgrätz teilt mir vertraulich einen nicht unterschriebenen Aufsatz mit der pompösen Aufschrift „Höhere Staats- und Finanz-Vorschläge" und eine darüber von Freiherrn v. Bruck verfaßte Äußerung mit.

Der Aufsatz ist von dem Feldzeugmeister Heß verfaßt und ohne Zweifel von ihm dem Baron Bruck mitgeteilt, gewiß auch schon dem Kaiser vorgelegt worden. Ich habe seit langem nichts gelesen, was das Gepräge vermeintlicher Genialität, der dünkelhaftesten Selbstüberschätzung, der eklichsten Schmeichelei des Kaisers mit der verwunderlichsten Ignoranz in sich und in solchem Maße an sich trägt. Es versteht sich, daß alle Personen, welche diese, wie der Verfasser sich ausdrückt, inhaltsschweren Ideen (ich möchte sie inhaltsleere Phrasen nennen) nicht bewundernd anstaunen und annehmen, als beschränkte Köpfe abgefertigt werden. Baron Bruck, der, wie mir klar ist, den Verfasser des Aufsatzes, als die Angel seiner ehrgeizigen Bestrebungen benutzt, sucht ziemlich schlau herumzukommen, lobt den geistreichen Verfasser und seine lichtvollen Ansichten, ohne darauf näher einzugehen. Mir sind aus der Mitteilung dieser Papiere, von welchen ich aus Mangel zureichender Zeitvergünstigung keine Abschrift zurückbehalten konnte, folgende Vermutungen hervorgegangen:

1. Baron Heß hat den Kaiser für seine großartigen Phrasen gewonnen und die Anhörung des Reichsrates in Finanzsachen beseitigen geholfen.

2. Baron Heß strebt nach dem leitenden, höchsten Regierungseinflusse, weniger aus Ehrgeiz, als aus der lukrativen Überschätzung seines überschwenglichen Genies und der ihm zuteil gewordenen Sendung, den jungen Kaiser für seine großen Zwecke zu leiten.

3. Baron Heß glaubt an Baron Bruck den Mann gefunden zu haben, der zwar nicht ganz auf seiner Höhe steht, aber seine großartigen Ideen aufzufassen und durchführen zu helfen weiß.

21. März. Was ist unsere Tagespresse für eine elende Klatschgesellschaft! Noch vor 4 Wochen war die sogenannte National-Anleihe das größte und ruhmreichste Werk aller Zeiten und der Verkauf der Staatsbahnen und unserer großen Kohlenwerke die genialste, segensreichste Maßregel, die je dem Gehirn großer Staatsmänner entsprang. Nun kömmt eine von der Presse gefeierte Persönlichkeit, Herr von Bruck, an die Spitze der Geschäfte, welche jene beiden Maßregeln tadelt. Das ist genug, um heute chorus dagegen zu machen. Von Gründen des früheren Lobes, das ekelhaft genug aufgetragen war und des Tadels, der so reichlich sich darstellen läßt, keine Spur.

23. März. Steigender Tadel im Publikum über die Veräußerung der Staatseisenbahnen und unserer Kohlenwerke an die französische Gesellschaft. Baron Bruck soll sich darüber besonders heftig äußern. Mir hat er, obschon wir bereits einige Male zusammen waren, nie davon gesprochen.

(Schluß folgt.)

Was unser Staat für die Kunst tut.

Von W. Fred.

Als vor einigen Monaten unser Finanzminister die Idee hatte, die Leute durch ein wunderschönes Budget, das einen Überschuß von vielen Millionen aufwies, zu erfreuen, sind auch die Künstler auf den Einfall gekommen, jetzt endlich einmal eine größere Summe Geldes zur staatlichen Kunstpflege zu verlangen und sie träumten davon, daß in diesem Jahre des Heils etliche Millionen zum Ankaufe von Gemälden oder Plastiken in der Kunstschau und dem Hagenbund und wie sonst noch unsere Vereine heißen, verwendet würden. Ein glücklicher Zufall hatte es noch in derselben Zeit gefügt, daß die Denkschrift des Generaldirektors der preußischen Museen, des Herrn v. Bode, bekannt wurde und es war nur natürlich, daß sofort ein großes Staunen und eine unerhörte, in all den Jahren angesammelte Entrüstung über die Knauserigkeit unseres Budgets in Kunstdingen zutage trat. Wir haben uns alle getäuscht in unseren Hoffnungen, sowohl jene, die der Meinung waren, daß man sich das preußische, seit mehr als einem Jahrzehnt geübte Muster, zum Vorbild nehmen werde und ohne Rücksicht auf persönliche Beziehungen oder Notwendigkeiten an die Schaffung einer erzieherisch wirkenden Kunstgalerie gehen würde, wie schließlich auch die anderen, die nur an ihren Fingern herumgerechnet hätten, wie viel mehr Geld dieses Jahr für die Mitglieder ihrer Gruppe oder ihrer Vereinigung abfallen wird. Ein Entwurf mit vielen schönen Worten, der, glaube ich, allen Abgeordneten unter ihre Papiere gelegt worden ist, hat natürlich ebensowenig gefruchtet wie ein paar Zeitungsartikel. Bald genug war klar, daß unser schönes Budget nur auf dem Papier so schön gewesen ist. Das Einzige, was vielleicht — ich weiß es nicht — herausgekommen ist, war eine etwas größere Dotation jener Fonds, aus denen alljährlich nach vielen Besprechungen und Verabredungen mit geschickten und kunstliebenden, ja sogar altruistischen Agitatoren in den Kunstausstellungen Werke jüngerer oder älterer Meister, aber immer lebender und fast stets solcher, die ohnedies den Kreis von Bewunderern schon haben, angekauft werden. Man hat uns also mitgeteilt, daß ein Bild von Klimt gekauft worden ist, was immerhin die unentwegte Modernität unseres Ministeriums beweist, daß eine Statue von Metzner künftig in der modernen Galerie die spärlichen Besucher, zumeist Teilnehmer jener Salonrundfahrten der elektrischen Straßenbahn, befremden wird, und daß man auch den liebenswürdigen (dieses Jahr die Grenzen, die man ihm zumutete, weit hinter sich lassenden) Moll, durch den Ankauf eines seiner Interieurs erfreut hat. In ähnlicher Weise ist, was Zeitungsnotizen pünktlich verkündeten, im Hagenbund, im Künstlerhaus, wahrscheinlich auch in den Landesausstellungen in Salzburg und Klagenfurt vorgegangen worden und nun breitet sich für die Dauer eines Jahres eine gemächliche Stille über die Gefilde der Kunst.

Ich muß sagen, daß mir gerade der Augenblick, wo kein Anlaß vorliegt, nämlich kein aktueller Anlaß, über die österreichische Kunstpflege zu reden, der beste scheint, um mit voller Offenheit (hie und da irgend jemanden verletzend) auszusprechen, wie bei uns und wie anderwärts solche Dinge betrieben werden. Es muß nämlich auch gesagt werden, daß das ganze österreichische System, sich von Tag zu

Tag mit irgend einer Dotation, Subvention, Remuneration, Gefälligkeit oder Sinekure fortzubehelfen, in dem Umkreise der Kunst noch ärgere Wirkungen erzielt, als, soweit unsereiner das übersieht, bei der hohen Politik, bei der Wirtschaftspolitik, wo ja doch das dem Volk Dringende auf irgendwelche Weise immer durchgesetzt wird, wahrscheinlich nur deswegen, weil es sonst den Kopf der Minister oder das Mandat der Abgeordneten kosten würde. Bei den Kunstdingen aber sagt jener, der sich nicht besonders damit beschäftigt, Zeit seines Lebens eigentlich gar nicht, ob etwas verabsäumt ist und erst wenn es dann ganz zu spät ist und gar nichts mehr hilft, kann es der Blindeste merken. So ist es auch, um nur ein Beispiel zu geben, mit der Ergänzung der kunsthistorischen Sammlungen, in bezug auf die plastischen Werke aller Renaissance-Epochen, in Hinsicht auf die Malereien des Quatrocento und denen des 18. Jahrhunderts, gegangen. Natürlich sagt man einem da gleich: „Ja, die Sammlungen gehören dem Kaiser und der Kaiser kauft natürlich nur, was ihm gefällt, wie das jeder Privatier tut und der Akademiedirektor oder der Galeriedirektor hat eigentlich nichts anderes zu tun, als gelegentlich eine Prinzessin durch die Säle zu führen oder eine doch noch immer in den Magazinen sich vorfindende Leinwand reinigen, restaurieren und bestimmen zu lassen." Der Staat aber, sagt man uns, hat gar keine Möglichkeit, Bilder zu kaufen, um sie in die kaiserlichen Sammlungen einzuschieben und Private, die derlei täten, wie sie es in London, in Paris, in Berlin tun, wo es sogar ganze Vereine zur Förderung dieses oder jenes Museums gibt, scheint es unglücklicherweise bei uns nicht zu geben und mit der Miene des weisesten Finanzpolitikers und des eingeweihtesten Budgetkenners antwortet einer: „Sie sehen, wie die Dinge liegen. Den Hof können wir nicht zwingen; staatliche Sammlungen besitzen wir nicht, und was das Budget auswirft, verwenden wir aufs redlichste zur Unterstützung lebender Künstler durch Ankauf ihrer Werke, ja wir tun sogar noch ein Übriges, wir machen so viele Maler, Bildhauer, Zeichner als irgend möglich zu Professoren und weil ihnen das nur hilft, weil es schön klingt und ihnen Freude macht und schließlich auch, weil ja die Hauptsache die Erziehung der heranwachsenden Generation ist. Mit dieser „Erziehung der heranwachsenden Generation" macht man uns, glaube ich, schon einige Jahre nervös. Es mag ja ganz schön sein, daß die Kunstgewerbeschulen jetzt von einem anderen Geist regiert werden als von dem veralteten Eitelbergerschen (der übrigens einmal sehr radikal und auch sehr kunstverständig war) und es ist gewiß auch ein großes Glück für unser Land, daß wir an der Akademie der bildenden Künste Otto Wagner als Lehrer der Architektur haben, aber damit ist der Segen auch schon aus. Eine Reihe von Künstlern, die man unter großen Hoffnungen auf den oder jenen erzieherischen Posten gesetzt hat, sind gleich wieder weggegangen, weil sie gefunden haben, daß ihr Talent nicht gerade dahin ging, geschickte Profilzeichner oder Tapetenzeichner heranzubilden, andere lehren noch weiter in den Kunstgewerbeschulen und jetzt, nachdem die Sache 4 bis 5 Jahre so geht, ist ja deutlich zu sehen gewesen, was bei solcher Art der staatlichen Kunstpflege herauskommt: Die jungen Leute, von einer unheimlichen Frühreife, kopieren ihre Lehrer, die Talentierteren unter ihnen werden wirklich ganz gute „Innenarchitekten", aber heute, wo man aufrichtig sein kann, denn die Zeit der Kämpfe ist ja längst vorbei, muß man doch sagen, daß uns mit Kunstgewerbe-

dingen, mit altklugen Kinderzeichnungen und ähnlichen kuriosen Dingen der Kunst nicht gedient ist.

Wir brauchen anderes. Menschlicher anderes und tatsächlich anderes und außer dem Hinweis auf diese ganze imposante Museumsinsel in Berlin, die in ein paar Jahren eigentlich erschaffen worden ist und das Musterbeispiel einer Galerie von den prähistorischen Anfängen bis zu den letzten Franzosen darstellt, muß man doch auch ein paar alltägliche Ziffern hersetzen, um zu zeigen, was ganz ohne Aufhebens Tag für Tag anderswo geschieht, während bei uns immer wieder darüber nachgedacht werden soll, wie man ein paar tausend Kronen unter sehr viele hungrige, oft auch nur anerkennungshungrige Künstler verteilt. Wenn man sich den preußischen Staatshaushalt anschaut, z. B. den vom Jahre 1906 und gar nicht nach jenen Ziffern sucht, die sich der Geheimrat Bode außerhalb seines Budgets zur Ergänzung seiner Sammlungen auf die verschiedenste Weise geschafft hat, so findet man vor allem etwa $^{1}/_{2}$ Million Mark im regulären Budget zu Ankäufen und die Geringfügigkeit von 100.000 Mark außerdem zu Ankäufen innerhalb des Gebietes der dekorativen Künste. Gelegentlich sind in diesem einem Budget noch außerdem 600.000 Mark vermerkt, weil sich gerade eine gute Gelegenheit gab, eine seltene Sache anzuschaffen, über 10.000 Mark für eine Stoffsammlung, die eben gerade auf den Markt kam, $1^{1}/_{2}$ Millionen Mark, weil gerade der Nachlaß von Menzel versteigert wurde und glaubt man nun jetzt ist alles aufgezählt, was eben erheblich ins Geld geht, so findet man noch 430.000 Mark als Dispositionsfond für Beihilfen, 350.000 Mark, um so Kleinigkeiten für die Nationalgalerie nachzuschaffen und außerdem ist bestimmt, daß alles, was brutto an kleinen Geldern für Eintritt oder Garderoben oder Kataloge eingenommen wird und was auch so ungefähr $^{1}/_{2}$ Million Mark ausmacht, nur zu Neuankäufen verwendet werden darf. Das ist also in Preußen. Bayern kann natürlich nicht so viel tun, besonders jetzt, da im letzten Jahrzehnt das große Museum gebaut, eingerichtet und zusammengestellt worden ist, ein kunstgewerbliches Monument auf Jahrzehnte hinaus gebaut wurde, aber schließlich 30.000 Mark sind immer noch da, um die Galerie alter Meister zu ergänzen, 20.000 Mark, weil man irgendwo ein Loch in der Kupferstichsammlung entdeckt hat, 100.000 Mark ganz allgemein „zur Erwerbung ausgezeichneter Kunstwerke" und dann kommt noch so eine Reihe von Summen zu 5000 und 10.000 Mark für Gelegentliches. Das tun so zwei deutsche Bundesstaaten und die anderen stehen ihnen nicht nach. Das Deutsche Reich selber hat in seinem Etat natürlich keinen regulären Posten für Kunstpflege, aber unter den 60 Millionen, die im Jahr für außerordentliche Ausgaben bewilligt werden, ist ein sehr stattlicher Teil für die Kunst unserer und der alten Zeit bestimmt, und wenn man die Berichte liest, auf Grund deren mit einer innerlichen Selbverständlichkeit große Summen zur Hebung der Künste, zur Schaffung von Großstadt- und Provinzialgalerien, zur Unterstützung von Ausgrabungen und zu ähnlichen Zwecken bewilligt werden, so glaubt man manchmal nicht, daß das Deutsche Reich, eigentlich unser Nachbarstaat, vor sehr wenigen Jahrzehnten in allen Dingen der Kultur uns weit unterlegen war. Man sieht sich dann noch ein französisches Budget an. Service des beaux arts, im ganzen 14 Millionen, wobei allerdings in der Verteilung ein so freier Geist herrscht, wie man sich ihn bei uns gar nicht an der Arbeit denken

könnte, denn schon der Titel subventions aux artists, der regelmäßig wiederkehrt und nicht etwa hinfälligen Greisen, sondern ganz im Gegenteil Leuten, die noch etwas zu lernen haben, gilt, zeigt, wie wenig Vergleichmöglichkeit zwischen dem französischen und unserem Budget existiert, denn wenn man bei uns für irgend jemanden, der schon gar nichts mehr zu leben hat und krank und siech und reich an Familie ist, ein paar tausend Kronen aus dem Budget heraussuchen möchte, dann könnte das gar nicht anders gehen, als unter irgend einem falschen Titel, denn der Etatposten „Unterstützung eines Künstlers" würde die Leute zum Rasen bringen. Trotzdem sehen wir uns einmal an, was das französische Budget sonst noch mitteilt: Für die Stadt Paris, und zwar für Kunstwerke vergänglicher Art 754.000 Franks, für die Ankäufe Lebender, die noch nichts Rechtes können, nur so zur Ermunterung 246.000 Franks, für die Ergänzung des neuen Museums für dekorative Kunst 160.000 Franks, für das Musée cluny 1,413.000 Franks und was für das Louvre ausgegeben wird, was die Rompreise kosten, was man an den staatlichen Manufakturen in Sèvres oder bei der Gobelinherstellung, was man bei der Restaurierung und Instandhaltung der Monuments historiques und teils an wirklichen Kosten, teils um verdiente Kunstforscher irgendwo unterzubringen, ausgibt, ja das geht in viele Millionen und dazu wird die Hauptsache der staatlichen Kunstpflege in Frankreich von Privaten bestritten, sowie das in England geschieht und es ist nur ein kleines Symptom, daß in dem englischen Report für das Jahr 1905 als Kaufsumme für die zwei ersten Bilder des Jahres, einen Dürer und einen Van der Helst, 10.000 Pfund vom Staate bezahlt wurden. Das sind nun so einige Ziffern aus dem Budget fremder Länder und vergangener Jahre.

Es muß mit einem Schlage einmal ausgesprochen werden, daß wir, ganz abgesehen von den paar Gulden, die das Unterrichtsministerium jährlich für die Unterstützung lebender Künstler durch Ankäufe oder Stipendien ausgegeben hat, ein stattliches Budget brauchen für die Kunstpflege. Ein Teil davon steht ja schon in unserem Staatshaushalt: Was sich nämlich unbedingt auf die Erziehung bezieht. Aber man vergißt, man will vergessen, daß es notwendig ist, heute für die Erziehung jener zu sorgen, die in 20 oder 30 Jahren Künstler werden wollen.

Überlegen wir uns doch einmal, was die Wiener oder Österreicher, die auf die Akademie im Jahre 1930 kommen werden, von der Kunst ihrer Vorfahren, sei es in Österreich, sei es anderwärts, zu sehen bekommen werden. Die Sammlungen des kunsthistorischen Museums reichen bis in die Gegenwart von Waldmüller, Pettenkofen, Makart, die sehr schlecht gehaltenen Sammlungen der Akademie hören ungefähr in derselben Epoche auf und dann kommt die große Leere. Und die jungen Leute im Jahre 1930 werden in der modernen Galerie stehen und es wird ihnen sehr merkwürdig erscheinen, daß unverzüglich auf Waldmüller, auf Makart, auf Hörmann, Klimt und die Unseren folgen sollen. Sie werden aber noch mehr erschrecken, wenn sie mit den kunstgeschichtlichen Büchern in der Hand die Entwicklung ausländischer Künste in Beispielen zu betrachten bemüht sein werden. Da hört nämlich das kunsthistorische Museum noch viel früher auf und bis auf einige geringfügige Kleinigkeiten fängt die moderne Galerie da überhaupt nicht an. Man hat bei uns versäumt zu tun, was in Preußen, in diesem starken und von uns so gerne wegen seiner Kunstlosigkeiten und wegen der Geschmacksrichtung seines

Herrschers geringschätzig betrachteten Preußen, denn doch geschehen ist. Dort hat man nämlich, als es noch möglich war, die Bilder der Leute von Fontainebleau, der Impressionisten, der Stilisierer, ihre Gemälde und Kupferstiche gekauft, und wer heute durch die Kunstgalerie geht, kann in großen Zügen die Entwicklung der Malerei, ja sogar der plastischen Künste erleben.

So ist denn die Forderung dessen, was hier ausgesprochen worden ist, nicht: Der Finanzminister soll sein Budget für Kunstangelegenheiten erhöhen, auf das Doppelte oder auf das Dreifache, denn dann würde man in größerem Stile dasselbe machen, was man bisher getan hat. Was das ist, wissen wir ja nur zu gut. Man teilt die verfügbare Summe zwischen die Rivalen der verschiedenen Lager mit möglichst viel Vorsicht und hängt dann ein paar erworbene Bilder in die moderne Galerie, die, ein Kuriosum, man muß es zugeben, keinen Direktor, keinen Leiter hat und glaubt, nun ist die Sache geschehen.

Nein, wir brauchen außer dieser Erhöhung des jährlichen Budgets, die ja nur einen Sinn haben kann, wenn etwas Wertvolles, das besteht, Jahr um Jahr und Tag um Tag fortgeführt werden soll, wir brauchen außer dieser Erhöhung einen kräftigen Entschluß, die Bewilligung einer Summe in ungefähr der Höhe, wie sie in preußischen Staaten dem Herrn von Bode für sein Museum und seine Galerien bewilligt worden sind und dann muß irgendwie, ich scheue das Wort nicht, systematisch nachgeschaffen werden, was verabsäumt worden ist. Die Bilder der sogenannten alten Kunst, seit dem Anfange des Jahrhunderts also, ob es sich nun um Engländer, ob es sich um Goya und dann später um Franzosen handelt, Malereien, Bildhauereien, Kupferstiche, all das soll in Beispielen, die die einzelnen Punkte der Entwicklung nachweisen, nachgeschaffen werden. Aus jener modernen Galerie, die eigentlich eine Rumpelkammer ist, in der ein paar schöne Bilder herumhängen oder meinetwegen, indem man die selten besuchten Räume der Galerie der Akademie der bildenden Künste frei macht, muß ein Museum der Kunst vom Anfange des 19. bis zum Anfange des 20. Jahrhunderts geschaffen werden.

Es wird da nicht gelten, die besondere Vorliebe eines Mannes oder einer Modeströmung für französische Impressionisten, englische Präraffaeliten oder spanische Naturalisten, zur Geltung kommen zu lassen, die Leute, die diese Galerie zu schaffen haben werden, müssen sich vielmehr bei jedem Ankauf sagen, daß es sich darum handelt, das künstlerische Leben eines Jahrhunderts, wie es sich heute in seinen Gipfeln darstellt, in Beispielen zu zeigen.

Auf die billige Gefahr hin, daß ein paar Maler mehr einen für einen Idioten halten, möchte ich aussprechen, daß es für unsere Kunstentwicklung, für das Sehenlernen der jetzigen und der nächsten Generation durchaus nicht darauf ankommt, ob noch ein Bild eines lebenden Malers möglichst teuer dem Staate angehängt wird, sondern daß nur eines einen Sinn haben kann, nämlich die Schaffung einer Galerie, die dort einsetzt, wo die Sammlungen des kunsthistorischen Museums aufhören, und führt bis zu jenen Werken, die man nun für die moderne Galerie kauft. Ist dieses Werk dann vollbracht oder im Geschehen, dann mag man ruhig Jahr für Jahr so viele tausend Kronen für den oder jenen lebenden Künstler anwenden. Für den Augenblick ist das das weit weniger Wichtige.

Unser Staat, der sich endlich entschlossen hat, die Musik- und Theaterschulen des Konservatoriums in staatliche Institute umzuwandeln, läßt an der Akademie die Dinge laufen, wie sie wollen und glaubt, damit sei etwas geschehen. Notwendig aber ist, daß endlich einmal nachgesehen werde, was in den durch Zufall entstandenen Sammlungen des kunsthistorischen Museums an großen Werken der Vergangenheit fehlt und heute vielleicht noch um mögliche Preise zu kaufen ist, notwendig noch, daß jene Galerie geschaffen wird, von der eben die Rede war. Dazu brauchen wir Geld und dieses Geld muß endlich auf den Ansturm des Parlaments bewilligt werden, auf die Gefahr hin, daß irgendeine Kleinbahn zwischen zwei Nestern in Niederösterreich oder Mähren oder auch in Oberösterreich erst im künftigen Jahre gebaut wird. Aber wenn wir das Geld dann bekommen, dann ist erst der Mann zu suchen, der weiß, was er mit dem Gelde und mit seiner Machtstellung tun soll. Mit seinem Budget allein hätte Bode in Berlin, Lichtwark in Hamburg, nicht den zehnten Teil dessen schaffen können, was sie getan haben. Das Wesentliche ist, daß dieser Galeriedirektor oder wie wir ihn sonst da nennen wollen, Fühlung mit den Menschen unserer Stadt hat, daß ihm gelingt, was eben Bode und Lichtwark gelungen ist, daß keine zwei Monate vergehen, ohne daß ein Privater dem Museum etwas kauft, für das die Mittel gerade jetzt nicht reichen und das gerade jetzt günstig anzukaufen wäre, daß dieser Mann offiziell oder im stillen einen jener Vereine von Kunstliebhabern bildet, wie sie in Berlin und in Paris und in London da sind und sich zur Aufgabe machen, aus privaten Mitteln die Galerie zu ergänzen und sie werden das tun, wenn dieser Galeriedirektor ein Mann sein wird, der nicht nur schön reden und schön schreiben und in Salons herumstehen kann, sondern der auch, wenn er auf seine Kunstreisen geht, für den einen Privaten da und für den anderen Privaten dort etwas kauft, wenn sie Vertrauen zu seinen Ankäufen haben, wissen, daß er einen Überblick über den Handel und einen Einblick in den Kunstwert hat und dann wird sich der Dank auf das Natürlichste einstellen. Nicht indem sie ihm eine Kommission für den Ankauf zahlen werden, danken diese Leute, sondern indem sie dieses oder jenes der angekauften Werke der Galerie schenken, für die dieser Mann seine Lebensarbeit hergibt. Das ist die staatliche Kunstpflege, die wir brauchen. Hier ist es einmal sehr laut und sehr deutlich gesagt worden und ich für meine Person, will den Herren, die es angeht, versprechen, daß ich nicht ablassen werde, dasselbe alle Jahre oder alle Monate, wenn es sein muß, wiederzusagen, bis endlich etwas geschieht und der Schlummer zerrissen wird, in dem die Maßgebenden bei uns dahindämmern.

Vielleicht ist es wichtiger, immer wieder dieselben Argumente und dieselben Forderungen zu wiederholen, als ein paar neue Wendungen über einen Künstler, ein paar schöne Worte über eine Landschaft, ein paar stimmungsreiche Sentenzen gelegentlich einer Ausstellung auszusprechen. Und darum ist dieses Jahr mit einer Forderung begonnen worden, wenn auch der, der sie ausspricht, sich selbst eingesteht, daß es noch manchen Wortes bedürfen werde, bis endlich in der Linie gearbeitet wird, die hier vorgezeichnet worden ist.

Chronik.

Finanzwesen.

Es ist jetzt gerade etwa ein Jahr her, seit die große Wirtschaftskrise, deren Nähe schon seit dem Frühjahre deutlich wahrnehmbar war, von Amerika ausgehend, über die ganze Erde hereingebrochen ist. Nun, nachdem wieder mit dem Herbst die neue Geschäftssaison begonnen hat, fragt man allerorten, ob sich schon Anzeichen dauernder Besserung zeigen und wie die Geschäftswelt die Krise überstanden hat. Im allgemeinen wird man wohl sagen können, daß die Wirkungen dieser Krise weniger heftig waren, als in früheren Zeiten und als man nach der furchtbaren Gewalt, mit der die Krise in den Vereinigten Staaten eingesetzt hat, befürchten mußte. Selbst in Amerika haben sich die Dinge besser gestaltet, als man erwarten konnte. Wenn man sich an die zahllosen Zusammenbrüche von großen Banken, Bahnen und Industrieunternehmungen erinnert, die in den letzten Monaten des vorigen Jahres in Amerika das Vertrauen vollständig erschütterten, an den ungeheuren Mangel an barem Gelde, der eine Prämie auf Metall bis zu 7% bedang, und den forcierten Export von 120 Millionen Dollar Gold aus Europa nach Amerika verursachte, gegen den sich die europäischen Notenbanken durch eine in solchem Maße seit dem Jahre 1873 nicht mehr angewendete Zinsfußschraube zur Wehre setzten, dann muß man die Widerstandskraft der modernen Volkswirtschaft anstaunen, die rasch wieder ein ziemlich normales Aussehen, wenn auch bei wesentlich verschlechterten Erwerbsverhältnissen gewonnen hat.

Noch schätzt man aber die Zahl der Arbeitslosen in den Vereinigten Staaten weit über eine halbe Million und um über eine viertel Million mehr europäischer Arbeiter, als dies alljährlich der Fall zu sein pflegt, haben diesmal in den Herbst- und Wintermonaten den Rückweg in die Heimat angetreten. Der Zuzug neuer Arbeitskräfte nach Amerika stockt vollständig, wie aus den Ausweisen der großen Schiffahrtsgesellschaften zu ersehen ist. Die Schiffahrtsgesellschaften sind es, die vielleicht am stärksten von allen unter der Wandlung der Geschäftskonjunktur leiden. Der überseeische Handel ist wesentlich zusammengeschrumpft, die Staaten Ostasiens, Ägypten und die Levante, haben auch noch nicht annähernd ihre frühere Aufnahmsfähigkeit wieder erlangt, um so weniger, als sie vor der Krise in Überschätzung des wirklichen Bedarfes weit größere Vorräte europäischer und amerikanischer Waren angesammelt hatten, als selbst unter normalen Verhältnissen Absatz finden können. Auch die österreichischen Schiffahrtsgesellschaften leiden unter diesen Zuständen, der österreichische Lloyd hatte im ersten Semester weit geringere Warenmengen zu verfrachten als im Vorjahre, die Austro-Americana, die das Triester Geschäft mit den Transatlantischen Staaten in so glücklicher Weise gehoben hat, mußte eine Reihe von Schiffen außer Betrieb setzen und dürfte für das laufende Jahr kaum in der Lage sein, eine Dividende auszuschütten.

Aber trotzdem die Krise gewiß nicht überwunden ist, der Außenhandel Englands im August eine Verminderung der Umsatzziffern um 15% ausweist, zeigen sich doch schon die ersten Anzeichen der Besserung, und zwar am deutlichsten in dem wiederkehrenden Vertrauen der Finanzmärkte. Die Geldsätze, die im vergangenen Herbst eine so ungeahnte Höhe erreicht haben, sind tief unter das normale Niveau gefallen, das Publikum hat seit einigen Monaten wieder angefangen, die in der Krise fortgeworfenen Wertpapiere zu Anlage- und Spekulationszwecken zu kaufen, selbst die amerikanischen Eisenbahnen beginnen wieder Geld für Investitionen zu finden, und das ist wohl die wichtigste Voraussetzung der Wiederkehr besserer Geschäftsverhältnisse in Amerika, wo die Eisen- und Maschinenindustrie mehr noch als anderwärts die wichtigsten Industrien des Landes darstellt. Begünstigt wird diese Besserung durch die guten Ernten, die in Amerika und in den meisten Weststaaten Europas eingeheimst wurden. Auch auf dem englischen Eisenmarkt, auf dem sich, da er frei von Schutzzöllen ist, der internationale Wettbewerb am stärksten geltend macht, sind Anzeichen der Besserung wahrnehmbar. Die Preise beginnen sich zu heben, und wenn es auch leicht möglich ist, daß diese Besserung einen falschen Start darstellt, so scheint doch der Tiefpunkt der Krise überschritten.

Während in Amerika heftige Krisen seit Anfang der neunziger Jahre nicht mehr eingetreten waren, hat Deutschland, dessen Industrie sich neben der amerikanischen in den letzten Jahrzehnten am stärksten gehoben hat, bekanntlich zu Beginn des Jahrhunderts eine tiefgehende Wirtschaftskrisis durchgemacht. Und da ist es denn bezeichnend, daß, trotzdem diesmal die Krise einen weit internationaleren Charakter als damals hat, ihre Folgen in Deutschland doch weniger stark zutage getreten sind, als es vor 7 Jahren der Fall war. Wenn die Krise diesmal weniger stark in Deutschland gewütet hat, so ist dies wohl hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß in der letzten Aufschwungsperiode Spekulation und finanzieller Schwindel weniger stark in Erscheinung getreten sind, als Ende der neunziger Jahre. Damals waren es die Exzesse der großen Hypothekenbanken, der Leipziger Bank, der Trebertrocknungsgesellschaft und der Elektrizitätsindustrie, die die Krise außerordentlich kompliziert hatten. Auch diesmal ist in Deutsch-

land manches schwindelhafte Unternehmen zusammengebrochen, aber im allgemeinen sind die Summen, die dabei in Frage kommen, nicht annähernd so groß gewesen, als es bei den vorerwähnten Unternehmungen der Fall war. Dagegen muß auch diesmal die Befürchtung ausgesprochen werden, daß die Krise nicht die volle Sanierung für die überspannten Kapitalsansprüche bringt. Der Status der großen deutschen Banken wird wohl auch heuer ein angespannter sein, wenn auch infolge des geschäftlichen Niedergangs und der großen Geldflüssigkeit in den westlichen Ländern die Rückwirkung auf den deutschen Geldmarkt nicht ausgeblieben ist. Diese Sanierung dürfte in Amerika eine vollständige sein. Dort ist, was faul war, zusammengebrochen, die Industrie hat ihre Erzeugung in einzelnen Zweigen bis auf 50% und darunter reduziert, und damit wurde nicht nur durch Räumung der Lager einer neuerlichen Aufschwungsperiode wirksam vorgearbeitet, sondern auch der übermäßigen Kreditinanspruchnahme Einhalt getan. Anders in Deutschland, wo eine auch nur annähernd ähnliche Einschränkung der Produktion nicht vorgenommen wurde, auch nicht vorgenommen werden kann, weil es wohl in Amerika bei den dort gezahlten hohen Löhnen möglich ist, eine zeitlang hunderttausende von Arbeitern vom Erwerb auszuschließen, beziehungsweise nach Europa abzuschieben, nicht aber in Europa, wo es den Arbeitern auch in guten Zeiten nicht gelingen kann, hinreichende Ersparnisse für Monate der Erwerbslosigkeit zurückzulegen. Infolgedessen sind auch die Kreditansprüche von Industrie und Handel, wenn auch vermindert, so durchaus nicht so sehr reduziert, daß die Banken wieder das Gleichgewicht der in ihrem Geschäfte verwendeten eigenen und fremden Mittel herzustellen vermochten. Und nur die ungeheure Kapitalskraft der großen Banken und ihre trotz allzu starker Ausdehnung der Geschäfte im wesentlichen vorsichtige Gebarungsweise bewirken, daß ein solch dauernder Zustand übermäßiger Anspannung ohne große Zusammenbrüche überstanden werden kann. Bedenklich bleibt ein solcher Zustand trotzdem, und für die wirtschaftliche Fortentwicklung Deutschlands ist er eines der wichtigsten Probleme.

In Österreich, das seit Jahrzehnten zum ersten Male in erheblichem Maße an einer internationalen Wirtschaftskonjunktur beteiligt war, ist die Krise verhältnismäßig milde verlaufen. Eine Reihe wichtiger Industriezweige, vor allem die Eisen- und Zementindustrie haben von der Krise bisher so gut wie nichts empfunden. Andere Industrien waren stärker getroffen, wie die Textilindustrie, die sich während der letzten Jahre stark ausgedehnt und auch ihren Export wesentlich gesteigert hat, der jetzt insbesondere unter den schlechten Geschäftsverhältnissen auf dem Balkan erheblich leidet und wieder andere Industriezweige, wie z. B. einzelne Zweige der Glasindustrie, haben eine tatsächliche Geschäftsstockung zu verzeichnen. Aber das hat sich alles ganz ruhig abgewickelt. Weder die Ziffern unseres Außenhandels, noch die unserer Produktion, soweit die bei uns leider sehr spärlichen Daten eine Kontrolle zulassen, noch die Verkehrseinnahmen der Bahnen zeigen einen Niedergang gleich dem der Weststaaten. Noch mehr als in Deutschland sind die geschäftlichen Umsätze andauernd sehr rege, die Kreditinanspruchnahme von Industrie und Handel ist nicht wesentlich gesunken und damit wohl auch jetzt noch auf einem vielleicht unerwünscht hohen Niveau. Auch bei uns haben die Banken in dieser Beziehung Jahre hindurch, als im scharfen Konkurrenzkampfe mehrere der früher sogenannten Mittelbanken die Großbanken einzuholen und zu überflügeln suchten, geschäftlich in nicht ganz einwandfreier Weise gewirtschaftet, indem sie die Kredite allzu reichlich bemaßen und vielfach ohne hinlängliche Prüfung der Bonität und Gewinnaussichten der Unternehmungen Kredite gewährten, und so selbst den Anstoß zu unsolider Geschäftsausdehnung gaben. Zusammenbrüche, die zum Teile wenigstens einer solchen Bankpolitik zuzuschreiben sind, sind im Laufe der letzten Jahre wiederholt vorgekommen, und der letzte, der ein altes angesehenes Textilunternehmen betraf, das aber zweifellos schon lange, vielleicht Jahrzehnte hindurch innerlich faul war, haben Aufsehen genug erregt. Vielleicht darf man gerade in diesem Fall das letzte Glied einer Kette erblicken. Der Wiener Bankverein, der beim Zusammenbruch der Unternehmungen der Firma Hansel sehr bedeutend zu Schaden kommt, hat schon seit einigen Jahren die von ihm in der Zeit raschen Emporstrebens gewährten Kredite revidiert und das, was nicht niet- und nagelfest war, abgestoßen. Diese Revision soll nun beendet sein, die Verluste, deren Wahrscheinlichkeit schon seit mehreren Jahren vorausgesehen war, und für welche stille Rücklagen in beträchtlicher Höhe gemacht worden waren, werden ohne Beeinträchtigung der Dividenden verschmerzt werden und es ist nur wünschenswert, daß alle Banken bei ihrer Kreditgewährung künftig jene Vorsicht ausüben, die ohne Beeinträchtigung ihrer Aufgabe, lebensfähige Unternehmungen zu unterstützen, im Interesse einer gesunden Entwicklung notwendig ist.

Der Konkurrenzkampf unter den Banken hat sich im Laufe dieses Jahres wesentlich gemildert. In verschiedenen Belangen wurden Abmachungen, die ein Unterbieten der Konditionen verhindern sollen, getroffen. Die Verteuerung der Dienste, die die Banken leisten, ist gewiß nicht wünschenswert, und die Banken werden gut tun, die erlangte Einigung nicht allzu stark auszunutzen. Immerhin wird man

zugeben müssen, daß in der Zeit des starken Konkurrenzkampfes die Geschäftsbedingungen mehr, als einer gesunden Entwicklung entsprochen hätte, gedrückt wurden, daß daher eine Remedur nicht unangebracht war. Leider ist es den Banken nicht gelungen, sich auf einem, und zwar auf dem wichtigsten Gebiete zu einer einheitlichen zweckmäßigen Revision ihrer Geschäftsbedingungen zu entschließen. Eine mäßige Verteuerung der in Anspruch genommenen Kredite mag für gesunde Industrie- und Handelsunternehmungen kaum erheblich störend ins Gewicht fallen. Aber immerhin bedeutet sie eine Belastung der Produktion, und es wäre viel erwünschter gewesen, wenn die Banken auf diesem Gebiete geringere Änderungen vorgenommen hätten und dagegen eine Erhöhung ihres Nutzens in einer Ermäßigung der hohen Kreditzinssätze gesucht hätten. In keinem Industriestaate der Erde werden von den Banken so hohe Einlagezinssätze vergütet wie bei uns. Und in einem Lande, wo der Unternehmungsgeist trotz der Belebung, die er in den letzten Jahren erfahren hat, so gering ist, wo große Teile des besitzenden Publikums kaum fest verzinsliche Werte, geschweige denn Aktien kaufen, ist ein Hochhalten der Einlagezinssätze doppelt nachteilig. Die Kapitalisten, die mindestens $3\frac{3}{4}\%$ für völlig risikolose, jederzeit kündbare Einlagen vergütet erhalten, haben keine Veranlassung, Wertpapiere, die kaum mehr tragen und ein Kursrisiko in sich schließen, zu erwerben. Und das wird zu einer Zeit, wo der Staat und die anderen öffentlichen Korporationen so großen Geldbedarf haben, wie jetzt in Österreich, überaus unangenehm empfunden. Die Banken wollen die Ermäßigung der Zinssätze nur im Einvernehmen miteinander vornehmen und einzelne unter ihnen weisen darauf hin, daß sie fremdes Kapital für die Zwecke der aufstrebenden Industrie heranziehen müssen und daß die Konkurrenz der *Sparkassen* ihnen dies nur durch hohe Zinsvergütungen ermöglicht. Damit bewegt man sich aber in einem circulus vitiosus, denn durch diese Politik verscheuchen die Banken die Käufer für die von ihnen übernommenen Wertpapiere, die damit unverhältnismäßig lange und stark ihre Mittel in Anspruch nehmen. Auch würden die Sparkassen, wenn die Banken mit ihren Zinssätzen herabgehen würden, allmählich dahin gelangen, ihrerseits geringere Zinsvergütungen zu gewähren. Und jedenfalls ist es Sache der Banken, als der moderneren und beweglicheren Kreditinstitute, auf diesem Wege mit dem richtigen Beispiele voranzugehen. Daß einzelne Banken sich so schwer entschließen, ihre Einlagesätze zu ermäßigen, weil sie fürchten, es könnten ihnen dadurch einige Millionen an Einlagen weggenommen werden, deutet darauf hin, daß sie sich auch jetzt zu einer Zeit der schwächeren Konjunktur nicht so leicht bewegen, als wünschenswert wäre.

Mit dieser Zinsfußpolitik der Banken hängt es also auch zusammen, wenn der *Anlagemarkt* in Österreich sich heute ganz anders verhält, als der der westlichen Staaten. Während in diesen Ländern Milliarden neuer fest verzinslicher Werte anzubringen sind, geht hier der Absatz der im Laufe dieses Jahres von den Banken übernommenen Renten und Wiener Stadtanleihe überaus schleppend vor sich. Das ist um so bedenklicher, als im kommenden Jahre infolge der *Verstaatlichung* der großen Eisenbahnen erhebliche Mengen neuer Staats-Titers geschaffen werden, die schon jetzt den anderen Anlehen Konkurrenz machen. Die *Eisenbahn-Verstaatlichung* hat während des größeren Teils des Jahres das Interesse der Finanzwelt beherrscht. Nachdem aber die Verstaatlichungsbedingungen bekannt geworden sind, machte sich an der Börse eine Enttäuschung geltend, da die Ablösungspreise mit jenen, die man in früheren Jahren bei Verstaatlichungsverhandlungen in Aussicht genommen hatte, nicht in Einklang standen. Eine weitere Enttäuschung erfuhr die Börse in jüngster Zeit durch die *Prager Röhren-Lieferungsangelegenheit*. Die Tendenzen, die da in chauvinistischen tschechischen Kreisen zum Vorscheine gekommen sind, bedeuten tatsächlich eine Gefahr für die österreichische Industrie. Aber nicht nur die Vergebung der Lieferung ins Ausland und der Beschäftigungsentgang für die österreichische Eisenindustrie verstimmten die Börse, sondern auch die Angriffe, die Zentraldirektor *Kestranek* gegen ein Reihe von Politikern aus diesem Anlasse gerichtet hat. Über die Angriffe werden die Gerichte zu sprechen haben, aber so viel kann schon jetzt gesagt werden, daß Herr Kestranek bei diesem Anlasse die Finger auf eine tiefe Wunde unseres öffentlichen Lebens gelegt hat. Der außerparlamentarische Einfluß, den viele unserer Abgeordneten auf die Verwaltung nehmen, die wachsende Tendenz, die Wünsche der Wähler und manchmal auch die eigenen — und wie kostspielig sie oft sind, davon wissen die Ressortbeamten der Ministerien viel zu erzählen — nicht im Parlamente, sondern direkt bei den Ministern und Fachreferenten in den Ämtern zu betreiben, ist nachgerade für das Gleichgewicht des Staatshaushaltes bedenklich geworden. Sie ist auch eine Quelle steter politischer Korruption. Auch die Heranziehung nationaler und politischer Momente bei Entscheidung wirtschaftlicher Fragen im Abgeordnetenhause wird immer unerträglicher. Wie immer man sich zur Frage des Eisenkartells und seiner Geschäftspolitik stellen mag, und so sehr man die Maßlosigkeit in der Ausnutzung des Kartellmonopols durch die Eisenindustrie bekämpfen muß, so ist doch anzuerkennen, daß Herr Kestranek mit seiner Kritik der Verquickung von Politik und Wirtschaft Recht hat. Walther *Federn*.

Feuilleton.

Die Ehegatten der Herzogin von Parma.

Marie Louise weinte heftig, als sie am 15. März 1810 Wien verließ, um Napoleons Gattin zu werden. Sie weinte nicht nur, weil sie Vater und Schwester verlassen mußte, sie weinte auch um die Erinnerungen ihrer Kindheit, um ihren Papagei und ihren Hund. Bald nachdem sie in Paris angekommen war, führte sie der Kaiser in ein Zimmer, wo sie inmitten des größten Luxus die Erinnerungen und Freuden ihrer Kindheit, den Käfig mit ihren Vögeln, ihren Papagei und ihren Hund wieder fand. Die Kaiserin war ganz entzückt, sie sprach zu ihrem Papagei und liebkoste ihren Hund. Was war das stolze Paris, was waren die glänzenden Feste, die man ihr zu Ehren gab, im Vergleiche mit der großen Freude dieses unerwarteten Wiedersehens?

Napoleon selbst hatte ihr diese schöne Überraschung bereitet, die ein Beweis für seine Seelenkenntnis und für die zärtliche Rücksicht ist, mit der er seiner zweiten Gemahlin stets begegnete. Insbesondere von französischer Seite und neuerlich wieder von Doktor Max Billard in seinem sehr interessanten Buche „Les maris de Marie Louise" (Paris, Perrin) wird gegen Marie Louise der Vorwurf erhoben, daß sie diese Liebe nicht erwiderte, daß sie, als Napoleon sich auf Elba nach ihr sehnte und sie wiederholt zu sich berief, mit dem Grafen Neipperg in engen Beziehungen lebte, daß sie über den Tod Napoleons keinen Schmerz empfand, daß sie die Zeit so rasch vergaß, da sie die Ehegattin Cäsars war. Aber die Ehegattin Cäsars war auch die Tochter, die Enkelin von Cäsaren. Was galt ihr der Prunk eines Thrones, den sie als rechtmäßig nicht anerkennen konnte? Mußte sie nach den Anschauungen, in denen sie aufgewachsen war, nicht der Überzeugung sein, das dieser Advokatensohn und ehemalige Artillerieleutnant der Hand der österreichischen Kaisertochter unwürdig war? Konnte sie schließlich den Mann lieben, der ihren Vater gedemütigt, ihrem Vaterland so großes Leid zugefügt, den sie wahrscheinlich schon in ihren Kinderjahren fürchten und hassen gelernt hatte? Für ihr Verhältnis zu Napoleon ist bezeichnend, was sie schrieb, als sie von seinem Tode Kenntnis erhielt. Die Nachricht, so heißt es in ihrem Briefe, habe sie sehr ergriffen, und obwohl sie für Napoleon niemals eine lebhaftere Empfindung gehegt habe, könne sie nicht vergessen, das er der Vater ihres Sohnes sei. Sie müsse anerkennen, das er für sie immer voll Rücksichten gewesen sei, mehr aber könne man in einer aus politischen Gründen geschlossenen Ehe nicht verlangen. Sie hätte ihm noch viel Jahre des Lebens und des Glücks gewünscht, allerdings — in der Ferne von ihr.

Die französischen Schriftsteller, so auch Billard, scheinen der Ansicht zu sein, daß sich die „Ehegattin Cäsars" nach seinem Sturze etwa in ein Kloster hätte zurückziehen und dort ihr Leben lang um ihn trauern sollen. Aber die damals 24jährige lebensfrohe Marie Louise hatte gar keinen Grund, wegen eines Mannes, den sie nicht liebte, und wegen einer verlorenen Kaiserpracht, die sie nicht bedauerte, auf die Freuden des Daseins zu verzichten. Man kann es ihr nicht verübeln, daß sie die kurze französische Episode, die ihr später wie ein „böser Traum" erschien, vergessend, ihr Herz einem anderen schenkte. Es wird zwar vielfach behauptet, sie sei leichtfertig gewesen und auch Billard erzählt, daß sie, fast schon 50jährig und in dritter Ehe verheiratet, ein flüchtiges Verhältnis mit dem Tenor Jules Lecomte gehabt habe. Bei dieser Gelegenheit führt Billard den Ausspruch des Arsene Houssaye, „Marie Louise habe das Blut der Lukrezia Borgia gehabt", an und doch wurde sie von Billard einige Seiten zuvor mit „einer kleinbürgerlichen Frau von simpler Lebensart" verglichen. Zwar Jules Lecomte, der übrigens ein recht abenteuerliches Leben führte, erzählt in einem in übermütigster Laune geschriebenen Briefe, er sei bei Marie Louise zum Abendessen geladen gewesen, das die ganze Nacht gedauert habe, und als er morgens erwacht sei, habe er sich einbilden können, er sei der Kaiser, aber diese Behauptungen sind mit dem Charakter der Kaiserin Marie Louise gänzlich im Widerspruche und durchaus unglaubwürdig.

Die größte, vielleicht die einzige Liebe ihres Lebens war ihr zweiter Ehegatte, Graf Adam Albert Neipperg, dessen Vater, der Botschafter Graf Leopold Josef Neipperg, im Jahre 1762 die erste Schreibmaschine erfand. Adam Albert, der im Jahre 1775 geboren war, trat frühzeitig in die österreichische Armee und kämpfte bei Jemappes und Neerwinden. Am 14. September 1794 stürzte er während des Gefechtes bei Doelen mit seinem Pferde, erhielt mehrere Säbelhiebe und blieb, weil man ihn für tot hielt, auf dem Schlachtfeld liegen. Erst den nächsten Tag wurde er von den Franzosen in ein Krankenhaus gebracht, aber man hielt ihn, da er sehr gut französisch sprach, für einen französischen Emigranten und fast wäre er als solcher erschossen worden, wenn es ihm nicht gelungen wäre, zu flüchten. Er genas von seinen Wunden, aber das rechte Auge, das von einem Säbelhieb getroffen worden war, war für immer verloren. Er zeichnete sich später bei einer diplomatischen Mission in Stockholm aus, wo er den Beitritt Schwedens zur Koalition gegen Napoleon erwirkte, kehrte dann zum Heere zurück, wurde auf dem Schlachtfeld von Leipzig (1813) zum Feldmarschall ernannt

und überbrachte dem Wiener Hofe persönlich die Meldung von diesem Siege.

Im Sommer des Jahres 1814 wurde Graf Neipperg von dem Fürsten Metternich nach dem Bade Aix in Savoyen gesendet, um der Kaiserin Marie Louise, die dort unter dem Namen einer Herzogin von Colorno weilte, als Ratgeber zu dienen. Sie bewohnte in einem der herrlichsten Täler der Welt ein Haus, worin wenige Jahre zuvor die Königin Hortense geweilt hatte, ihre Umgebung und Dienerschaft bestand nur aus Franzosen, Ménéval, Napoleons berühmter Sekretär, stand ihr zur Seite. Der Eindruck, den der einäugige, damals fast 40jährige österreichische General auf sie machte, soll ein äußerst ungünstiger gewesen sein.

Marie Louise dachte nicht daran, daß sie vor kaum zwei Monaten eine Kaiserkrone verloren hatte, von ihrem Gatten und ihrem Sohne getrennt worden war. Sie veranstaltete Ausflüge, ländliche Festlichkeiten, Theatervorstellungen und unternahm weite Ritte, bei denen General Neipperg ihr Begleiter war. Im September 1814 machte sie mit ihm eine Reise in die Schweiz und hier, so scheint es, wurden ihre Beziehungen engerer Art.

Aber die Liebenden mußten sich bald trennen. Neipperg ging nach Italien, um gegen Murat zu kämpfen, den er zur Kapitulation zwang. Er und Marie Louise schrieben sich damals Briefe, die voll inniger Zärtlichkeit sind. Das Schicksal vereinigte sie bald wieder und als Marie Louise am 20. April 1816 als regierende Herzogin in Parma einzog, war Graf Neipperg ihr Begleiter. Er war damals Kämmerer und erster Minister der Herzogin von Parma, Ritter des goldenen Vließes, Geheimrat des Kaisers von Österreich und leitete die Regierungsgeschäfte des kleinen Herzogtums. Er tat dies mit großer Geschicklichkeit und verstand es, das Wohl der Bevölkerung zu fördern, so daß er sich ihre Neigung und ihr Vertrauen in hohem Grade erwarb.

Marie Louise fühlte sich in ihrem Ländchen sehr glücklich, aber was ihr darin am meisten wert und lieb war, das war ihr Kämmerer Neipperg. Zwar Billard behauptet, die Liebe Neippergs zu Marie Louise sei erheuchelt gewesen, aber es ist nicht einzusehen, warum der für Frauenreize sehr empfängliche Mann seiner jungen Herrscherin nicht vom Herzen hätte zugetan sein sollen. Dem Verhältnisse entsprangen drei Kinder, die am 1. Mai 1817 geborene Albertine, später Gräfin Sanvitale, der am 9. August 1821 geborene Wilhelm Albrecht, später Fürst Montenuovo, und eine im Kindesalter verstorbene Tochter. Marie Louise und Neipperg wurden nach dem Tode Napoleons im Jahre 1821 morganatisch getraut. Nach Billards Behauptung hätte diese Eheschließung schon im Jahre 1820, also noch zu Lebzeiten Napoleons, stattgefunden und sei deshalb ungültig gewesen, doch vermag er für die Richtigkeit dieser Jahreszahl nicht eine einzige Quelle anzuführen.

Neipperg starb nach längerer Krankheit am 22. Februar 1829. Damals schrieb Marie Louise an ihren Vater, den Kaiser Franz: „Ich habe den besten Ehegatten, den treuesten Freund und all mein irdisches Glück verloren." Sie war untröstlich und mit ihr beklagte das ganze Herzogtum Parma den Verlust eines seiner tüchtigsten und edelsten Regenten.

Fast fünf Jahre verstrichen seither, Marie Louisens Oberhofmeister war Karl René Graf von Bombelles, der Bruder des Grafen Heinrich Franz Bombelles, der der Erzieher des Kaisers Franz Joseph von Österreich, und ein Onkel des Grafen Karl Bombelles, des Obersthofmeisters des verstorbenen Kronprinzen Rudolf, war. Graf Karl René Bombelles entstammte einer schon zur Zeit der Kreuzzüge bekannten portugiesischen Familie, die sich später in Frankreich ansiedelte, dieses Land aber während der Revolution verließ. Er stand zuerst in österreichischem, dann in französischem Heeresdienst, nahm jedoch als treuer Anhänger der Bourbonen beim Ausbruch der Julirevolution seinen Abschied. Einige Zeit darauf lud ihn Metternich ein, die Stelle eines Oberhofmeisters am Hofe von Parma anzunehmen und Bombelles gab seine Zustimmung. Er zählte damals 48 Jahre. Sein männlich schönes Antlitz verriet zwar ein wenig Stolz und Kälte, aber er hatte einen scharfen Verstand, entfaltete in den Regierungsgeschäften außerordentliche Klugheit und Gewandtheit und hatte die liebenswürdigsten Umgangsformen. Marie Louise fand Gefallen an ihm und als ihre Tochter Albertine im Oktober 1833 den Grafen Ludwig Sanvitale heiratete, erwachten in der damals 42jährigen Herzogin von Parma jugendliche Gefühle. Bombelles hatte nicht nur das politische Erbe des Grafen Neipperg angetreten, auch die Neigung seiner Herrin war auf ihn übergegangen. Sie wurden am 17. Februar 1834 im geheimen getraut. Wie Neipperg war auch Graf Bombelles mit allen Kräften bestrebt, seine Pflichten gewissenhaft zu erfüllen und den Wohlstand der Bevölkerung von Parma zu heben. Das Zusammenleben der beiden Gatten war von jener Ruhe und Gelassenheit, wie sie bei Ehen, die in späteren Lebensjahren geschlossen werden, natürlich ist. Der Franzose Falloux, der den Hof von Parma kurz nach der Verehelichung der Herzogin mit dem Grafen Bombelles besuchte, nennt die beiden „Philemon und Baucis". Er fand, daß Marie Louise gealtert und nicht mehr schön war, rühmt aber ihren stillen, angenehmen Geist und ihren Wohltätigkeitssinn. Wenn sie ausfuhr, durfte ihr jeder nahen, der in Not war, und tröstende Worte und Geschenke waren für ihn bereit. „Alles in ihrer Nähe war von einer gewissen

Ordnungsliebe erfüllt, sie hatte das Volk ihres kleinen Herzogtums lieb und suchte mit allem Eifer den Pflichten, die ihr als Herrscherin oblagen, nachzukommen."

So spricht ein Franzose und berühmte Männer wie Lamartine bekräftigen sein Urteil. Marie Louise mag vielleicht vergnügungssüchtig gewesen sein, leichtfertig war sie niemals. Es war viel richtiger, daß sie in zweiter und dritter Ehe tüchtige und verdienstvolle Männer heiratete, die in ihrem kleinen Herzogtum segensreich wirkten, als daß sie, wie die Franzosen wünschen, an „Cäsars" Bahre ihr Leben vertrauert hätte. Wir wollen auch nicht vergessen, daß ihr und des Grafen Neipperg Sohn, Fürst Wilhelm Albrecht Montennovo, einer der vortrefflichsten Generäle Österreichs war.

Hans Weber-Lutkow.

Rundschau.

1. September. Internationale Konferenz der Telephon- und Telegraphentechniker in Budapest. — III. internationaler Kongreß für Philosophie in Heidelberg. — Internationaler Kongreß für Radiologie in Amsterdam. — Eröffnung der Hochschulkurse in Salzburg.

3. Der Kaiser lehnt die Demission des Ackerbauministers Dr. Ebenhoch ab und spricht ihm seine Zufriedenheit aus. — Minister Baron Aehrenthal trifft in Salzburg mit dem italienischen Minister des Aeußern Tittoni zusammen.

4. Enthüllung des Augustin-Brunnens in Wien. — Eine Delegation des Pariser Munizipalrates wird in Prag in demonstrativ-feierlicher Weise empfangen.

5. III. Internationaler Kongreß der Handelskammern und Handelsvereinigungen in Prag. — Minister Baron Aehrenthal und der deutsche Staatssekretär v. Schoen treffen in Berchtesgaden zusammen.

6. Internationaler Kongreß zur Förderung des kaufmännischen Unterrichtswesens in Mannheim. — Deutschböhmischer Katholikentag in Rumburg. — Bei der Hauptversammlung des Deutschen Böhmerwaldbundes in Bergreichenstein kommt es zu blutigen Zusammenstößen.

7. Der Kaiser begibt sich von Ischl nach Budapest. — Der erste Lemberger Wahlkreis wählt den polnischen Demokraten Professor Dr. Roszkowski mit 1011 gegen 734 Stimmen in den Reichsrat. — Internationaler Straßenbahnkongreß in München.

8. Slawischer Journalistenkongreß in Laibach.

9. Internationaler Amerikanistenkongreß in Wien. — Prinz Ferdinand Lobkowitz wird zum Oberstlandmarschall von Böhmen, Dr. Karl Urban zu seinem Stellvertreter ernannt. — Deutscher Juristentag in Karlsruhe.

10. Gemeinsamer Ministerrat in Budapest. — Eucharistischer Kongreß in London. — Internationaler Kongreß gegen Nahrungsmittelfälschung in Genf.

11. Konferenz der Handelskammersekretäre in Prag.

12. Eröffnung des Sobieski-Nationalmuseums in Lemberg.

13. Reichsgraf Philipp v. Stadion-Thannhausen (geb. 1847), der letzte seines Geschlechtes, in Kautz bei Pilsen †.

14. Internationaler Astronomenkongreß in Wien.

15. Eröffnung der Landtage von Böhmen, Galizien, Vorarlberg, Salzburg, Steiermark, Mähren, Kärnten und Schlesien. — Wiederzusammentritt des serbischen Kirchenkongresses in Karlowitz. — Entrevue des Ministers Baron Aehrenthal mit dem russischen Minister des Äußern Iswolsky auf Schloß Buchlau in Mähren. — Der Kaiser trifft zu den großen Manövern in Veszprim ein.

16. Marquis Olivier Bacquehem wird zum ersten Präsidenten des Verwaltungsgerichtshofes ernannt. — In der Kongregation des Biharer Komitats spricht sich Graf Stephan Tisza für die Gemeinsamkeit der Bank aus.

*

Politische Übersicht. Als eine der letzten, nicht aber als eine der unwichtigsten in der Reihe der diesjährigen Entrevuen hat nunmehr auch die langangekündigte Begegnung zwischen dem österreichisch-ungarischen und dem russischen Minister des Äußern stattgefunden. Stoff zu ernster Aussprache war in Fülle vorhanden. Noch steht es nicht fest, ob es tatsächlich gelungen ist, die Trübung zu beseitigen, welche in unserem Verhältnisse zu Rußland an dem Tage entstanden war, an welchem Baron Aehrenthal unsere für Rußland, wie es scheint, tatsächlich überraschend gekommene Absicht, die Sandschakbahn zu bauen, ankündigte. Kenner der Verhältnisse hatten freilich schon Monate vorher das Abschwenken Rußlands von der Mürzsteger Reform vorausgesehen und die ohnehin so bescheidene Verfolgung unserer Interessen durch den Bau einer Eisenbahnlinie durch das Sandschak war wohl nur der äußere und willkommene Anlaß für Rußland, sich vom Mürzsteger Übereinkommen loszusagen. Seither sind in der Türkei Umwälzungen eingetreten, welche bewirkten, daß die Gegensätze zwischen Österreich-Ungarn und Rußland augenblicklich weniger scharf aneinanderprallen. Um so ernster ist dafür die allgemeine Situation im Südosten der Monarchie geworden. In seiner Desperado-Politik trägt Serbien seine aufrührerische Propaganda nach Bosnien, nach der Herzegowina und nach dem Sandschak und auch Bulgarien sieht mit kaum verhaltenem Ingrimm, wie der vermeintlich dauerhafte Regenerationsprozeß in der Türkei dem expansionslustigen Fürstentum das Ziel seiner Träume — Mazedonien — zu entwinden droht. Diesen Augenblick, der vielleicht ernste Gefahren für die Monarchie und ihre Position am Balkan in sich birgt, erachten die Agrarier Österreichs als einen geeigneten Zeitpunkt, um einen geradezu fanatischen Ansturm gegen den Abschluß des serbischen Handelsvertrages zu unternehmen, einen Kampf, dem die Voraussetzung jedweder Machtpolitik am Balkan: die Herstellung dauerhafter, festfundierter wirtschaftlicher Beziehungen zu diesen Ländern, zum Opfer fallen soll. Unter dem Diktate eines unverantwortlichen Agitators werden Demonstrationen inszeniert und soll nun auch die Gasse mobilisiert werden — eine Katastrophenpolitik, von der sich eine konservative Partei wie die Agrarier unbedingt fernhalten sollte.

Auch im übrigen zeigen die großen Parteien Österreichs keineswegs, daß sie sich des Ernstes

der Situation klar bewußt sind. Mehr denn je tobt der Nationalitätenhader. Die traurigen Vorfälle in Böhmen und Krain haben die innerpolitische Lage nur noch weiter erschwert. In dieser schwülen Atmosphäre werden die Delegationen zusammentreten und sollen über das bosnische Problem beraten, ein Problem, von dessen glücklicher Lösung unsere ganze Zukunft am Balkan abhängt.

Leopold Freiherr v. Chlumecky.

*

Die siebente Symphonie von Gustav Mahler. In Prag hat die siebente Symphonie Mahlers ihre erste Wiedergabe gefunden. Das Prager Publikum, das in Mahler einen alten Freund, fast den berühmt und groß gewordenen eigenen Sohn erblickt, war von vornherein empfänglich und guten Willens. Doch Mahler bedarf nicht mehr eines Entgegenkommens, das an lokale Erinnerungen und Gefühle gebunden wäre. Er hat sich durch die Kraft der eigenen Persönlichkeit durchgesetzt. Seine Werke bewundern, oder noch mehr, lieben, ist natürlich nicht jedermanns Sache: aber respektiert werden sie nun doch endlich allgemein. Von da ist der Weg zur Bewunderung und Liebe für viele noch weit, aber er führt sie dahin. Das ist das Merkwürdige an Mahlers Schöpfungen: ihnen entquillt eine mehr oder minder stark betonte Sympathie, die sich zunächst dem Schöpfer zuwendet, um erst auf dem Umweg über ihn dem Werke zu gelten. Die Ursache kann nicht bloß darin gefunden werden, daß sich in allen Kompositionen Mahlers, namentlich seinen großen Symphonien, eben eine Persönlichkeit deutlich und vernehmlich ausspricht; sie scheint uns auch immer etwas Besonderes und Sonderbares zu sagen. Bedeutendes oder Unbedeutendes — gleichviel, ein Erlebnis steckt immer dahinter, und wir spüren es so nahe, so fast zum Greifen, daß wir uns leicht davon narren lassen und uns wohl gar bemühen, hinter das Gewebe des Kunstwerkes zu gucken, als ob es dahinter noch etwas Reelles geben müßte. In Wahrheit ist schon alles wirkliche Leben im Werk zu Kunst versponnen. Aber Mahler macht die letzte, äußerste Oberfläche etwas deutlicher, als man es sonst vom Symphoniker gewohnt ist. Das Tiefste verschließt er natürlich wie jeder Künstler, oder vielmehr, er offenbart es in der unkenntlichen und nicht weiter zerlegbaren Verwandlung des Kunstwerkes. Nichtsdestoweniger, er steht sozusagen als Künstler sich selber als Menschen etwas zu nahe. Das spürt man und das lenkt zunächst vom Werk auf die Persönlichkeit.

Wer mit Mahlers früheren Werken einigermaßen vertraut ist, hört schon aus dem ersten Satz nicht bloß die allgemeine symbolische Bedeutung heraus, auf die auch unsere klassischen Meister niemals verzichtet haben, sondern auch allerhand persönliche Anspielungen und Beziehungen. „Und wenn es einst dunkelt, der Erd' bin ich satt." In diese allgemeine Stimmung mischen sich betontere Gefühle, Totenklagen um Verlorenes, der Leichenzug. Dann wieder allgemeiner: „Im Abendrot funkelt eine prächtige Stadt. Von Goldenen Türmen singet ein Chor." Die Vision erlischt, die erste Stimmung gewinnt die Oberhand, der Tod klopft mit knöchernem Finger an. Unvermutet reißt der Satz ab. Der Zug der Toten im zweiten, der spukhafte Tanz im dritten Satz bedürfen keiner weiteren programmäßigen Erläuterung. „Nachtmusik" nennt sie der Komponist und das genügt vollauf. In einer Musik, in der das Persönliche hervortritt, scheint aber ein anderes der Deutung zu bedürfen. Das ist die unleugbare Neigung Mahlers, es da und dort auch mit der Banalität zu versuchen. In der siebenten Symphonie geschieht es nur einmal, denn das Aufleuchten eines ganz harmlosen Motivs im letzten Satz zählt eigentlich nicht mit. Im zweiten Satz wird der Totenzug von einer Gesangsmelodie unterbrochen, deren musikalische Bedeutungslosigkeit so sichtbar wird, daß man an eine andere verborgene persönliche Bedeutung glaubt und nach den Absichten des Komponisten forscht. Selbstverständlich ist Mahler auch hier viel zu sehr Künstler, als daß die Neugier gestillt werden könnte, aber an solchen Stellen wendet sich das Interesse mehr dem Musiker als der Musik zu. Das verschlägt dort nichts, wo die Person ganz in das Werk aufgegangen ist, wie in dem vierten Satz, dessen entzückende Anmut und echte Stimmung jedem ans Herz greift. Und siehe da, hier ist jede, aber auch jede Trivialität vermieden!

Auch die außerordentliche Kunst dieses Satzes wird als selbstverständlich empfunden. Die Zuneigung zur Persönlichkeit hilft nichts dort, wo die Persönlichkeit sich gegen den Hörer wendet. Nein, von Entgegenkommen ist in den beiden Außensätzen, im ersten und fünften, keine Spur, am allerwenigsten im ersten. Hier bleibt nichts übrig, als sich ans Werk zu halten, denn selbst das, was man persönlich deuten könnte, bleibt unliebenswürdig genug. Man fühlt auch, daß in diesen Episoden nicht das Schwergewicht des Satzes liegen kann. Seine Gewalt strömt aus Thematik, Konstruktion, Harmonik, Koloristik — lauter rein musikalische Dinge, die keiner Deutung, wohl aber des guten Willens und der Aufnahmsfähigkeit, hinterdrein wohl auch des Studiums bedürfen. Eine nachträgliche Vertiefung in diese Symphonie wird außerordentlich viel aus ihr schöpfen und lernen. Der erste und der fünfte Satz sind gerade um ihrer rein musikalischen Eigenschaften wiederum diejenigen, welche die Macht einer Persönlichkeit empfinden lassen, die Widerstände sucht, weil sie sicher ist, sie zu be-

siegen. Drum, als der fünfte Satz verklungen war, der sich nicht mehr dem aus Eichendorffs „Soldat“ gewonnenen poetischen Vergleich dieser kritischen Betrachtung fügt, weil nicht das „himmlische Tor“, sondern das jauchzende Leben im Sturm genommen wird, da umbrauste Mahler, der selber dirigierte, einmütiger Jubel: der Komponist hat nicht in seinem Werk, er hat durch sein Werk gesiegt. Dr. D. J. Bach.

*

Wiener Theater. Noch werden die Neuheiten mit der Vorsicht des erfahrenen Jägers, der sein Pulver nicht vorzeitig verschießt, zurückgehalten, und die wenigen, die der September dennoch brachte, wurden, so scheint es, mit dem Fatalismus des Kartenspielers ausgespielt, der, wenn es schief geht, gleich das bequeme Trostsprüchlein zur Hand hat: „Die ersten Hunde ertränkt man.“ Im Carltheater mußte ein burleskes Vaudeville „Der schwarze Tenor“, Musik von August Léon, schon nach der dritten Aufführung abgesetzt werden und im Bürgertheater widerfuhr einer französischen Ehebruchskomödie, „Mama Colibri“ von Henry Bataille, das gleiche Schicksal. Im Carltheater wähnte man sich in ein Variété versetzt, ohne jedoch durch Abwechslung ergötzt zu werden; im Gegenteil: man sah immer nur einen falschen Nigger in der gleich fatalen Zwangslage einer lebenden Beleuchtungsfigur und wurde zum schlimmen Ende noch Zeuge von einer geschmacklosen Übertragung der Bühnenvorgänge in den Zuschauerraum. Was aber einst im „Theatralischen Unsinn“ als Faschingsulk Spaß bereitet hatte, wirkte in den Tagen des Saisonbeginnes und der Traubenreife als ein Omen unberechenbarer Operettenmöglichkeiten tief betrüblich. Der einzige Trost in diesem gesungenen und getanzten Blödsinn war, auch aus diesem die frisch zugreifende und sich dennoch vornehm zurückhaltende Naturkomik des Herrn König siegreich hervorgehen zu sehen.

Im Bürgertheater hingegen erlebte man das Schauspiel, die schöne Begabung des Fräuleins Heller unter der Last tragischer Ehebruchsfolgen zusammenbrechen zu sehen, d. h. tragisch wurden für „Mama Colibri“ die Folgen ihrer Eheirrung mit dem besten Freunde ihres Sohnes erst durch die vom Dramaturgen des Bürgertheaters vorgenommene Amputation des Schlußaktes, der mit der Wiederaufnahme der reuig heimkehrenden Mutter in den Schoß der verlassenen Familie versöhnlich ausklingt. Einerseits sprechen gewichtige Gründe (nicht zuletzt die des guten Geschmackes) für die Ausscheidung eines guten Ausganges, der es nur auf die Tränensäcke unkritischer Gemüter abgesehen hat; anderseits aber wird durch sie der Schwerpunkt des Schauspieles derart verschoben, daß aus der Rührkomödie unvermutet eine Tragödie wird: die Tragödie der alternden Frau, die von ihrem jungen, den Gravitationsgesetzen der Jugend folgenden Liebhaber in dem Augenblick um ihr verspätetes Liebesglück betrogen wird, wo sie mit dem ganzen Einsatz ihres Familienglückes es sich erkauft zu haben wähnt. Diese Tragödie aus den sentimentalen Andeutungen Henry Batailles herauszuholen und lebensvoll zur Anschauung zu bringen, vermöchte vielleicht einzig die schöpferische Gestaltungskraft einer Duse. Fräulein Heller ist aber noch lange keine Duse und auch die übrige Darstellung des larmoyanten Stückes bedeutete nach dem verheißungsvollen Beispiel eines sorgfältig abgerundeten Zusammenspieles, das das Bürgertheater eine Woche vorher mit der Aufführung des alten Lustspieles „Er muß aufs Land“ gegeben hatte, einen Rückfall in die Zeit der tastenden Anfänge.

Mehr Glück hatte das Theater in der Josefstadt mit einem französischen Schwank, der den Titel „Ganz der Papa“ führt und von den Verfassern der „Einquartierung“ herrührt. Herr Maran ist natürlich wieder der Schwerenöter mit dem Januskopf, der zu Hause das Gesicht des ehrbaren Familienvaters und draußen das des Lebemannes zeigt. Diesmal ist er mit einem gleichgearteten Sohn und überdies mit der Würde eines Akademikers behaftet, der ein preisgekröntes Werk über die Vererbung geschrieben hat. Wie nun seine wissenschaftliche Theorie durch den Sohn Bestätigung findet, das bildet den Hauptinhalt der durch eine Flucht von Chambres separées wirbelnden Situationsspäße, die zwar nicht neu, aber so geschickt moduliert sind, daß man immer wieder überrascht wird. Die Herren Strobl und Köstlin, die sich mit Herrn Maran in die Aufgabe eines lockeren Terzetts zu teilen hatten, fügten sich in das alte Ensemble mit bemerkenswerter Gewandtheit.

Das Deutsche Volkstheater spart sich seine Neuheiten noch auf. Dafür erfreute es durch einige gut vorbereitete Wiederaufführungen von bekannten und erprobten Werken tieferen Gehalts. Man sah hier Halbes „Jugend“ durch die Mitwirkung der Herren Schreiber und Edthofer in vorteilhafter Verjüngung und man brachte dem Schauspiele „Frau Warrens Gewerbe“ das gleiche Interesse entgegen wie vor zwei Jahren, als es zum ersten Male auf der Bühne des Raimundtheaters erschien, wo es Frau Hetsey gelang, sich mit der lebensechten Verkörperung der Frau Warren in die vorderste Reihe der Charakterdarstellerinnen zu rücken. Ihre Meisterleistung ist dem erfolgreichsten Werke Bernhard Shaws auch an der neuen Stätte treu geblieben und sie fand in Fräulein Marberg und in Herrn Homma gleich treffliche Partner. Die schönste Überraschung aber brachte die Erstaufführung des altspanischen Lustspieles „Donna Diana“, das in der Bearbeitung Schreyvogels seit 1816 zum klassischen Besitzstand des Burg-

theaters gehörte und erst vor vierzehn Jahren aus dem Spielplan des Hofschauspielhauses verschwand. Das anmutige Werk Moretos bereitete auch in der stimmungsvollen Darstellung des Deutschen Volkstheaters helles Entzücken und es war ein künstlerisches Vergnügen, zu beobachten, wie schnell sich Zuschauer und Darsteller, namentlich Fräulein Wallentin und die Herren Kramer und Kutschera, in die pretiöse Art der feinpointierten Dialektik fanden. In unseren Tagen der naturalistischen Stilverwilderung sind solche Vorstellungen von hohem erzieherischen Wert, sowohl für das Publikum, wie auch für den Schauspieler, und das Deutsche Volkstheater wird sich den Dank aller Einsichtigen erwerben, wenn es beim Ausbau des Spielplanes fortfährt, seine Liebe nicht bloß auf die Werke der Tagesmode zu beschränken. Theodor Antropp.

*

Moretos Donna Diana. Dieses von Josef Schreyvogel übersetzte Lustspiel, das von Wien aus die ganze deutsche Bühne eroberte und die deutsche Literatur nachhaltig beeinflußte, ist fast 300 Jahre alt. Zuerst scheint Moliere auf die Qualitäten des Lustspiels „El desdén con el desdén" aufmerksam geworden zu sein, dem er seine „Princesse d'Elide" nachgebildet hat. Die deutsche Bühne verdankt aber ihr Lustspiel der Bearbeitung Gozzis, der seine „Principessa filosofa" in den „Theatralischen Werken" veröffentlicht hat. Diese Bearbeitung übersetzte zunächst Werthes ins Deutsche, unter dem Titel „Die philosophische Prinzessin oder das Gegengift" (Bern, 1777 bis 1779). Eine andere Übersetzung nach Gozzi folgte bald darauf. Und diese Fassung von S. H. Schletter, „Die philosophische Dame oder Gift und Gegengift", wurde am 8. Mai 1784 zum ersten Male am Burgtheater gegeben. Dann kam am 3. November 1787 die Bearbeitung Dumaniants, übersetzt von Stephanie d. J. auf dieselbe Bühne: „Guerre ouverte, ou ruse contre ruse", „Erklärte Fehde oder List gegen List". Als Schreyvogel-West das Lustspiel in der italienischen Bearbeitung las und eine neue Übertragung beschloß, dürften jene beiden Fassungen schon aus dem Repertoire des Burgtheaters verschwunden gewesen sein. Am 14. Dezember 1815 notiert er in sein Tagebuch: „Ich habe ein Gozzisches Stück nach dem Spanischen des Moreto gefunden, das ein sehr gutes Lustspiel geben kann." Am 26. hatte er schon das Original studiert und verzeichnet: „Gozzi ist dem Desdén con el desdén Schritt für Schritt gefolgt, hat das Stück aber wirklich verbessert." Obgleich West immer das Original zu Rate zog, hat er doch auch die Veränderungen Gozzis benutzt und namentlich den Don Cesar und den Perin (bei Moreto heißt er Polilla, bei Gozzi Gianetto), diesen Ahnherrn der Figaros, im Sinne des Italieners gezeichnet. Nur die Heldin, Donna Diana, hat er würdiger, weniger burlesk hingestellt als Gozzi. Rasch wie im Entschluß war Schreyvogel auch in der Tat. Unter stetigem Zweifeln und Hoffen vollendete er das Stück in einigen Wochen. Nach dem ersten Akte schrieb er: „Wenn das Ganze so wird, so gehört das Stück zu den besten Bearbeitungen und wird selbst eine Art Original. Mein Talent für solche Arbeiten ist gewiß; es ist also meine Pflicht, es zu gebrauchen." Tatsächlich hat Schreyvogel mit dieser Übersetzung, der er den Titel „Donna Diana oder Stolz und Liebe" gab, seine bedeutendste poetische Leistung geboten; einzig die Bearbeitung von Calderons „Das Leben ein Traum" kann ihr zur Seite gestellt werden. Schon Laube stellt fest, daß der große Erfolg der „Donna Diana" nicht nur für das Burgtheater, wo das Stück seit dem 18. November 1816 mehr als 100mal gegeben wurde, sondern auch für die ganze deutsche Bühne und die Entwicklung des deutschen Lustspiels von Bedeutung war. „Sie begründete eine Geschmacksrichtung für das poetische, formell sauber ausgearbeitete Lustspiel, welchem das Publikum des Burgtheaters treu geblieben ist. Süddeutsches Naturell, steter Wechselverkehr mit Italien mag diese Richtung und Neigung unterstützt haben. Sie ist auch für den feineren Ton in jedem höheren Lustspiel einflußreich geblieben bis auf die heutige Zeit." Und besonders die Autoren unserer Renaissance-Lustspiele in Versen, soweit sie nicht von Shakespeare beeinflußt sind, scheinen alle bei Moreto-West in die Schule gegangen zu sein. — Die erste Diana war Julie Löwe, die Schwester des großen Ludwig, der später (nach Korn) den Cesar gab. Unsere Zeit hat noch die Wolter und die Hohenfels als Diana gesehen. Den Cesar gaben damals Sonnenthal und Hartmann. Der Perin, den Friedrich Roose schuf, ging später an Unzelmann, dann an Hartmann, Mitterwurzer, Baumeister, Lewinsky und Kraftel über. — Schreyvogel hat seine „Donna Diana" nach der Erstaufführung zweimal umgearbeitet. In jüngster Zeit hat v. Reznicek eine komische Oper „Donna Diana" komponiert, deren Libretto auf West zurückgeht. Nur das Schlummerlied Florettas und das Narrenlied Perins sind von Hugo Salus, die Romanze Dianens aus dem Romanzero von Geibel und Schack entlehnt. Otto Erich Deutsch.

„Österreichische Rundschau", XVII., 1.
Redaktionsschluß 27. September 1908.
Ausgegeben 1. Oktober 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Der Österreichische Volkswirt. Anfangs Oktober erscheint, herausgegeben von unserem Mitarbeiter Herrn Walther Federn, eine neue Wochenschrift in Wien unter dem Titel „Der österreichische Volkswirt", Zeitschrift für Industrie und Finanzwesen. Der Herausgeber stellt sich die Aufgabe, über alle Zweige der Volkswirtschaft und vornehmlich über die Fragen der Industrie und Finanzwelt objektiv zu berichten und zu den Ereignissen in unabhängiger Weise Stellung nehmen. Große Aufmerksamkeit wird den Fragen der Verwaltung und wirtschaftlichen Gesetzgebung gewidmet werden, populär gehaltene fachwissenschaftliche Artikel sollen den Zusammenhang zwischen Theorie und Praxis fördern.

*

Im Verlag von Karl Reißner in Dresden wird demnächst eine „Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts", dargestellt nach Generationen, von Friedrich Kummer erscheinen. Das Werk umfaßt 750 S. Großoktav und kostet geheftet Mk. 10.— gebunden Mk. 12.—

Büchereinlauf.

Herbstlaub. Gedichte von Franz Cucagna. Verlag Alfred Stadler, Leipzig 1908.

Boule de suif. Oeuvres complètes de Guy de Maupassant. Correspondance. Étude de pol Neveux, Paris Louis Conard, Libraire éditeur.

Wien-Berlin. Ein Vergleich. Von Alfred H. Fried. Verlagsbuchhandlung Josef Lenobel. Wien und Leipzig.

Urgeschichte der Ehe. Von F. v. Reitzenstein. Stuttgart, Franckfche Verlagshandlung. Preis Mk. 1.—.

Über den Wolken. Von Zoe. Märchen für Erwachsene. Verlag Paul Knepler. Wien 1908.

Auf den Zinnen der Zeit. Ein Versbuch von Ferdinand Freiherrn v. Paungarten. G. Müller. Mannsche Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1908.

Geschichte der Philosophie in übersichtlicher Darstellung von Prof. Dr. Adolf Mannheimer. III. Teil: Von Kant bis zur Gegenwart. Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag (G. m. b. H.). 1908.

Von Bienen, Drohnen und Baronen. Von Roda Roda. Berlin, Verlag von Schuster & Löffler.

Summarischer Bericht der Handels- und Gewerbekammer Brünn über die geschäftlichen Verhältnisse in ihrem Bezirke während des Jahres 1907. Brünn 1908, Eigentum und Verlag der Brünner Handels- und Gewerbekammer.

Die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Wien im Jahre 1906. Bericht des Bürgermeisters Dr. Karl Lueger. Wien 1908.

Statistik des auswärtigen Handels des österreichisch-ungarischen Zollgebiets im Jahre 1906. Verfaßt und herausgegeben vom Handelsstatistischen Amte im k. k. Handelsministerium, Bd. I. und Bd. II. Vormerkverkehr, Durchfuhr, Spezialhandel. Wien 1908, Druck und Verlag der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Österreichs Hort. Geschichts- und Kulturbilder aus den habsburgischen Erbländern. Eine Festgabe an das deutsch-österreichische Volk zur Jubelfeier des Kaisers Franz Joseph I. Herausgegeben von einem Kreise vaterländischer Schriftsteller. Wien 1908, Vaterländische Verlagsbuchhandlung „Vindobona".

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

Die Modernisierung des Staates.

Ein staatspolitischer Orientierungsversuch.

Von Regierungsrat Dr. Johann Ankwicz.

Wie auf allen Gebieten des menschlichen Denkens, so vollzieht sich gegenwärtig auch in den Ansichten über das Wesen des Staates, seine Zwecke, sein Verhältnis zu der Gesellschaft und zu dem Einzelnen ein Umwandlungsprozeß, dessen Ende nicht abzusehen ist. Alte Schulbegriffe wanken, neue Gesichtspunkte treten in den Vordergrund, die vorherrschende negative Kritik rüttelt an Altem und Neuem. Der Begriff des Staates selbst, der übrigens niemals ganz sicher feststand, bedarf noch immer der Klarstellung, die organische Staatslehre, welche den naturwissenschaftlichen Begriff des Organismus auf den Staat anwendet und den größten Einfluß auf die Staatsbildung ausgeübt hatte, findet nicht mehr den früheren Anklang, auch der in den letzten Jahren von Gierke unternommene Versuch, den rechtswissenschaftlichen Begriff des Organismus auf den Staat anzuwenden, blieb vereinzelt. Über die Zwecke des Staates gehen die Meinungen gleichfalls auseinander: die Grundsätze des Rechts- und Wohlfahrtsstaates entsprechen am besten den vorherrschenden Strömungen, die Vereinigung der beiden gilt fast allgemein als der eigentliche Staatszweck. Man fordert die Schaffung eines Wohlfahrtsstaates auf der Basis des Rechtsstaates. Allerdings ist auch diese Bestimmung keine sichere, denn sie greift auf Begriffe zurück, welche heute bestritten sind. Was ist Recht? Was ist Wohlfahrt? Wie weit reichen diese beiden Gebiete insgesamt? Wie weit jedes einzelne für sich? Auch darüber herrscht keine Übereinstimmung.

Worin jedoch alle eines Sinnes zu sein scheinen, das ist die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Modernisierung des Staates. In den Parlamenten, in Volksversammlungen, in der Presse spielen die Worte: „moderner Staat" die Hauptrolle. Das Streben nach Schaffung einer modernen Verwaltung, modernen Rechtssprechung steht im Vordergrund des Interesses, das Wort „modern" beherrscht die Parlamente, die Exekutive, die Massen, über allen Reformbestrebungen weht heute die Fahne mit der Aufschrift: moderner Staat.

Wenn es auch zweifellos ist, daß diese Bezeichnung, richtig angewendet, das Ideal eines jeden, nach Fortschritt strebenden Staates sein muß, so ist es anderseits nicht weniger sicher, daß sie, als feststehender Begriff in generalisierender Anwendung manches Unheil angerichtet hat. Untersucht man die Worte „moderner Staat" auf ihren Inhalt, so gelangt man bald zu der Überzeugung, daß sie viel sagen, aber wenig definieren. Das ist der Grund, warum sie auf die Massen so verführerisch wirken, denn jeder kann sich unter dem modernen Staat vorstellen, was seinen Idealen oder Interessen entspricht. Die heterogensten Bestrebungen können unter dieser Flagge in die alten Staaten eingeschmuggelt werden

und alle, die mit dem Staat und noch mehr auf den Staat rechnen, wollen in den luftigen, weiten Hallen des modernen Staates Aufnahme finden, da ihnen dort die Erfüllung ihrer Wünsche winkt.

In Wirklichkeit kann als modern jeder der Lebensauffassung einer Epoche entsprechende und im Zusammenhange damit bestimmten Herrschaftsverhältnissen zustrebende Staat im Vergleiche mit dem Staate der Vergangenheit bezeichnet werden. Modern war der Staat der französischen Revolution mit der Omnipotenz des Staates, verglichen mit dem Ancien régime, in welchem die Omnipotenz des Königs galt. Modern war der Rechtsstaat im Gegensatze zu dem Polizeistaat, modern ist der jetzige Wohlfahrts- und Rechtsstaat im Gegensatze zu dem Rechtsstaate allein — kurz der Begriff des modernen Staates ist von der Zeit abhängig und wechselt mit der Zeit. Allein sagt er nichts, sondern nur im Vergleiche mit etwas Vorausgegangenem, immer enthält er eine Kritik der Vergangenheit, niemals gibt er eine sichere Richtschnur für die Zukunft an.

Der Begriff moderner Staat ist aber auch vom Raume bedingt, da das staatlich Moderne mit der Lage des Landes wechselt. Was unter einem Breiten- oder Längengrad als modern gilt, gehört unter einem anderen schon in die historische Rumpelkammer. In unserer Zeit nimmt das staatlich Moderne mit der Entfernung vom Atlantischen Ozean ab, ähnlich wie dies in der Antike mit der Entfernung vom Mittelmeer der Fall war.

Das gefährliche Moment in dem bisherigen Vorherrschen dieses Wortes bestand jedoch darin, daß dieser, nach Zeit und Raum schwankende Begriff des Modernen als feststehend, dieser relative Begriff als absolut aufgefaßt wurde. Unter der prinzipiellen Herrschaft dieser Auffassung des Modernen wurde einerseits der Einfluß der Mode auf den Staat überhaupt, anderseits die ohnehin seit Jahrhunderten eingewurzelte Meinung gefestigt, daß der Staat nach feststehenden Regeln umgestaltet und gleich einem Kunstwerk auf einen Schlag gemodelt werden könne.

Es wechselten staatliche Modeideen wie die Mode im allgemeinen, es entsprach der menschlichen Eitelkeit, nach der neuesten Mode gekleidet zu sein und nach den neuesten staatlichen Modeideen zu streben. Ebenso wie es zum „bon ton" gehörte, der französischen oder englischen Mode zu folgen, gehörte und gehört es leider auch heute noch vielfach zum „bon ton", den Staat nach französischen oder englischen Mustern regieren zu wollen. Das Allermodernste war stets in Paris, das Allervernünftigste und Dauerhafteste in London zu haben. Man könnte die Behauptung aufstellen, daß der Satz „Gesta Dei per Francos" zum großen Teil auf der Macht der Ideenmode beruhte. Frankreich, das Land der leichten Phantasieartikel und des schäumenden Weines, lieferte uns auch in der staatlichen Ideenwelt Erzeugnisse, die berauschend wirkten, aber den Anforderungen des grauen Alltags wenig entsprachen und fast immer Katzenjammer hervorriefen. Frankreich wirkt auch heute noch durch leichte Faßlichkeit und Wohlklang, sowie durch richtigen logischen Aufbau seiner, zumeist jedoch von falschen Prämissen ausgehenden staatlichen Ideen.

Bei alledem blieb Frankreich stets ein Land, das revolutionären Strömungen zugänglich, Reformen abhold ist. In Frankreich konnte von heute auf morgen alles niedergerissen werden: Regierung, Kirche, Staat, damit das Alte in neuer Gestalt fortbestehe.

In dem Bericht in der „Revue des Deux-Mondes“ erwähnten Briefwechsel zwischen Tocqueville, dem berühmten Verfasser des Werkes „L'ancien Régime et la Révolution“, und Gobineau, dem nicht minder bekannten Verfasser des „L'Essai sur l'inégalité des races humaines“, schreibt Tocqueville über seine Landsleute: „Pour être révolutionnaires, nous ne sommes pas novateurs.“ Diese vor etwa 50 Jahren geschriebenen Worte sind noch heute zutreffend. Frankreich wirkt als [illegible] stets revolutionierend, niemals reformierend. Dieses heutige demokratisch-republikanische Frankreich hat beispielsweise noch immer ein veraltetes Schulsystem und wird von einer engherzigen Bureaukratie zentralistisch verwaltet.

Gerade auf dem Gebiete, auf welchem Frankreich als Muster eines modernen Staates auf Europa bahnbrechend wirkte, auf dem Gebiete der Volkssouveränität, hat sich überdies in den letzten Jahren in Frankreich ein geradezu krankhafter Zustand herausgebildet.

Vor kurzem eröffnete die Zeitschrift „La Revue“ eine Enquete über das Thema: Warum vermag das französische Parlament seinem legislativen Beruf nicht zu entsprechen? Eine Reihe hervorragender Staatsmänner, Schriftsteller und Gelehrten stimmten in ihren Antworten darin überein, daß die gegenwärtige innere Lage Frankreichs eine sehr traurige sei. Die angesehene französische Zeitung „Le Temps“ brachte fast wörtlich die Äußerung des gewesenen Finanzministers Raymond Poincaré, der unter anderem schreibt: „Es besteht bei uns seit langem eine parlamentarische Krisis, welche noch nicht ihren Kulminationspunkt erreicht hat. Die Kammer ist nicht die Vertreterin des Volkes, sondern des tyrannischen Willens einiger Provinzialkomitees, die sich zwischen Volk und die Gewählten einschieben. Abgeordnete erteilen in den Regierungsbureaus Befehle, sie bringen ihre Kreaturen in alle Ämter, die Protektionswirtschaft nimmt überhand.“ Poincaré schließt mit den Worten: „L'incohérence et l'anarchie tout cela ne date pas de hier.“ Paul Leroy-Beaulieu ist überzeugt, daß drei Viertel der vom französischen Parlamente in den letzten Jahren beschlossenen Gesetze nicht nur den Fortschritt nicht gefördert, sondern gewaltige Verwirrung hervorgerufen haben. Er spricht sich für die Einführung des Systems des Referendums: „Car seul il pourra un peu limiter les désastreux effets de la présomption et de l'ignorance des législateurs.“ Der gewesene Minister Pierre Baudin schreibt: „Les services publics sont désorganisés et l'autorité de l'État elle-même est détruite.“

Daneben machen sich Strömungen geltend, welche die Fundamente des Staates zu erschüttern drohen und als Zeichen gelten können, daß die Massen in Frankreich den Glauben an die parlamentarische Regierung zu verlieren anfangen. Unter dem Zeichen des Syndikalismus haben sich bekanntlich in Frankreich Verbände gebildet, welche gegenwärtig in der „Confédération générale du Travail“ ihren Hauptsammelpunkt besitzen und den direkten Kampf der Arbeiter gegen das Unternehmertum und die Lohnarbeit zum Zwecke haben. Die leitende Idee ist, daß die Arbeiter sich nur als Produzenten fühlen, jede politische Frage der wirtschaftlichen unterordnen und infolgedessen auf ihre Bürgerpflichten und ihre Stellung im Staate keine Rücksicht nehmen sollen. Die Syndikalisten sind antipatriotisch und antimilitaristisch und betrachten den Generalstreik als ihre Hauptwaffe. Der Kampf gegen das Unternehmertum soll ohne jede fremde Hilfe, ohne Rücksicht auf Politik, ohne politische Machtbestrebungen durchgeführt werden. Nach dem Muster der Arbeiter-

syndikate haben sich Beamten- und Lehrersyndikate gebildet, deren Mitglieder gleichfalls nur als Produzenten auftreten wollen, wobei der Staat als Unternehmer — État Patron — betrachtet wird. Diese antipatriotische Strömung ist gerade in Frankreich besonders auffallend, in Frankreich, wo das Wort „La Patrie" gleich einer Fanfare dröhnte, in Frankreich, dessen Größe auf diesem Worte beruhte, das alle berauschte und zu der höchsten Anspannung der Kräfte brachte, in Frankreich, in welchem das Lied der Revolution „Allons enfants de la patrie" zu der Nationalhymne wurde. Die französische Regierung, welche besonders durch die Beamten- und Lehrersyndikate die Fundamente des Staates bedroht sieht, trachtet, einerseits durch gesetzlich erlaubte Maßregelungen der Beamten und Lehrer, anderseits durch Einflußnahme seitens nicht syndikalistischer Sozialistenführer auf die Syndikalisten dieser Propaganda Einhalt zu tun*.

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegt, daß das französische Volk, welches sich mehr denn jedes andere durch die Eigenschaft des Bon sens auszeichnet, auch diese Schwierigkeit überwinden wird, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß das gegenwärtige Frankreich, als Muster eines modernen Staates, viel von seiner Anziehungskraft verloren hat. Wenn die Durchführung von Grundsätzen, welche seit der französischen Revolution den Volksmassen auf dem europäischen Kontinent als Ideal vorschwebten, in ihrer Ursprungsheimat zu solchen Resultaten geführt hat, so ergibt sich daraus die Folgerung, daß entweder der dort eingeschlagene Weg nicht der richtige war, oder daß die äußerste Verfolgung dieser Grundsätze sich mit dem Bestande des gegenwärtigen Staates nicht verträgt. Auf jeden Fall ist die noch immer so häufig vorkommende Berufung auf Frankreich in allen, den staatlichen Fortschritt betreffenden Fragen heute nicht zeitgemäß.

Außer Frankreich war es, wie gesagt, England, welches als Muster eines modernen Staates, auf die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse auf dem Kontinent den größten Einfluß ausübte und noch heute in allen auf den Parlamentarismus und die Selbstverwaltung bezüglichen Fragen als maßgebend gilt. Man bedachte dabei nie, daß die englische Welt eine von der kontinentalen grundverschiedene ist. England beherrschte seit jeher die Meere, und der Blick des Engländers war stets in die Ferne gerichtet, außerdem unterlag England nicht dem Einflusse des römisch-germanischen Imperiums, es hatte nur teilweise das römische Recht rezipiert und nahm nicht teil an unseren inneren Umwälzungen. Während wir auf dem Kontinent in den letzten zwei Jahrhunderten zwischen Revolution und Reaktion hin und her pendelten, blieb England den revolutionären Strömungen des 18. und 19. Jahrhunderts so ziemlich fern.

Man bedachte auch nicht, daß dieser parlamentarische Musterstaat im Laufe der letzten Jahrzehnte doch einem Umschwunge unterworfen war, und daß der Geist der neuen Zeit auch vor „Old-England" nicht Halt machte.

Manche Einrichtung, die als ein wesentlicher Bestandteil des englischen Staatswesens gilt und fremden Staaten als unveränderlicher Mustertypus diente, ist heute in Umformung begriffen, mancher englische Begriff hat seinen Inhalt geändert oder ist ins Wanken geraten.

* Siehe die erschöpfende Arbeit Hubert Lagardelles: „Die syndikalistische Bewegung in Frankreich" im Archiv für Sozialwissenschaft, Band XXVI., Heft 1 bis 3.

Wenn beispielsweise auf dem Kontinent noch immer die alte Tradition von der abwechselnden Herrschaft zweier Parteien, der Whigs und Tories verbreitet ist, so entspricht das heute nur zum Teil den Tatsachen. Es wechseln zwar in England noch immer zwei Parteien in der Regierung, doch hat sich ihre Zusammensetzung, ihr Charakter und die Bezeichnung der Teile geändert. So besteht das gegenwärtige Unterhaus aus folgenden Parteien: Liberals 374, Labour Members und Socialists 53, Nationalists 83, Unionists 159, mit Hinzurechnung des Präsidenten (Speaker) ergibt sich die Gesamtsumme von 670 Abgeordneten. Die auf dem Kontinent verbreitete Meinung, daß die Gentry im Unterhause ausschließlich dominiere, ist nicht mehr zutreffend, und wenn auch das demokratische Element trotz der dreimaligen Wahlreform nicht viel an Einfluß gewann, so geht doch die Strömung dahin, daß die Plutokratie stärker vertreten wird.

Die Vorherrschaft der Selbstverwaltung, deren oberste Spitze das Parlament bildet, hatte zur Folge, daß alle Agenden des staatlichen Lebens der Einflußnahme des Parlaments unterstellt wurden. Mit der Ausdehnung und Komplizierung des staatlichen Lebens erweiterte sich daher naturgemäß auch der Kreis der parlamentarischen Tätigkeit, und zwar so weit, daß es heute geradezu unmöglich scheint, alle auftauchenden Fragen im Parlamente zu bewältigen. Als Beispiel führe ich den Verlauf einer aufs geratewohl herausgegriffenen Sitzung des House of Commons vom 3. Juni d. J. nach einem Berichte der „Times" vom 4. Juni d. J. an. Da wird zunächst eine Reihe einzelner Anfragen verzeichnet: „Mr. Courthope will wissen, ob die eingeführte Milch entsprechend untersucht werde, Mr. Morell fragt wegen Absperrung eines Fußpfades in Whitchurch (es handelt sich dabei um eine kleine, in der Nähe Londons gelegene, zumeist von Arbeitern bewohnte Ortschaft), Mr. Davies und Mr. Carr-Gomm fragen wegen des Verkehrs von Auto-Omnibussen in engen Straßen Londons, ein anderer fragt wegen sanitärer Vorkehrungen in einem Bauunternehmen usw. usw.; in derselben Sitzung wurde aber auch die Inkorporierung einiger siamesischer Staaten in die malaische Staatenföderation, die Einführung einer russischen Surtaxe auf indischen Tee, die anglo-amerikanische Postfrage, der Besuch des Königs Eduard in Rußland in den Kreis der Erörterungen gezogen, die Zuckerkonvention, die Frage der Altersversicherung u. a. besprochen. —

Wenn man einen solchen Bericht liest, gewinnt man einen Überblick über die Weltgröße und über das Selbstverwaltungsrecht der Engländer, für welche die Welt und die geringfügigsten Fragen des eigenen Vaterlandes gleiche Bedeutung haben und von derselben Körperschaft in den Kreis ihrer Beratungen gezogen werden. Das ist es aber gerade, was eine Reformströmung hervorgerufen hat, denn die parlamentarischen Verhandlungen, die unmöglich alles bewältigen können, werden zur reinen Formalität. Die Regierung, die von ihrer Partei in keiner Frage desavouiert werden darf, entscheidet, solange sie die öffentliche Meinung für sich hat, fast absolut. Die Reformströmung bezweckt, Fragen lokaler Natur aus dem Wirkungskreise des Parlamentes auszuscheiden und sie bestehenden Corporations zuzuweisen, wobei letztere diese Befugnisse nicht aus eigener Machtvollkommenheit, nicht als „common-low powers", sondern auf Grund der parlamentarischen Verleihung und im Rahmen derselben auszuüben hätten*.

* Siehe Sidney Low: „The governance of England" p. 88 ff.

Der so starre Grundsatz der Selbstherrlichkeit des Parlaments würde dadurch jedenfalls teilweise durchbrochen werden. Anderseits ist auch die englische Verwaltung im allgemeinen in Umbildung begriffen. Auch in England ist der Einfluß des Berufsbeamtentums im Wachsen begriffen, ganz wie auf dem Kontinente.

Schon auf Grund dieser Skizzierung glaube ich behaupten zu können, daß Frankreich und England, die bisherigen Musterstaaten des staatlich Modernen, diese Eigenschaft zu verlieren beginnen, da sie selbst nach neuen Gestaltungen ringen, welche von ihrem alten Wesen abweichen und sich den bei anderen Staaten geltenden Formen zu nähern scheinen.

Während die übrigen Staaten noch immer den Weg fortsetzen, den sie zur Durchführung des zumeist von Frankreich angenommenen Grundsatzes der Volkssouveränität eingeschlagen hatten, hat Frankreich selbst diesen Grundsatz fast bis zur äußersten Grenze fortgebildet und sieht sich nunmehr einer parlamentarischen Krisis und einer anarchistischen Strömung gegenüber, welche beide zur Umkehr mahnen. In ähnlicher Weise hat England die Selbstverwaltung am logischesten aufgebaut, durch Jahrhunderte aufrechterhalten und steht heute ganz neuen Lebensgestaltungen gegenüber, welche eine Art Dezentralisierung der Macht des Parlaments und eine auf anderen Grundsätzen aufgebaute Art der Verwaltung zu fordern scheinen. In beiden Ländern hat aber die Ausgestaltung des Parlamentarismus — die Ausdehnung des Wahlrechtes — eine besondere Erscheinung gezeitigt: Das Anwachsen der Macht der Plutokratie in den Parlamenten. Die Demokratie zeitigt die Herrschaft der Plutokratie — Ironie der Geschichte.

Vielleicht wird diese Wendung auf die übrigen Staaten ernüchternd einwirken und ihren Nachahmungstrieb eindämmen, was sehr zu wünschen wäre, da der Einfluß der uns so fremden englischen Welt und des französischen revolutionierenden, aber nicht reformierenden Geistes zu der fast allgemein herrschenden staatlichen Begriffsverwirrung in den europäischen Staaten nicht wenig beigetragen hatte. Nietzsche macht sich über das Streben „nach englischem Glück, Comfort and Fashion und höchstens einem Sitze im Parlamente" lustig. Wie viele Enttäuschungen wären manchem Volke erspart geblieben, wenn es nicht nach englischem oder französischem Glücke, sondern nach einem Glücke sui generis gestrebt hätte!

Wie viele Neuerungen sind in manchem Staat, ohne Rücksicht darauf, ob sie dem Entwicklungsgang des Volkes, seinen ökonomischen Mitteln, seinem geistigen Horizont entsprechen, nur als modern, nur nach französischen oder englischen Mustern zur Einführung gelangt! Manches Volk leidet noch heute darunter, daß es die staatliche Ideenmode zwang, mittlere Kulturstufen zu überspringen und sich in Verhältnisse zu stürzen, in denen es sich gedeihlich nicht entwickeln konnte, weil sein natürlicher Entwicklungsgang gestört wurde. Während breite Volksmassen sich noch auf niedrigen Kulturstufen bewegen und mehr dem Instinkt als der Berechnung ihrer Interessen folgen, sind in manchem Staate die an der Spitze marschierenden Reihen bereits vom Geiste des Allermodernsten und in der Regel nicht vom allerbesten Geiste beseelt. Denn Völker, welche nicht über eine gewisse historische Erfahrung in staatlichen Fragen verfügen, pflegen fremden Mustern des Modernen gerade dasjenige zu entnehmen, was von historisch erfahrenen Völkern als die Schattenseite des Fortschritts angesehen wird. Man sieht

so manches Volk in die ihm fremde, westeuropäische Tracht eingezwängt: es bewegt sich darin läppisch, ungeschickt und macht einen lächerlichen Eindruck; manches Volk kämpft einen ewigen Kampf zwischen Sein und Schein, zwischen der äußeren Gestaltung des Staates und den inneren Lebensbedingungen des Volkes. Dieser Nachahmung fremder Muster, speziell Frankreichs, ist es zum großen Teil zuzuschreiben, daß die Modernisierung mancher Staaten so schwer vor sich geht und oft kläglichen Schiffbruch leidet. Der Kampf um die Verfassung in Rußland leidet auch darunter, daß die ersten Vorkämpfer, welche auf französischen Boden verpflanzt wurden, durchgehends der Verwirklichung französischer staatlicher Ideale nachstrebten. Das russische Volk verstand sie daher nicht.

In unserer Zeit, in welcher sowohl Volk als Mensch mächtige Individualitäten geworden sind, muß daher das Wort: „Moderner Staat", soweit es auf Nachahmung fremder Muster hinweist, als unzeitgemäß, ja, so paradox das hier klingt, als anachronistisch bezeichnet werden, denn in dieser Bedeutung zwingt dieses Wort selbständige Volksindividualitäten, sich fremde Anschauungen anzueignen, fremde Institutionen zu schaffen, die nicht aus eigenem Boden entsprossen sind, Idealen nachzujagen, die nicht dem eigenen Entwicklungsgange, dem eigenen Wesen entsprechen.

* * *

Wenn auch Frankreich und England als Muster des modernen Staates an Wert verloren haben, so ergibt sich daraus noch nicht, daß es überhaupt unmöglich sein sollte, den Staat nach allgemeinen festen Regeln auf einmal umzubilden und dadurch das Ziel der Modernisierung zu erreichen. Ist es möglich, den Staat als Kunstwerk zu schaffen? „Der Staat als Kunstwerk!" ein sehr weit ausgreifendes Thema, welches ich hier nur andeutungsweise streifen kann.

Die erste Frage, die sich hier aufwirft, ist, ob es Gesetze des staatlich Richtigen und Zweckmäßigen gibt, gleich den allgemeinen Gesetzen des künstlerisch Schönen?

Wenn man die Geschichte zu Rate zieht, muß die Antwort verneinend lauten. Denn jedes Menschengeschlecht hatte über das staatlich Richtige und Zweckmäßige andere Ansichten gehabt. Vergleichen wir unsere heutigen staatlichen Anschauungen mit jenen unserer Väter oder gar unserer Großväter — eine Welt liegt dazwischen; auch die Wissenschaft vom Staate, so Hervorragendes sie auch leistet, gibt uns keine Antwort auf unsere Frage. Unsere heutigen Lehren vom Staate weichen von jenen vor nur fünfzig Jahren wesentlich ab; welchen Inhalt wird die Lehre vom Staate nach fünfzig Jahren haben! Während ein vor Jahrhunderten, ja vor Jahrtausenden geschaffenes Kunstwerk uns noch heute entzückt — a thing of beauty is a joy for ever — sind alte, staatliche Kunstwerke nicht danach angetan, unsere Bewunderung zu erregen.

Wie sehen denn die staatlichen Ideale der Vergangenheit mit dem heutigen Maßstabe des Staates gemessen aus? Plato und Aristoteles wollen die Idee des Guten und des Gerechten verwirklichen und führen dieselbe so aus, daß sie die arbeitenden Stände von jeder Teilnahme am politischen Leben ausschließen und die Sklaverei für ein naturgemäßes staatliches Institut erklären. Thomas Morus in der vollsten Blüte der Renaissance hält eine aristokratische Republik für

das Staatsideal seiner Utopia, in welcher jedoch, obwohl dort das Privateigentum unbekannt ist, die Sklaverei besteht.

Selbst bei kirchlichen Denkern vom Range eines Thomas von Aquino spielt die Sklaverei im Staate bei aller Anerkennung der Menschenwürde des Sklaven eine bestimmte Rolle; die Sklaverei sei notwendig, da man Sklaven brauche, um den Lebensbedarf zu decken. Auch wenn wir die utopistischen Staatsummodelungspläne bis zu der neuesten Zeit verfolgen, gelangen wir zu dem Resultate, daß ihre Ausführung stets den blinden Gehorsam der Massen voraussetzt — eine nicht ausgesprochene Sklaverei, jedoch der ausgesprochenen Sklaverei antiker und mittelalterlicher Utopisten ungefähr gleich. Man sieht, es gibt ein ewig Schönes in der Kunst, während in der Staatskunst nur ein relativ Schönes angenommen werden kann. Der Vergleich des Staates mit einem Kunstwerke ist somit nicht zutreffend; maßgebend für die stets nur relative Vollkommenheit eines Staates bleiben die Anschauungen und Überzeugungen, die Irrtümer und Vorurteile der in einer bestimmten Periode im Staate lebenden Geschlechter, deren Einflusse sich selbst die größten Denker nicht entziehen können.

Und doch ist die Überzeugung, daß es möglich sei, den Staat mit einem Schlage nach bestimmten allgemeinen Gesetzen des staatlich Richtigen umzumodeln, zum Gemeingute der Menschheit geworden. Diese Überzeugung bildete die Grundlage aller utopistischen Staatsverbesserungspläne, sie war die Triebfeder aller Revolutionen auf dem europäischen Kontinent seit dem 18. Jahrhunderte, sie beseelt uns noch heute.

Der Ursprung dieser Überzeugung dürfte wohl zum großen Teil in den klassischen und mittelalterlichen Stadtstaaten und in der Verwechslung politischer staatlicher Kunstwerke mit wirtschaftlichen und sozialen zu suchen sein. In den antiken Staaten Griechenlands, in welchen die Stadt mit dem Staat zusammenfiel, schien eine Modellierung des Staates nach Vernunftgrundsätzen möglich, da sich dort das Leben nach festen Normen entwickelte, die Klassen strenge geschieden waren, das wirtschaftliche Leben stationär war, da es ganz auf der Sklaverei fußte und der Einfluß des Auslandes gar nicht in die Wagschale fiel. Eine Formung des Staates nach festen Grundsätzen schien dort um so mehr denkbar, als eine solche in der Praxis stets nur Machtzwecken einzelner Stände oder Persönlichkeiten zu dienen hatte, somit nur politische Ziele verfolgte. Das gleiche gilt von Rom, wo sich jede Modellierung des Staates als das Resultat eines Kampfes zwischen einzelnen Ständen oder Persönlichkeiten um die politische Macht darstellt.

Auch in mittelalterlichen italienischen Stadtstaaten, verfolgte ein Auf- oder Umbau des Staates nach bestimmten Grundsätzen fast immer die Verwirklichung bestimmter politischer Machtzwecke. Es handelte sich dabei nur selten um eine Neueinrichtung im Innern zum Zwecke der Verbesserung der inneren Organisation des Volkes, sondern um eine andere Zusammenfassung der Kräfte für eine bessere Ausgestaltung der Herrschaftsverhältnisse und für äußere Zwecke. Durch die Tätigkeit eines genialen Staatsmannes konnte ein Staat in der Weise umgeformt werden, daß aus einem schwachen oder abhängigen ein starkes, imponierendes Staatswesen wurde. Diese Bildung des Staates als Kunstwerk bezog sich jedoch stets auf die Stellung des Staates nach außen

oder auf die Festigung der Macht der Herrscher, auf politische, nicht auf soziale Zwecke. Wenn Macchiavelli der Staatspolitik die Moral unterordnet, so handelt er im Sinne dieses Staatsinteresses, welches im Kampfe um die äußere Machtstellung und die Stellung der Herrscher alle Mittel in Anwendung bringen zu dürfen glaubt. Diese Möglichkeit der Schaffung eines Staates als politisches Kunstwerk im Sinne der Machtstellung der Herrscher oder als Einheit gegenüber anderen Staatseinheiten nach außen wurde aber mit der Schaffung eines Kunstwerkes im Sinne der inneren Neuorganisation des Volkes identifiziert, was den Glauben festigte, als wäre es möglich, die innere Gestaltung eines Staates durch mächtiges Eingreifen von Herrschern, Staatsmännern oder Volksmassen unvermittelt auf neue Grundlagen zu stellen und bestimmte theoretische Grundsätze im inneren Staatsleben sofort zu verwirklichen. Daraus entstand „jener große moderne Irrtum, daß man eine Verfassung machen, durch Berechnung der vorhandenen Kräfte und Richtungen neu produzieren könne*.

Den Einfluß dieser antiken und mittelalterlichen, mit den Stadtstaaten zusammenhängenden Ideen sieht man sogar bei J. J. Rousseau, welchem in seinem „Contrat Social" sicher der Gedanke an seine Vaterstadt, die Stadtrepublik Genf, vorschwebte. In der französischen Revolution wurde der Versuch gemacht, diese stadtstaatliche Idee von der Möglichkeit der sofortigen Umformung des Staates nach bestimmten Vernunftgrundsätzen zu verwirklichen. Der Erfolg blieb selbstverständlich aus.

Am allerwenigsten kann aber heute von der Möglichkeit einer sofortigen Ummodelung der inneren Gestaltung eines Staates die Rede sein, in einer Zeit, in der in jedem Staate die Einflüsse der ganzen Welt sich geltend machen, in welcher tausende und abertausende Fäden die staatlichen und gesellschaftlichen Gemeinschaften und die in ihnen lebenden Menschen miteinander verknüpfen, in einer Zeit, in welcher eine geistige Welle, die sich an einem Ende der Welt in Bewegung setzt, andere mit sich reißt, bis sie sich an einem ganz fremden Gestade bricht. Da gibt es keine Stabilität der inneren Verhältnisse, keine Abgeschlossenheit gegen das Ausland, welche selbst Plato als eine Bedingung für den Bestand seines Staatsideals festsetzte.

* * *

Das Ergebnis der bisherigen Untersuchung war ein negatives. Der Staat kann sich bei seinen Modernisierungsbestrebungen weder nach dem Beispiele Frankreichs und Englands richten noch auf feststehende unabänderliche Grundsätze des staatlich Richtigen stützen. Damit ist aber dasjenige, was dem Streben nach dem Modernen in vielen Staaten einen festen Halt und eine bestimmte Richtung zu geben schien, erschüttert worden, und es bleibt heute als das Kriterium des Modernen im Staate nur der allgemein anerkannte Gedanke bestehen, daß der heutige Staat ein Rechts- und Wohlfahrtsstaat sein soll.

Wenn auch über die Bedeutung der Worte „Recht" und „Wohlfahrt" in dieser Begriffsbestimmung die verschiedenartigsten Ansichten möglich sind, so ist doch sicher, daß heute sowohl „Recht" als „Wohlfahrt" den Menschen als solchen zum Gegenstande haben, daß somit ein Rechts- und Wohlfahrtsstaat die

* Jakob Burckhardt: „Kultur der Renaissance in Italien."

Entwicklung und Förderung der menschlichen Verhältnisse im Staate anzustreben hat — ein Satz, der als etwas Selbstverständliches klingt und doch eine wahre Revolution in der Entwicklung des Staatsgedankens bedeutet, da der Mensch als solcher durch Jahrtausende fast keine Rolle im Staate gespielt hatte.

In der Antike beschränkte sich das Interesse des Staates nur auf die freien Staatsbürger; diese waren es, welche des staatlich richtigen Lebens fähig waren. Sie taten auch nichts anderes als εὖ ζῆν, d. h. sie widmeten ihr Leben dem Staate, mit anderen Worten nur dem Kriege und der Politik. Alle anderen, die auf einen privaten Lebenserwerb — auf Arbeit — bedacht waren, erregten das staatliche Interesse nicht. Handwerker, Kaufleute, Bauern standen in der staatlichen Wertschätzung sehr tief. Die weitaus überwiegende Zahl der Menschen im Staate aber waren Sklaven (im römischen Reiche in der Zeit seiner höchsten Blüte zählte man auf 88 Millionen Einwohner 60 Millionen Sklaven), welche nicht als Menschen, sondern als Sache, als Eigentum des Herrn, als „beseelte Werkzeuge" behandelt wurden.

Im Mittelalter interessierte sich zwar der Staat für die Verhältnisse des Menschen, aber nur soweit der Mensch als Mitglied eines Standes oder als Christ in Betracht kam. Ähnlich wie in der Antike verfolgte auch der mittelalterliche Staat in erster Linie politische, daneben, im Gegensatze zu der Antike, religiöse Zwecke. Eine Bedachtnahme auf menschliche Verhältnisse von Staats wegen kann zuerst in dem bekannten Statute der Königin Elisabeth (Forty-third of Elisabeth) verzeichnet werden, welches als Grundlage der englischen Armenpflege betrachtet wird.

Abgesehen von der Armenpflege gingen jedoch die Wege des Staates und des Menschen als solchen bis zu der Neuzeit auseinander: die Förderung des Menschen zählte nicht zu den staatlichen Aufgaben, der Mensch entwickelte sich wohl im Staate, aber ohne den Staat.

Heute ist das ganz anders geworden. Heute ist der Staat keine Anstalt für sich, die nur politische oder religiöse Zwecke verfolgt, heute fängt der Staat an, seine Interessen mit denen der im Staate lebenden Menschen zu identifizieren, anderseits fangen die Menschen an, das Staatsinteresse als ihr eigenes zu betrachten. In der Verbreitung dieser Überzeugung von der Identität der Interessen und der Ziele der Menschen und des Staates liegt der wahrhaft moderne Charakter des heutigen Staates und — seine Zukunft.

Daraus folgt aber, daß das Leben des Staates heute mit dem menschlichen Leben in Einklang zu bringen ist. Der Staat modernisiert sich daher, indem er sich diesem Leben anpaßt, es fördert, erleichtert und auf eine höhere Stufe der Entwicklung bringt.

Nun wickelt sich das menschliche Leben in ewigem Kampfe ab: erstens im Kampf mit der Natur und zweitens in einem solchen mit seinen Mitmenschen.

Der moderne Staat greift auf beiden Gebieten ein.

Der Kampf des Menschen mit der Natur ist stetem Wechsel unterworfen, immer rascher und sicherer weiß der Mensch sich von der Abhängigkeit von der Natur zu befreien und die Naturkräfte zur Befriedigung seiner Bedürfnisse zu verwerten. Gerade in den letzten Jahrhunderten ist ein enormer Fortschritt in dieser

Richtung erzielt worden. Der Staat, der sich modernisiert, folgt heute allen Siegen des menschlichen Geistes über die Natur und verwertet sie im Interesse der Gesamtheit. Der innere Bau des Staates richtet sich nach diesen Fortschritten.

Die Dampfkraft, der elektrische Funke modernisierten den Staat gründlicher als Revolutionen; sie verleihen ihm heute eine neue Existenzberechtigung und neue Kräfte, mit welchen anarchistische Theorien zu wenig rechnen, denn jedes neue Gebilde, welches an Stelle des Staates treten sollte, müßte diese Aufgaben übernehmen, daher einen geregelten Organismus schaffen. Das Streben nach dem Modernen auf diesem Gebiete hat einen Zug ins Universelle: Grenzen schwinden, Völker reichen sich die Hand, die Internationalität des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens, Maßnahmen gegen Epidemien und Seuchen, Regelung der wirtschaftlichen Produktion usw. schreitet vorwärts und greift auf weit entfernte Gebiete aus.

Diese Modernisierung des Staates erfolgt automatisch, in fast allen Staaten gleichmäßig und fast unabhängig von der geistigen Qualität der in den einzelnen Staaten wohnenden Menschen.

Ganz anders verhält es sich mit der Modernisierung des Staates auf dem Gebiete des Kampfes der Menschen gegen die Gesamtheit und gegeneinander, also auf dem Gebiete der Rechtsordnung und der individuellen Freiheit. Während im Kampfe gegen die Natur die Interessen aller gleichartig sind, und jedes darauf bezügliche modernisierende Streben allen dient, steht hier das Interesse des einen dem des anderen gegenüber, hier entscheidet der Eigennutz, der gerade in der heutigen Entwicklung des Menschen zum Individuum besonders scharf ausgeprägt ist. „Mir geht nichts über Mich“ — sagt Max Stirner.

Die Modernisierung des Staates auf diesem Gebiete steht daher mit der geistigen Entwicklung der in den einzelnen Staaten lebenden Geschlechter, mit dem Grade ihrer staatlichen Vervollkommnung, ihres Verständnisses für die Interessen des Ganzen im engen Zusammenhange. Da jedoch diese Vervollkommnung langsam vor sich geht, da ferner jede Generation nur ein Produkt bestimmter Kulturperioden ist, so ergibt sich daraus, daß, während der Staat auf dem Gebiete des Kampfes gegen die Natur enorm rasch vorwärts schreitet und nach und nach zum wahren Kunstwerk wird, er auf dem anderen Gebiete vom Kunstwerk noch sehr weit entfernt ist. Es besteht ein Mißverhältnis zwischen dem Modernen auf dem einen und dem auf dem anderen Gebiete.

Es ist allerdings richtig, daß die Modernisierung des Staates auf dem Gebiete des Kampfes gegen die Natur auch auf den des Kampfes der Menschen gegeneinander einen großen Einfluß ausübt. Durch die Erweiterung und Erleichterung des Verkehrs, durch die Errungenschaften der Technik, wodurch die Völker einander näher gerückt werden, durch staatliche Vorkehrungen, welche internationale Maßnahmen erfordern, wird um alle Völker der Erde ein geistiges Band geschlungen: Gedanken verbreiten sich heute mit Blitzesschnelle von einem Ende der zivilisierten Welt zum anderen, wobei die Presse die Rolle des Windes spielt, der Samenkörner in die entlegensten Teile der Erde trägt, welche befruchtend wirken, wobei allerdings oft auch Unkraut in die Höhe schießt.

Durch die Verbreitung der Gedanken bilden sich allgemeine Strömungen, deren Einflusse die Völker, trotz der unser Jahrhundert charakterisierenden nationalen

Absonderungsbestrebungen, heute stärker denn je unterliegen. Diese Strömungen wechseln oder scheinen zu wechseln, doch läßt sich seit dem 18. Jahrhundert, in welchem die wirtschaftliche und technische Entwicklung enormen Aufschwung genommen und ganz neue Bahnen eingeschlagen hatte, die Vorherrschaft eines und desselben Gedankens nachweisen: des Gedankens der Freiheit und Gleichheit. Dieser Gedanke zieht sich wie ein roter Faden durch alle Bestrebungen der Völker seit dem 18. Jahrhundert, und zwar zunächst in der Richtung, daß politische und politisch nationale Freiheit und Gleichheit das Ziel des Strebens bildet. Man ist überzeugt, daß es genüge, diese Freiheit und Gleichheit durch das Gesetz auszusprechen, damit alle frei und gleich werden. Um die politische oder politisch nationale Freiheit und Gleichheit kämpften viele Menschengeschlechter, um diese kämpfen noch heute Völker in den entlegensten Gegenden; es ist als sicher anzunehmen, daß der Gedanke der politischen Freiheit und Gleichheit nach und nach allgemein verwirklicht werden wird. Die Modernisierung des Staates wird heute zunächst nach dem Grade der Verwirklichung dieses Gedankens gemessen.

Der Entwicklungsgang war bis jetzt fast überall der gleiche.

Das allgemeine Streben ging zunächst nach Erlangung der politischen Freiheit und Gleichheit.

War aber einmal diese Freiheit und Gleichheit erlangt, dann begann die zweite Phase in der Entwicklung der Freiheits- und Gleichheitsidee: der Kampf um wirkliche Freiheit und Gleichheit im Leben jedes Einzelnen. In den Staaten, in welchen noch der Kampf um politische oder nationale Freiheit und Gleichheit tobt, wie beispielsweise zum Teil in Rußland oder in der letzten Zeit in der Türkei, absorbiert dieser Kampf fast das ganze Interesse; soziale Fragen spielen dort keine oder nur eine untergeordnete Rolle oder verschwinden in einer allgemeinen Verneinung jeder Autorität: im theoretischen Anarchismus. In der Türkei gab es bis jetzt keine soziale Frage, Rußland brachte den Nihilismus hervor.

In dem Staate jedoch, in welchem die politische Freiheit und Gleichheit schon durchgeführt wurde, tritt das staatliche Modernisierungsstreben in die zweite Phase, in das Streben nach der wirklichen Freiheit und Gleichheit ein, wobei es sich überall zeigt, daß das staatliche theoretische Freiheits- und Gleichheitsprinzip mit der inneren Entwicklung der kontinentalen Europäer im Widerspruche steht.

So wurde in den meisten Staaten Europas die politische Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze anerkannt. Es wurden die Beschränkungen der persönlichen Freiheit aufgehoben, Freizügigkeit, Auswanderungsfreiheit, Gewissensfreiheit, Schutz der persönlichen Freiheit festgesetzt, es erfolgte ferner die Anerkennung des Grundsatzes, daß vor dem Gesetze alle gleich sind, es wurden die Vorrechte der Stände beseitigt, allgemeine Wehr- und Abgabenpflicht normiert. Vor dem Gesetze sind heute alle gleich, innerhalb der Schranken des Gesetzes alle frei. Gleichzeitig wurde fast überall das Repräsentativsystem bis zum allgemeinen Wahlrechte eingeführt.

Der Staat hat somit fast auf dem ganzen Kontinente Europas einen enormen Schritt zur theoretischen Verwirklichung der Freiheits- und Gleichheitsidee getan —

einen Schritt, wie ein solcher in der Geschichte seit Jahrhunderten nicht verzeichnet wurde.

Was war die Folge?

Auf den Gebieten, welche von staatlichen Geboten unabhängig sind, drang die Freiheits- und Gleichheitsidee nicht durch, zunächst nicht in der Gesellschaft.

Wir leben noch heute in einer Welt, in welcher der Nährstand in der gesellschaftlichen Schätzung am tiefsten steht. Banausische Beschäftigungen werden noch immer niedriger geschätzt, an Menschenrassen und Menschenstämme wird ein verschiedenartiger Maßstab angelegt. Die alte Ungleichheit wird durch die selbstgeschaffene Differenzierung der Menschen nach Beruf, Abstammung, Vermögen usw. erhöht. Es tritt der Drang nach Selbstüberschätzung hinzu: jeder will als „etwas Besseres" gelten, niemand seinesgleichen gleich sein.

Nebst der gesellschaftlichen ist es die wirtschaftliche Ungleichheit und Unfreiheit, welche zu der gesetzlichen Gleichheit und Freiheit im Gegensatze steht. Während die staatliche und öffentliche Moral tatsächlich auf dem Grundsatze der Freiheit und Gleichheit beruht, bewegt sich die Entwicklung der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in einer entgegengesetzten Richtung. Der öffentlich-rechtlichen Freiheit und Gleichheit steht die privatrechtliche Unfreiheit und Ungleichheit gegenüber.

Nach verschiedenartigen Versuchen, die wirkliche Freiheit und Gleichheit gegen den Staat durchzuführen — Babeuf war der erste, welcher nach der französischen Revolution diese „égalité de fait" gewaltsam ins Leben rufen wollte, während andere auf theoretischem Wege utopistische Lösungsversuche unternahmen — ferner nach weiteren Versuchen, durch praktische sozialistische Lehren, welche die wirkliche Freiheit und Gleichheit auf dem Wege des Kampfes gegen das Kapital und durch die Vergesellschaftung der Produktionsmittel erreichen wollten — sind wir heute zu dem Resultate gelangt, daß sich fast alle um den Staat gruppieren und nicht gegen den Staat, sondern mit Hülfe des Staates nach der möglichsten Verwirklichung der gesetzlichen Freiheit und Gleichheit im Leben eines jeden Einzelnen streben. Es tritt die Idee des Staates als Vorsehung auf. Das ist gegenwärtig das eigentliche Ziel des Strebens nach dem Modernen im Staate: Der Staat soll allen helfen!

Der Staat soll helfen.

Wie?

Der erste Gedanke ist naturgemäß der, daß zunächst die schwächsten Klassen gestärkt werden sollen, wodurch die zu diesen gehörigen Individuen wirtschaftlich für den Lebenskampf besser gerüstet sein und dadurch tatsächlich mehr Freiheit und Gleichheit genießen sollen. Was hilft dem Arbeiter die öffentlich-rechtliche Freiheit und Gleichheit, wenn er infolge seiner Mittellosigkeit in seinen privatrechtlichen Entschlüssen unfrei und daher im Verhältnisse zu dem Arbeitsgeber — in dem Kampfe zwischen Kapital und Arbeit — ungleich ist? Arbeiterschutzgesetzgebung, Regelung der Arbeitsverhältnisse, selbst das Eingreifen des Staates in die Bestimmungen des Lohnvertrages — alle diese Maßnahmen, ebenso wie die Maßnahmen betreffend die Sicherung der Existenz für den Fall der Invalidität und des Alters finden allgemeinen Anklang, da sie dem öffentlichen und staatlichen Bewußtsein, welches von der Idee der gesetzlichen Gleichheit und Freiheit durchdrungen ist,

Rechnung tragen. Dasselbe bezieht sich auf die Mittelstandspolitik, auf die Förderung des Handwerkes, des Gewerbes, des Bauernstandes. Die moderne Staatsrichtung ist die sozialpolitische.

Es ist selbstverständlich, daß das Streben des Staates bei allen diesen Fragen darauf gerichtet sein muß, möglichst viele wirtschaftlich selbständige Existenzen zu schaffen, da die größten Härten der Unfreiheit und Ungleichheit aus dem Abhängigkeitsverhältnisse entstehen. Im kontinentalen Europa herrscht jedoch gerade gegenwärtig eine andere Strömung vor, welche damit im direkten Gegensatze steht. Das Ideal der kontinentalen Europäer ist nicht die wirtschaftliche und soziale Unabhängigkeit, sondern die Erlangung eines Postens oder einer Anstellung mit fixer Besoldung, nicht der Kampf ums Dasein, sondern die Vermeidung dieses Kampfes. Während theoretisch der Grundsatz der Freiheit und Gleichheit — somit der Unabhängigkeit von einem fremden Willen — nach Verwirklichung ringt, während gleichzeitig eine Überschätzung des Individuums, als einer von allen bestehenden Normen und Regeln unabhängigen Persönlichkeit die Gedankenwelt beherrscht — wird im praktischen Leben das Gegenteil angestrebt: Abhängigkeit und Ertötung der Individualität. In diesem Streben drückt sich Furcht vor dem Lebenskampfe, Mangel an Selbstbewußtsein, Beschränkung der Lebensideale, Bequemlichkeitsdrang und so vieles andere aus.

Sucht man aber nach dem Ursprunge dieser Strömung, welche sich nach und nach zu einer wahren Kalamität herauszubilden und die europäischen Staaten zu Versorgungsanstalten, zu bureaukratisch geregelten Maschinen umzuwandeln droht, so findet man ihn zunächst in dem historischen Werdegange des Menschen auf dem Kontinente Europas. Der Mensch lebte hier stets unter Bevormundung und war stets von jemand abhängig: er war abhängig von seinem Herrn oder von seiner Zunft, oder von seinem Stande, er war abhängig von der Polizei, von der Verwaltung. Er war niemals — Mensch, er war stets nur ein Teil eines Standes, einer Zunft, er war niemals an einen selbständigen Lebenskampf gewöhnt. Was wunder, daß er heute trotz aller Phrasen von dem Herrenmenschentum und trotz aller Gleichheits- und Freiheitsideen sich am wohlsten in einem ruhigen Abhängigkeitsverhältnisse fühlt, in dem er nicht zu kämpfen braucht? Dadurch nimmt aber die sozialpolitische Idee des modernen Staates, welche die Förderung der Freiheit und Gleichheit im Daseinskampfe innerhalb der bestehenden Rechtsordnung zum Zwecke hat, eine ganz andere Gestalt an: sie soll jetzt die Freiheit des Nichtkampfes und die Gleichheit in diesem Nichtkampfe ums Dasein sicherstellen. Daß darin eine große Gefahr für den sozialpolitischen Gedanken und für den Staat liegt, ist zweifellos. Denn enttäuschte Hoffnungen — und sie müssen enttäuscht werden — kehren sich gegen den Staat. Der Syndikalismus — der eine Abkehr vom Staate bedeutet — ist auf diese Enttäuschung der bezüglich des demokratischen Regimes gehegten Hoffnungen zurückzuführen.

* * *

Nun stehe ich am Ende meines Orientierungsversuches und, wenn ich auf den gemachten Weg zurückblicke, glaube ich, eine Erscheinung, die gewissermaßen

als Wegweiser dienen kann, wahrgenommen zu haben: Die Modernisierung des Staates erfolgt weder nach fremden Mustern noch nach theoretischen Grundsätzen. Der Staat modernisiert sich heute in seiner äußeren Struktur entsprechend den Fortschritten des menschlichen Geistes, fast überall gleich. Innerlich modernisiert sich der Staat entsprechend dem Grade der staatlich nützlichen Entwicklung seiner Bürger. Es hilft die Modernisierung der staatlichen Einrichtungen nicht viel, wenn die im Staate wohnenden Menschen nicht modern sind. Daraus ergibt sich, welch eine große Rolle die Wissenschaft und die entsprechende Regelung des Unterrichtssystems in der modernen Gestaltung eines Staates spielen. Auf dem Gebiete des Kampfes gegen die Natur ist es die Wissenschaft, der wir die überraschendsten Erfolge in der Modernisierung des Staates verdanken, die Wissenschaft, welche nicht abgesonderten Zielen zustrebt, sondern welche, um die Worte Wiesners zu zitieren: „eine einem Organismus vergleichbare Einheit darstellt, deren Teile, so verschieden sie auch nach Form und Inhalt, Ziel und Zweck erscheinen mögen, doch in innigster gegenseitiger Beziehung stehen*".

Die Freiheit der Wissenschaft — allerdings der wahren Wissenschaft — ist daher die erste Voraussetzung des modernen Charakters des heutigen Staates. Jede Einschränkung der Wissenschaft schädigt nicht nur den betreffenden Staat selbst, sondern die ganze Menschheit, denn die Erfolge der Wissenschaft kommen heute allen zugute — sie sind das Gemeingut der Menschheit. Maßgebend ist hier der Satz: spiritus flat, ubi vult. Wer den Geist wo immer unterdrückt, weiß nicht, welche Keime er mitunter zerstört.

Und zweitens die Erziehung des Menschen im Staate. Was hilft die Ummodelung der staatlichen Einrichtungen ohne Ummodelung der Menschen? Macht selbst eine Generation unter dem Einflusse eines sie hinreißenden Gedankens einen großen Schritt nach vorwärts und zwingt sie den Staat zu einem großen Sprunge, so treten schon die nächstfolgenden Geschlechter, welche sich in der ihnen plötzlich eröffneten Welt nicht zurechtfinden können, von dem Enthusiasmus der vorausgegangenen Geschlechter nicht mehr getragen und in der alten Art und Weise nach alten Idealen erzogen werden, ernüchtert zurück und reihen sich in die übersprungene Entwicklungslinie wieder ein. Es folgen Epochen, in welchen das staatlich Moderne mit dem Fortschritte nicht immer identisch ist.

Eine wirkliche Modernisierung des Staates im Sinne des Fortschrittes erfordert somit moderne Menschen, Menschen voll Selbstbewußtsein, aber auch voll Selbstzucht, Menschen, durchdrungen von den Idealen der Zukunft, frei von den Schlacken der Vergangenheit.

* Siehe „Österreichische Rundschau" vom 15. Mai 1908: Naturwissenschaft und Naturphilosophie.

Die Balkankrise.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky.

Europa blickt mit unverhohlenem Staunen auf uns. Die alte Monarchie hat sich plötzlich zu frischer, impulsiver Tat aufgeschwungen und nicht bloß den Willen zum Leben, sondern gleichzeitig auch eine Lebenskraft bekundet, an welcher selbst unsere Freunde zu zweifeln begannen. Freilich bedurfte es ganz besonders starker Anreize, um uns aus unserer Lethargie zu erwecken. Österreich-Ungarn war durch den Anbruch der konstitutionellen Ära in der Türkei, infolge der Verfassungsbewegung, welche die okkupierten Provinzen ergriffen hatte, ganz besonders aber infolge der zu gefährlichen Dimensionen angewachsenen serbischen Revolutionsbewegung in eine Zwangslage geraten. Unmöglich schien es, der Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina dauernd jedweden Anteil an der Verwaltung des Landes zu versagen und ebenso undenkbar war die Gewährung eines weitergehenden Selbstbestimmungsrechtes unter Aufrechterhaltung einer zweifachen Souveränität: jener des Kaisers und des Sultans. Da gab es nur einen Ausweg: die inhaltslosen zur Chimäre gewordenen Hoheitsrechte des Sultans mußten weichen, eine Fiktion vor den realen Tatsachen schwinden, Völkerrecht und faktischer Zustand in Einklang gebracht werden. Abseits von dem manchmal recht naiv-phantasiereichen Balkan, hat wohl niemand daran gezweifelt, daß es einmal so kommen müsse und niemand glaubte, daß die Monarchie ihre Uneigennützigkeit so weit treiben werde, die faktische Souveränität des Sultans in einem Gebiete wieder aufleben zu lassen, das sie durch Millionenopfer und mühevolle Arbeit der Kultur erschlossen hat. Die bedrohliche Wühlarbeit Serbiens und die Umwälzungen in der Türkei zwangen uns zu einem entscheidenden Schritt, der nunmehr in dem feierlichen Willensakte des Kaisers seinen Ausdruck gefunden; die ausschließliche Souveränität und die Erbfolgeordnung der Pragmatischen Sanktion wird auch auf Bosnien und die Herzegowina erstreckt. Ohne an den tatsächlichen Verhältnissen Änderungen zu vollziehen und ohne den Geist des Berliner Vertrages in einem wesentlichen Punkte zu verletzen, ist sohin die Einverleibung der okkupierten Provinzen erfolgt und die völkerrechtliche Seite des bosnischen Problems gelöst worden. Nicht so die staatsrechtliche. Weitgehenden Konflikten zwischen Österreich und Ungarn über die Zugehörigkeit Bosniens sowie der Herzegowina ist Tür und Tor angelweit offen. Darum ist es auch bedauerlich, daß die zur Wahrung der Interessen Österreichs berufenen Faktoren die tiefe Verbeugung vor den Ansprüchen Ungarns nicht zu hindern wußten, welche in der an das bosnisch-herzegowinische Volk gerichteten Proklamation Platz fand. Gar bald wird sich das mythische ungarische Staatsrecht wieder regen, wird das Inauguraldiplom angerufen und der in dem Manifeste zwar nicht anerkannte, aber doch zur Sprache gebrachte „historische" Anspruch Ungarns geltend gemacht werden.

Die große Befriedigung, welche unser tatkräftiges Handeln in den weitesten Kreisen Österreichs hervorrief, wird durch diese schon heute dämmernde Zukunftssorge ein klein wenig umdüstert. Noch mehr aber durch die Größe des Opfers, welches wir bringen mußten, um das schon de facto mit der Monarchie Vereinigte ihr nun auch de jure anzugliedern. Um die Räumung des Sandschaks von Novibazar in ihrer ganzen Tragweite zu erfassen, muß man sich das Konzept

der Politik Andrassys in Erinnerung rufen. Durch die Besetzung des Sandschaks sollte ein Keil zwischen Serbien und Montenegro getrieben und eine Brücke geschlagen werden, auf welcher unser Einfluß sich nach dem Wortlaute des Berliner Vertrages jederzeit „über Mitrowitza hinaus" geltend machen konnte. Diese Brücke wird nun abgebrochen, der Keil zurückgezogen und mit dem „au delà de Mitrowitza" ist's vorbei für immer. So wird die Plattform verlassen, von der wir unser wirtschaftliches und politisches Übergewicht in Mazedonien zur Geltung bringen konnten. Heute stehen sich Serbien und Montenegro noch feindlich gegenüber — doch wird diesem Zwist durch die Annexion gewiß ein baldiges Ende bereitet werden. Und was werden wir tun, wenn sich Serbien und Montenegro über das Sandschak hinweg die Hände reichen, wenn die großserbische Bewegung dieses Gebiet erfaßt und die neue Türkei sich als zu schwach erweist, ihr Halt zu gebieten? Werden wir es dulden können, daß der feindliche Ring sich um uns schließt, und daß vom Sandschak aus die mazedonische Frage ins Rollen kommt. Ganz anders verhielte es sich, wenn die Zurückziehung unserer Truppen nicht eine unbedingte, definitive, sondern eine jederzeit widerrufliche wäre. Hätten wir uns das Recht gewahrt, unter gewissen Voraussetzungen die Garnisonen im Sandschak wieder beziehen zu können, hätten wir für den Fall, als sich unser Optimismus betreffs der Konsolidierung der türkischen Verhältnisse als voreilig erweist, uns die Rückkehr in die alte Position vorbehalten — — dann könnte man sich mit der Räumung des Sandschaks abfinden. Dann könnten wir auch glauben, daß man mit ihr tatsächlich nichts anderes beabsichtigte, als der Türkei einen Beweis unseres Wohlwollens zu erbringen. So aber müssen wir uns sagen, daß unser Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit des neuen Regimes unmöglich ein so unbegrenztes sein kann, um eine derartige Maßnahme für alle Zukunft zu rechtfertigen. Und darum müssen wir in der angeblichen Absicht eines Freundschaftsbeweises für die Türkei einen geschickt gewählten Vorwand suchen, welcher die tatsächlichen Gründe für den so schwerwiegenden Verzicht auf wertvolle Rechte maskieren soll.

Italien und Rußland werden es sein, welche die Räumung des Sandschaks als Preis für ihre Zustimmung zur Annexion forderten. Diese beiden Staaten sind es auch, welche aus diesem Verzichte die größten Vorteile ziehen werden. Während wir uns des besten Mittels begeben, in Zukunft eine aktive Balkanpolitik treiben zu können, wird Rußlands und besonders Italiens Einfluß auf Kosten des unserigen steigen. Dies wird sich vor allem schon bei der Art und Weise der Lösung der Balkanbahnfrage erweisen. Die Sandschakbahn, welche noch vor kurzem als die Panacee zur Stärkung unserer Position am Balkan galt, wird schon in dem kürzlich gehaltenen Exposé des Freiherrn v. Aerenthal gewissermaßen nur mehr honoris causa und in weit abgeschwächterem Tone erwähnt. Nicht mit Unrecht. In dem Augenblicke wo unsere Truppen aus dem Sandschak abziehen, sinkt der Wert dieser Bahn um ein Beträchtliches und es würde die Kenner der Verhältnisse nicht wundernehmen, wenn diese Bahn nunmehr entweder gar nicht — oder von der Türkei gebaut würde. Wird ein österreichisch-ungarisches Syndikat die Gefahr laufen wollen, Kapitalien in einem Unternehmen zu investieren, welches am heißesten Boden des Balkans einzig und allein dem problematischen Schutze türkischer Truppen anvertraut ist? Um so sicherer wird da-

gegen jetzt das Donau-Adria-Bahnprojekt der Verwirklichung entgegen gehen und als nicht unwahrscheinliches Ergebnis der mit so schönem Elan kundgegebenen Absicht des Baues der Sandschakbahn wird die Verwirklichung der uns gefährlichsten, von Ost nach West führenden Bahnlinie zu gewärtigen sein. Unser auswärtiges Amt wird sich aber von aller Schuld an dieser möglicherweise eintretenden Gefährdung unserer Interessen mit vollem Rechte frei wissen. Eine kraftvolle, selbst den Widerspruch einzelner Großmächte nicht scheuende Politik bedarf der Stütze einer auf der höchsten Stufe der Entwicklung stehenden Armee. Ungarn hat diese Ausbildung unseres Heeres seit Jahren zu verhindern oder wenigstens zu verzögern gewußt. . . . Zwischen der Räumung des Sandschak und dem Ausrufe des Kriegsministers: „Die Armee verdorrt!“ besteht wohl ein engerer Konnex als man am ersten Blicke zu vermuten geneigt wäre.

Erfreulicherweise wird eine zweite Konzession, von welcher die Tagesblätter zu melden wußten, weder in der Thronrede noch in dem Exposé des Ministers des Äußern erwähnt. So steht zu hoffen, daß der von Rom aus lancierte, uns zugemutete Verzicht auf die Rechte, welche der Artikel 29 des Berliner Vertrages uns zusichert, weder erfolgt ist, noch erfolgen wird. Wenn Antivari und die zu Montenegro gehörenden Gewässer den fremden Kriegsschiffen eröffnet würden, wäre Österreich in schwerster Weise bedroht. Bis heute war das ungeheuere Mißverhältnis in der Stärke unserer Kriegsflotte gegenüber jener Italiens einigermaßen durch den Umstand kompensiert, daß Italien im Süden der Adria an der eigenen Küste keine geeignete Flottenbasis besitzt. Durch Eröffnung der montenegrinischen Gewässer würde dieser Mangel für Italien sofort behoben werden; die italienische Flotte würde an der Küste des verbündeten Montenegro einen hinreichenden Stützpunkt für ihre Operationen finden und der Kräfteunterschied müßte sich für uns in seiner erdrückenden Größe fühlbar machen. Und diesen Preis wäre die Annexion Bosniens und der Herzegowina wahrlich nicht wert! Ebensowenig aber auch die von der serbischen Regierung anscheinend angestrebte „Kompensation“ — nämlich die Überlassung des Sandschak.

Es mag ja die durch den „definitiven Verlust“ Bosniens und der Herzegowina in Serbien entstandene Erregung eine wirklich so nachhaltige sein, daß der König seinen Thron nur durch irgendeine Diversion oder einen Länderzuwachs sichern zu können vermeint. Bei uns wird König Peter wegen der schwierigen Lage, in welche er geraten ist, keinesfalls auf Mitleid und Entgegenkommen zählen dürfen. Er selbst wird nun mit den Ruten gezüchtigt, die er gegen Österreich zuschneiden wollte. Regierung und Hof haben die Verhetzung des Volkes in Serbien geduldet und geschürt — sie haben den Glauben an die Möglichkeit der Vereinigung Bosniens und der Herzegowina mit Serbien geweckt, sie haben den Haß gegen Österreich genährt. Von den Machthabern irregeführt, glaubte das Volk wirklich an die Zukunft der großserbischen Idee. Nun sieht es sich in seinen bestimmten Erwartungen und in seinen von der Dynastie geweckten Hoffnungen bitter getäuscht. Darum die fieberhafte Erregung, darum die hochgehenden Wogen mächtig aufschäumender Volkswut, die heute gegen Österreich-Ungarn gerichtet, morgen sich gegen König Peter kehren kann . . . jedenfalls aber schon jetzt die Lage des Königs zu einer ungemein schwierigen macht.

So hat, selbst wenn wir von den noch ungewissen Rückwirkungen auf die Richtlinien der auswärtigen Politik Englands und Rußlands absehen — die Annexion Bosniens und der Herzegowina schon heute sehr bedeutungsvolle Vorgänge im Gefolge, während die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens bis jetzt anscheinend nicht ganz so tiefgehende Wirkungen zeitigt. Dem Fürsten Ferdinand ist es gelungen, diesen im Vergleiche zur Annexion ungleich weitergehenden Schritt zu vollziehen, ohne denselben auch nur durch die geringste Kompensation aufwiegen zu müssen. Mit kühnem Griff hat er nach der Königskrone gelangt, nach der schon seit Jahren sein Sinnen geht. Der Augenblick war gut gewählt und weiteres Säumen wäre vielleicht mit dem Verzichte auf Bulgariens Unabhängigkeitsstreben gleichbedeutend gewesen. Denn in wenigen Jahren würden sich die Bulgaren vielleicht einer konsolidierten Türkei gegenüber gesehen haben, welche mit größerem Selbstbewußtsein und sicherer Aussicht auf Erfolg den Abfall des Vasallenstaates abgewehrt hätte, als es ein Staat vermag, der heute noch an den Folgen eines durch beispiellose Korruption entnervten Absolutismus krankt. Wenn die Türkei wohlberaten ist, wird sie die Unabhängigkeits- nicht mit einer Kriegserklärung beantworten.

Der Prozeß, welcher sich dort unten abspielt, ist nichts anderes als die Liquidierung eines durch vieljährige Mißwirtschaft herbeigeführten status cridae!

Je eher man die Passiven abschreibt und die Uneinbringlichkeit definitiv verlorener Posten und längst verjährter oder dubioser Forderungen anerkennt, um so sicherer wird man sich in dem Besitze dessen erhalten, was heute noch als Aktivum zählt. Es hat allen Anschein, als hätten die neuen Masseverwalter, die Jungtürken, den erforderlichen weiten Blick, um in diesem Sinne staatsmännisch klug zu handeln und hierdurch die Türkei vor wirklich großen Verlusten zu bewahren.

Die staatliche Altersversorgung in England.

Von Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer.

Der Einfluß, den die staatliche Altersversorgung in England auf den finanziellen Bedarf des Landes und damit möglicherweise auch auf die künftige Richtung seiner Handelspolitik ausüben werde, hat das Ausland in solchem Maße beschäftigt, daß das Interesse für den erstaunlichen Umschwung, den jene Reform auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung an sich bedeutet, dagegen bisher zurückgetreten ist. Dieser Umschwung liegt in der Zuerkennung eines rechtlichen Anspruchs zugunsten der minderbemittelten alten Leute an den Staat und in der damit auch in dem klassischen Lande des Individualismus vollzogenen Wandlung in der Stellung des Einzelnen zu der Gesamtheit. Die Armenpflege, bisher die einzige Form öffentlicher Hülfeleistung, hatte das Interesse der Allgemeinheit, oder was man bis vor kurzem allgemein dafür hielt, in den Vordergrund, die Rücksicht auf den Unterstützten selbst erst in zweite Linie gestellt und dies in der Behandlung der alten Leute auch deutlich zum Ausdruck gebracht. So weit ausgreifend ihr Wirkungskreis ist, so groß ist auch das moralische Opfer, mit dem

der Einzelne diese Unterstützung erkauft. Von den rund eine Million Menschen, die im Jahresdurchschnitt in England und Wales in öffentlicher Armenpflege standen, gehört mehr als ein Drittel zu den Altersschwachen. Aber gerade die tüchtigeren und selbstbewußteren Elemente sind nicht darunter oder sind es erst dann, wenn ihnen auf Gottes weiter Welt jeder andere Ausweg verschlossen worden. Denn die öffentliche Armenunterstützung bedingt nicht bloß den Verlust der bürgerlichen Rechtsstellung, sondern fordert, soweit das Leben im Armenhause in Frage kommt, auch den Verzicht auf alle persönliche Unabhängigkeit. Der offenen Armenpflege wieder, der Beteilung mit Geld oder Geldeswert im eigenen Heim, wird ein verschwenderisches Gebaren mit den Steuergeldern, ein häufig verspätetes, unvollständiges oder zweckwidriges Eingreifen zum Vorwurf gemacht. In den letzten Jahrzehnten sind wiederholt parlamentarische Kommissionen eingesetzt worden, um ihr Gutachten hinsichtlich einer verbesserten Fürsorge für altersschwache Leute abzugeben. Aber so zahlreich ihre Verbesserungsvorschläge auch waren, so wenig dachte man bis zur Wende dieses Jahrhunderts daran, sie außerhalb des Rahmens des geltenden Armenrechts zu verwirklichen. Die außerordentlichen Kosten sowie die Rücksicht auf die weitere Entwicklung der auf Selbsthülfe beruhenden Verbände schienen zu dieser Haltung zu zwingen. Insbesondere wurde den Projekten einer allgemeinen Zwangsversicherung sowie dem zuerst von Charles Booth formulierten Vorschlag einer unterschiedslosen Altersversorgung die ernste Beeinträchtigung entgegengehalten, welche die Bestrebungen der in Hülfskassen und Gewerkvereinen organisierten Arbeiterschaft von einem solchen System zu besorgen hätten.

Nun hat die rasch sich vollziehende Wandlung der politischen Machtverhältnisse und gesellschaftlichen Anschauungen alle diese Bedenken zurückgedrängt. So schwer hat sich das Gewicht der Masse in diesen letzten Jahren zur Geltung gebracht, so sehr haben sich ihre Anforderungen an den Staat erhöht, ja in ihrer Natur verändert, daß der Arbeiterpartei im englischen Parlament, deren Entstehung selbst ein deutlicher Ausdruck der vollzogenen Wandlung war, durch den Umstand allein, daß sie die neuen Forderungen der Demokratie am unverhülltesten zum Ausdruck brachte, die führende Rolle zugefallen ist. Diese führende Stellung der Arbeiterpartei konnte sich um so wirksamer erweisen, als die an der Regierung befindliche liberale Mehrheit, der gegenüber sie zur Geltung gebracht wurde, ein eigentlich konstruktives Programm nicht besaß. Es bot daher ein eigenartiges Interesse zu verfolgen, wie Vorschläge, die noch vor wenigen Jahren dem englischen Liberalismus unannehmbar schienen, in den Reihen der heutigen liberalen Mehrheit, die doch der Arbeiterpartei um ein Vielfaches an Zahl überlegen war, trotz einiger theoretischer Bedenken die weitgehendste praktische Unterstützung fanden. Als die Arbeiterpartei im Februar 1906 einen Gesetzentwurf einbrachte, der die lokalen Behörden ermächtigt, unterernährten Schulkindern die erforderliche Nahrung auf öffentliche Kosten zu verabfolgen, verhallten die Stimmen, die hiervon eine Untergrabung der elterlichen Verantwortlichkeit besorgten, im Leeren. Entscheidend blieb für die Stellungnahme des Parlaments, daß unzulänglich ernährte Kinder, nicht ohne in ihrer Entwicklung ernsten Schaden zu nehmen, den Unterricht wirklich nutzen können und daß viele Tausende von Kindern, ohne irgend etwas im Magen zu haben, täglich in die öffentlichen Schulen gesandt werden. Das

Gesetz über die Verabfolgung von Mahlzeiten auf öffentliche Kosten und die Verordnung über die öffentliche Unterstützung von Schulkindern waren die Folge davon.

Die Anerkennung solch erweiterter Pflichten gegenüber der heranwachsenden Generation erscheint für den Umschwung, der sich in der Beurteilung der Stellung des Einzelnen zur Gesamtheit auf allen Lebensgebieten in England vollzieht, nicht minder charakteristisch, als die mit der staatlichen Altersversorgung vollzogene Wandlung. Auch hier war der Vorgang ein analoger. Ein von einem Arbeitervertreter am 14. März 1906 im Unterhaus eingebrachter Beschlußantrag erklärte die Altersversorgung aller bejahrten Untertanen Seiner Majestät im vereinigten Königreiche aus auf dem Wege staatlicher Steuern aufzubringenden Fonds für ein dringendes Bedürfnis des Hauses. Die Regierung stimmte dieser vom Unterhause angenommenen Resolution erst grundsätzlich zu, nachdem sie auf die aus einer öffentlichen Altersversorgung dem Staatsschatz erwachsende schwere Belastung verwiesen und erklärt hatte, die Vorlage des von der Königlichen Kommission für die Reform des öffentlichen Armenwesens zu erstattenden Berichtes vorerst abwarten zu müssen. Wie sachlich berechtigt insbesondere dieser letzte Vorbehalt war, geht schon daraus hervor, daß eine staatliche Altersversorgung, welche die in der öffentlichen Armenpflege befindlichen alten Leute vorderhand ausschließt und auf durchaus anderen Grundsätzen beruht, als für diese letzteren in Geltung stehen, nur eine teilweise und keine befriedigende Lösung der ganzen Frage bedeuten kann. Auch mußte der Bericht jener Königlichen Kommission um so eher abgewartet werden, als die hervorragenden sachkundigen Personen, die ihr angehören, seit 3 Jahren der Sammlung und Bearbeitung eines gewaltigen Materials obliegen und ihre daraus abzuleitenden endgültigen Vorschläge in den nächsten Monaten zu gewärtigen sind. Aber all das trat vor dem Begehren der Radikalen zurück. Ungeachtet ihres eigenen Vorbehaltes sah sich die Regierung veranlaßt, noch in den letzten Maitagen dieses Jahres den Gesetzentwurf einer staatlichen Altersversorgung einzubringen. Und in der so kurzen Spanne Zeit, die für seine Beratung zur Verfügung stand, wurde dieser revolutionierende Entwurf derart durch das Unterhaus durchgepeitscht, daß das Oberhaus noch vor dem Schluß der Sommersession in die Lage kam, ihm mit einer überwältigenden Mehrheit, die zu seinem innersten Widerstreben in einem tragikomischen Gegensatz stand, die Zustimmung zu erteilen. So werden heute auch in England Gesetze gemacht.

Die Leichtherzigkeit, mit welcher der deutsche Vorgang, der die Altersversorgung auf von Arbeitern und Unternehmern geleistete Beiträge unter Beisteuer des Reiches aufbaut, als zu teuer, zu umständlich, den Verhältnissen Englands nicht angemessen, von der Hand gewiesen wurde, wirkt um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, mit wie wenig Berechtigung das Beispiel Neuseelands und Australiens, das einzige, das hier ernstlich in Frage kommt, für den englischen Vorgang angerufen wird. Die soziale Gesetzgebung in den austral-asiatischen Kolonien ist ein ungemein fesselndes Experimentieren, wobei selbst dem gelungenen Experiment bei den von Grund aus verschiedenen Bedingungen eine vorbildliche Bedeutung für europäische Verhältnisse nicht ohne weiteres innewohnt. In Neuseeland steht die staatliche Altersversorgung allerdings seit einem Jahrzehnt in Geltung. Ja die Renten betragen 10 Shillings



pro Woche, also doppelt so viel, als das Maximum des englischen Gesetzes und werden schon mit dem vollen 65. Jahre erworben. Aber das Beispiel dieser jungen, in sozialistischem Geiste verwalteten und regierten Demokratie besagt hier wenig für das Mutterland. Wenn der Staat, wie er es in Neuseeland tut, das private Arbeitsverhältnis nicht bloß durch Bestimmung einer Maximalarbeitszeit, sondern, was er nirgends in Europa getan, auch durch Fixierung eines Minimallohnes, und zwar nicht bloß für Jugendliche und Frauen, sondern auch für erwachsene Männer reguliert, so ergibt sich die Notwendigkeit einer öffentlichen Versorgung für alte Leute, die zu den staatlich vorgeschriebenen hohen Löhnen keine Verwendung finden, von selbst. Die Einwanderung, die den Arbeitsmarkt reguliert, bringt vorwiegend junge und kräftige Leute und die finanzielle Belastung der Kolonie durch die Versorgungsansprüche von rund 13.000 Altersrentnern erscheint um so eher erträglich, als die erheblichen Kosten der maritimen Verteidigung, die das Mutterland trägt, für die Kolonien entfallen. Fehlen demnach in England die Voraussetzungen für das in Neuseeland eingeführte Versorgungssystem, so sind die charakteristischen Folgen, die sich an unentgeltliche öffentliche Zuwendungen knüpfen, hier nicht minder ausbleiblich wie dort. Solche Zuwendungen an einen bestimmten Personenkreis setzen gewisse Abgrenzungen nach oben und unten notwendig voraus, und diese werden von den Beteiligten stets als mehr oder weniger willkürlich empfunden. So muß das von der englischen Regierung fixierte zum Rentenbezuge berechtigende Alter von 70 Jahren hohen Sechzigern, die nicht mehr arbeitsfähig sind, als Härte erscheinen, geradeso wie die Begrenzung des mit dem geringsten Versicherungsanspruch noch vereinbarlichen sonstigen Einkommens mit 12 Shillings pro Woche von den etwas besser Gestellten mißlich empfunden wird. An solchen Punkten setzt bei Maßnahmen dieser Art die oppositionelle Kritik und die weitere Agitation naturgemäß ein. Und das ist auch bei der parlamentarischen Behandlung des englischen Gesetzes schon in der einleitenden Debatte der Fall gewesen. Die Arbeiterpartei verlangte von vornherein die Herabsetzung des zum Rentenbezug berechtigenden Alters auf 65 Jahre, die Beseitigung jeglicher den Rentenanspruch ausschließenden Einkommensgrenze, die Einbeziehung der in der Armenpflege stehenden alten Leute in die Altersversorgung, die Zuerkennung zweier voller Pensionen an zwei im gemeinsamen Haushalte lebende Personen sowie den Fortfall der Disqualifikation wegen Arbeitsscheu. Die Regierung gab im vorletzten Punkte völlig und im letzten insofern teilweise nach, als sie erklärte, die vom 50. bis zum 60. Lebensjahre bestandene Zugehörigkeit zu einem Gewerkverein, einer Hülfskasse oder ähnlichen Arbeitervereinigung als hinreichenden Beweis persönlicher Tüchtigkeit zu betrachten. Bezüglich der ersten drei Forderungen der Arbeiterpartei war ein Nachgeben freilich von vornherein aus finanziellen Gründen ausgeschlossen. Die Opposition, die dieses wohl wußte, konnte leicht ihr Kapital daraus schlagen. Durch Stellung von Anträgen, die über das von der Regierung Gebotene vielfach hinausgingen, verstand sie es, diese zur Abweisung populärer Forderungen, die sich aus ihrer eigenen Vorlage natürlich ergaben, zu zwingen. So kam es denn, daß das neue Gesetz, so weitgehend auch seine Bestimmungen sind, der Regierung auch in jenen Kreisen, denen am meisten damit gedient sein sollte, den erwarteten Dank nicht eingetragen hat.



Die staatliche Altersversorgung wird, sofern alle Berechtigten von ihr Gebrauch machen, nach amtlicher Aufstellung schon im ersten Budgetjahr den Staat mit $7^1/_2$ Millionen £ oder 180 Millionen Kronen, das ist mit dem rund Dreifachen dessen belasten, was das Deutsche Reich zu den Jahreskosten der gesamten sozialen Versicherung gegenwärtig beisteuert. Dazu dürften sich in den nächsten Jahren die großen Kosten gesellen, welche die analoge Behandlung eines großen Teiles der jetzt noch in der Armenpflege befindlichen alten Leute sowie die in Aussicht gestellte Ausdehnung der öffentlichen Versorgung auf Invaliden jüngerer Altersklassen für den Staatsschatz verursachen muß. Für einen derartigen Aufwand aber fehlt in dem jetzigen Rahmen des englischen Budgets jede Möglichkeit einer Bedeckung. Von einer entsprechenden Reduktion der Ausgaben kann um so weniger die Rede sein, als die öffentliche Meinung Ersparnisse auf Kosten der nationalen Verteidigung auf die Dauer nicht duldet und das Erfordernis für die übrigen Verwaltungszweige, das bisher ein verhältnismäßig geringes war, bei den an den Staat herantretenden zahlreichen neuen Aufgaben im schnellen Wachsen begriffen ist. Somit ist die Erschließung neuer Einnahmen nötig. Da jedoch die besitzenden Klassen der Erhöhung der bestehenden und der Einführung neuer direkter Steuern in einem dem neuen Bedarf entsprechenden Ausmaß ebenso widerstreben, wie die Arbeiterschaft einer weiteren Steigerung der auf einigen Artikeln ihres Massenkonsums liegenden Abgaben, so kann das Bedürfnis nach neuen Einnahmsquellen der Agitation für den Schutzzoll sehr leicht zu ihrem endgültigen Siege verhelfen. Heute hat die verhältnismäßige Beschränktheit der für den wachsenden staatlichen Aufwand verfügbaren Mittel diese zum Gegenstand des schärfsten Wettbewerbes zwischen zwei miteinander konkurrierenden Zwecken, der nationalen Verteidigung und der sozialen Reform, gemacht. Den einen stehen die Interessen der ersteren allem anderen so weit voran, daß sie das Tempo des weiteren Ausbaues der sozialen Gesetzgebung von dem Kostenerfordernis der nationalen Verteidigung abhängig machen. Die anderen erkennen dem Anspruch der Masse auf Besserung ihres materiellen Loses die überragende Bedeutung zu und trösten sich gerne in dem Glauben, daß das wachsende Kraftbewußtsein der Demokratie nicht nur in England, sondern auch anderwärts die Regierungen immer mehr zwingen werde, die soziale Reform allem voran zu stellen und die „unproduktiven Auslagen" für Rüstungszwecke einzuschränken. Der Schutzzoll, den die konservative Partei zu ihrer Parole gemacht, würde die Bitterkeit dieses Wettbewerbes lindern, da die durch ihn zu gewärtigenden, zum großen Teil die ausländische Produktion belastenden Mittel dem Staat mit einem Male erlauben würden, soziale Reform wie Flotte und Heer, sowie dies heute in Deutschland geschieht, gleichzeitig und gleich energisch auszubauen.

Das handelspolitische System Englands mag wechseln und wechseln werden auch die Organe und Formen, in denen die Forderungen der großen Masse in England ihren Ausdruck finden. Heute ist die Arbeiterpartei ihr unmittelbarer Willensträger und die große liberale Partei deren äußerst willfähriges Exekutivorgan. In Zukunft mag das politische Gewicht der Arbeiterpartei wieder zurücktreten, ja dies wird wahrscheinlicherweise in dem Maße der Fall sein, in dem die heute von ihr direkt vertretenen Forderungen der Masse in das Programm der

beiden historischen Parteien des Landes, der konservativen und liberalen, übergehen. Schon heute ist der Wettbewerb dieser beiden um die Stimmen der Arbeiterschaft, die in vielen Wahlbezirken den Ausschlag zwischen dem liberalen und dem konservativen Kandidaten zu geben vermag, so rege, daß man in den Wahlreden mancher Kandidaten die Grundsätze der historischen Partei, der er angehört, vergebens sucht.

Alle diese Wandlungen der Parteien bedingend und im Grund von ihnen nur wenig berührt, erstarkt das Selbstbewußtsein der breiten Schichten und verändert sich ihre Stellung gegenüber dem Staat. Das zeigt die Gesetzgebung der beiden letzten Jahre, die von den neuen Bestimmungen über Gewerkvereine und Arbeitsstreitigkeiten bis zu der staatlichen Altersversorgung führt. Das beleuchtet noch deutlicher die von der Ministerbank in Westminster aus verfochtene folgenschwere These, der zufolge Zuwendungen wie die Altersrenten als unentgeltliche nicht zu betrachten seien, da die auf einigen Artikeln des Massenverbrauches haftenden Abgaben einen indirekten Beitrag aller kleinen Haushalte involvieren und der Arbeiter überdies Gesundheit und Kraft in den Tagen der Leistungsfähigkeit beigesteuert habe. Das staatliche Altersversorgungsgesetz, das mehr als ½ Million Personen zu Rentnern auf öffentliche Kosten macht, bedeutet nach Inhalt wie nach Art seines Zustandekommens einen Bruch mit den bewährten Überlieferungen der britischen Staatskunst. Balfour, der Führer der Opposition im Unterhaus, hat die gegen das Gesetz erhobenen Einwendungen dahin zusammengefaßt, daß dieses einen sehr kleinen Ausschnitt einer sehr großen Frage in sehr unvollständiger Weise behandle. Aber das politische Genie der angelsächsischen Rasse ist unvermittelten Übergängen stets abhold gewesen. Wie die kollektivistischen Tendenzen der jungen Demokratien jenseits des Meeres nach dem Mutterlande herüber wirken, so wirken dessen aristokratische Traditionen nicht nur nach den Kolonien hinüber, sondern bis in die unteren Schichten des arbeitenden Volkes hinab. Auch in ihm lebt das instinktive Empfinden für das praktisch Erreichbare und nach kürzeren oder längeren Schwankungen wird der Gesamtwillen des Volkes auch die soziale Reform nur auf Wegen suchen, auf denen dem nationalen Interesse kein Abbruch droht. Ob das staatliche Altersversorgungsgesetz in seiner heutigen Gestalt diese Probe besteht, mag allerdings fraglich erscheinen. Was aber von ihm in der Zukunft erhalten bleibt, wird sich einem von neuem Geist erfüllten gesellschaftlichen System organisch eingliedern lassen.

König Albrechts Befreiung.

Novelle von Felix Salten.

Als der König Albrecht aus diesem letzten Kriege heimwärts zog, wurde er unterwegs von einer seltsamen Laune ergriffen.

Es war ein goldreiner Sommertag; das Getreide stand schon gelb, von den kleinen Hütten der Dörfer ringsumher stieg der Rauch spielend zum hellen Himmel empor und in der blauen Luft oben lagen wie lebende Punkte die Lerchen. Ihr andauernder Gesang strömte freudig mit dem Sonnenlicht hernieder; am Rande der Ebene dämmerten die Wälder, dunkelten die Berge; das ganze Land schien von einem glückseligen Lächeln überbreitet.

Der König saß in seinem Harnisch zu Pferd und ritt allein vor den Truppen einher. Sein Antlitz war bartlos, seine Wangen blaß, eingefallen und gefurcht. Die schwarzen Augen waren groß, aber sie lagen unter der Wölbung seiner Stirne tief im Schatten. Mit diesem Antlitz, unbeweglich und von einer ungeheueren Entschlossenheit zusammengefaßt, war der König in den Krieg gezogen. Mit dieser gleichen Strenge in den Mienen kehrte er jetzt wieder heim; die Lippen dünn aufeinandergepreßt, die Nasenflügel bebend, wie vor Verachtung, die Blicke fest und gerade ins Weite gerichtet. Der Friede hatte die Straffheit seines Gesichtes nicht entspannt, die Ruhe nach dem Tumult des Streites den Ernst dieser Züge nicht gelöst. Andere Fürsten und Feldherren tragen auch aus einem siegreichen Kampfe in all ihrer Freude ein leises Erschrecken mit heim, ein flüsterndes Beklagen des vergossenen Blutes, ein nachträgliches Grauen von überstandenen Gefahren. Albrecht jedoch kam, wie er gegangen war; trug seinen Willen, seine ganze Kraft ebenso wieder zurück, unversehrt, ungesättigt und von keinem Schauder angehaucht. Er war in seinem Gemüt und in seinem Antlitz so voll verschlossener Wucht, wie eine geballte Faust.

Es geschah nun zum dreiundzwanzigstenmal, daß er als Sieger über diese Straße nach Hause ritt, in seine Stadt und sein Schloß. Er hatte einst um seine Krone gekämpft, war dann zu Felde gelegen, um andere Königreiche und Besitztümer, hatte das Schwert gezogen, dem Willen fremder Fürsten zu trotzen, und wieder gefochten, damit er andere Könige unter seinem Willen beuge. Doch fühlte er längst nicht mehr jene hochgebäumte Freude wie einst, da er als Jüngling auf zerstampftem Gefilde, an fliehenden und fallenden Menschen, an stürmenden Truppen und wehenden Fahnen das großartige Schauspiel des Sieges zum ersten Male erblickte; und seine Lust tat nicht mehr wie damals jene Atemzüge, die so tief waren, als wollten sie ihm die Brust sprengen. Er ritt jetzt die Straße dahin, wie einer, der seine gewöhnliche Arbeit auf gewohnte Art verrichtet hat, und nun heimkehrt, weil sonst nichts mehr zu tun übrig ist. Er saß stolz zu Pferde wie immer; aber dieser Stolz war jetzt erstarrt wie das Eisen nach der Glut des Gusses und hatte wie dieses seine letzte Form angenommen.

Während er nun seinen Weg also verfolgte und die blühenden Fluren betrachtete, als hätte er sie erschaffen, und als wandle er aufrechten Hauptes gleich einem gebietenden Gott über die Erde, da war es mit einem Male, daß seine Blicke sich verdunkelten und daß ihm dieses Tages helles Licht auf einmal wie gebrochen erschien. Das Lächeln der Welt ringsumher war plötzlich ausgelöscht, als habe das Verhängnis mit seiner Hand die Erde berührt und ihr Antlitz verändert. Nun lag eine Drohung in dieser Landschaft verborgen, die nicht herausfordernd, nicht übermütig oder prahlerisch war; denn dies ist nur der Menschen Art zu drohen; vielmehr war es eine stille, beinahe mitleidige Drohung, aber ungeheuer und unerbittlich, und allgemein wie eine vollkommene Umzinglung. Sie lauerte in den Feldern, deren reifes Glänzen plötzlich wie in Feindseligkeit erblaßte, sie kam von den Bauernhütten, die jetzt fremd und mißtrauisch herüberschauten, sie richtete sich aus dem Dunkel der fernen Wälder riesenhaft und dennoch unsichtbar auf, sie kam von obenher aus dem Lerchengesang herabgeschauert und sie lag vor ihm in dem Staub der Straße hingebreitet.

König Albrecht preßte die Lippen noch fester zusammen, er sah noch schärfer geradeaus, seine Nüstern bebten noch stolzer; aber dabei fühlte er, daß solches Bemühen vergeblich sei, er fühlte zum ersten Male, daß der Stolz ihm eine Anstrengung verursachte und daß ihm etwas mißlang. Ringsum wurde alles nur noch starrer und sah aus wie durch fahl gefärbte Gläser, traurig, übertrieben und gespenstisch. Der König fühlte, wie er selbst von einer Starrheit ergriffen wurde, die ihn enger umschloß, als sein goldener Harnisch. Sie lastete auf seinen Schultern, sie lag auf seinem Willen und auf seinen Mienen und er konnte sie nirgends durchdringen. Sie überströmte ihn mit einer unendlichen Gleichgültigkeit, die ihn wie ein wacher, durchsichtiger Schlaf umfing. Er war wie eingesperrt in diese Starrheit; sie wölbte sich zwischen ihm und der lebendigen Wirklichkeit gleich einem Sarg, zwang ihn sich gerade zu strecken, still zu sein und zu warten; und es war nichts in ihm als eine gelassene Neugierde, halblaut wie gedämpfter Herzschlag, unbeteiligt und des Ausgangs geduldig.

Den Abend verbrachte er allein in seinem Zelt. Er hatte niemanden zu sich rufen lassen, auch nicht den jungen Prinzen Georg, seinen Vetter. Es schien ihm vergeblich, ein Wort zu sprechen, ja selbst zu dem Befehl: Hol' mir diesen — oder: Laß' mir jenen kommen! vermochte er sich nicht aufzuraffen, denn schon diese wenigen Silben dünkten ihn ein übergroßes Beginnen. Er schlief dumpf und traumlos, und hatte, als er am Morgen erwachte, sogleich wieder diese Starrheit über sich wie eine Decke, die er nicht durchstoßen konnte. Die Frühsonne war ihm unvertraut und matt; das Klingen der Trompeten entseelt, die Melodie der Fanfaren unkenntlich und wie gestorben. Er vernahm alle Stimmen und Rufe des Lebens nur wie harte, trockene, gleichsam wie nachgeahmte Geräusche; und als er dann vor sein Pferd trat, um es zu besteigen, erschien es ihm, wie es den Boden stampfte, den Kopf warf und schäumend ins Geschirr biß, unwirklich und komödiantisch.

* * *

Prinz Georg schritt mit einem seiner Vertrauten die Schloßterrasse auf und nieder. Drunten lag die Stadt im Glanz der scheidenden Sonne; weithin schimmerte die Ebene und zeigte den weißen Streifen der Straße, die der König gekommen war, als hätte sein Zug eine Narbe im Land zurückgelassen.

Die beiden sprachen leise miteinander.

„Sollte er das ohne Absicht getan haben?“ fragte der junge Offizier.

„Wer weiß denn etwas von des Königs Absichten!“ erwiderte der Prinz. „Aber vielleicht ist Euch etwas bekannt, Graf Ruppert. Ihr seid ja während dieses Krieges daheim bei der Schloßwache gewesen. Hat die Stadt, haben die Kaufleute oder die Ratsherren vielleicht etwas begangen, worüber der König zürnt?“

„Nichts dergleichen.“ Graf Ruppert schüttelte den Kopf. „Die guten Bürger da unten sind erstaunt und bestürzt, und beraten, ob sie sich dem König zu Füßen werfen sollen.“

„Das verstehe ich,“ meinte der Prinz. „Ihr habt das nicht mitangesehen wie ich. Wir kamen bis vor das Stadttor, das dort draußen liegt; wir hörten schon die Glocken läuten, wir sahen schon das Volk, das sich auf den Wiesen tummelte, sahen die Leute sich auf den Basteien drängen; die weißgekleideten Bürgermädchen

kamen die Straße entgegen, um Blumen zu streuen, dann die Ratsherren . . . so nah' waren wir, daß man die goldenen Schlüssel blinken sah, die sie auf rotem Kissen dem König entgegentrugen. Plötzlich gibt der König seinem Pferd die Sporen. Wir sehen, wie er galoppiert und nehmen es für gute Laune, für eine Höflichkeit, daß er die Leute nicht will warten lassen; und wir wundern uns, denn es ist nicht seine Art. Aber er reitet blind drauf los, daß die Mädchen auseinanderkreischen, wie ein weißer Gänseschwarm. Die Ratsherren werden beinahe überrannt, taumeln entsetzt vor dem anstürmenden Roß zur Seite, die goldenen Schlüssel fliegen klirrend zu Boden . . . und der König immer weiter! Die Masse des Volkes öffnet sich vor ihm, als fege ein unsichtbarer Besen ihm den Weg rein. Man sieht seinen goldenen Panzer über die dunkle Menge hin funkeln — und dann ist er in den Straßen verschwunden!"

„Er kam mit seinem Gefolge wie der Donner hier den Berg heraufgesprengt und in den Schloßhof," sagte Graf Ruppert, „sah niemanden an, ging in seine Stube und hat keinen Menschen noch gesprochen."

„Ich habe, weil der König fehlte, die Truppen in die Stadt geführt," erzählte der Prinz.

„Ob er Euch das nicht übel nimmt, gnädiger Herr?"

Der Prinz blieb stehen. „Die Soldaten waren ratlos, die Generale alle dem König gefolgt, und wir sahen aus, als kämen wir wie die Besiegten heim. Darum ließ ich das Spiel schlagen und die Fahnen schwenken, grüßte die Ratsherren und die erschrockenen Mädchen . . . ich mußte lächeln, wie sie verrauft und erhitzt dastanden. Der König soll mir danken, denn es ist alles noch mit gutem Anschein abgelaufen."

„Ihr seid aber wie der Herr und Sieger eingezogen, und daraus kann Euch ein Strick gedreht werden," sagte Graf Ruppert leise.

Der Prinz hob sein Antlitz: „Der König hat so viele Stricke. Er wartet nicht auf einen Vorwand, wenn er mir an den Leib will."

„Hüten Sie sich, gnädiger Herr", flüsterte Graf Ruppert.

Prinz Georg trat an die Brüstung der Terrasse, legte die Hände auf den Stein, und über den Rand gebeugt, sprach er leise hinunter in die Tiefe des Bergsturzes mit einer von heimlicher Qual bebenden Stimme: „Ich bin immer auf meiner Hut, aber es ist grauenhaft, beständig auf seiner Hut zu sein. Was will der König von mir? Er hat uns alle getötet, er hat unser Blut vergossen und die Mauern dieser Burg damit bespritzt. Ich bin ohne Vater und ohne Bruder, ohne Verwandte und Geschwister bin ich — alle hat er töten lassen und ich bin nun ganz allein mit diesem alten Henker. Ich ertrage das nicht länger . . . ich werde mich zur Wehre setzen . . . ich werde . . ."

Der Prinz beugte sich noch tiefer zu den Baumwipfeln nieder, die zur Terrasse aufragten. Graf Ruppert stand dabei und spähte nach allen Seiten, ob niemand diesen Ausbruch behorche.

* * *

In seinem Gemach saß König Albrecht schweigend vor dem Fenster. Aufrecht wie im Sattel saß er und schaute zur Stadt hinunter.

Der König hatte keine Absicht gehabt, als er vor wenig Stunden am Stadttor sein Pferd spornte. Er hatte nicht der Ratsherren, nicht der Soldaten und auch nicht des Prinzen Georg gedacht, sondern wie unter einem plötzlichen Zwang gehandelt. Während er so dahinstob, war ihm freilich der Einfall gekommen, er könne die unsichtbare Wand, die ihm vor der Seele und den Blicken lag, vielleicht durchrennen, vielleicht mit dem Anprall seines Pferdes zertrümmern; aber auch dieser Gedanke verschwand sogleich, und in dem sausenden Ritt hier herauf fühlte er nur ein schwaches Befriedigtsein.

Er blickte zur Stadt hinunter, die er nach vielen Monaten des Krieges zum ersten Male wiedersah; allein das Bild, das sie ihm bot, dünkte ihn leer und ohne Ausdruck. Von Kindertagen an hatte er hier hinabgeschaut, hatte den Berg gesehen, der in jähem Abschwung den dunkelgrünen Wald ins Tal trug, die Häuser, die sich unten nebeneinander schichteten, die Kirchtürme, die Ebene, die draußen blühte, den schmalen Fluß, der unablässig an den braunen Mauern vorbei zur Ferne strebte. Dieser Anblick war verbraucht. Sonst hatte er sein Antlitz über diese Stadt gehalten, wie über einen Brunnen. Erfrischung und Mut hatte er aus dieser Stadt geschöpft; Pläne, Wünsche und Gedanken waren ihm aus ihrem Grund quellend emporgestiegen und der Besitz des Landes, das vor ihm ausgebreitet lag, hatte ihn berauscht. Oft hatte er sich mit diesem Namen angesprochen, hier an diesem Fenster: König! An diesem Fenster stehend hatte er die köstliche Gewißheit, daß er der König sei, wie einen Fittig über Stadt und Land gebreitet. Jetzt aber schien ihm dieses Wort des Sinnes beraubt, er staunte es in einer gleichgültigen Verwunderung an, sah darauf hin, wie aus weiter Ferne und wie auf etwas, das nicht mehr deutlich zu erkennen ist.

Die Nacht kam unterdessen herein, langsam senkte sich die Dunkelheit nieder, und der König gewahrte, wie die Stadt da drunten seinen Augen entschwand. Da war eben noch sein Reich gewesen mit Berg und Wald und Stadt und Fluß und nun zerrann dies alles unaufhaltsam wie ein Schemen, ging wie in finsteren Rauch auf, ward eingeschlungen und zugedeckt und spurlos hinweggewischt. Jetzt war da nur ein schwarzes Nichts, ein dunkler Schacht, darin der Blick ertrank. Der König saß aufrecht wie im Sattel. Er fühlte eine drängende Eile in sich pochen, wie etwas Fremdes. Dieses hinstürzende Rasen griff nicht in sein Wesen, es strömte nicht in sein Blut, setzte sein Denken nicht in Brand, riß sein Herz nicht mit sich fort. Wie ein kleines Tier in einer steinernen Kapsel rührte sich diese Eile in ihm, wie die absausende Zeit im erzenen Gehäuse einer Uhr.

In dieser Nacht trieb es den König, während er auf seinem Bette lag, daß er die Kerze, die ihm zu Häupten glomm, verlöschte. Dann schlug er Feuer und entzündete sie wieder, dann drückte er mit der flachen Hand die Flamme aus, dann schlug er wieder Feuer und entfachte das Licht von neuem. Er sah, wie das Gemach aufleuchtete, wie die Farben des Teppichs auf dem Fußboden sich prangend entrollten, wie die Schnitzereien des Gestühls mit ihren Engelsköpfen und Tierfratzen lebendig wurden, wie der goldene Becher auf dem Tisch zu funkeln begann, wie der Gekreuzigte an der Wand mit geneigter Stirne und mit brechenden Augen zu ihm herschaute; — das Licht verlöschte und der Prunk des Gemaches war verschwunden. Der König lag im Leeren, im Leblosen und fühlte die Unermeßlichkeit

dieser Leere. Er entzündete die Kerze und alles war wieder da, trat aus dem Nichts hervor, wie eine neue Schöpfung. Dann wieder eine Handbewegung und die Finsternis stürzte herein. Still lag der König auf dem Rücken, streckte sich aus und war wie im Grab. Die Farben des Teppichs waren versunken, die Engelsköpfe und Tierfratzen des Stuhlwerks, das Gold des Bechers auf dem Tisch. Selbst der Gott an der Wand dort war verschwunden.

Viele Male tauchte der König in dieser Nacht aus der Finsternis in das Licht und aus dem Licht in die Dunkelheit.

* * *

Ein anderer Morgen kam. Da wandelte König Albrecht durch den Schloßgarten, zwischen den blühenden Beeten, im Schatten der Ulmen und Linden. Er trug ein Lederwams und ging barhaupt. Sein Haar wuchs ihm in die niedere Stirne wie ein Rahmen; es dunkelte noch an den Wurzeln, aber an den Spitzen war es grau wie von Staub überstreut und es lag flach auf seinem Schädel, angepreßt vom Druck der eisernen Sturmhauben und der Streithelme, die er zeitlebens getragen. Vor einer großen Linde blieb er stehen, maß mit den Blicken die Kraft des Baumes, der sich breit und wie erfüllt von Tapferkeit aus der Erde hob und mit seinen Ästen nach allen Seiten um sich griff. Dann stieß er mit dem Fuß gegen den Stamm, heftig und heftiger, aber unbeweglich gab ihm die Linde Stoß um Stoß zurück, so daß er nach jedem Tritt wie geschleudert weichen mußte. Der König sah zum Gipfel auf. Nur ein ganz leises Beben ging durch die Blätter. Er rührte an sein Schwert, als wolle er bewaffnet gegen den Baum kämpfen. Dann ließ er die Hand wieder sinken und wandte sich ab. Suchend schritt er weiter, kam an die Gartenmauer und prüfte die Quadern, aus denen sie errichtet war. Er strich mit der Hand über einen der Blöcke, packte ihn an seinen Kanten und wollte ihn aus dem Gefüge heben. Mit der ganzen Wucht seiner Schultern warf er sich dagegen und grub seine Finger in die Mörtelspalten. Der Stein ruhte gewaltig an seiner Stelle. Nur ein wenig Sand und scharfes Gebröckel rieselte über die Hände des Königs.

Wenn es ihm gelang, diesen Baum dort niederzutreten, der würde in seinem Fall den Kerker sprengen, von dem Albrecht umschlossen war. Wenn er diesen Stein hätte heben, von der Brüstung in die Tiefe schleudern können, der würde in seinem Sturz die Starrheit zerschmettern, die den König umwölbte. Still und ohne Nachdenken rang er nach Befreiung, spürte nur, wie sein geknebelter Wille in ihm sich bäumte.

Plötzlich drehte Albrecht sich um, trat von der Mauer fort, wandelte langsam, mit Schritten, die wie Entschlüsse zögerten, zwischen den Beeten, ging an einer Buschhecke vorbei und kam zum Bärenzwinger. Er hob den Riegel, langsam, als schaue er sich selbst dabei zu, er öffnete die starke Eisentüre, die in die offene Grube führte und stieg langsam die Treppe hinunter.

Ein großer brauner Bär stand mitten im Zwinger und sah dem Kommenden entgegen. Ein anderer schlief, an die Wand geschmiegt, den Kopf in die Pfoten gewühlt. Langsam ging der König zu dem Tier, das ihn mit geduckter Schnauze und mit unschlüssigem Wiegen des Körpers erwartete. Je näher er herantrat,

desto höher hob der Bär den Kopf, und wie der König ganz dicht bei ihm war richtete der Bär sich lässig empor; aber er tat es nur, weil der andrängende Mann ihm keinen Platz mehr ließ. Träge stieg er in die Hinterbeine, bog dann mit einer weichen, tänzerischen Bewegung zur Seite aus, fiel kurz wieder auf alle Viere, wandte sich ab, um sich zu trollen. Mit dem Stiefelabsatz stieß ihm der König einen Tritt in den Rücken. Der Bär knickte leicht ins Kreuz, gab einen erschreckten, blöckenden Laut von sich und begann im Trab zu flüchten; kroch dann schnell in den Verschlag, der den Tieren für die Nacht bereitet war, und zeigte von dort her nur seine schwarze Nase, seine kleinen verwunderten Augen. König Albrecht sah die schüchterne Miene des Tieres und kehrte sich ab, jetzt den anderen, schlafenden Bären zu reizen. Der aber stand schon hochaufgerichtet und wild hinter ihm und der König fand sich dem Tier hart gegenüber. Einen Augenblick war es ihm, als müsse er sich in diese Umarmung werfen, dann sprang er einen Schritt seitwärts und packte den Bären mit der Linken an der Schulter. Er griff in das struppige Fell, spürte die steifen Haare unter seinen Fingern knistern, spürte die strömende Wärme dieses Körpers und ganz flüchtig schien es ihm, als höre er in seine bloße Hand hinein das Herz des Tieres klopfen. Der Bär knurrte, kehrte sich unbeholfen zum König und langte nach ihm mit seiner Pranke, schwerfällig, beinahe gutmütig, als wolle er ihn zu sich heranwinken. Albrecht sah die lichtbraune, zerraufte Wolle auf der Brust des Bären, er holte aus und das Schwert fuhr dem Tier ins Herz. Ein furchtbarer Schrei zerriß das Ohr des Königs und weckte ihn auf. Dieser Schrei trug auf seinem Grund den brüllenden Urlaut der Wut, aber er verklang in einen Jammer, der dem Weinen gepeinigter Kinder glich, und es war ein Klageton darinnen von einer Beredsamkeit des Hülflosen und des Abschiednehmens, daß der König erbebte. Er strich mit der Hand über seine Stirne und gewahrte, daß die Starrheit dieser letzten Stunden von ihm abzufallen begann.

Über den Körper des Bären, der verendend zu Albrechts Füßen lag, glitt ein Zittern hin, und das sah aus, als sei das Tier von einem wohligen Schauer gestreichelt. Der große Kopf bewegte sich, im Sand wischend, leise hin und her, zu kraftlos, um sich zu erheben, als suche er den richtigen Platz zum Einschlafen. Der König beugte sich herab, sah die Augen des Bären an, die nachdenklich und duldend vor sich hinzublicken schienen; er sah die dunkle Nase, aus der ein dünner Blutstrom floß, und er mußte an den sanften, ergebenen Gesichtsausdruck eines Hundes denken. Eine wunderliche Scham, die er nie gekannt hatte und die ihn mit stechendem Schmerz überfiel, trieb ihn fort. Wie er durch den Garten dem Schlosse zuschritt, begann er auf einmal zu wünschen, dieses unschuldige Tier möge nicht im Blut dort hingewälzt liegen, sondern wieder lebendig sein. Er war betroffen über diesen Wunsch, aber damit steigerte sich sein Verlangen nur noch mehr und es dünkte ihn, alles würde gut sein, wenn er den Bären wieder schlafend sehen könnte, angeschmiegt an die Wand des Zwingers. Das Unwiderrufliche seiner Tat erschütterte ihn. Und plötzlich ward er von einer Vision überwältigt, die ihm den anderen König Albrecht zeigte, den Ersten, seinen Oheim, der ermordet worden war, damit Albrecht der Zweite die Krone gewinne. Seine Vision zeigte ihm die jungen Prinzen Philipp und Theodor, den Herzog Peter und die

Herzogin Katharine und die anderen alle, die sein Schwert niedergestreckt hatte, auf dem Weg zum Thron. Sie lagen jetzt dort bei dem Bären, ihr Blut floß über den Sand, und er wurde zum ersten Male inne, daß sie nie wieder aufstehen, nie wieder unter den Lebendigen wandeln werden, erkannte zum ersten Male das Unabänderliche aller Geschehnisse.

Als er in sein Zimmer trat, griff König Albrecht mit den Armen in die Luft, taumelte und sank auf sein Bett. Dann schellte er dem Kämmerling; bleich und zum ersten Male im Leben stammelnd befahl er, daß sogleich zur Jagd geblasen werde; besann sich aber; widerrief zum ersten Male sein eigen Wort, und gebot nur, daß man sein schnellstes Pferd satteln solle.

* * *

„Hier seht Ihr's selbst, gnädiger Herr."

Graf Ruppert wies mit der Hand in den Zwinger hinunter, wo der tote Bär lag. „Ich bin ihm heimlich gefolgt, denn ich versprach Euch gestern, seine Schritte zu bewachen. Gott weiß, daß ich mein Leben dabei wage, aber ich tue es aus herzlicher Liebe für Euch. Denkt Euch mein Erschrecken, als ich sah, daß der König hier hinunter stieg. Da stand ich und betete, er möge nicht wiederkehren und sein Tod Euch befreien und zum Herrn über uns machen. Und hier schaute ich zu, wie er seinen Blutdurst an der Bestie kühlte."

„Eben erst kam er vom Kriege heim," sagte der Prinz, „und ist des Blutes noch immer nicht gesättigt."

„Er muß im eigenen Hause morden," flüsterte Ruppert.

Prinz Georg starrte entsetzt in die Grube. „Bei Gott!" rief er laut, „bei Gott, dies ist ein Zeichen!"

* * *

In der Kirche waren alle versammelt, das glückliche Ende des Krieges festlich zu begehen. Während die Orgel dröhnte, und leiernder Priestergesang von der hohen Wölbung wiederhallte, blickte der König zum Altar hin und dachte: Alle die Särge sind dort gestanden, und darin sind sie ausgestreckt gewesen, mit blutigen Leibern und mit schlafenden, geduldigen Mienen. Dann wurden sie hinabgesenkt, hier unter diese Steine, auf denen ich jetzt stehe. Da unter mir liegen sie und wenn ich durch die Steine schauen könnte, vermöchte ich sie zu sehen, wie sie schlafen und dabei die Hände falten.

Er blickte vor sich nieder und staunte die Marmorfliesen an. Wie viele Jahre war er darüber hingewandelt, hatte die Inschriften und Wappenzeichen, die in die Steine gegraben waren, unter seine Füße getreten und niemals daran gedacht, wen dieser Boden deckte. Es fiel ihm ein, daß König Albrecht der Erste erstochen worden sei. Er hatte die Leiche nicht gesehen, war zur Jagd hinausgeritten, als die Tat geschehen sollte, und als er heimkehrend vernahm, sie sei vollbracht, befahl er, allsogleich den Sarg zu schließen. Den kleinen Philipp hatten sie erdrosselt. Das war bei Nacht und niemand hatte es gehört. Aber den Todesschrei des Prinzen Peter hatte der König vernommen. Der Prinz war bei ihm in seinem Zimmer gewesen und auf sein Geheiß ward er draußen im Vorgemach zusammengehauen, sowie

er den König verließ. Albrecht lauschte in sich hinein. Da hatte sein Gedächtnis wie hinter schweren Türen noch alles aufbewahrt; nun klafften die Pforten der Erinnerung und dies quoll wieder hervor, das dumpfe Stampfen, das Klirren der Panzer und Lanzen, das Ächzen und Schnauben der kämpfenden Männer, dann dieser jammernde Aufschrei des Prinzen und der krachende Fall seines Körpers.

„Niemand von allen, die hier um mich sind, hat gemordet," dachte der König, „nur ich allein."

Da geschah es, daß er den Blick hob, als werde er von irgendwoher gerufen. Es geschah, daß der Prinz Georg, der in der vordersten Reihe der Ritter stand, zum König herüber schaute und daß der König in des Prinzen Augen den Mord las. Diese Augen musterten ihn, sie umfingen ihn dreist, abschätzend und prüfend. Aus diesen Augen flog der Haß zu ihm her, wie eine Botschaft und ein so tiefes, so frohlockendes Erkennen brannte ihm entgegen, daß sich der König von diesen Augen im innersten zusammengerafft, durchwühlt und beraubt fühlte.

Der König senkte den Blick und atmete heiß. Er war also nicht mehr allein, war nicht mehr einsam, saß nicht mehr wie ein Ausgeschlossener hier auf seinem Stuhl. Dort stand einer und blickte nach dem Thron wie einst Albrecht selber bei den anderen Rittern gestanden und nach dem Thron geblickt hatte. Dort stand einer und dachte dieselben Gedanken, die er selbst einst gedacht hatte, fiebernd, unerbittlich und kraftvoll. Dort war ein Geselle, ein Freund vielleicht, mit dem sich Zwiesprache halten ließe, wie mit keinem sonst auf dieser Welt, wenn es möglich wäre, über diese Dinge zu reden. Aber war das nicht jetzt schon eine stumme Zwiesprache, die sie da miteinander gehalten hatten? Mitten unter allen übrigen hatten sie sich jetzt verständigt, waren eins und einig geworden wie Mann und Weib, wie Schwert und Scheide, wie Dolch und Wunde.

König Albrecht fühlte sein Herz wieder höher schlagen, zum ersten Male seit langer Zeit. Bisher war er allein als eine Macht und als eine Drohung über allen gewesen, und keine hatte er über sich gefühlt. Jetzt schwebte auch über seinem Haupte eine Drohung und eine Gewalt; er spürte sie beinahe körperhaft wie eine Hand, die ihm beruhigend über den Scheitel strich.

Als er die Kirche verließ, schaute Albrecht noch einmal zurück. Dort stand der Prinz Georg unter dem Bogen des Tores und sein silberblanker Harnisch funkelte in der Sonne.

„Er gleicht seinem Schutzpatron, dem heiligen Georg," dachte der König, „und wie dieser wird er den Drachen töten."

(Schluß folgt.)

Vor Venedig.

Von Friedrich Freiherrn v. Holzhausen.

Die Stirnseite des Brückenkopfes Malghera war durch die Österreicher in Trümmer geschossen worden, worauf sich die Venetianer auf die Inselforts und auf Venedig zurückzogen, den Platz den Feinden überlassend. Die neue Besatzung schanzte Tag und Nacht, um aus dem einstigen Vorwerk gegen das Festland ein

Vorwerk gegen Venedig herzustellen. Dem sahen indes die Venetianer nicht müßig zu. Aus den Pontons und den Inselforts sandten die schweren Geschütze und Mörser ihre tödlichen Grüße in das, nun „Haynau" benannte Fort. An einer niederen Brustwehr desselben lehnte ein junger Offizier, das lockige Haupt auf den linken Arm gestützt und blickte über die Lagune gegen die feindliche Seite, wo alle fünf Minuten ein blaues Wölkchen aufstieg, dann ein Sausen durch die Luft fuhr, dem erst spät der dumpfe Geschützknall folgte. Das war überschossen. Die Schanzgräber arbeiteten spottend weiter, höchstens einen Blick nach rückwärts werfend, um zu sehen, wo die Kugel eingeschlagen. Der nächste Schuß vielleicht war besser gezielt; die Vollkugel hüpfte über die Wasserfläche in immer kürzeren Sprüngen heran, um dann in die Brustwehr einzuschlagen, daß die Erde erzitterte. Nur bei dem gefürchteten Tiuk, tiuk, tiuk der einfallenden Bombe sprangen die Schanzgräber hinter die Traversen oder duckten sich mit angehaltenem Atem in den Graben, bis das Ungetüm, mit prasselndem Knall zerspringend, Tod und Zerschmetterung verbreitet hatte. Dann freilich blickten die Unverletzten mit ernster Miene auf die furchtbar zerfetzten Kameraden, auf den tiefen Trichter, den sich die Bombe ins Erdreich gewühlt hatte und auf die zerstörten Deckungen.

Nur der junge Offizier lehnte, ohne seine Stellung verändert zu haben, an der Brustwehr und sah wie weltvergessen auf die regungslose Wasserfläche. Er hatte den Warnungsruf seiner Soldaten, er hatte das Einschlagen der Bombe überhört. Was kümmerte ihn Venedig, was Fort Haynau? Im Geiste war er in Verona, bei ihr, die er nur einmal gesehen, deren Bild ihn aber seit diesem Augenblick nicht mehr verlassen hatte. Als er bei ihr eintrat, saß sie zurückgeneigt im gelbseidenen Lehnstuhl, die kaum zwanzigjährige Frau des Hauptmanns v. Feller. Sie hatte gerade ein Sträußchen aus Orangeblüten und Nelken gebunden, deren Duft das Gemach erfüllte. Sie strich mit der schlanken Hand über die weiße Stirne, ehe sie aufblickte. Es war, als wollte sie sich erst von den lieblichen Träumen verabschieden, denen sie sich im Alleinsein hingegeben. Noch nie hatte er solch schönes anmutiges Wesen gesehen. Sein erster Gedanke war: für die möchte ich sterben. Ein flüchtiges Erröten ging über das holde Gesicht der Frau, als der eintretende Hauptmann v. Feller zu ihr sagte: „Meine liebe Emma, ich muß dir doch den Herrn Leutnant Port vorstellen, der gestern zu meiner Kompagnie eingeteilt worden ist. In diesen Kriegszeiten kann man nie wissen, wie eine Offiziersfrau im Feindesland die Ritterdienste eines jungen Offiziers in Anspruch nehmen muß. In solchem Fall rechne ich auf dich, mein junger Freund, wenn ich dir auch hierfür keine goldenen Sporen in Aussicht stellen kann!"

Goldne Sporen, welch dummes Geschwätz! Mit scharfer Klinge sie aus den Händen wilder Feinde herauszuhauen, die Ohnmächtige an die Brust gedrückt, gegen eine Welt verteidigen und dafür einen Blick der Dankbarkeit, einen Blick der Bewunderung ernten, o seliger Lohn!

Der Besuch war kurz. Sie hatte den Gast etwas befremdet angesehen, als dieser, leicht verlegen, von der Ritterpflicht im Dienste der Schönheit gesprochen; dann aber bat sie ihn, Platz zu nehmen, wogegen jedoch der Gemahl scherzend einwandte: „Was denkst du denn von unserer Festung Verona? Glaubst du, der Dienst könne meinen Leutnant so lang entbehren, bis er es gelernt, einer Dame

ohne Erröten eine Artigkeit zu sagen?" Sie grüßte darauf holdselig; dabei fiel der reine Strahl ihrer großen blauen Augen zündend in sein jugendliches Herz. Das war der Inhalt seines wachen Traumes und weiter, weiter trug ihn die Phantasie in ein Reich der Liebe und der Wonne, als ihn ein furchtbarer Stoß aus dem geträumten Himmel auf den harten Boden schleuderte, wo ein Regen von Erde ihn überschüttete. Eine Granate war nächst seinem Stand eingeschlagen und hatte die Brustwehr teilweise eingerissen.

„Erdsäcke her!" rief er aufspringend und gab von da ab seine Anordnungen, als ob er bei einer Friedensübung befehligte. Die Soldaten nickten sich befriedigt zu, eine Ruhe, wie sie der Herr Leutnant beim Platzen der Bombe bewiesen, war ihnen während des ganzen Feldzuges noch nicht vorgekommen.

Nachdem Port vom Dienst im Brückenkopf abgelöst worden war, meldete er sich in Mestre bei seinem Hauptmann v. Feller, der ihn in gewohnter Liebenswürdigkeit mit den Worten empfing: „Schön, daß du mit heilen Knochen aus der feindlichen Zielscheibe heimkommst. Die verdammte Bombe! Vier Mann der Kompagnie sind tot! Aber heute Nacht denke ich Revanche zu nehmen. 27 Freiwillige habe ich zusammengebracht. Mit denen soll ein Überfall auf die Insel St. Giuliano, die uns so unangenehm flankiert, versucht werden. Seine Exzellenz hat dem Plan seine Zustimmung gegeben und der Oberst ist glücklich, daß das Unternehmen von seinem Regiment ausgeht. Gelingt's, so blüht mir der Leopold-Orden. Schlägt's fehl, nun so hat Österreich brave Soldaten genug, um 28 verschmerzen zu können. Bis du ausgeruht bist von deinem beschwerlichen Pionierdienst, bin ich wieder zurück, oder die Fische erfreuen sich an meinem Leichnam."

Port setzte dieser kameradschaftlichen Ansprache ein ablehnendes, kaltes Schweigen entgegen. Die starren, fast feindlichen Blicke auf den Hauptmann gerichtet, stand er regungslos da, die Absätze geschlossen, den Tschako vorschriftsmäßig in der Rechten, den Daumen an der Hosennaht, als warte er nur des Befehls, um „Kehrt euch!" zu machen und das Zimmer zu verlassen.

Hauptmann Feller besaß gerade keine feinen Manieren, wie das öfters bei ehrlichen Haudegen vorkommt, wohl aber ein gesundes Urteil und Menschenkenntnis. Er hatte nach dem Abmarsch aus Verona, wo seine Gemahlin zurückbleiben mußte, anfänglich öfter dem Unbehagen des Strohwitwertums, wohl auch der Sorge um das Befinden der jungen Frau Ausdruck verliehen, jedesmal aber bei Leutnant Port eine Unruhe und Zucken wahrgenommen, wie beim Berühren einer Wunde. „Dem geht's", dachte er, „wie es mir ergangen ist, als ich meine Emma zum ersten Male sah: er ist durch ihre Schönheit bezaubert. Ich darf seine Gedanken nicht wieder auf diesen Gegenstand lenken, sondern muß seinen Sinn für Kameradschaft anregen, damit er über diesen Zustand hinauskommt." Allein das heutige Benehmen Ports zeigte deutlich, daß die Kur nicht gelungen, im Gegenteil, daß eine verrückte Liebe zur Frau, einen womöglich noch verrückteren Haß gegen den Mann geboren habe. In dieser Überzeugung sah Feller sein Gegenüber mitleidig kopfschüttelnd an, dann faltete sich aber seine Stirn; er knöpfte den Waffenrock zu, spannte den neben ihm liegenden Säbel um und sagte im Tone des Vorgesetzten: „Herr Leutnant, Sie können gehen!"

In einem ärmlichen Hause Mestres, in rauchgeschwärztem kahlen Zimmer

lagen vier Strohsäcke. Einer davon bildete die Lagerstätte Ports, die er aber seit 30 Stunden wegen des Wachdienstes nicht berührt hatte. Jetzt warf er sich darauf, in hohem Grad der körperlichen Ruhe bedürftig. Doch er fand sie nicht. Eine Sturmflut von Gedanken brandete an seine Seele. Wie? Den Leopold-Orden will er heute verdienen? Mit diesem Orden an der Brust will er sie wiedersehen; jubelnd wird sie dem Helden entgegenfliegen! Und ich? Ich werde inzwischen meinen Wachdienst ausschlafen, ich, der junge Kamerad, der erst lernen muß, wie man ohne zu erröten den Damen Artigkeiten sagt! Nein! glühend geliebte, angebetete Frau! Auch ich bin heute Nacht dabei! Herr Hauptmann v. Feller, ich will Sie überbieten an Mut und Todesverachtung; ich will Sie in den Hintergrund drängen, daß die Freiwilligen, wenn der Kaiser fragt, ausrufen: „Leutnant Port war unser Führer, unser leuchtender Stern, er war der Helden Erster, ihm gebührt der — Maria Theresien-Orden!

Es riß ihn vom Lager empor, er durcheilte den Marktplatz und stieg auf den Glockenturm. Die Galerie bot genügende Fernsicht. Die Karte und den Feldstecher zur Hand, stand er oben, auslugend nach St. Giuliano, die genaue Richtung mit der Nadel bestimmend, die Entfernung ausmessend, den Wind beobachtend. Letzterer strich gerade auf St. Giuliano zu. „Wer wird der Fährmann sein? Vielleicht ein Fischer? Gewiß ein Italiener! O, Ihr 27 Helden! Der Italiener führt euch ins Verderben, wenn nicht ich es verhindere!"

Beim Ausgang des Canals militare lag die geräumige Transportbarke, welche zur Aufnahme der Expedition bestimmt war. Man hatte vorsichtshalber das Segel geschwärzt, damit es in der Nacht nicht wahrnehmbar sei. Der Mond ging erst in 3 Stunden auf; bis dahin mußte alles entschieden sein. Die Freiwilligen sammelten sich geräuschlos. Sie waren ohne Schußwaffen, nur mit Haubajonett versehen. Kurze Leitern, Stricke, Brecheisen, Äxte, Sprengbüchsen und Ruder waren schon an Bord geschafft worden. Hauptmann v. Feller verteilte die Mannschaft gleichmäßig zwischen den Ruderern. Jeder Mann wußte, was er im entscheidenden Augenblicke zu tun habe. Alles war fertig, nur der Fährmann fehlte. Es waren ihm 30 Lire im vorhinein ausbezahlt worden und ebensoviel sollte er nach der Expedition empfangen. Nach einhalbstündigem, ungeduldigem Warten kam ein sechsjähriger Knabe mit der Nachricht: Fischer Pietro habe Angst bekommen und sei nach Treviso zu durchgebrannt, er schicke hier die 30 Lire zurück. „Teufel!" sagte ein Freiwilliger, „wenn der Kerl nur nicht den Verräter gemacht hat, wir kämen sonst schlimm an!" „Ah bah!" tröstete ein anderer, „der Pietro ist ein ehrlicher Kerl, sonst hätte er die 30 Lire nicht zurückgeschickt. Aber was ist jetzt zu tun?" „Der erste beste Fischer wird zur Fahrt gepreßt!" erwiderte Hauptmann v. Feller. In diesem Augenblicke trat Leutnant Port vor, schritt auf den Obersten zu, der der Einbarkierung beigewohnt hatte, und sagte: „Ich bitte gehorsamst mir in Ermanglung eines Bessern das Steuerruder zu überlassen. Ich war Pionierschüler und habe in Tulln das Schifferhandwerk auf der Donau genügend gelernt, um die Barke sicher über diese Lacke nach St. Giuliano zu steuern."

„Brav, mein Sohn!" sagte der Oberst, ihm auf die Schulter klopfend, „Ihrer Bereitwilligkeit werde ich eingedenk bleiben! Übernehmen Sie die Steuerung! Ihnen, Herr Hauptmann und Ihrem Häufchen Tapferen wünsche ich Glück und Ruhm!

Sowie das Fort genommen ist, lassen Sie drei Raketen steigen, wir werden scharf Ausblick danach halten. Und nun vorwärts! Zur Verherrlichung Seiner Majestät und zur Ehre der Armee!"

Die Ruder fielen taktmäßig ein und nach zwei Minuten war die Barke im Dunkel der Nacht den Blicken entschwunden. In der freien Lagune wurde das Segel aufgehißt und die an Stricken befestigten Leitern über Bord gehängt, um sie gleich zur Hand zu haben. Lautlos glitt die Barke dahin. Nach einer Viertelstunde erwies sich Ports Steuerung als richtig: Ein schwarzer Berg stand ihnen plötzlich entgegen, am Himmel konnte man genau die Umrisse desselben wahrnehmen. Das mußte St. Giuliano sein. Ohne Kommando fiel das Segel und gleich darauf legte sich die Barke auf Pistolenschußweite von der Insel fest. Port war der erste im Wasser. Eine Leiter vor sich her stoßend, den Dolch zwischen den Zähnen, schwamm er wie ein Tiger, der seine Beute anschleicht, auf das Fort los. Fünf Mann folgten ihm, doch als minder geübte Schwimmer blieben sie etwas zurück. Der Letzte bugsierte auf seiner Leiter das Schiffstau, um die Barke nach Bedarf heranziehen zu können. Port hatte, die Leiter an der Außenböschung angelehnt, die Brustwehr erklommen und kroch lugend und lauschend auf der Krone weiter, bereit, den Posten, den er auf der Geschützbank vermutete, anzuspringen und niederzustoßen. Aber er war schon bis zum Torverschluß der Kehle gelangt, ohne eine Schildwache wahrzunehmen. Auch die Schwimmer hatten bereits die Brustwehr erstiegen und teilweise die Geschützbank betreten, ohne auf einen Posten zu stoßen. „Die Kerle schlafen alle in der Kasematte, wir werden ihnen aber gleich guten Morgen wünschen", sagte Port und half die Barke heranziehen. Hauptmann v. Feller erstieg mit dem Rest der Leute die Brustwehr, indes Port in die Barke zurücksprang und sie an einer aus dem Wasser ragenden Pilote befestigte. Er wußte, ohne ihn konnte nicht in die Kasematten eingedrungen werden, hatte er doch die zum Forcieren des Tores nötige Sprengbüchse zu sich genommen. Im Augenblicke, als er sich unter die Schiffswand bückte, um den Rest des Schiffstaues zusammen zu rollen . . .

„Herr Gott!" schrie der Oberst auf und fuhr mit beiden Händen gegen die Schläfen. „Schrecklich! schrecklich!" tönte es aus der Reihe der Offiziere, die den Oberst umstanden.

Eine Riesenfeuergarbe war zum Himmel geloht, ein Donner wie beim Weltuntergang hatte auf Meilenweite Luft und Erde erschüttert und ein weißleuchtendes Wellengebirg stürmte in immer weiteren Kreisen dem Gestade zu.

St. Giuliano war in die Luft geflogen.

Die Venetianer hatten, durch Pietro gewarnt, gleich nach eingetretener Dunkelheit das Fort geräumt, vorher aber dessen Sprengung derart vorbereitet, daß das unvermeidliche Anstoßen an einen dünnen Draht die Katastrophe herbeiführen mußte. Wer der Unglückliche gewesen, wer weiß es? Keiner der Tapferen, die sich im Augenblicke auf St. Giuliano befanden, ist mehr gesehen worden. Nur die Barke wurde von einer mächtigen Welle ans Ufer geschleudert. In der Barke lag ein Mann, zwischen den blutigen Zähnen hielt er einen Dolch. Der Mann lebte, wenn auch in todgleicher Ohnmacht. Es war Leutnant Port.

Der Sorgfalt seiner Pfleger und der Kunst der Ärzte gelang es, nach Wochen

ihn wieder zur Besinnung zu bringen und die weiteren Folgen der erlittenen Gehirnerschütterung zu beseitigen. Als er die Zerstörung von St. Giuliana erfuhr, war seine erste Frage: „Und Hauptmann v. Feller?" „Natürlich tot, wie alle anderen", war die Antwort. Von diesem Augenblicke an machte seine Genesung sichtliche Fortschritte.

Wenige Tage später meldete er sich zum Regimentsrapport, um einen Erholungsurlaub nach Verona nachzusuchen. Der Oberst empfing ihn bei der Wachparade, zu welcher das ganze Offizierskorps befohlen war. Der Inspektionshauptmann ließ präsentieren. Der Oberst aber umarmte den tapferen Offizier, beglückwünschte ihn zu seiner Rettung und Genesung und heftete ihm den von Seiner Majestät verliehenen Orden der eisernen Krone an die linke Seite. Ein Diner, so gut es die Kriegsverhältnisse gestatteten, beschloß dieses Regimentsfest, worauf Port seinen Urlaub antrat.

Und wieder stand er in dem Gemach der Frau v. Feller, das Haupt hoch, den Orden an der Brust, und wartete auf ihr Erscheinen. Sie kam aber nicht allein. Ihre Mutter war ihr zur Seite. Beide Damen in tiefster Trauer. Port verbeugte sich tief, ergriff die Hand der jungen Witwe, küßte sie ehrerbietig und sprach dann, wie er es vorbereitet hatte, von dem unersetzlichen Verlust und seiner Teilnahme und berührte flüchtig seinen Besuch vor zwei Monaten.

„Ich erinnere mich nicht, Sie gesehen zu haben", sagte sie in abgemessenem kühlem Ton, „doch Ihren Namen habe ich wohl gehört, als desjenigen, der beim Überfall auf das Fort in der Barke zurückgeblieben war und so gerettet worden ist."

Leutnant Port zuckte empor und Leichenblässe überzog sein Gesicht. Doch seine Haltung blieb stolz und die festen Blicke wie strafend auf die Geliebte gerichtet, sagte er ernst: „Ich störe nicht länger. Ihre Versicherung, sich meines ersten Besuches nicht mehr zu erinnern, wäre schon genügend gewesen; den Feigling hätten Sie mir ersparen können."

Anderen Tages wurde beim Befehlausgeben den Truppen in Mestre bekannt gegeben: „Nach Mitteilung des Platzkommandos zu Verona hat sich Herr Leutnant Port, Ritter des Ordens der eisernen Krone, gestern abend auf dem dortigen Friedhof erschossen. Nach ärztlichem Gutachten ist die Tat einem Rückfall seines kaum überstandenen Gehirnleidens zuzuschreiben. Ehre seinem Andenken!"

Königin Viktoria.

Von Universitätsprofessor Dr. Heinrich Kretschmayr.

Wir haben sie nur mehr als stille Greisin im Trauergewande gekannt, eine merkwürdig unpersönliche Persönlichkeit. Aber sie ist vordem einmal eine glückliche und fröhliche Frau gewesen, mit sehr bestimmten Neigungen und Meinungen: entschieden zugleich und hingebend, temperamentvoll und einsichtig, religiös ohne konfessionelles Interesse, monarchisch ohne Vorliebe für die Aristokratie. Dann brach das große Unglück von 1861 die Lebensfreude, wenn auch nicht den Lebensmut der früh zur Witwe gewordenen Königin. Die Verehrung, die man ihr allseits zollte, konnte dadurch nur wärmer werden; ihre Nation ist ihr alle Jahrzehnte ihrer langen Regierung

hindurch in Liebe ergeben gewesen. Der Historiker aber wird sie von dem Gesichtspunkte seiner Wissenschaft aus noch besonders preisen dürfen; kaum war je ein Herrscher sorglicher bedacht, die geschichtswissenschaftliche Ergründung der Ereignisse seiner Regierung den nachlebenden Forschern leicht zu machen. Die Königin pflegte von frühester Jugend an Privatbriefe und amtliche Geschäftsstücke, die sie verfaßte oder die durch ihre Hände gingen, wohl aufzubewahren, hernach ordnen und zu Bänden zusammenfassen zu lassen. Ihr Gemahl war ihr dabei der sorgfältigste Archivar. So stehen diese Papiere, an die 600 Bände, eine in ihrer Art unvergleichliche Folge, in den Staatsarchiven Englands. Die jüngst über königlichen Auftrag daraus erflossene Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten aus den Jahren 1820 bis 1861 hat nun eine deutsche Übersetzung erfahren. Bezeichnend für den Entwicklungsgang der Persönlichkeit der Königin so gut wie ihrer Politik und für die politische Zeitgeschichte überhaupt kann sie des teilnehmenden Interesses nicht bloß der Fachkreise sicher sein*.

Ein bekanntes anmutiges Bild schildert, wie am 20. Juni 1837 die Achtzehnjährige** in rasch übergeworfenem Morgenkleide im Buckinghampalaste die Nachricht empfängt, daß sie nach ihres Vaterbruders König Wilhelm IV. Tode nunmehr Königin sei. Ein junges Mädchen voll Munterkeit, zur Klugheit und Verständigkeit erzogen namentlich durch ihren Mutterbruder König Leopold I. der Belgier, dessen geschultes und tiefgegründetes Urteil aus jedem seiner Briefe spricht und dessen ausgezeichneter Rat der Herrscherin durch alle Jahre kostbar bleiben wird***. Aus ihren frühesten Briefen an ihn spricht noch der Ton der zwar verständig beobachtenden, aber doch im Banne ihres Lehrers stehenden Schülerin, nicht königlicher Herrscherwille; Lord Melbourne, ihr erster Minister, ist ihr nicht so sehr Diener als „guter, alter, lieber Freund". Der Abstammung nach mehr Deutsche als Britin — sie hat in ihrer Jugend kein ganz korrektes Englisch geschrieben — mußte sie sich erst zur rechten Engländerin wandeln. Sie ist für deutsches Wesen immer in hohem Grade empfänglich geblieben, empfand die politischen Sorgen ihres „lieben Deutschland" mit Teilnahme und Wärme, oft genug im Gegensatze zu ihren Beratern. Die Haltung der „Times", die schon damals redlich hetzte und daraus ein patriotisch aufgeputztes Geschäft machte, erregte ihr lebhaftes Mißfallen. Aber sie rang sich alsbald nach ihrer Thronbesteigung zu rechtem nationalenglischen Empfinden durch, erfüllte sich mit Stolz über Englands „ungeheure hölzerne Mauern", lebte sich Tag für Tag besser in die Regierungsgeschäfte ein; dem Beginn eines parlamentarischen Feldzuges hat sie zwar nach

* Königin Viktorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs Eduard VII. herausgegeben von A. C. Benson und Lord Esher. Autor. Übersetzung von Konteradmiral z. D. M. Plüddemann. Zwei Bände. Mit Stammbaumtafeln und 12 Porträts. Berlin, Karl Siegismund, 1908. XIV und 691, VIII und 695 SS. Die Erklärungen der Herausgeber lesen sich zum Teile etwas sonderbar und sind nicht fehlerlos; auch die Übersetzung ist häufig nicht einwandfrei. Die schöne Ausführung der beigegebenen Bilder darf wohl besonders hervorgehoben werden. Schließlich: Warum fehlt einem solchen Buche ein Register?

** Königin Viktoria war am 24. Mai 1819 geboren.

*** Ich möchte nicht verabsäumen, auf das von den gewöhnlichen Anschauungen stark abweichende Urteil des Königs über die Könige Ludwig XVIII. und Karl X. von Frankreich (I, 50), auf seine einsichtigen Bemerkungen über die deutschen Freiheitskriege (I, 221) und sein beherzigenswertes Wort über das Schwinden der deutschen „Gemütlichkeit" ebenso wie der „urbanité Française" (I, 676) besonders zu verweisen.

eigenem Worte auch hernach immer „mit Schaudern“ entgegengesehen. Übrigens blieb sie nicht lange allein in die große Politik des Weltreiches hineingestellt. Am 12. Oktober 1839 meldete sie schon dem Oheim Leopold von ihrem Vetter Albert von Sachsen-Koburg: „Alberts Schönheit ist wirklich auffallend und er ist so liebenswürdig und ungekünstelt, kurz, ganz bezaubernd; er wird hier außerordentlich bewundert.“ Am 10. Februar 1840 wurde sie seine Frau.

Königin Viktoria war eine kluge und sorgfältige Beobachterin von Verhältnissen und Personen und verstand die Ergebnisse ihrer Beobachtungen wohl in Worte zu kleiden. Man wird dies bei der Lektüre dieser Briefe unschwer gewahr werden; mit welchem Eifer versucht die hohe Schreiberin das Wesen eines Zaren Nikolaus, Napoleons III., Viktor Emanuels II. zu erfassen; wie guten Blick bekundet sie in der Auswahl bezeichnender Anekdoten. Aber sie ist andererteils doch viel zu sehr Frau, um in Neigungen und Abneigungen nicht zuweilen recht unvermittelt zu schwanken: etwa im Urteil über Napoleon III., über Erzherzog Maximilian von Österreich. Daß sie auch ehrlich grollen kann, beweist jede Zeile, die sie über Lord Palmerston niederschreibt. Daß ihr Urteil oft enthusiastisch wird, erhellt aus ihren anläßlich des Todes des Herzogs von Wellington gebrauchten Worten; dieser ist sicherlich nicht „der größte Mann“, den England — das England Alfreds und der Elisabeth, William Pitts, Shakespeares und Byrons — hervorgebracht hat. Im übrigen ist ihr die hohe Politik trotz des kaum hoch genug einzuschätzenden Beistandes ihres Gemahls immer nur lästige Pflicht gewesen*. „Albert“, schreibt sie im Februar 1852 an Oheim Leopold, „ist für Politik und Staatsgeschäfte wundervoll geeignet; ich bekomme „jeden Tag mehr Abneigung gegen beides. Wir Frauen, wenn wir gute Frauen sind, weiblich liebenswürdig und häuslich, sind nicht zum Regieren geschaffen, und wenn wir gute Frauen sind, so müssen wir diese männliche Beschäftigung widrig finden“. Nein, ihre Gedanken, ihr Herz gehörte der Familie. Ihre Familienbriefe, voll herzlich warmer Empfindung und bei aller Unmittelbarkeit nicht ohne Kunst der äußeren Form, sind eine ansprechende, oft ergreifende Lektüre. Wir erleben mit ihr die Familienfeste: Taufen und Hochzeiten; zumal die Vermählung der Prinzeß „Vicky“ mit Prinz Friedrich Wilhelm, dem später so unglücklichen Kaiser Friedrich III.; so glücklich sie darüber ist, fordert doch ihr Königsstolz gebieterisch, daß die Hochzeit in England stattfinden müsse. „Was auch sonst das Übliche bei preußischen Prinzen gewesen sein mag, so kommt es nicht jeden Tag vor, daß einer die älteste Tochter der Königin von England heiratet.“ Die Verbindung des Erzherzogs Max mit ihrer Cousine Charlotte von Belgien fand vorerst nicht ihre Billigung; sie grollt (Oktober 1856), die österreichische Gesellschaft sei „klatschsüchtig, lasterhaft und würdelos — und die italienischen Besitzungen wackeln“. Aber da sie den Bräutigam einmal kennt, ist sie rasch bekehrt und nun seines Lobes voll. Es entspricht ihrer strengen Frauenart, daß sie — unserer Kaiserin Maria Theresia wohl vergleichbar — die Öffentlichkeit bei den Verhandlungen des Gerichtshofes für Ehescheidungen abgeschafft wissen will; allerdings vergeblich. „Diese Fälle sind so skandalöser Art, daß es fast unmöglich wird, eine Zeitung einem jungen Mädchen oder einem Knaben

* Es scheint mir kein geringer Mangel dieser Publikation, daß nicht einmal ein Versuch gemacht worden ist, das Maß des Einflusses des Prinzgemahls auf die politischen Entschlüsse und Anschauungen der Königin festzustellen.

hindurch in Liebe ergeben gewesen. Der Historiker aber wird sie von dem Gesichtspunkte seiner Wissenschaft aus noch besonders preisen dürfen; kaum war je ein Herrscher sorglicher bedacht, die geschichtswissenschaftliche Ergründung der Ereignisse seiner Regierung den nachlebenden Forschern leicht zu machen. Die Königin pflegte von frühester Jugend an Privatbriefe und amtliche Geschäftsstücke, die sie verfaßte oder die durch ihre Hände gingen, wohl aufzubewahren, hernach ordnen und zu Bänden zusammenfassen zu lassen. Ihr Gemahl war ihr dabei der sorgfältigste Archivar. So stehen diese Papiere, an die 600 Bände, eine in ihrer Art unvergleichliche Folge, in den Staatsarchiven Englands. Die jüngst über königlichen Auftrag daraus erflossene Veröffentlichung einer Reihe von Dokumenten aus den Jahren 1820 bis 1861 hat nun eine deutsche Übersetzung erfahren. Bezeichnend für den Entwicklungsgang der Persönlichkeit der Königin so gut wie ihrer Politik und für die politische Zeitgeschichte überhaupt kann sie des teilnehmenden Interesses nicht bloß der Fachkreise sicher sein*.

Ein bekanntes anmutiges Bild schildert, wie am 20. Juni 1837 die Achtzehnjährige** in rasch übergeworfenem Morgenkleide im Buckinghampalaste die Nachricht empfängt, daß sie nach ihres Vaterbruders König Wilhelm IV. Tode nunmehr Königin sei. Ein junges Mädchen voll Munterkeit, zur Klugheit und Verständigkeit erzogen namentlich durch ihren Mutterbruder König Leopold I. der Belgier, dessen geschultes und tiefgegründetes Urteil aus jedem seiner Briefe spricht und dessen ausgezeichneter Rat der Herrscherin durch alle Jahre kostbar bleiben wird***. Aus ihren frühesten Briefen an ihn spricht noch der Ton der zwar verständig beobachtenden, aber doch im Banne ihres Lehrers stehenden Schülerin, nicht königlicher Herrscherwille; Lord Melbourne, ihr erster Minister, ist ihr nicht so sehr Diener als „guter, alter, lieber Freund". Der Abstammung nach mehr Deutsche als Britin — sie hat in ihrer Jugend kein ganz korrektes Englisch geschrieben — mußte sie sich erst zur rechten Engländerin wandeln. Sie ist für deutsches Wesen immer in hohem Grade empfänglich geblieben, empfand die politischen Sorgen ihres „lieben Deutschland" mit Teilnahme und Wärme, oft genug im Gegensatze zu ihren Beratern. Die Haltung der „Times", die schon damals redlich hetzte und daraus ein patriotisch aufgeputztes Geschäft machte, erregte ihr lebhaftes Mißfallen. Aber sie rang sich alsbald nach ihrer Thronbesteigung zu rechtem nationalenglischen Empfinden durch, erfüllte sich mit Stolz über Englands „ungeheure hölzerne Mauern", lebte sich Tag für Tag besser in die Regierungsgeschäfte ein; dem Beginn eines parlamentarischen Feldzuges hat sie zwar nach

* Königin Viktorias Briefwechsel und Tagebuchblätter. Auf Veranlassung Sr. Maj. des Königs Eduard VII. herausgegeben von A. C. Benson und Lord Esher. Autor. Übersetzung von Konteradmiral z. D. M. Plüddemann. Zwei Bände. Mit Stammbaumtafeln und 12 Porträts. Berlin, Karl Siegismund, 1908. XIV und 691, VIII und 693 SS. Die Erklärungen der Herausgeber lesen sich zum Teile etwas sonderbar und sind nicht fehlerlos; auch die Übersetzung ist häufig nicht einwandfrei. Die schöne Ausführung der beigegebenen Bilder darf wohl besonders hervorgehoben werden. Schließlich: Warum fehlt einem solchen Buche ein Register?

** Königin Viktoria war am 24. Mai 1819 geboren.

*** Ich möchte nicht verabsäumen, auf das von den gewöhnlichen Anschauungen stark abweichende Urteil des Königs über die Könige Ludwig XVIII. und Karl X. von Frankreich (I, 50), auf seine einsichtigen Bemerkungen über die deutschen Freiheitskriege (I, 221) und sein beherzigenswertes Wort über das Schwinden der deutschen „Gemütlichkeit" ebenso wie der „urbanité Française" (I, 676) besonders zu verweisen.

eigenem Worte auch hernach immer „mit Schaudern" entgegengesehen. Übrigens blieb sie nicht lange allein in die große Politik des Weltreiches hineingestellt. Am 12. Oktober 1839 meldete sie schon dem Oheim Leopold von ihrem Vetter Albert von Sachsen-Koburg: „Alberts Schönheit ist wirklich auffallend und er ist so liebenswürdig und ungekünstelt, kurz, ganz bezaubernd; er wird hier außerordentlich bewundert." Am 10. Februar 1840 wurde sie seine Frau.

Königin Viktoria war eine kluge und sorgfältige Beobachterin von Verhältnissen und Personen und verstand die Ergebnisse ihrer Beobachtungen wohl in Worte zu kleiden. Man wird dies bei der Lektüre dieser Briefe unschwer gewahr werden; mit welchem Eifer versucht die hohe Schreiberin das Wesen eines Zaren Nikolaus, Napoleons III., Viktor Emanuels II. zu erfassen; wie guten Blick bekundet sie in der Auswahl bezeichnender Anekdoten. Aber sie ist anderenteils doch viel zu sehr Frau, um in Neigungen und Abneigungen nicht zuweilen recht unvermittelt zu schwanken: etwa im Urteil über Napoleon III., über Erzherzog Maximilian von Österreich. Daß sie auch ehrlich grollen kann, beweist jede Zeile, die sie über Lord Palmerston niederschreibt. Daß ihr Urteil oft enthusiastisch wird, erhellt aus ihren anläßlich des Todes des Herzogs von Wellington gebrauchten Worten; dieser ist sicherlich nicht „der größte Mann", den England — das England Alfreds und der Elisabeth, William Pitts, Shakespeares und Byrons — hervorgebracht hat. Im übrigen ist ihr die hohe Politik trotz des kaum hoch genug einzuschätzenden Beistandes ihres Gemahls immer nur lästige Pflicht gewesen*. „Albert", schreibt sie im Februar 1852 an Oheim Leopold, „ist für Politik und Staatsgeschäfte wundervoll geeignet; ich bekomme „jeden Tag mehr Abneigung gegen beides. Wir Frauen, wenn wir gute Frauen sind, weiblich liebenswürdig und häuslich, sind nicht zum Regieren geschaffen, und wenn wir gute Frauen sind, so müssen wir diese männliche Beschäftigung widrig finden". Nein, ihre Gedanken, ihr Herz gehörte der Familie. Ihre Familienbriefe, voll herzlich warmer Empfindung und bei aller Unmittelbarkeit nicht ohne Kunst der äußeren Form, sind eine ansprechende, oft ergreifende Lektüre. Wir erleben mit ihr die Familienfeste: Taufen und Hochzeiten; zumal die Vermählung der Prinzeß „Vicky" mit Prinz Friedrich Wilhelm, dem später so unglücklichen Kaiser Friedrich III.; so glücklich sie darüber ist, fordert doch ihr Königsstolz gebieterisch, daß die Hochzeit in England stattfinden müsse. „Was auch sonst das Übliche bei preußischen Prinzen gewesen sein mag, so kommt es nicht jeden Tag vor, daß einer die älteste Tochter der Königin von England heiratet." Die Verbindung des Erzherzogs Max mit ihrer Cousine Charlotte von Belgien fand vorerst nicht ihre Billigung; sie grollt (Oktober 1856), die österreichische Gesellschaft sei „klatschsüchtig, lasterhaft und würdelos — und die italienischen Besitzungen wackeln". Aber da sie den Bräutigam einmal kennt, ist sie rasch bekehrt und nun seines Lobes voll. Es entspricht ihrer strengen Frauenart, daß sie — unserer Kaiserin Maria Theresia wohl vergleichbar — die Öffentlichkeit bei den Verhandlungen des Gerichtshofes für Ehescheidungen abgeschafft wissen will; allerdings vergeblich. „Diese Fälle sind so skandalöser Art, daß es fast unmöglich wird, eine Zeitung einem jungen Mädchen oder einem Knaben

* Es scheint mir kein geringer Mangel dieser Publikation, daß nicht einmal ein Versuch gemacht worden ist, das Maß des Einflusses des Prinzgemahls auf die politischen Entschlüsse und Anschauungen der Königin festzustellen.

in die Hand zu geben. Keine der schlechtesten französischen Novellen, vor denen sorgsame Eltern ihre Kinder zu schützen suchen, kann so schlimm sein als das, was täglich ins Haus gebracht und auf den Frühstückstisch jeder gebildeten Familie in England gelegt wird; seine Wirkung muß ganz unheilvoll auf die öffentliche Moral des Landes sein."

Das Jugendglück dieses Lebens fand ein rasches, rauhes Ende. Im März 1861 verlor die Königin ihre Mutter. In die Klagen des „armen mutterlosen Kindes" drängten sich bald Sorgen um ein noch teureres Leben. Im Herbste begann Prinz Albert zu kränkeln. Niemand legte vorerst Gewicht darauf. Bald aber wurde der Zustand bedrohlich. Am 1. Dezember arbeitete er noch einmal einen Entwurf für die Königin aus; es sollte der letzte sein. Vierzehn Tage später tat der Vielgeliebte den letzten Atemzug. Man kann die Klagen der Witwe, der solch ein Christfest beschert wurde, nicht ohne die tiefste Teilnahme lesen. Was sie angesichts des trauervollen Ereignisses ihrem vatergleich geliebten Oheim schrieb, hat sie gehalten: sie hat dem Toten über das Grab hinaus bis ans Ende die Treue gewahrt.

Sollen nunmehr diesen Briefen und Aktenstücken bemerkenswerte Mitteilungen zur politischen Zeitgeschichte entnommen werden, so werden dabei die Beziehungen der Königin und der englischen Politik zu Österreich für uns im Vordergrunde stehen müssen. Doch wollen wir uns nicht allein hierauf beschränken. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgehen, daß die Beschreibung des Zarenbesuches vom Juni 1844 in England ein bedeutsames Dokument für die überragende Stellung Nikolaus I. in der Welt ist. Die Macht des Herrschers, der von Deutschland wie von seinem Vasallenlande sprach, warf auch über England seine Schatten. Scharfe Streiflichter fallen aus diesen Briefen und Aktenstücken auf die Beziehungen zu Frankreich. Sie enthalten einen — bereits bekannten? — Bericht des britischen Konsuls Featherstonhaugh in Havre über die von ihm bewerkstelligte Flüchtung des Bürgerkönigs als seines „lieben Onkels George"; Louis Philipp machte ihm seine Sache nicht ganz leicht; wie Ludwig XVI. auf seiner berühmten Flucht durch fortwährendes Hinaussehen zum Wagen zog er die gefährliche Aufmerksamkeit der Leute durch überlautes Reden auf sich. Von Napoleon III. will die Königin zunächst nichts hören; sie vernimmt nicht ohne Behagen eine in Paris vielerzählte Anekdote. Anläßlich des Einzuges Napoleons im Oktober 1852 wurde „unter einem der Triumphbögen an einem Strick (wie man das oft macht) eine Krone aufgehängt und über ihr geschrieben: Il l'a bien mérité. Irgendwie wurde die Krone beschädigt und entfernt, aber — Strick und Überschrift blieben; die Wirkung muß sehr erbaulich gewesen sein". Dann brachte der Krimkrieg die Majestäten einander näher. Die Königin wendet dem Kaiser ihre aufrichtigen Sympathien — „Zuneigung und Freundschaft" — zu und ist von Kaiserin Eugenie „bezaubert"; sie sucht sich in einer förmlichen psychologischen Studie Rechenschaft über Napoleons Wesen zu geben und ist entzückt von ihrem Pariser Aufenthalte im Sommer 1856. „Es war packend und keine kleine Genugtuung, das (englisch-französische) Bündnis besiegelt und alte Feindschaft ausgetilgt zu sehen über dem Grabe Napoleons I., vor dessen Sarg ich bei Fackelschein am Arme Napoleons III., jetzt meines nächsten und teuersten Verbündeten stand." Doch sind diese Beziehungen und Sympathien bald wieder erkaltet.

Von Österreich ist im ersten Teile dieser Briefe kaum die Rede. Erst das Jahr 1848 macht das Interesse der Königin und Englands lebhafter rege. Sie ist eine redliche Freundin deutscher Einheit, aber in ausgesprochen kleindeutschem Sinne. Sie ist in Sorge um das Schicksal der kleinen Fürsten Deutschlands und zeigt lebhafte Antipathien gegen Fürst Metternich, der ihr als „die Ursache der Hälfte alles Unglücks" gilt. Wiederholt betont sie, Österreich dürfe die Bildung eines deutschen Einheitsstaates nicht stören. Sie sagt geradezu (November 1850), es sei Englands Sache, für Preußen und Deutschland gegen den „Despotismus" Österreichs einzutreten, das mit der Rückkehr zur Bundestagsverfassung Deutschland „zu einem weiteren Dasein der Versumpfung oder zu neuer Revolution verurteilen" wolle. Darum auch die fast stürmische Abneigung gegen Felix Schwarzenberg, „den alle Freunde Österreichs für einen Tollhäusler ansehen" und den Kaiser Nikolaus — augenscheinlich zu der Königin innigem Vergnügen — „einen Lord Palmerston in weißer Uniform" genannt habe. Ohne Zweifel ist Prinz Albert, der auf diese Anschauungen sicherlich starken Einfluß genommen hat, kleindeutsch gesinnt gewesen.

Wie in der deutschen Frage gegen Österreich, entschieden sich Königin und Prinz in der italienischen Frage für Österreich. Über die Wiener Revolution und den ungarischen Aufstand enthalten ihre Briefe gar nichts*. Aber ihre Haltung gegenüber den wohlbekannten Affären Haynau und Kossuth läßt nichts von Sympathie für die Bewegung spüren. Haynau war von englischen Brauknechten durchgeprügelt worden, Kossuth wurde in England fürstengleich empfangen. Der Minister des Äußern, Lord Palmerston, hier wie sonst ein „Lord Feuerbrand", wollte seine Sympathien für die besiegte Sache so weit treiben, daß er dem überfallenen General jede Genugtuung weigern und Kossuth in aller Feierlichkeit begrüßen wollte. Er beschuldigte in einer Note vom Oktober 1850 Haynau ob seines Besuches der Herausforderung der öffentlichen Meinung Englands, dessen sonst so gastfreundliche Bevölkerung in ihm „einen großen moralischen Verbrecher" habe züchtigen wollen, und nahm gelassenen Mutes in seiner amtlichen Eigenschaft Adressen entgegen, die gröbliche Beschimpfungen der Kaiser von Österreich und Rußland enthielten. Die Königin ist hier ihrem Minister mit aller Schärfe entgegengetreten. Mit Grund und Fug. Die Politik Palmerstons konnte England nur schaden. Noch einige Jahre später mußte König Leopold, von einer Wiener Fahrt heimgekehrt, von dem „Argwohn Österreichs aus Palmerstons Zeit" berichten, „daß es in der Absicht Englands liege, das österreichische Kaiserhaus zu vernichten. Nach dem Attentat auf den Kaiser (Franz Joseph) war und ist der Eindruck auf alle, die ihrem Lande anhänglich sind, daß in England eine Art Menagerie von Kossuths, Mazzinis, Lagranges, Ledru Rollins usw. gehalten und gelegentlich auf das Festland losgelassen werde, um seine Ruhe und sein Gedeihen unmöglich zu machen. Der Eindruck ist überall auf dem Festlande vorhanden, in Preußen wie in Österreich, und selbst hier unsere (belgischen) Industriellen sind davon überzeugt**". Gleichfalls im Gegensatze zu ihrem Minister trat die Königin für die Wahrung der historischen Rechte Öster-

* Interessierte sich das Herrscherpaar nicht dafür oder ließ der Herausgeber sie weg?

** Der Brief des Königs vom 3. Juni 1853 enthält eine sehr bemerkenswerte Charakteristik des Kaisers Franz Joseph, welche gleich nach Erscheinen dieses Buches in fast alle Tagesblätter abgedruckt worden ist.

reichs in Italien ein. Die Ansprüche Piemonts und des „Risorgimento" haben nicht ihre geringsten Sympathien. Sie nennt die von Palmerston beabsichtigte Begünstigung dieser Bewegung eine Schmach für England, lehnt den Gedanken der Begründung einer neuen Republik Venedig als eine Albernheit ab. „Was sollen wir sagen, wenn Kanada, Malta usw. anfangen, uns in Not zu bringen? Ich bin tief verletzt. Es sollte Grundsatz bei allen Handlungen, privaten wie öffentlichen, sein: Was du nicht willst, daß dir geschieht, das tu' auch einem andern nicht." Sie hegt vielmehr die vollste und unumwundenste Teilnahme für die Tapferkeit der österreichischen Armee und den Feldherrnruhm Radetzkys.

Auch die schwankende und sicherlich nicht einwandfreie Politik Österreichs im Krimkriege findet bei Königin Viktoria eine wohlwollende und gelassene Beurteilung; sie würdigt sehr wohl die schwierige Lage des Wiener Kabinettes und bescheidet sich zum Beschlusse des Krieges zu sagen, „was wir hundertmal wiederholt haben: wenn Preußen und Österreich im Jahre 1853 eine feste und entschiedene Sprache gegen Rußland geführt hätten, so würden wir niemals diesen Krieg gehabt haben". Sie für ihren Teil würde kaum auf Zurückziehung der österreichischen Truppen aus den Donaufürstentümern bestanden haben. Auch den Krieg von 1859 hätte sie über alles gerne vermieden gesehen; da er sich doch unvermeidlich zeigte, verlor sie für kurze Zeit die gute Laune: „Ich hege keine Hoffnung auf Frieden mehr", schreibt sie im April 1859 aus Windsor an König Leopold. „Obgleich es anfänglich die verruchte Torheit Rußlands und Frankreichs war, die diese schreckliche Krisis veranlaßt hat, sind es jetzt die Tollheit und Blindheit Österreichs, die den Krieg zum Ausbruch gebracht haben. Es ist ein trübseliges, trauriges Osterfest." Im übrigen hielt sie sich von jeder Parteinahme ferne, in schroffem Gegensatze zu ihren Ministern, den Lords Palmerston und Russell, die ihr Ideal der Befreiung Italiens festhielten und in dessen Erfüllung einen „Zuwachs an Freiheit und Glück" erkennen wollten, „über welchen sich alle, die es mit dem Menschengeschlecht gut meinen, nur freuen können". Deutlich merkt man aber, wie die Freundschaft der Westmächte in die Brüche zu gehen beginnt. Die von Napoleon angesprochene diplomatische Unterstützung lehnte England ab. Die Königin ist erfreut, fast stolz, daß sie sich von Anfang an in diesem Sinne entschieden hat. Denn wie Napoleon England im Krimkriege schließlich allein ließ, um Rußland gegenüber die Rolle des Erpressers zu spielen, während er die des großmütigen Siegers spielen konnte, so hätte er es auch jetzt gegenüber Österreich gehalten. Er wird, prophezeit die Königin, „Österreich schmeicheln und dessen Rachebedürfnis gegen Preußen und Deutschland richten — höchstwahrscheinlich die nächsten Opfer des Kaisers". Die Briefe schließen mit sorgenvollen Worten um die Zukunft Österreichs und die Lösung der großen Fragen, die bis zum heutigen Tage nicht aufgehört haben, die Geister in Bewegung und unser Reich in Unruhe zu erhalten.

Eiferſucht.

Von Dr. Oskar Ewald.

Wenn es für den Kulturpſychologen eine unabweisbare Erkenntnis iſt, daß das Maß für die innere Entwicklung der Menſchheit viel weniger in der Vervollkommnung äußerer Inſtitutionen politiſcher, ſozialer, ökonomiſcher, rechtlicher Natur als in den geheimen, zuweilen kaum mit Worten wägbaren Wendungen und Wandlungen der Affekte geſucht werden muß, ſo findet ſich dieſe Erkenntnis vor allem an der Betrachtung eines Phänomens wie der Eiferſucht bewährt. Denn die Eiferſucht bietet, ſo ſehr ſie ſich, wie der Liebesinſtinkt ſelber, mit dem ſie unlöslich verknüpft iſt, von Geſchlecht zu Geſchlecht, von Kultur zu Kultur forterbt, gleichwohl das Bild einer fortſchreitenden Entwicklung und Verfeinerung, die ihr wieder mit dem erotiſchen Gefühl gemeinſam iſt. Und hier genießt der Pſychologe den Vorteil, daß er für die einzelnen Stadien der Evolution nicht auf das langwierige Verfahren der Hiſtorie angewieſen iſt, ſondern ſie der unmittelbaren Anſchauung der Gegenwart entnehmen kann: die Eiferſucht zeigt noch heute, und zwar inmitten der differenzierteſten Kulturgeſellſchaft, neben ihren feineren Nuancierungen Ausdrucksformen, deren Roheit und Primitivität einen in die graueſte Vorzeit zu entrücken ſcheinen.

*

Die unvermeidlichen Naturaliſten der Pſychologie und Moral haben in der Eiferſucht lediglich ein Produkt ſozialer Verhältniſſe ſehen wollen und berufen ſich hiefür auf das Zeugnis der Völkerkunde. Aber den poſitiven Beweis für ihren ſekundären, ableitbaren Charakter vermöchten ſie erſt dann zu erbringen, wenn es ihnen gelänge, uns das Phänomen einer geſchlechtlichen Erotik, — nicht eines bloßen Geſchlechtsverhältniſſes — aufzuzeigen, der nicht als leiſer Zuſatz oder wenigſtens als latente Möglichkeit die Eiferſucht beigemiſcht wäre.

Es geht nämlich aus einer zergliedernden Analyſe der Erotik ſelber hervor, daß ihr dieſe Möglichkeit als ein konſtanter, in ihrer innerſten Weſenheit begründeter Faktor anhaftet: ſo daß, wer die Eiferſucht als Produkt ſozialer Konſtellationen demaskieren wollte, ſich dem ausſichtsloſen Verſuch unterziehen müßte, auch die Entwicklung der Erotik, ja ſogar ihr bloßes Daſein aus eben derſelben Quelle herzuleiten.

Verſuchen wir, dieſe Zuſammengehörigkeit zu begründen. Was iſt das wahre Motiv der Eiferſucht? Jenes Motiv, das die Schwelle alles erotiſchen Empfindens bewacht und ſie am ſichtbarſten über den Untergrund tieriſcher Sexualität hinaushebt. Es iſt das Verlangen nach Gegenſeitigkeit, welches ſo tief in das Weſen der Geſchlechtsliebe gezeichnet iſt, daß dieſe erſt in ihm ſich vollendet. Lieben heißt — wenigſtens dort, wo das Gefühl ſich in naiver, ungebrochener Reinheit äußert: geliebt ſein wollen. Kein Affekt leidet ſo ſehr unter der Vereinſamung wie dieſer. Wo er ſich von dem inneren Kontakte mit ſeinem Gegenſtande abgeſchnitten weiß, dort droht er in irgend eine Form ſeines furchtbaren Widerſpiels, des Haſſes, überzugehen. Dies Begehren nach Gegenliebe iſt übrigens unmittelbar mit dem fundamentalſten Merkmal der Erotik, ihrem individualiſierenden, wählenden Charakter verbunden. Man projiziert ſein Liebesgefühl auf einen einzigen Men-

schen, den man aus der Summe aller übrigen herausgreift. Und eben die unduldsame Tyrannei dieses Wählen-Müssens, der Umstand, daß man alle Energien der Seele auf ein Individuum, wie auf einen Brennpunkt, vereinigt, gibt auch dem Verlangen nach Gegenliebe seinen eigenartigen Nachdruck. Würde man nicht in so großartiger Einseitigkeit seine Leidenschaft auf ein einziges Objekt — blind gegen alle anderen — zuspitzen, es würde in einem auch nicht das Verlangen reifen, gerade dieser Person mehr als alles andere auf der Welt zu bedeuten. Hier, in dem Quellpunkte des erotischen Empfindens muß zugleich der Ursprung der Eifersucht gesucht werden: und von da aus allein kann auch ihre weitere Entwicklung verständlich werden.

*

Die Zuspitzung auf ein Individuum und das Begehren nach Gegenseitigkeit: Das sind also die Voraussetzungen, aus denen unsere Aufgabe zu lösen ist. Das Begehren nach Gegenseitigkeit hebt sich aber deutlich vom Faktum des äußeren, sexuellen Besitzes ab, es stellt die Erotik erst so hoch über das bloße Eigentumsverhältnis, in dem der orientalische Mann zur Haremssklavin steht. Der Wunsch des Liebenden ist es, den geliebten Menschen zu beglücken und in demselben Maße, in dem ihm dies gelingt, mehrt sich sein eigenes Glück. Denn das ist vor allem das Geheimnis der Liebe: in ihr gewinnen die seelischen Zustände der Mitmenschen als solche, nicht erst in ihrem äußeren Effekte, ihrer praktischen Wirkung auf den Liebenden höchste Bedeutung. Daher das ängstliche, beinahe mißtrauische Interesse, mit dem der eine über die Wohlfahrt des anderen wacht, die fortwährend auf den Lippen schwebende Frage, ob ihm zu vollkommenem Glücke ja nichts mangle, ob nirgends eine Lücke, ein Schatten, eine störende Linie sich einmische, eine Frage, die bald schamvoll unausgesprochen bleibt, bald wieder in stürmischen Bitten und Beschwörungen sich Luft macht. Aus dieser einseitigen Belastung der Seele, aus ihrem Wunsche, um jede Möglichkeit des Zweifels zu entwurzeln, die fremde Innerlichkeit spiegelklar vor sich ausgebreitet zu sehen, geht die erste höhere Form der Eifersucht hervor. Denn die Unerfüllbarkeit des Wunsches gibt dem Mißtrauen immer von neuem Nahrung. Und so können wir die Definition der Eitelkeit aufstellen: Sie ist nicht Schmerz über den Verlust äußeren Besitzes, sie ist Schmerz über versagte Liebe.

Eine Eifersucht, deren Motive unterhalb desjenigen gelegen sind, was in dieser Definition Ausdruck findet, eine Eifersucht, die bloß aus der Bedrohung des — juristisch sanktionierten oder doch faktisch bestehenden — Eigentumsverhältnisses erwächst, hat überhaupt noch keinerlei erotische Färbung, sondern bewegt sich in den Niederungen der tierischen Geschlechtlichkeit, welche ebensowohl die Konkurrenz am Liebesmarkte, den Kampf der Bewerber, kurz, jene Kehrseite des eifervollen Hasses kennt, die die menschliche Gattung in ihren sexuellen Bekundungen äußert. Aber es bezeichnet am klarsten die Grenze zwischen gemeinen und vornehmen Naturen, es markiert gleichsam die Wasserscheide zwischen den moralischen Extremen, ob die Eifersucht aus der Furcht entspringt, jemand nicht mehr zu besitzen oder aus der Furcht, von ihm nicht mehr geliebt zu werden. Dort entscheidet als höchste Instanz das äußere Faktum des Besitzes. Hier die innere Sanktion der Gegenliebe.

Wenden wir uns, da die primitive Form der Eifersucht, das Pochen auf die Macht des Stärkeren, der Wille zum Eigentum, keine tieferen Perspektiven bietet — wiewohl sie zweifellos für die kompakte Majorität charakteristisch bleibt — ihren edleren Formen zu.

Hier wird das formale Besitzverhältnis bedeutungsleer; bedeutungsleer sogar die unverkürzte Möglichkeit legitimen Genusses. Ob die geliebte Person sich ihm überhaupt verweigert oder äußerlich, körperlich gibt, der im höheren Sinn Eifersüchtige kennt diese Alternative kaum. Oder im Gegenteil: Die Äußerlichkeit des Besitzes peinigt ihn sogar, wenn er erwägt, wie wenig sie sich auf innere, seelische Rechtsgründe baut. Wäre die Eifersucht bloß Reaktion auf einen Verlust, auf eine Beeinträchtigung der Eigentumsverhältnisse, dann müßte sie erlöschen, wenn das Eigentum gewahrt bleibt. Oder der Eifersüchtige müßte sich der quälenden Einsicht, daß er nicht Herr der Situation ist, entziehen. Sein Verhalten ist indessen das entgegengesetzte: er hängt das Schwergewicht seiner Erotik völlig an das Begehren nach Gegenliebe. Weit entfernt, sich mit dem simplen Faktum der Habe zu beruhigen, wenn der Schatten eines Verdachtes darüber schwebt, lugt er argwöhnisch in die tiefsten Gründe und wittert dort schon Treulosigkeit, wo es sich vielleicht um nichts als flüchtige Wendungen der Laune handelt. Wäre seine Leidenschaft noch immer auf jene primitive Grundlage gestellt, er würde, wo er nicht mehr geliebt wird, wünschen, betrogen zu werden. So nämlich bliebe bei allen inneren Wandlungen das Bild der Situation unverändert, unverändert sein Genuß derselben. Nichts aber ist dem Eifersüchtigen so entsetzlich wie Betrug. Eine aufrichtige, offene Erklärung, vernichte sie auch jeden Rest von Hoffnung und Zuversicht, peinigt ihn weniger als die Erinnerung an eine Liebkosung, die er entgegennahm, wähnend, sie werde ihm aus voller Seele dargebracht, während sie ihm in Wahrheit bloß vorgetäuscht wurde. Wenn Othello in dem Augenblicke, da sich seine Seele dem furchtbaren Verdacht öffnet, ausruft:

„Noch wär' ich glücklich, wenn das ganze Lager,
Troßbub und alles ihren süßen Leib genoß,
Und ich erfuhr es nicht —"

so ist eben dies vom Standpunkte einer tieferen Eifersucht völlig unpsychologisch und entspricht bloß den elementaren Instinkten eines Halbbarbaren: Da der Eifersüchtige die Klarheit nicht flieht, sondern mit entblößter Brust und wie im Krampfe aufgerissenen Augen auf sie losstürzt und sie mit hunderttausend lichtempfindlichen Fühlfäden in seine Seele saugen möchte. Niemals will er weniger, immer will er mehr, unendlich mehr hören, als es überhaupt zu hören gibt. Wie der Liebende dem Höhepunkte der Lust, so strebt der Eifersüchtige dem Höhepunkte des Schmerzes entgegen. Der eine berauscht sich an der Größe seines Besitzes, der andere an der Größe seines Verlustes. Jene Worte aus dem „Othello" beweisen, wie irrtümlich es ist, dies Werk als tiefste Tragödie der Eifersucht hinzustellen, wo ihm die Verfeinerung und die Differenzierung des Affektes abgeht, die Shakespeare sonst auf die Höhe treibt. Wie großartig erheben sich „Lear", „Julius Cäsar", „Macbeth", „Hamlet" über ihren historischen, rein stofflichen Vorwurf, wie eilt hier der Meister in Analyse und Zergliederung der psychologischen Motive um Jahrhunderte voraus! Dagegen ist der Rahmen, in welchem die Eifersucht im

„Othello" gefaßt wird, ein so enger — wenngleich das Bild innerhalb seiner desto intensiver und plastischer hervortritt — so daß man das Drama als mißlungen bezeichnen müßte, will man sich nicht entschließen, ihm einen anderen Sinn zu unterlegen: etwa den einer Selbstverzehrung der Leidenschaft, die in der Seele eines innerlich kulturlosen Menschen blindlings jeder von außen gegebenen Anreizung folgt und demzufolge ihr Gesetz — das Gesetz der Lawine — hier viel reiner zum Ausdrucke bringt als bei reflektierenden Naturen.

*

Halten wir diese Erkenntnis fest: den Eifersüchtigen foltert weit weniger die Möglichkeit eines Verlustes als die Möglichkeit eines Betruges. Das beweist, wie viel mehr der Schwerpunkt seiner Neigung im Genuß der fremden Liebe als in dem der eigenen zu suchen ist. Der demütigende Schmerz der Entdeckung, daß man betrogen wurde, entspringt der Erkenntnis, das man nicht bloß in seinem Glauben, das man auch in seinen Instinkten geirrt hat. Daß man dort die süße Regung der Gegenliebe, die Lust in der Hingabe des anderen Teils, alle Züge seiner Leidenschaft zu genießen glaubte, wo sich in Wirklichkeit Mißachtung und Ekel in die gezwungene und erheuchelte Liebkosung mischten. Dieser Irrtum trägt eine Hölle in sich; die Entwurzlung der Instinkte bereitet den Untergang der Persönlichkeit vor. Denn den Ruin, die Zerstörung eines Gefühls erträgt ein vornehmer Mensch noch eher als seine Verfälschung.

Gegenseitigkeit ist der Grund aller Liebe. Mangelnde Gegenseitigkeit der Grund aller Eifersucht. Deswegen wird man der Liebe ebensowenig gerecht, wenn man sie für eine befriedigte Eitelkeit hält, wie man der Eifersucht gerecht wird, wenn man sie aus gekränkter Eitelkeit erklärt. Denn jedes Liebesphänomen und daher indirekt auch die Eifersucht, scheidet sich dadurch von der Eitelkeit, daß es die Erhöhung und nicht wie sie die Erniedrigung des anderen Teils anstrebt*. Es erschließt sich hier vielmehr eine der wunderbarsten Erscheinungen der Seele: jene Überwindung aller Schranken der Individualität, die sich am reinsten im Mysterium der Religion offenbart. Gipfelt die erfüllte Liebe in dieser geheimnisvollen Einswerdung zweier Seelen, so wird dort, wo das metaphysische, die persönliche Begrenztheit überfliegende Bedürfnis, sich einer fremden Individualität zu verbinden, gehemmt und in kalte, undurchdringliche Einsamkeit zurückgeworfen wird, der Affekt der Eifersucht wachgerufen.

*

Wie die Erotik, so läßt sich die Eifersucht erst im Medium dieser Auffassung verstehen. Wie die Erotik, so ist die Eifersucht bloß im rohen Naturstadium — welches in der Masse allerdings alle Zivilisation und Kultur überdauert — auf die Äußerlichkeit des Besitzes und der praktischen Nutznießung gerichtet. Dem primitiven Menschen ist Untreue hauptsächlich aus dem Grunde peinigend, weil sie ihm die sinnliche Wollust zu verkürzen droht; in eine Teilung würde er vielleicht willigen. Selbst in den grausamen Exzessen des Affekts läßt sich seine Vertiefung und Entwicklung nachweisen. Der primitive Mensch mordet den Nebenbuhler, der

* Vgl. meinen Aufsatz „Eitelkeit", Österreichische Rundschau, Band XVI, Heft 6, 15. September 1908.

differenziertere tötet das **Weib.** Jener wähnt, ein äußerer Feind habe ihn um sein Eigentum gebracht; dieser fühlt, es sei ihm von innen her verloren gegangen. Jenen quält es, daß ein anderer an seinem Weibe Lust gewann; diesen, daß sein Weib an einem anderen Lust findet.

*

Auch die weiteren Wendungen und Wandlungen des Gefühls bewegen sich in derselben Linie der Entwicklung. Am schmerzlichsten wird der zweischneidige Wandel im Fühlen des geliebten Individuums empfunden: das Erlöschen der alten Neigung und das leidenschaftliche Entbrennen für einen neuen Menschen. Zwei scharfe Spitzen hat dieser Marterpfahl, eine eisigkalte und eine glühendheiße. Beide bohren sich in des Eifersüchtigen Seele und er leidet eine einzige Pein. Er mißt die zärtliche Wärme für den Nebenbuhler an der Kälte, die ihm selber begegnet, er mißt den Kältegrad an der Wärme für den Fremden. Er verbrennt an dem Froste der liebeleeren Gleichgültigkeit, er erfriert an der fremden Glut. Solch marternde Hingabe an die Innerlichkeit des geliebten Wesens, von der man sich ausgeschlossen weiß, kann sich in der Eifersucht zur grausamen Wollust der Selbstzerfleischung steigern, wenn das Gefühl der Demütigung, die den Racheinstinkt genährt hat, diesen zu verdrängen beginnt, und gleichsam als der letzte Rest einer Liebeslust, deren Quellen für immerdar versiegt sind, vom Verschmähten in durstigen Zügen genossen wird.

*

Aber noch weit sublimer und raffinierter ist die Eifersucht: sie greift ihrem eigenen Schicksal vor, sie sucht Widerstände, wo es keine gibt, sie sieht sich im leeren Raum von unzähligen Gefahren umlauert. Die **bloße Möglichkeit** der Untreue und Unbeständigkeit, ohne daß noch ein Schatten begründeten Verdachtes auftauchte, wühlt sich schon wie ein scharfer Angelhaken in scheue, mißtrauische Seelen ein und spornt sie zu krampfhafter, blinder Gegenwehr an. Die Bewegungen des Eifersüchtigen haben etwas von der krausen Sinnlosigkeit des Zufalls, — in so schwanken, grotesken, durch kein bestimmtes Ziel beherrschten, von keinem bestimmten Gesetz gelenkten Linien verlaufen sie, — und das gibt ihnen jenen geteilten, tragikomischen Charakter, der ebensowohl Gelächter wie Tränen auslösen kann. Der Eifersüchtige empfindet schließlich die Anwesenheit jedes Menschen als einen Angriff auf seine Liebe. Und zwar auch dann, wenn die dritte Person dem **gleichen** Geschlecht angehört wie der geliebte Mensch. Der letztere soll so voll von uns sein, daß nicht einmal für ein zweites, völlig verschiedenes Verhältnis wie das der Freundschaft in ihm Raum ist.

Indessen auch beim Verhältnis zum Menschen bleibt die Eifersucht nicht stehen. Sie richtet ihre Pfeile und Schleudern sogar gegen die **Dinge.** Es quält sie, wenn das geliebte Individuum irgend einem Objekt, einer Landschaft, einem Baum, einer Blume seine Teilnahme schenkt. Wie es Frauen gibt, die auf die theoretische Forschungsarbeit, auf die praktische Wirksamkeit des Mannes eifersüchtig sind, so glaubt sich mancher Mann durch die liebevolle Sorgfalt, welche die Frau ihrem Hauswesen, ihrem engeren Milieu widmet, in seinen erotischen Ansprüchen geschmälert. Der Eifersüchtige würde am liebsten einen magischen Kreis um sich und den anderen ziehen, der alle fremden Eindrücke fernhält. Denn in der ganzen

Welt sieht er seinen Nebenbuhler, in den vier Elementen nicht weniger als in dem Schatten eines Dritten, der in der Spanne eines Augenblicks vorüberstreicht.

Wie in Gegenwart und Zukunft, so kennt die Eifersucht auch in der Vergangenheit keine Grenze. Man kann tief darunter leiden, daß der Mensch, den man liebt, seine Neigung früher einmal einem anderen geschenkt hat. Wenn diese Neigung auch längst erloschen ist, wenn sie niemals ernstlich bestanden hat, wenn einem der Geliebte damals auch fremd gewesen: Der Gedanke, ein Zweiter, ein Nachfolger zu sein, dies furchtbare „Es war einmal" hat für sensible Seelen ein Schwergewicht, das den freien Höhenflug ihres Gefühls für immer bindet und das Glück ihrer Liebe zerstört. In dieser Hinsicht vor allem ist der Mann weit empfindlicher als die Frau: wie denn die Forderung der jungfräulichen Keuschheit aus einer gleichsam nach rückwärts gewendeten Form seiner Eifersucht hergeleitet werden kann. Er sieht das Bild der ersten Leidenschaft, das der Geliebten vielleicht längst entschwunden ist, immer wiederkehren und wie einen teuflischen Spuk aus der Ebene der Vergangenheit in den dreidimensionalen Raum der Gegenwart heraustreten, er sieht es in riesenhafter perspektivischer Vergrößerung sein eigenes Selbst überschatten und verdunkeln. Denn er will die Geliebte so vollkommen in sämtlichen Dimensionen besitzen, daß er die Möglichkeit eines Verlustes nicht bloß in die Zukunft projiziert, sondern — so paradox es klingen mag — auch in Vergangenheit und Vorvergangenheit zurückverfolgt; als eine schauerliche Gefahr, welche sogar den Gesetzen der Zeit Trotz bietet.

*

Ich habe vorhin den Unterschied berührt, der zwischen männlicher und weiblicher Eifersucht waltet. Hier möchte ich denselben genauer bestimmen und in Bezug auf seinen Ursprung erklären. Vor allem wird man finden, daß das Weib weniger zur Eifersucht neigt als der Mann. Den Grund dafür vermutet man gemeiniglich in dem simplen Faktum, daß eben der Mann — sei es der Naturanlage, sei es der historischen Entwicklung zufolge — Eigner und Herr ist und daher gegen jede Bedrohung seiner Habe schon instinktiv sich zur Wehr setzen muß. Aber diese Erklärung führt ja auf jenes primitive Stadium des Affektes zurück, über welches wir seine Analyse geflissentlich hinausgehoben hatten. Die richtige Deutung scheint mir in viel tieferen Verhältnissen zu suchen. Vor allem — was sich ja mit unseren Voraussetzungen deckt — in der Verschiedenheit männlicher und weiblicher Erotik, zumal in ihrer Beziehung zur Gegenliebe. Die Liebe des Mannes geht, wie es ihrer aktiven Art entspricht, geradlinig von seiner Seele zur Seele des Weibes. Die weibliche Liebe dagegen kehrt gleichsam in sich selber zurück: sie ist weniger auf den Mann als auf den Punkt gerichtet, in dem sich seine Liebe mit ihr berührt. Daraus ergibt sich weiter, daß das Weib einerseits zwar ungleich weniger vom Manne weiß, als der Mann vom Weibe — man halte die Offenbarungen eines Shakespeare, Dostojewski, Ibsen über das Problem der Weiblichkeit gegen das, was die geistreichste Frau über männliches Wesen zu sagen hat — daß es aber anderseits viel feinere Instinkte für sein persönliches Verhältnis zu ihm hat, daß es im gegebenen Fall mit viel größerer Intuition seine Gefühle er-

rät. Wieviel Sicherheit und Takt zeigen selbst mittelmäßige Frauen, wenn ihr Liebesschicksal auf dem Spiele steht, und wie erstaunlich plump greift hier zuweilen auch ein geistig hochstehender Mann daneben. Wenn die weibliche Liebe wie seine Sinnlichkeit erst an der des Mannes erwacht, gleichsam als ein melodisches Nachklingen der letzteren, die an das Saitenspiel seiner Seele rührte, so bringt es diese Passivität, diese erotische Empfänglichkeit weiter mit sich, daß das Weib auch schneller die Botschaft der Liebe empfängt und spontan die Gefühle versteht, die ihm entgegengebracht werden. Es empfindet sich eben als Endpunkt einer Kraftlinie, deren Anfangspunkt das männliche Begehren ist. In diesen einen Punkt drängt sich sein ganzes Verhältnis zum anderen Geschlechte zusammen; aber in ihm dominiert es auch unbedingt. Und so kann man hierfür die anscheinend paradoxe Formel gewinnen: Das Weib weiß vielleicht nicht, wo und wie es der Mann liebt, aber es weiß, wo und wie es vom Mann geliebt wird.

Daher ist seiner Eifersucht von vornherein ein geringerer Spielraum gegeben: es kann sich der Unmittelbarkeit seines Gefühls überlassen, es erfaßt die Situation sicherer und sieht sich demzufolge weniger von den ängstlichen Schwebungen des Mißtrauens umlauert. Dazu stimmt auch das äußere Gebaren beider Geschlechter, ja es trägt noch dazu bei, das erwähnte Mißverhältnis zu steigern. Während es das zugreifende, aggressive Verhalten des Mannes mit sich bringt, daß er sich schneller entblößt und verrät, ist in der zwischen Scheu und Koketterie geteilten Gebärde des Weibes, in seinem inhaltschweren Schweigen eine Vieldeutigkeit gelegen, die der erwartungsbange Blick des Mannes nicht so bald zu durchdringen vermag.

Ein weiterer Grund für die geringere Anlage des weiblichen Geschlechts zur Eifersucht ist darin zu suchen, daß es nicht im gleichen Maße wie der Mann die unerbittliche Alternative von Einsamkeit und Verbundenheit kennt. Das Weib ist niemals so einsam wie er es sein kann, und daher hat es am anderen nicht so viel zu verlieren wie er. Den grauenhaften Übergang aus dem beseligenden Gefühl der Gemeinsamkeit in die kalte Öde des Verlassenseins, deren einzige Zeugen der Widerhall von leeren Wänden und der schleichende Schatten am Erdboden sind, die schauerliche Furcht, von der Mitwelt, ja vom Universum selber vergessen zu werden, jene Furcht, vor der die Tränen der Sehnsucht zu Klumpen harten Eises gefrieren, — sie kennt das Weib gar nicht, eben weil es, auch wo ihm äußere Erfüllung versagt bleibt, immer und ausnahmslos im anderen Menschen lebt und sich daher nicht so krampfhaft und ungestüm gegen den Gedanken wehrt, von ihm verlassen und verraten zu werden*.

*

Und nun komme ich zum letzten und tiefsten Punkte: der Frage nach dem innersten Sinn und den abgründlichsten Möglichkeiten der Eifersucht. Daß man sein Lieben auf ein einziges Individuum projiziert und daß einem eben von diesem Individuum Gegenliebe verweigert wird, die sich einem Dritten zuwendet, dies ist, so fundamental es für seine Definition wird, dennoch nicht mehr als der Rahmen des Problems. Aber wir haben im Fortgang der Analyse auch den ver-

* Vgl. auch hierzu den genannten Artikel „Eitelkeit".

borgenen Grund erspäht, der in der Begrenztheit der menschlichen Fassungskraft und seines Mitteilungsvermögens — nicht allein im Erkennen, sondern auch im Gefühl — gelegen ist. Man ist des anderen Menschen niemals restlos sicher: wenn man auch weiß, daß man von dem geliebt wird, . . . wie man von ihm geliebt wird, innerhalb was für einer Spannungsweite und Möglichkeitsgrenze, das entzieht sich jeder Erfahrung. Und nicht einmal die glückliche Induktion des Weibes vermag diese Blöße zu überdecken. Es bleibt immer eine zweite Möglichkeit, ein ungelöster Bodensatz von Mißtrauen, eine verschwiegene Spur des Argwohns, in die sich die Seele des Liebenden mit ihrem zartesten Wurzelgeflecht einnistet. Daraus entspringt die Sucht, den anderen Teil auf die Probe zu stellen, ihm durch raffinierte äußere Kunstgriffe das Geheimnis seiner Liebe zu entreißen. Diese Sucht kann sich zu frevelhaftem Wahnwitz steigern; sie kommt manchmal nicht früher zur Ruhe, als bis sie das Leben des anderen zum Unterpfand seiner Treue erhalten. Solche Menschen glauben erst dann an die Liebe, wenn der Liebende für sie in den Tod gegangen. Erst da, wo sie ihn verloren haben, beginnen sie ihn zu besitzen. Oder sie werden selber zum Mörder an ihm; wie es einen Liebestod gibt, so gibt es auch einen Liebesmord als das andere Extrem erotischen Empfindens. Die quälende Erkenntnis, die geliebte Person niemals vollkommen für sich zu besitzen, sich in ihren Besitz stets mit anderen Menschen, mit anderen Dingen teilen zu sollen, setzt sich in das ungestüme Verlangen um, die bangen Schatten solcher Möglichkeiten mit einem entscheidenden Streiche zu bannen. „Bietet dir das Verbrechen Gewähr, daß sein Opfer nunmehr dir gehört?“ wird man den Eifersüchtigen fragen. „Nein“, gibt er zur Antwort; „aber auch keinem anderen mehr“.

*

Was die Eifersucht im tiefsten Grunde ermöglicht, ist dasselbe, was die Geschlechtsliebe ermöglicht: die ausschließliche Hingabe an ein einziges Individuum und das damit verbundene Begehren nach Gegenliebe. In ihrer Größe spricht sich zugleich ihre Begrenztheit aus. Ein persönlicher Affekt hat stets ein persönliches Schicksal. Und daran bindet sich derjenige, der Gegenliebe sucht. Denn hier wird das Los seiner Leidenschaft von fremder Hand gewürfelt und der Wurf entscheidet den Pfad der Leidenschaft. Ist es einerseits das ethische, beinahe metaphysische Moment der Erotik, in der Unbedingtheit nach Gegenliebe zu begehren, daß man ohne sie des legitimen Besitzes ungeachtet keines echten Glückes teilhaftig werden kann, so wird dies Verhalten in seiner unduldsamen Spannung auf das begehrte Objekt wahnwitziger Egoismus, wenn die Gegenliebe wie ein pflichtmäßiger Tribut, wie eine zu begleichende Schuld erheischt wird. Denn das bedeutet einen unerhörten Eingriff in das höchste und heiligste Recht des Individuums, dem die grausamste Enteignung und äußere Knechtung nicht gleichkommt, es bedeutet einen Seelenmord, der den geheimsten Abgrund der Erotik, ihre furchtbarste Möglichkeit entschleiert.

*

Hierin begrenzt sich die Geschlechtsliebe gegen die religiöse Liebe, die Liebe des Mystikers und Pantheisten. Der Gottheit, dem Weltall gegenüber gibt es keine Eifersucht. Die Liebe, mit der man Gott, mit der man das Universum liebt, ist

zugleich die Liebe, mit der man von Gott, vom Universum geliebt wird. Sie trägt die erfüllende Kraft der Gegenliebe in sich selber. Denn hier ist der geheimnisvolle Punkt erreicht, den die Geschlechtsliebe ins Unendliche sucht, ohne ihn jemals ergreifen zu können: Der Punkt, an dem das rein Persönliche und das ganz Allgemeine zur Deckung kommen.

Die Wehrverhältnisse der Balkanstaaten.

Eine militärische Studie von A. Hinnenburg.

Man ist gewiß erstaunt zu erfahren, daß das neugeeinte, aber immerhin kleine Königreich Bulgarien mit seinen 3·8 Millionen Einwohnern dem Ottomanischen Reich, welches an Bewohnern über 24 Millionen zählt, militärisch als ernster Gegner gegenübergestellt wird.

Allerdings besitzt Bulgarien eine vorzügliche Armeeorganisation, ein tüchtiges Offizierskorps, das Heer ist modern bewaffnet und ausgerüstet, der Soldat gilt als tapfer, ausdauernd, von einem lebhaft ausgebildeten Nationalgefühl und von bestem Geist beseelt*.

Seiner geographischen Lage entsprechend, ist die ganze Armeeorganisation Bulgariens auf eine sofortige Verwendung aller Streitkräfte in erster Linie aufgebaut. Diese, besonders für einen Kriegsfall mit der Türkei schwer ins Gewicht fallende Tatsache bildet die Stärke der bulgarischen Armee. Ihre Schwäche ist der Mangel entsprechender Reserven und — wenn auch der Wert der Kavallerie in den heutigen Schlachten nicht mehr ausschlaggebend ist — die ungewöhnlich schwache Dotierung mit Reiterei.

Bulgarien besitzt im Frieden 9 Infanteriedivisionen, welche sich im Kriegsfalle — durch Verdopplung der Infanterieregimenter von 2 auf 4 Bataillone und Aufstellung von Reservebrigaden — auf, wenn auch schwache Korps**, mit einem streitbaren Stande von je 24 Bataillonen, 3 Eskadronen, 9 Batterien, d. i. 24.000 Mann, 450 Reiter, 36 Geschütze, erweitern.

Diesem Gedankengange entspricht auch die erst 1908 geschaffene Institution der 3 Inspektionen zu Sofia, Rusčuk und Philippopel, die im Kriegsfalle jedenfalls als Armeekommanden gedacht sind, und die Aufstellung von 3 selbständigen Kavalleriebrigaden mit zusammen 34 Eskadronen = 4500 Reitern.

Als Feldarmee, d. h. zu offensiven Operationen, verfügt daher Bulgarien, ohne dem zu Besatzungszwecken verwendeten Landsturm und ohne Ersatzformationen, über 216 Bataillone, 55 Eskadronen, 189 Batterien, ferner über 300 Maschinengewehre und 39 Festungs- und technische Kompagnien — mit 216.000 Mann, 7150 Reitern, 756 Geschützen.

Die mobile Gesamtkraft Bulgariens im Kriege kann mit 8000 Offizieren, 400.000 Mann, 90.000 Pferden und Tragtieren, 18.000 Fuhrwerken der aktiven

* Daten nach dem soeben in 3. Auflage erschienenen militär-statistischen Handbuch: Veltzé's Armee-Almanach 1908/09.

** Die Entwicklung zu vollen Armeekorps mit 32 Bataillonen wird erst zirka 1911 möglich sein.

Armee berechnet werden, wozu noch das 1. Aufgebot der Volkswehr mit zirka 36.000 Mann und das 2. Aufgebot mit 20.000 Mann hinzukommt.

Die Pferdebeschaffung stößt im Inlande auf Schwierigkeiten, doch hat die Regierung entsprechende Vorsorgen getroffen.

Die Infanterie führt zum großen Teile schon das österreichisch-ungarische 8 *mm* Repetiergewehr M. 95 System Mannlicher, einige Divisionen noch jenes M. 88; für den Landsturm sind 11 *mm* Einzellader S. Berdan II vorhanden.

Die fahrende Artillerie führt zum Teil schon das 7·5 *cm* Schnellfeuergeschütz mit Rohrrücklauf S. Schneider-Canet, M. 1903, zum Teil noch die 8·7 *cm* Kruppschen Kanonen — ebenso die Gebirgsartillerie.

Die allgemeine Wehrpflicht währt 25 Jahre (20 bis 46), doch können im Kriegsfalle auch alle Tauglichen vom 17. bis 20. Jahre herangezogen werden.

In der Türkei besteht für Mohammedaner, jedoch nur für diese, ebenfalls die allgemeine Wehrpflicht, und zwar vom 21. bis 40. Jahre, jedoch ist diese durch zahlreiche Befreiungstitel bedenklich durchsetzt; weiters sind beispielsweise alle Bewohner von Konstantinopel und Skutari, von Mekka und Medina militärfrei, die Albanesenstämme sind nur nominell dem Gesetze unterworfen.

Das Soldatenmaterial ist vorzüglich, die Aufopferungsfähigkeit basiert auf dem religiösen Moment, welches besonders bei einem Kriege gegen Andersgläubige ins Gewicht fällt.

Die Mobilisierung hat in der Türkei stets vieler Zeit bedurft, eine planmäßige Vorbereitung fehlt fast ganz, vieles muß erst improvisiert werden. Günstig ist der relative Pferdereichtum (bei allerdings minderem Material) und daß viele Formationen ihre Kriegsrüstung bei sich haben.

Das Ottomanische Reich gliedert sich in 7 Ordus (nominell Korps) und in 2 selbständige Divisionsbezirke (Hedjas, Tripolis). Hiervon haben das 1., 2. und 3. Ordu ihren Sitz in Europa (Konstantinopel, Saloniki, Adrianopel), doch stehen Truppen aller 3 Bezirke, da ihre Grenzen auch nach Kleinasien hinübergreifen, zum Teil auch dort. Die Ordus 4, 5, 6, 7 und die selbständigen Divisionen sind durchwegs in Asien, beziehungsweise Afrika disloziert (4. Erzinghian, 5. Damaskus, 6. Bagdad, 7. Sanaa).

Eine Aufrechterhaltung der im Frieden systemisierten Verbände wird aber bei einem ausbrechenden Kriege, infolge der geographischen Verhältnisse, der desolaten Kommunikations- und administrativen Verhältnisse kaum möglich sein. Es dürften daher im Kriegsfall je nach Umständen Armeen gebildet werden, jede Armee aus einer Anzahl selbständiger Infanterie- und Kavalleriedivisionen bestehen.

An Infanteriedivisionen können aufgestellt werden: 23 Nizamdivisionen Linie) à 2 Infanteriebrigaden zu 2 Regimenter zu 4 Bataillone, 20 Redifdivisionen 1. Kategorie, 10 Redifdivisionen 2. Kategorie, 6 Kavalleriedivisionen — überdies eine große Zahl besonderer Formationen. Zusammen 908 Bataillone, 583 Eskadronen, 261 Batterien, 39 technische Kompagnien mit einem streitbaren Stande von 721.000 Gewehren, 56.000 Säbel, 1566 Geschützen.

Die Gesamtkriegsstärke (Verpflegsstand) des ottomanischen Heeres — inklusive Redif 2. Kategorie, Landsturm und Freiwillige (Albanesen, Kurden, Baschi-Bozouks) ist mit 1,300.000 (höchste Schätzung 1,610.000) Mann anzunehmen. Hiervon stehen,

nachdem im heurigen Frühjahr wegen der Unruhen in Mazedonien die 21., 22. und 23. Nizamdivision und die 47. selbständige Brigade aus Redifinfanterie 1. Kategorie neu formiert wurden, vollkommen operationsbereit schon im Frieden in Europa an Nizamformationen 224¼ Bataillone, 115 Eskadronen, 176 Batterien, 38 Bataillone Festungsartillerie, Genie und Train, ferner Redif 2. Kategorie (nur en cadre) noch 156 Bataillone.

Jene Miliztruppen, die keine Friedenskader haben, erscheinen hierbei nicht berücksichtigt.

Ein Vergleich der beiderseitigen sofort verwendbaren Streitkräfte, Bulgarien als früher mobilisiert angenommen, ergibt daher — abgesehen von der Kavallerie — das Gleichgewicht auf beiden Seiten. Jeder Tag, welcher jedoch der Türkei zur Mobilisierung freigelassen wird, muß die Situation Bulgariens verschlechtern, und dieses schließlich vor eine Übermacht stellen, welcher sie unter keinen Umständen Herr werden kann. Bulgarien könnte daher einer, wenn auch nur partiellen Mobilisierung der Türkei kaum mit verschränkten Armen zusehen, denn nur beim plötzlichen Ausbruch eines Krieges stehen dem jungen Königreiche Chancen zum Erfolg zur Verfügung.

Eine Tätigkeit zur See ist kaum anzunehmen, da Bulgarien so gut wie gar nichts besitzt und die türkische Flotte in einem Zustande sich befindet, die ihr das Ausfahren nicht ratsam erscheinen lassen dürfte. Aus diesen Ursachen ist daher auch eine Landung größerer Truppenkörper an den Küsten, so verlockend sie auch erscheinen mag, nicht anzunehmen.

Faßt man die beiden Operationsziele, Sofia und Konstantinopel, ins Auge und verbindet sie durch eine Gerade, so liegen an derselben in Bulgarien Philipoppel, in der Türkei Adrianopel als jene Punkte, welche von den beiden Armeen bei Ergreifung der Offensive als erste Etappen zur Erreichung und Besetzung anzustreben wären.

Längs dieser Operationslinie wären daher entscheidende Zusammenstöße zu erwarten. Adrianopel kann von der bulgarischen Grenze leicht in ein bis zwei Tagmärschen (zirka 40 *km*) erreicht werden und es wäre immerhin möglich, daß die Bulgaren, bei ihrer zweifellos größeren Kriegsbereitschaft und beim plötzlichen Ausbruch von Feindseligkeiten, diese wichtige Stadt bald in Händen haben würden. Nur ein rascher Vorstoß von hier nach Konstantinopel (zirka 200 *km*), welcher eine Sprengung der europäischen Streitkräfte der Türkei in zwei Teile herbeiführen und das Ottomanische Reich der Möglichkeit berauben würde, ihre asiatischen Truppen heranzuziehen, könnte Bulgarien die Oberhand verschaffen.

Bei diesem supponierten Vormarsch müßte man allerdings auf einen Flankenstoß seitens der Truppen des 3. Ordu (Saloniki) gefaßt sein, ganz abgesehen davon, daß die Türkei ihrerseits die Versammlung der Truppenteile in Üsküb und Köprili wahrscheinlich zu einem direkten Vormarsch auf dem von dort bedeutend kürzeren Wege — von der Grenze nur 90 bis 100 *km* — nach Sofia benutzen würde.

Es ist eigentümlich, daß die Annexion Bosniens und der Herzegowina, wenigstens in dessen nächster Umgebung, vielleicht noch größere Reflexbewegungen hervorgerufen hat, als die Unabhängigkeitserklärung Bulgariens.

In Serbien wird angeblich seitens des Volkes die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn verlangt, der sofortige Einmarsch seiner Truppen nach Bosnien gefordert. Nun weiß aber jeder Kenner der Verhältnisse, daß gerade Serbien von allen Balkanstaaten — außer etwa Griechenland — am wenigsten kriegsbereit ist, daß seine Mobilisierungsvorbereitungen mangelhaft, die Standesführungen unvollständig, daß seine Magazine leer sind, ja daß es vielfach sogar an den nötigen Pferden und Bespannungen fehlt. Nur auf die Formationen des 1. Aufgebotes — 5 Infanterie- und 1 Ersatz-, dann 1 Kavalleriedivision — kann rechtzeitig und — selbst hier abgesehen von der Kavallerie — vollzählig gerechnet werden. Als 2. Aufgebot sind auf dem Papiere 5 Infanteriedivisionen vorgesehen, was in Summe allerdings die ganz stattliche Ziffer von 158¼ Bataillone, 47 Eskadronen, 57 Batterien, 25 Festungsartillerie-, 28 technische Kompagnien, mit einem Gefechtsstande von 160.000 Mann, 8500 Reitern, 495 Geschützen ergeben würde.

Inklusive des 3. Aufgebotes wird vielfach die Gesamtkraft des Königreiches sogar auf 300.000 Mann veranschlagt.

Doch weder 1876 noch 1884/85 gelang Serbien die vollzählige Aufstellung seiner Streitkräfte; gegen Bulgarien konnte es sogar nur mit Mühe 50.000 Mann auf die Beine bringen.

Technisch ist das Land fast vollständig, in der Pferdeergänzung in hohem Grade vom Auslande abhängig. Nur die Bewaffnung des 1. Aufgebotes ist zureichend (7 *mm* Mauser-Repetiergewehr M. 99), die Umbewaffnung der Artillerie ist erst im Zuge, das Soldatenmaterial — an sich gut und leistungsfähig — besitzt wenig Disziplin, die Autorität der Heeresleitung, das Ansehen des Offizierskorps haben besonders in den letzten Jahren stark abgenommen.

Auf das ganze Aufgebot seiner Wehrkraft kann Serbien, welches immerhin 2¾ Millionen Einwohner zählt, nur rechnen, wenn ihm hierzu entsprechend lange Zeit gelassen wird.

Eine Offensive Serbiens nordwärts kann wohl kaum in Betracht gezogen werden. Einen momentanen Erfolg könnte höchstens ein Einfall in Bosnien mit sich bringen und auch nur dann, wenn die dortige Bevölkerung dem sympathisch gegenüberstünde.

Montenegro ist in den letzen Jahren langsam vom reinen Milizheer zum Kaderheer übergegangen. Trotzdem es nur kaum ¼ Million Bewohner zählt, ist es in der Lage, im 1. Aufgebot 27.000, im 2. weitere 10.000, im ganzen daher 37.000 Mann mit zirka 60 Geschützen (überdies 40 schwere Geschütze, die der Feldarmee folgen sollen) aufzustellen. Die Bewaffnung der 1. Linie — das russische 3. Liniengewehr — entspricht allen Anforderungen, die Mobilisierung wird wesentlich durch den Umstand gefördert, daß die Leute Waffen und Ausrüstung schon im Frieden bei sich haben.

Der Montenegriner ist ausdauernd, tapfer und besonders im Gebirgskrieg heimisch. Für eine ausgreifende Offensive besteht allerdings kein administrativer Apparat, auch muß der Train durchwegs improvisiert werden.

Von den Balkanstaaten ist in Griechenland die Volkskraft zu militärischen Zwecken relativ am allerwenigsten ausgenutzt. Trotz seiner 2½ Millionen Einwohner kann es im Kriegsfalle in 3 Divisionen höchstens 48 (eventuell 60) Ba-

taillone, 18 Eskadronen, 33 Batterien, 19 technische Kompagnien mit einem Gefechtsstand von 53.000 (eventuell 70.000) Mann, 1800 Reitern, 198 Geschützen aufstellen.

Die Infanterie soll 1908 durchwegs schon mit 6·5 *mm* Repetiergewehr S. Mannlicher-Schönauer M. 1903, bewaffnet sein, auch die Umbewaffnung der Artillerie, die gegenwärtig noch 8·7 und 6·5 *cm* Kruppsche Hinterladgeschütze besitzt, ist in Angriff genommen.

Seit dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1897 hat Griechenland namhafte Opfer nicht gescheut, seine Militärmacht zu heben. Das 1904 beschlossene neue Wehrgesetz wird sich jedoch erst im Jahre 1915 ganz fühlbar machen, um welche Zeit das Königreich über ein genügendes Menschenmaterial verfügen wird. Das aktive und passive Wahlrecht der Offiziere trägt die Politik in die Reihen der Armee und beeinflußt deren Geist nicht günstig.

Die Kriegsmarine zählt nur 4 Küstenpanzer, einige Kanonen- und mehrere Torpedoboote. 1897 trat sie gar nicht in Aktion.

Auf Kreta steht die 1907 geschaffene Miliz (1000 Mann) und die Gendarmerie (1300 Mann) unter dem Befehle meist griechischer Offiziere. Die Zurückziehung der internationalen Truppen — je ein französisches, englisches, italienisches, 2 russische Bataillone — war schon zu Beginn des Jahres 1908 beschlossen.

Aus den Tagebüchern des Karl Friedrich Freiherrn v. Kübeck*).

Aufzeichnungen aus dem letzten Lebensjahre.

1855.

1. April. Herr Debraux über den Grund der Hierherreise des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten Drouin de Lys, zur Teilnahme an den Friedenskonferenzen. Der wahre Grund dürfte das Drängen auf Entscheidung und im Falle des Krieges, auf das Fortreißen Österreichs, zur Teilnahme an demselben, gegen Rußland sein.

9. April. Fürst Windischgrätz und Metternich, beide versichern, daß der Kaiser den festen Entschluß ausgesprochen habe, gegen Rußland keinen Krieg zu unternehmen. Unterredung mit Baron Bruck. Drouin de Lys soll sich sehr auf das hohe Pferd setzen und große Forderungen stellen. Bruck meint nur aus dem Grunde, um sich zum Frieden nötigen zu lassen und dadurch den französischen Kaiser den Rückzug vor Frankreich beschönigen zu helfen. Die Entente cordiale zwischen Frankreich und England scheint sehr erkaltet.

18. April. Abends Diner bei Graf Buol, wo ich Drouin de Lys und Lord Russel von Angesicht zu Angesicht schaute und von Mund zu Mund sprach, aber weder den Einen, noch den Anderen kennen lernen konnte.

Man weiß, wie die Männer aussehen, und gewinnt eine sinnliche Vorstellung von ihrer Gestalt und, da sie öffentlich handeln, so glaubt man sie nun zu kennen.

* Vgl. „Österr. Rundschau", Bd. XVI, Heft 6.

Auch Ali Pascha und der türkische Gesandte mit 10 Begleitern waren zugegen: Ali ist noch ein junger Mann von etwa 40 Jahren und ist der französischen Sprache mächtig. Er soll zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern der türkischen Regierung gehören.

23. April. Debraux, um Abschied zu nehmen. Er bemerkt, Druin de Lys und Bourqueney, seien im allgemeinen mit dem Gange der übrigens vor der Hand ausgesetzten Verhandlungen, insbesondere mit der Haltung Österreichs ziemlich befriedigt, obschon es ihrer Beobachtung nicht entging, daß die hohen Militärs der Verbindung mit Frankreich sehr abhold seien. Beide Herren verwenden sich lebhaft, den österreichischen Kaiser, auf dessen Beharrlichkeit in der französischen Allianz sie rechnen, zu vermögen, den Kaiser Napoleon offiziell zu einem Besuche und zur Besprechung nach Wien einzuladen, mit der Versicherung, daß durch eine solche Maßregel das französische Kabinett ganz und völlig für die österreichischen Ansichten gewonnen werden würde.

Debraux versichert mich, daß er seinerseits für diesen Wunsch tätig gewesen sei und insbesondere den Minister Bach ganz dafür gewonnen habe, der ihm seine eifrige Mitwirkung zugesichert. Dagegen könne die Succeptibilität des Alters des österreichischen Kaiserhauses gegenüber der jugendlichen Kaiserwürde Napoleons, keine Schwierigkeiten verursachen, da Napoleon ja auch von der Königin von England eingeladen und dort mit den höchsten Ehren und Auszeichnungen empfangen worden sei. Die Politik Napoleons sei darauf gerichtet, Frankreich wieder in den alten europäischen Verband einzuführen, die neue Dynastie unter den alten Herrscherhäusern Platz nehmen zu machen und dadurch die Revolution für immer zu ersticken, ohne die Fortschritte der Intelligenz und der vernünftigen Entwicklung der Volkskräfte zu hemmen.

Napoleon habe durchaus keine kriegerischen ruhm- und eroberungssüchtige Zwecke, und seine Politik sei einfach auf die ebenbezeichneten Absichten gerichtet.

(Man vergleiche die Versicherungen Louis Napoleons [vom Jahre 1848 und vom 2. Dezember 1852] Worte des Herrn Debraux, der offenbar von Frankreich inspiriert und benutzt wird, vielleicht auch wirklich die ganze Wahrheit aufdeckt.)

24. April. Lord John Russel ist gestern den 23. nach London zurückgereist. Unsere Börse war darüber, und weil auch die Rückreise des französischen Ministers Druin auf morgen festgesetzt ist, und man einen ungünstigen Schluß der Konferenz annahm, in sehr nachteiliger Bewegung. Abends war ich im Carltheater, wo die spanische Tänzerin Pepita ihre schlüpfrigen Sprünge produzierte, und traf dort den Grafen Buol mit dem französischen Minister Druin und Baron Prokesch, dann Ali Pascha mit Arnim in den Nachbarlogen und mit sichtbar zur Schau getragener Herzlichkeit. In später Stunde erschien noch ein Blatt der österreichischen Korrespondenz, mit der Anzeige der Abreise des englischen und des französischen Ministers und der Bemerkung, daß die beiden Minister in ihrem Vaterlande das begonnene Friedenswerk eher fördern können, und daß die Konferenz nicht als geschlossen anzusehen sei, da sie ihre Verhandlungen ununterbrochen fortführe.

Der Artikel scheint auf die Beruhigung der Börse berechnet, deren sie im allgemeinen Interesse sehr bedarf. Die bei jeder Gelegenheit wiederholten Versicherungen des französischen Kaisers von seiner Uneigennützigkeit und seiner völligen

Verzichtleistung auf Ruhm und Eroberung habe etwas stark Verdächtiges. Die Menschen, welche gewisse Eigenschaften und Bestrebungen entweder als löblich selbst von sich rühmen oder als bedenklich selbst von sich ablehnend, im Munde führen, können in der Regel gerade darum als in den Gegenrichtungen befangen angesehen werden. Sie kämpfen gegen die Besorgnis, erkannt oder erraten zu werden.

2. Mai. Graf Zichy. Mitteilungen über die Konferenzverhandlungen und die Vorschläge der Westmächte und Rußlands über den dritten Punkt der Garantien. Gortschakoff sucht seit 12 Tagen eine Audienz beim Kaiser an, die ihm bis heute nicht gewährt wurde und worüber Graf Buol die Entschuldigung mitteilte, weil aus einer solchen Audienzgewährung allerlei Folgen des Mißtrauens zu besorgen wären.

Baron Heß, der nach Galizien geht, war gestern abends bei Gortschakoff, um ihn über den Zweck seiner Reise zu beruhigen, und zu versichern, daß Österreich keinen Krieg machen werde.

Die Börse war gleichwohl sehr sorgsam und bedeutend ungünstiger gestimmt.

4. Mai. Kirchenkomiteesitzung. Sturz des türkischen Ministeriums und der Reschüd. Ruf zu Seiner Majestät dem Kaiser über die Landesvertretungen. Äußerung des Grafen Buol, „ich liebe die Sonne nicht, sie mag zweckmäßig, selbst notwendig sein, aber mich belästigt sie".

5. Mai. Übersendung meiner Bemerkungen über die orientalische Frage an den Kaiser. Graf Zichys Mitteilung über die Bemühungen des Fürsten Metternich durch den anwesenden Ali Pascha, die Türkei auf ihre Gefahren bei Fortsetzung des Krieges aufmerksam zu machen und vorzüglich von ihrer Seite auf Frieden zu dringen.

9. Mai. Fürst Metternich. Die österreichische Politik beginnt sich selbständiger zu stellen und Preußen zu nähern. Nach der Mitteilung des Fürsten wäre Drouin mit Österreich einverstanden gewesen und habe, gleich nach seiner Zurückkunft in Paris, auch den französischen Kaiser gleichgestimmt gefunden. Der Kaiser habe aber, weil England auf die österreichischen Ansichten nicht eingehen zu können erklärte, seine Zustimmung zurückgenommen, um keine Trennung in der englischen Allianz hervorzurufen und dieser Umstand sei der Grund des Rücktrittes des Ministers Drouin. Graf Buol sagte mir dagegen, dieser Rücktritt habe keinen derartigen Grund.

10. Mai. Reichsratssitzung. Ich habe, wie es scheint, mit meinen, dem Kaiser übergebenen Bemerkungen über die russisch-türkische Frage Fiasko gemacht, da ich darüber gar nichts höre. Ich hätte klüger getan, dies zu unterlassen, von dessen Erfolglosigkeit ich bei der Kenntnis der Sach- und Personenlage im voraus überzeugt sein konnte.

19. Mai. Alles ist in Österreich, sowohl für den Thron und die Dynastie, als für die Völker des Reiches verändert, und zwar nicht durch jenen unwiderstehlichen Gang der Zeit, welchem allmählich die Institutionen, die Meinungen, selbst die Monumente der Staaten weichen, sondern vielmehr plötzlich durch den umwälzenden Aufruhr des Jahres 1848 und vorzüglich durch das bei dem Thronwechsel eingetretene Ministerium Schwarzenberg-Stadion-Bach, das den Aufruhr zwar siegreich und glücklich bekämpfte, aber eine soziale Umwälzung vom Throne

aus in das Leben einführte, ohne weder den wahren Stand der Verhältnisse, noch die eigentlichen Bedürfnisse der Bevölkerung richtig und klar zu verstehen.

Durch diesen eingeschlagenen Gang, der zu lebhaft und eingreifend einherschritt, um ihn jemals mehr ganz zu verändern, fühlt sich jedermann aus seinem gesellschaftlichen Kreise hinausgetrieben oder in einen engeren eingezwängt. Alle Stellungen sind neu und für die Mehrzahl schief und unbehaglich geworden. Für die Einen, weil sie dafür nicht vorbereitet wurden, für viele Andere, weil sie ihnen aufgedrungen werden. Alle alten Einrichtungen sind teils zerstört, teils erschüttert, die neuen nicht vollendet und eingewöhnt, daher die allgemeine Unruhe, das allgemeine Mißtrauen auf die Dauer unserer Zustände, um so mehr, als die Bestrebungen nach Macht und Einfluß von den Ministern, von den Koryphäen der Armee und von der katholischen Geistlichkeit sich in allen Krümmungen und wechselnden Erfolgen geltend zu machen suchen, und die Umsturzpartei aller Nuancen fortan, bald offen, bald geheim, mit der ihr eigenen Beharrlichkeit in den verschiedensten Wandlungen und Gestaltungen tätig ist, und vorzüglich ihre Verbündeten im Staats- und Regierungsdienste zu bringen weiß. Die Finanzen sind in allen Staaten das Thermometer der Zustände. Die unsrigen müssen Bangigkeit verbreiten. Unter dem Ministerium Baumgartner hat sich zur Armeeverschwendung besonders in der letzteren Zeit die Charlatanerie und die unverschämteste Gewinnsucht dieses Zweiges bemächtigt und ihn so gründlich verdorben, daß ich sehr besorge, man werde, was man zur Heilung der Verfahrenheit auch versuchen möge, nur Maßregeln nachfolgender Reue ergreifen können.

Unsere auswärtige politische Haltung in den orientalischen Wirren scheint mir eine unklare und wankende, vorzüglich durch den Vertrag mit den Westmächten vom 2. Dezember 1854, der uns zweifelhafte Verbindlichkeiten auferlegt, und welcher die, uns von der Vorsehung angewiesene Stellung der entscheidenden Friedensvermittlung in eine schillernde Parteienverbindung versetzt, die Österreich in einen unfreiwilligen großen Krieg verwickeln kann. Ich gehöre, Gott ist mein Zeuge, nicht zu den Unzufriedenen, und bin ein treuer Anhänger der Monarchie und meines Kaisers, aber ich kann nicht blind über unsere Zustände und Gefahren sein.

22. Mai. Fürst Windischgrätz, der durch Baron Heß im Namen des Kaisers aufgefordert wurde, mit den russischen Gesandten zu unterhandeln, um sie zu bewegen, dem letzten österreichischen Vorschlag nicht entgegenzutreten, gegen die Versicherung, daß, wenn die Westmächte diesem Vorschlage wiederholt ihre Beistimmung versagen sollten, Österreich seine Neutralität erklären und sich jedes feindlichen Schrittes gegen Rußland enthalten würde.

Da Fürst Gortschakoff erkrankt ist, so habe der Fürst Windischgrätz mit Herrn v. Titof in diesem Sinne gesprochen, der sogleich darüber Weisungen von Petersburg einholen zu wollen zusagte. Man habe unsererseits den Fürsten Windischgrätz mit dieser Unterhandlung betraut, weil man russischerseits alles Vertrauen auf den Grafen Buol verloren habe. Das geschieht also im Rücken des ostensiblen Ministers, der wahrscheinlich davon keine Kenntnis hat, und vielleicht in einem anderen Sinne, im Namen des Kaisers ebenfalls Unterhandlungen pflegt.

Fürst Windischgrätz las mir ferner ein von ihm verfaßtes Memoire vor, das er dem Finanzminister Baron Bruck übergab über unsere Zustände, um sie auf

diesem Wege an den Kaiser zu bringen, da gegenwärtig Bruck der Mann des größten Vertrauens sei. So werden selbst die edleren Charaktere zu Intriganten.

23. Mai. Dasjenige, was mir gestern Fürst Windischgrätz mitteilte und wozu man seine Mitwirkung in Anspruch nahm, klärt sich mir heute durch einen allerdings sehr merkwürdigen Artikel der Österreichischen Korrespondenz auf.

Österreich wurde nach der Unterbrechung der Konferenz und, nachdem seine an die Westmächte gerichteten Vorschläge über den III. Punkt ablehnend beantwortet worden waren, zu einer mehr entscheidenden Stellung, eigentlich zur aktiven Teilnahme an dem agressiven Kriege gegen Rußland gedrängt. Jedenfalls mußte es sich erklären. Man will, d. h. der Kaiser und die Armeekoryphäen wollen keinen Krieg gegen Rußland, wozu aber der frühere Vorgang mit den Westmächten, insbesondere mit Frankreich und der Vertrag vom 2. Dezember 1854, beinahe eine bestimmte Verbindlichkeit auferlegt.

Um aus diesem Wirrsal hinauszukommen, hat man sich nunmehr entschlossen, den Westmächten den früheren Ausgleichungsvorschlag mit weiteren Begründungen wiederholt zu empfehlen und sich vorzubehalten, wenn die Westmächte ihn abermals verwerfen, sich neutral zu erklären.

Bleibt aber eine Frage; was geschieht, wenn die Westmächte den Vorschlag annehmen und Rußland ihn verweigert? Dann sind wir verrannt.

Um nun Rußland zu gewinnen, benutzt man auch die Dienste des Fürsten Windischgrätz, ein Verfahren, das geschickt genannt zu werden verdient. Besuch des Grafen Grünne.

26. Mai. Die mir übrigens bekannte Mitteilung von der freudigen Äußerung des Baron Heß bei Gelegenheit der Nationalanleihe, als der Kaiser solche gegen die Einsprache des Reichsrates genehmigte: „Endlich ist es gelungen, den Finanzkaiser (darunter meinte er mich) zu stürzen." Möge er steigen wie auf der Jakobsleiter, ich stand und stehe ihm nicht im Wege.

1. Juni. Feldzeugmeister Heß hat schon wieder ein Memoire in französischer Sprache Sur la situation politique de l'Europe, geschrieben, solches dem Kaiser vorgelegt und dem Fürsten Metternich mitgeteilt, der seine Bemerkungen darüber zu schreiben im Begriffe ist, aber kein günstiges Urteil aussprach. Ich meinerseits glaube, daß dieses Memoire, ohne es gesehen zu haben, von Hummelauer geschrieben ist, sowie jenes, über unsere Finanzen von Graf Stockau herrührte, wobei Heß stets nur den Gevatter macht.

4. Juni. Ruf zu Seiner Majestät. Die Anzeige des Erzbischofs Rauscher aus Rom über die Ursachen seiner etwas verzögerten Rückkehr und über den Stand der Konkordatsverhandlungen. Der Kaiser bemerkte mir, daß heute, und zwar soeben die Verhandlung über den Schluß der Friedenskonferenz im Zuge sei. In Beziehung auf mein Memoire vom 5. Mai* erinnerte der Kaiser, daß er ja mit dem Inhalte ganz einverstanden sei, aber daß die Verhandlungen in der bekannten Richtung und auf den angenommenen Grundlagen schon zu weit gediehen seien, um meinen Andeutungen Folge geben zu können.

9. Juni. Unterredung mit dem Erzbischofe Rauscher, der eine bemerkenswerte Schilderung von den Umtrieben der geistlichen Herren, sowohl in Rom, als

* Über das Konkordat.

auch in Österreich macht, insofern sich solche in Österreich auf Rom und die Erlangung der Priesterherrschaft beziehen.

10. Juni. Fürst Windischgrätz, der mir seine Unterredung, die ihm der Kaiser gewährte, mitteilt. Beschwerde des Kaisers über das Benehmen und die Stimmung des Adels und der höheren Standespersonen in Beziehung auf die Politik und die Maßregeln der Regierung, welche dadurch in ihrem Gange große Hindernisse finde. Der Kaiser habe sich auf Rußland berufen, wo alle Stände, sobald der Monarch einen Beschluß gefaßt, sich unbedingt demselben fügen. Fürst Windischgrätz erklärte, daß man Seiner Majestät unrichtige Mitteilungen zu machen scheine. In Rußland gebe es bekanntlich 2 Parteien in den einflußreichen Ständen: die Russische und die Deutsche, welche auf die Regierung wirken. In Österreich gebe es keine Parteien, sondern nur konservative und subversive Richtungen, wovon die letztere lediglich als jeder gesetzlichen Regierung feindlich, bekämpft und unterdrückt werden müsse. (Diese Auffassung des Fürsten paßt auf seine persönlichen Gesinnungen vollkommen, ist aber nicht dem wahren Stand der Dinge entsprechend.)

Abermalige Unterredung mit dem Fürsterzbischofe über das Konkordat. Es ist eine Armeereduktion beschlossen, welche den Militäraufwand vom Monate September angefangen um 60,000.000 jährlich vermindern soll.

11. Juni. Ruf zu Seiner Majestät. Der Kaiser bemerkte mir, er gedenke morgen den 12. nach Galizien zu reisen und etwa 4 Wochen auszubleiben. Er habe mich rufen lassen, um Abschied zu nehmen, zugleich aber mir zu eröffnen, daß Baron Bruck seine Finanzpläne bereits der Ministerkonferenz vorgelegt habe, welche auf den schon erteilten Befehl unmittelbar an den Reichsrat gelangen werden. Ebenso werde eine Arbeit des Grafen Thun über die Universitätsstudien von den Ministerkonferenzen an den Reichsrat gelangen. Über beide Gegenstände sei das Gutachten dem Kaiser nachzusenden. In Beziehung auf das Konkordat möge ich die Verhandlungen leiten, aber die Vorlagen erst nach der Rückkehr des Kaisers veranlassen.

Darauf reichte mir der Kaiser die Hand und entließ mich.

17. Juni. Fürsterzbischof Rauscher über das Konkordat. Fürst Metternich. Mitteilung eines Briefes seines Sohnes Richard aus Paris, über ein Gespräch, das der Kaiser Napoleon am 21. Mai mit dem jungen Fürsten führte, der bei dem Kaiser zu einem Diner geladen war und nach demselben über verschiedene, gleichgültige Gegenstände befragt, auch auf die österreichische Politik gebracht wurde. Der Kaiser versicherte, daß er den größten Wert auf die Allianz mit Österreich lege, aber von Österreich mehr Entschlossenheit wünsche. Er begreife, daß Österreich, welches noch nie mit Rußland in einen Krieg verwickelt war, etwas vorsichtig einen solchen Schritt bedenke.

Allein man überschätze die Macht Rußlands. Allerdings (und hier sei der Kaiser lebhaft geworden) habe Rußland in Polen ein starkes Heer versammelt und die dort befindlichen Festungen gut besetzt und ausgerüstet, in der Art, wenn es dort zu einem Kampfe käme, derselbe sehr blutig enden würde. Man vermeide aber diesen Kampf und Österreich führe seine Armee nach Kiew, teile so die russischen Kräfte und schlage sie.

Der junge Fürst nahm diese Äußerung mit Stillschweigen auf. Man sieht, wie

der Neffe Napoleons sich gerne mit Feldzugsplänen beschäftigt und wie sehr er den Drang nach dem Helden in sich trägt. Unser Zeitalter ist in das Stadium eingetreten, in welchem zivilisierte Völker das Verständige und einfach Große überschreiten und in dem Außerordentlichen, Abenteuerlichen überschnappen.

20. Juni. Kirchenkomitee, in welchem der Fürsterzbischof Rauscher die formulierten Ergebnisse seiner Besprechungen in Rom über das abzuschließende Konkordat vortrug und mit seinen Bemerkungen erörterte.

24. Juni. Besuch bei Fürst Metternich, dessen Schwester, die Herzogin von Württemberg, im 84. Lebensjahre gestern um 1 Uhr Nachmittag gestorben ist.

Auf meine Worte der Teilnahme erwiderte der Fürst mit bewegter Stimme: „Wenn ein Bruder von 82 Jahren über den Tod einer Schwester von 84 Jahren, die sanft, ohne Krankheit und Schmerz in das Jenseits einging, eine Klage erheben wollte, so würde er sich gegen Gott versündigen."

25. Juni. Besuch des Sektionschefs Baron Czörnig, dessen Mitteilungen über die nicht allein beabsichtigte, sondern bereits eingeleitete Überlassung der lombardisch-venezianischen Staatsbahn an eine französisch-englisch-österreichische Gesellschaft, an deren Spitze das Haus Rothschild steht.

Man sei nur über die Ziffer noch nicht einig, zu deren Ausmittlung eine Kommission, bestehend aus Bevollmächtigten der Gesellschaft, dem Oberingenieur Schmid (Handelsministerium) und dem Ministerialrat Baron Schlechta (Finanzministerium), gestern abgesendet wurde.

Bruck, der sich sehr energisch gegen die Überlassung der Nordbahn* an die französische Gesellschaft aussprach, betreibt im Widerspruche mit sich selbst nunmehr das ähnliche Geschäft mit der für das Staatsinteresse ebenso wichtigen lombardisch-venezianischen Bahn. Czörnig findet die Begründung dieses Vorgangs in dem Wunsche des Baron Bruck, die von ihm im Einverständnisse mit den italienischen Regierungen bewirkte und von einer Triester Gesellschaft auf Aktien übernommenen Bauten der italienischen Zentralbahn in die Hände Rothschilds & Komp. zu bringen, da die Triester Gesellschaft in Agonie verfiel und die italienischen Regierungen sich zurückzuziehen beginnen. Die erwähnte Zentralbahn soll aber für die militärischen und merkantilen Interessen Österreichs in Italien von besonderem Vorteile sein. Mein Urteil bleibt verschoben, bis mir alle Gründe und Umstände bekannt sein werden.

27. Juni. Kirchenkomitee. Mitteilung des Grafen Buol, daß er für meinen Neffen Louis eingeschritten sei, um ihn zum Ministerresidenten in der Schweiz zu befördern. Spannung zwischen Österreich und den Westmächten. Note des Grafen Buol über die letzten Vorschläge Österreichs, als Antwort auf die Erklärungen des französischen Ministers des Äußern Grafen Walewski, und als Rechtfertigung der Haltung Österreichs.

Niederlage der französisch-englischen Truppen vor Sebastopol am 18. Juni, dem absichtlich gewählten Erinnerungstag an die Schlacht von Waterloo.

General Baron Marenzi und sein Ersparungssystem, von dem er versichert, daß durch dessen geschickte Anwendung eine Verminderung des Militäraufwandes von 20,000.000 fl. bewirkt wird und schon mit 12,000.000 fl. bewirkt worden sei.

* Nördl. Staatsbahn.

28. Juni. Armeebefehl Seiner Majestät des Kaisers über die Reduktion der Armee. Reichsratsitzung. Zunftstreit zwischen den Professoren- und den Doktorenkollegien an der Wiener Universität.

13. Juli. Ruf zu Seiner Majestät den Kaiser, der mich sehr gnädig empfing und verschiedene Geschäftsgegenstände besprach.

Es ist eine merkwürdige Wendung in der äußeren Politik eingetreten, und der französische Kaiser und die englische Regierung mit Tadel überschüttet, die man bis in die neueste Zeit so merkwürdig hätschelte.

22. Juli. In Wien große kirchliche Feier; Prozession und abends Beleuchtung zur Verherrlichung der dogmatischen Erklärung der Unbeflecktheit der Empfängnis Mariä.

4. August. Konferenz bei Seiner Majestät. Graf Buol, Bach, Thun, Salvotti, Erzbischof Rauscher und ich, in Angelegenheiten des Konkordats.

6. August. Um 10 Uhr Reichsratsitzung über die Finanzvorschläge des Baron Bruck; um 1 Uhr Konferenz bei Seiner Majestät, in Angelegenheiten des Konkordats.

Schlaganfall des Baron Buol* in Baden.

9. August. Reichsratsitzung über die Finanzvorschläge des Baron Bruck mit seiner Beiziehung.

11. August. Reichsratsitzung. Im Anfange der Sitzung wurde das Protokoll über die Finanzsitzung vom 9. August vorgelesen und unterzeichnet; der Finanzminister Bruck wird von dem Kaiser, dem Feldzeugmeister Baron Heß und vielen Anhängern, die er zählt, als eine leuchtende Sonne begrüßt.

Mir fällt dabei stets der Zweifel Franklins ein, ob diese Sonne eine aufgehende oder eine untergehende für Österreich sei.

18. August. Geburtsfest (25.) Seiner Majestät des Kaisers. Hochamt bei Sankt Stefan, dem auch mein Sohn Max in seiner neuen Eigenschaft beiwohnte.

Unterzeichnung des Konkordats durch die beiden Bevollmächtigten, Cardinal Viale und Erzbischof Rauscher. Der Kardinal Viale erhielt heute das Großkreuz des Sankt Stefans-Ordens, das ihm Graf Buol nach dem Hochamte zu überreichen hatte.

Um $4^1/_2$ Uhr war ein Festessen bei dem Erzbischof, der einen apologetischen Toast auf den Kaiser ausbrachte.

Die Choleraepidemie in sehr flagranter Weise in den Vorstädten und den Umgebungen Wiens, vorzüglich auf der Wieden. Seit ein paar Tagen auch in der inneren Stadt.

23. August. Reichsratsitzung, mit den beiden Ministern Thun und Krauß, über die Unterrichtsfrage in der juridischen Abteilung.

26. August. Aufwartung in Schönbrunn bei dem Herrn Erzherzog Karl Ludwig, neu ernannten Statthalter in Tirol. Ein talentvoller, hoffnungsreicher, junger Mann.

1. September. Baron Kempen; dessen fortwährender Kampf gegen die Eingriffe des Ministers Bach in das Polizeigebiet.

2. September. Abreise Seiner Majestät des Kaisers, vorerst nach Steiermark zu einem Jagdbesuche bei Erzherzog Johann und sodann nach Ischl.

* Baron Buol-Bernburg, Reichsrat.

Katalanische Eindrücke.

Von Oskar A. H. Schmitz.

Auf die Gefahr hin, unwissenschaftlich zu sein, will ich den Sammelbegriff „lateinische Rasse" gebrauchen. Franzosen, Italiener und Spanier bilden nun einmal eine Gemeinsamkeit, die unfaßbarer, aber tiefer ist, als ihre sprachliche Verwandtschaft. Es ist nicht zu entscheiden, auf welchen Ursachen diese Einheit beruht, wenn ich daher das Wort „lateinische Rasse" gebrauche, so soll es nur als ein zusammenordnendes Zeichen gelten, ohne den Anspruch, eine Einheit des Blutes unter jenen drei Völkern auszudrücken, die lateinische oder romanische heißen. Neben vielem anderen Gemeinsamen fällt bei ihnen eine ähnliche Suggestibilität auf, die freilich verschiedenartig modifiziert erscheint. In jenen rauhen, freudlosen Tafelländern Kastiliens mag sie das wilde Blut einer ungebändigten iberischen Urbevölkerung zum Fanatismus gesteigert haben; in Frankreich hat der gallische Einschlag in der frühen Latinisierung jene leichtherzige, geschmackvolle Zivilisation hervorgebracht, die zwar Bosheit und Eitelkeit, nicht aber dauernde Grausamkeit und Rachsucht aufkommen läßt, die sich in all ihren Verirrungen schnell wieder der Gerechtigkeit und des „bon sens" erinnert. In Italien hält ein ungemein glückliches Klima die Menschen in steter Nähe bei der Natur und macht sie dankbar und gütig. Die günstige Lage ließ sie die Erbschaft von Hellas antreten, durch die Jahrhunderte bewahren und immer wieder erneuern. Eine das ganze Volk durchdringende künstlerische Disposition ebnet hier die Widersprüche und legt den Leidenschaften natürliche Zügel an.

Solche Bindungen fehlen in Spanien, dem die lateinische Kultur stets nur ein Firnis war. Die einzige wahrhaft intensive Kultur, die es hier gab und die dem halbafrikanischen Land mit seinen wüsten Ebenen und oasenähnlichen Küsten entsprach, die maurische, wurde von den katholischen Königen jäh ausgerottet. Die Moschee von Cordoba ist dafür ein Symbol: in das Dickicht eines phantastischen arabischen Säulenwaldes hieben plumpe Hände eine Lichtung, um darin den an sich nicht unedlen, aber hier ganz und gar verfehlten, rechteckigen Bau der Capilla Mayor im Renaissancestiel zu errichten.

Spanien hat, wie Deutschland, seine großen Männer gehabt, aber keine große Kultur. Das Volk ist unliebenswürdig geblieben, das Land unwirtlich. Wie bei uns (und sonst nirgends in der Welt) wird der Fremde angeglotzt und wegen seiner Sprache verlacht. Wirklich kultivierte Völker erblicken in dem unvollkommensten Versuch, ihre Sprache zu sprechen, eine Schmeichelei. Wenn die Spanier in ihren Nachteilen stark an Deutschland erinnern, so sind die Vorzüge beider Völker so verschieden wie möglich. Deutsche Intelligenz, Verläßlichkeit und Tüchtigkeit dürfte man viel eher in dem aufstrebenden Italien finden.

So ungefähr waren meine Eindrücke, als ich vor drei Jahren Andalusien und Kastilien kennen lernte. Wie erstaunt war ich, dieses Jahr an der Ostküste der Halbinsel ein ganz anderes Volk kennen zu lernen, das gewissermaßen eine Mischung der drei großen lateinischen Völker darstellt. Wenn man an einem Frühlingsabend in Barcelona ans Land steigt und sich in das abendliche Treiben der Rambla verliert, so umtönt einen die aus Südfrankreich vertraute katalanische (provençalische)

Sprache; rechts und links ziehen sich unter schattigen Bäumen endlose Stände von Blumen hin, Rosen, Lilien, Narzissen in allen Farben; die Frauen schmücken sich damit das Haar und tragen sie in den Händen wie in Sevilla, manches übermütige Mädchenlippenpaar faßt eine Nelke am Stiel oder ein junger Mann hat sich eine Blume hinters Ohr gesteckt. Am Horizont, jenseits einer reichbebauten Huerta, liegt in rotvioletten Tönen, wie sie sonst nur Italien kennt, ein edelgeformtes Gebirg mit weißen Dörfern und Landsitzen.

Touristen, die nach der Lokalfarbe lüstern sind, behaupten verächtlich, die katalanische Hauptstadt Barcelona sei nicht spanisch. Meinetwegen; jedenfalls ist sie unglaublich romanisch, mediterraneisch. Geht man tagsüber in den sonnigen, reichbegrünten Straßen umher, so kann man häufig folgendes Schauspiel erleben, das französischen Geschmack, spanische Würde mit italienischer Unbefangenheit verbindet: ein paar herumziehende Violinisten und Flötenspieler, wie man sie überall sieht, haben sich auf einer Bank niedergelassen und improvisieren ein kleines Straßenkonzert. Vorübergehende bleiben stehen, plötzlich fassen sie sich an den Händen, bilden einen Kreis und tanzen mit merkwürdig kunstvollen Schritten, während sie sich kaum von der Stelle zu bewegen scheinen, zu jener etwas dünnen, trockenen, aber ungemein rhythmischen Musik, den katalanischen Volkstanz, die Sardana. Um den Kreis bildet sich bisweilen konzentrisch ein zweiter, um diesen ein dritter. Bäckerjungen stellen den Brotkorb zur Seite, Ladnerinnen vergessen für einen Augenblick die Hutschachteln, Schuhputzer entledigen sich ihres schwarzen Kastens, Dienstmädchen verschieben ihre Einkäufe, ja schwächliche blasse Brillenmenschen aus den Schreibstuben und ältere Handwerker in langen Kitteln verweilen, um einige Minuten mit ganz Unbekannten in gemeinsamen Rhythmus zu leben und dann wieder an ihr Tagewerk zu gehen.

Barcelona ist die größte und modernste Stadt Spaniens mit einer ungeheuren revolutionären Fabriksbevölkerung, und dieses allgemein großstädtische Element fälscht ein wenig ihren katalanischen Charakter. Am echtesten ist er wohl noch auf der Insel Mallorca zu finden, deren der Riviera ähnliche, doch weniger bedeutende Küsten immer mehr Fremde anziehen, die in der Hauptstadt Palma bereits ein Grand Hotel mit allen europäischen Annehmlichkeiten finden. Das Innere der Insel ist ein unübersehbarer Komplex von Landgütern (fincas), deren riesenhafte Feigen- und Johannisbrotfruchtbäume ihre Kronen über die breiten Landstraßen beugen. Bisweilen sperren Herden von schwarzen Schweinen und schlanken braunen Ziegen den Weg. Wagen von eigentümlicher gleichartiger Form eilen vorüber, alle omnibusähnlich mit Längsbänken, aber von verschiedenster Ausstattung: klapperige Postkutschen, leichte Gefährte aus lichtem Holz und gelbem Flechtwerk und stattliche dunkellackierte Equipagen mit weiß behandschuhten Dienern.

Die Stadt Palma liegt, von vielhundertjährigen Mauern umgürtet, abgeschlossen wie Ragusa und erinnert in ihrer Einsamkeit an Korfu. Repräsentable alte Paläste mit überstehenden Dächern bilden die schmucklosen und doch nicht unfreundlichen Wohnungen der teilweise sehr begüterten Adelsfamilien, unter denen sich viele Carlisten befinden. Ein einfacher Patio, in dem nachts eine Laterne brennt, und breite Treppen führen in die geräumigen luftigen Wohnungen mit dem einfachen, etwas vierschrötigen, primitiv behaglichen Gerät. Da sitzen die vornehmen, aber

ganz kleinstädtischen Leute sich zeremoniös auf Schaukelstühlen gegenüber und schwatzen Stunden lang von ihren geringfügigen Angelegenheiten, wundern sich, daß Fremde kommen und verstehen nicht, was sie hier wollen. Manche haben herrliche Landsitze mit üppigen Gärten und Ausblicken auf das Meer; da hausen sie monatelang in vollkommenem Nichtstun und leben ohne irgendwelche Interessen in graziös liebenswürdigen Formen von dem Reichtum, den der Boden mühelos spendet.

Abends versammelt sich seit vielen Generationen die Gesellschaft auf dem Paseo del Borne, den neuerdings eine törichte Bureaukratie offiziell, aber ohne jeden populären Erfolg, Calle de la Constitution umgenannt hat. Dort geht man zwei Stunden lang auf und ab, oder sitzt auf den Steinbänken und schaut den Wandelnden zu. Die zwei Reihen bequemer Gartenstühle stehen werktags leer; nur der Konsul und ich benutzen sie als üppige Fremde; die Einheimischen, auch die Reichen, geben nur an Sonntagen die 15 Centimos für einen Platz aus, was allerdings bei kinderreichen Familien sich schnell summiert. Oft geht man ins Teatro lyrico, einem beispiellos öden geräumigen Bau, in welchem der unvermeidliche Kinematograph wütet und diesen abgeschlossenen Insulanern Kunde gibt von Überschwemmungen in Moskau, Vereisungen des Niagara, Fuchsjagden in Windsor, amerikanischen Detektivgeschichten und französischen Familienszenen. Der teuerste Platz kostet 40 Centimos. In den Logen sitzen die großen Familien, unter denen die unzähligen hübschen Nichten des derzeitigen, aus Palma stammenden Ministerpräsidenten Maura auffallen.

Die Frauen sind von rührend provinzialer, anspruchsloser Eleganz und ungemein zierlich; bei weitem am hübschesten sind die vom Land hereingekommenen schlanken Dienstmädchen mit kindlichen Gesichtern, langen, locker geflochtenen Zöpfen, dem sogenannten Rebosillo, einem lieblichen Kopftuch aus weißem Tüll, und einem etwas großmütterlichen Schal, unter dem die schmalen Unterarme hervorragen. Diese Mädchen gehören in patriarchalischer Art zur Familie und sitzen im Theater mit in den Logen. Sie sind keine mit Mißtrauen betrachteten Proletarierinnen, sondern man weiß, woher sie kommen, wohin sie gehören und was sie wollen. Manche werden verführt, und, wenn sie Glück haben, als Maitressen der reichen jungen Herren in ein weißes freundliches Häuschen am Meer in der Vorstadt Katalina gesetzt. Zu beiden Seiten des Borne erstrecken sich Klubs, vor denen sich den ganzen Tag die Männer in Schaukelstühlen wiegen und ein beneidenswertes Geschick im seligen Nichtstun zeigen, offenbar ohne sich im geringsten zu langweilen.

Alles auf dieser glücktichen Insel atmet Zufriedenheit, Einfachheit, Anspruchslosigkeit. Auch die Armen, die auf den Fincas arbeiten, brauchen sich der Fruchtbarkeit des Bodens wegen nicht zu schinden. Elend gibt es nicht; Nervosität natürlich auch nicht. In genügsamer Unwissenheit leben die Menschen dahin. Nicht jeder in den adeligen Klubs ist des Spanischen mächtig, die herrschende Sprache ist der mallorkinische Zweig des Katalanischen. Ich habe nirgends so sehr empfunden, was „Glück" ist, und wie sehr der moderne Nordländer die Fähigkeit dazu verloren hat. Die hübschen weißen Dampfer, die nach Barcelona, Algier, Valencia und Marseille fahren, erwecken in diesen Menschen, die allabendlich auf die Mole gehen, um sie abfahren zu sehen, nicht die mindeste Sehnsucht. Nur Geschäftsleute und Touristen benutzen sie. Es ist auch kein Import möglich. An der Bedürfnis-

losigkeit dieser zwar zahlungsfähigen Menschen, die sich an ihrem altväterischen Behagen genug sein lassen, scheitert der Erfindungsgeist moderner Reklame.

Dieses primitive, harmlose Volk ist stets unkriegerisch gewesen. Ohne eigene Geschichte, aber auch ohne zu Erniedrigungen gezwungen zu werden, ließ es sich von Römern, Vandalen, Byzantinern, Mauren, Aragonesen und Engländern beherrschen. Noch heute werden ihnen die Offiziere vom Festland geschickt; die Mannschaften brauchen auch im Kriegsfall die Insel nicht zu verlassen.

Hier ist alles Anmut ohne Größe, doch verhindert die Einfachheit des Lebens sichtlich die Verweichlichung und eine gemäßigte Arbeitsamkeit der Mittelklasse und des Volkes spricht aus der reichen Bebauung der Insel. Italienische Grazie und Naivität vereint sich mit französischer Gesellschaftlichkeit. Spanisch ist hier nichts mehr, man findet nichts von der kalten Grandezza des Kastilianers oder der oft frechen Genüßlichkeit des Andalusiers, aber auch nichts von der ärmlichen Mühsal und sozialen Unzufriedenheit des kontinentalen Katalaniers. Gern vermißt man jenen sprichwörtlichen spanischen Stolz, der nur auf Unwissenheit und Ohnmacht beruht. Diese Menschen sind bescheiden und darum sympathisch. Ruhig fließt ihnen das Leben hin, weil ihre Bedürfnislosigkeit sie vor Enttäuschungen schützt. Ich werde wohl mein Leben lang freundlich an die Abende auf dem Borne zurückdenken, wo ich dem liebenswürdig-förmlichen Liebeswerben dieser Menschen zusah. Dem jungen Manne ist es erlaubt, dem auserwählten Mädchen allabendlich zu folgen, ist er ihr sympathisch, so wird sie eines Abends auf dem Balkon erscheinen. In einem Brief bittet er sie um nähere Beziehungen (pedir relaciones). Ist das Mädchen brav (und sie sollen es fast alle sein), so fragt es seine Mama, was sie davon hält. Im günstigen Falle darf nun der Novio abends unter den Balkon kommen oder ans Gitterfenster treten, und beide können sich näher kennen lernen. Erweisen sich die Beziehungen als dauerhaft, so wird dem jungen Mann, besonders wenn die Hochzeit sich aus irgendwelchen Gründen hinausschiebt, eventuell ein Stuhl vors Fenster gesetzt. Häufig zerschlagen sich solche Verhältnisse und ein Mädchen kann, ohne Schaden gelitten zu haben, ein neues beginnen. Es ist glaubhaft, daß zwischen so einfachen, wenig differenzierten Menschen die Ehen meist glücklicher ausfallen als bei uns; es genügt, daß man sich über seine allgemeinen Charaktereigenschaften und Neigungen durchs Gitterfenster summarisch verständigt hat. Nirgends in der Welt sind die kleinlichen Notwendigkeiten des bürgerlichen Daseins so liebenswürdig und poetisch geordnet, ohne daß dabei zu unechten Mitteln und unlauterer Romantik gegriffen wird.

Aber auch eine Lebewelt gibt es auf dieser Insel: junge Leute zwischen 15 und 50 Jahren, die sich abends in den Kaffeehäusern und Klubs herumräkeln, nach Theaterschluß den auswärtigen Varietékünstlerinnen, die bisweilen hier gastieren, durch die Straßen nachziehen, ihre Haupterlebnisse aber wohl in jenen auf der ganzen Halbinsel existierenden Casas de compromiso haben. Auch dort zeigt sich die angeborene Liebenswürdigkeit des Volkes: nichts von jener französischen Rosserie, nichts von jener Taktlosigkeit, die man in Deutschland an ähnlichen Orten zu treffen pflegt, sondern Grazie, Heiterkeit und die unübertreffliche Cortesia, welche gegenseitige Komplimente nicht verschmäht, da sie eine feine im Norden unbekannte Menschlichkeit hineinzulegen weiß.

Leider habe ich Valencia noch nicht gesehen; aber ich bin mit vielen Bewohnern und Bewohnerinnen dieser Stadt zusammengetroffen. Bei ihnen lernte ich Spanien lieben. Immerhin in das europäische Leben mehr einbezogen, als die Mallorkiner, sind sie auch jenem etwas hartnäckigen, großsprecherischen Katalanismus von Barcelona fremd, der sich politisch, und was schlimmer ist kulturell vom kastilianischen Zentrum befreien will. Die Sprache der Valencianer ist der dritte Zweig der katalinischen Mundart, und wenn ich ihren Worten meiner valentianischen Freunde glauben und aus ihrem Wesen weitere Schlüsse ziehen darf, so muß ihre Stadt die freundlichste der Halbinsel sein.

Chronik.

Lyrik.

Es geht gar wirr durcheinander, wenn man den Zufall in der Zusammenstellung von Gedichtbüchern walten läßt. Nicht einmal der Reim bindet sie, denn Erika Rheinsch streut ihn nur ganz spärlich über ihre „Tragödien und Festgesänge der Blumen und Bäume" aus (Verlag von Heinr. Demuth in Frankfurt a. M.). Die Liebe zum Leben, zur Natur und zum Weibe, oder wo es sich um Dichterinnen handelt, zur Natur und zum Manne ist die einzige Gemeinsamkeit. Und wenn ich hier in bescheidener Kürze jedem der acht Bändchen, die sich von allen Seiten bei mir eingefunden, ein paar Worte auf den mühevollen Weg gebe, so bin ich mir wohl bewußt, kritisches Stückwerk zu tun. Aber die Fülle der Erscheinungen zwingt den Freund der Lyrik, auch den fleißigsten und wärmsten, zur Stilisierung seiner Eindrücke.

Welche friedlich-berauschenden Seligkeiten mögen durch die Seele der Erika Rheinsch gegangen sein, als sie ihre wunderbaren Hymnen gestaltete. Kann sich eine urteilende Paraphrase auf diese Höhen schwingen? In diese Lüfte, die der Atem der Alpenrose so süß erschüttert, die angefüllt sind mit dem Jauchzen eines überreich blühenden Apfelbaums, mit der Sehnsucht einer sonnendürstigen Palme und den Klagen des zerrissenen Efeus? Ist es nicht ehrlicher zu sagen: lest alle in dieser zauberischen Naturgeschichte, die ihre Fäden in feinen Geweben in unser menschliches Sein herüberspinnt! Ihre Sprache ist wie eine unendliche Melodie, die hin und her schaukelt: man muß stundenlang in den Kelch einer Lilie geschaut, dem leisen Rauschen des Meeres gelauscht haben, um die Wirklichkeit dieses unwirklichen Buches würdigen zu können. Die Liebe des heiligen Franziskus zu Sonne und Mond, zu Erde, Feuer und Wasser wiederholt sich hier in einer Frau, die nun freilich auch den geliebten Mann mit einschließt in ihren reichen und doch keuschen Dichterhimmel. Hat ihre Form die kostbaren Reize Hölderlinscher Hyperionprosa und antiker Maße, so singt Alfred Huggenberger „hinterm Pflug" (Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld) sein schlichtes Lied in gebräuchlicheren Strophen und Reimen. Ein Bauer scheint er zwar geblieben zu sein wie seine Väter, aber seine Sehnsucht ruft eifriger nach stillen Stunden in der Kammer als nach den schweißigen auf dem Felde. Und so steigt nicht der herbe Dampf der zerrissenen Ackerscholle aus den Versen, sondern die rührende Resignation eines dichterisch begabten Mannes, dem sich auf jeden „Pfad der Mühe des Glückes wunderbarer Schein" legt. Er verharrt im Kreise des angestammten Berufes, weil er eingesehen hat, daß man darin gütig und tüchtig sein darf wie in allen anderen, und weil die Liebe einer treuen Weggefährtin über den Berufen steht. Nicht immer gelingt ihm die Urtümlichkeit des „Volkstons" und man wird manchmal nur äußerlich an die ewigen Lieder erinnert, aber wenn er beispielsweise den Winter lobt, der selbst den Kaiser angreift und ihm den Bart gefrieren macht, so freut man sich des hübschen derben Einfalls. In sich vollendet ist die zarte Ballade vom Wundergartentraum, und einen wahrhaft unträumerisch-kecken Landsknechtsgesang stimmen seine Rechbergschen Reiter an; die beiden Gedichte bezeichnen etwa die Grenzen und den Umfang seines Könnens, der nicht alltäglich ist.

Mit Elisabeth Paulsen tritt vielleicht die erste Dichterin auf den Plan, die im Feuer des modernen Lebens gehärtet ist. Gewiß hat auch Margarete Beutler, die nun seit Jahren schweigt, die tendenziösen Emanzipationsgelüste von ihrer Schwelle gewiesen, um künstlerisch rein zu bleiben, aber das geistige Moment, das unsere vorwärtsstürmende Zeit kennzeichnet, hatte in ihr noch nicht triumphiert; sie war Gefühl und war stark im Gefühl. Elisabeth Paulsen aber zieht uns an als neuer Menschheitstypus, obgleich auch sie durchaus frauenhaft bleibt. Ihr Stolz aber begnügt sich nicht mit der Mutter- und

Gattenliebe, er hebt sein Haupt zu Licht und Luft empor, wo reife Geister Ausschau halten und atmen. Ihre Lust geht ins Weite, Weiteste, wenn sie auch gern in die Enge des verschwiegenen Liebesglückes zurückkehrt. In ihrer „Jungfrauen-Beichte" (Verlag von Bensheimer in Mannheim) stehen die guten Gedichte so eng gedrängt, daß wir mit immer wachsendem Erstaunen von einem zum anderen hinübergleiten. Kein Rhythmus ist ihr fremd, sie schafft Vers- und Strophenbilder aus dem Vollen, und nirgends prahlt sie mit einer Phrase. Richard Dehmel mag Einfluß auf sie gehabt haben, doch ist sie Zeile für Zeile frei von ihm. Ich denke, wir werden uns mit ihrer Persönlichkeit noch oft beschäftigen müssen, vor deren Blick und Hauch ganze Dutzende weiblicher Dichterlinge Reißaus nehmen müssen. Eindrucksvoller und knapper als in ihren „Karyatiden" ist das Verhältnis von Mann und Weib kaum vorher geschildert worden:

Prüft nicht, Atlanten, verächtlichen Blickes
Unsre zarten Schultern und Hände.
Das kleine Werk, wir bringens am Ende
Den Göttern zum Opfer, wie ihr das große.
Tragt ihr stolz auf Simsonslocken
Steinern Gewölbe wie eine Krone,
Seht, empor zum Götterthrone
Heben wir den krönenden First.

Nur die Simsonslocken wollen in die griechische Architektur nicht passen.

Emil Faktor hat am Baume seines lyrischen Schaffens neue „Jahresringe" angesetzt (Axel Junckers Verlag in Stuttgart). Eine weiche traumfrohe Männerseele versucht da das brutale Leben zu zwingen. Er ist bei aller Glut kein glücklicher Liebhaber und auch seine „Nachtgedanken", so tyrannisch sie klingen, werden nicht die Kraft haben, den widerstrebenden Willen der Geliebten zu brechen. Er leidet an der Realität, wird mit der Welt nicht fertig. Er glaubt nicht an sich („Besiegt") und vermag darum niemand glauben zu machen. Doch ob man ihm auch auf lauter Gasse Wunden schlägt, er hat ein Reich der Stille, das er mit mildem Szepter beherrscht. Dort stört sein Ungeschick nicht, dort greift er nicht erst nach den Glockensträngen, wann „längst die Glocken in die Tiefe fielen", dort sinken ihm die Hände nicht vor Ermattung, denn dort darf er träumen. Mit Träumen stößt man an keine Mauer an, so lange man in ihrem Lande bleibt. Und er hat sogar Genossen, die Morgen für Morgen mit ihm im Parke sitzen und in den Sand zeichnen: jeder unter seinem Baum, jeder tausend Meilen vom nächsten entfernt. Mir hat dies menschliche Stilleben („Träume") nicht nur innerhalb der „Jahresringe" am besten gefallen; es trägt so viel suggestive Kraft in sich, daß es in jeder Umgebung als köstlich empfunden werden muß.

Max Dauthendeys Kunst prangt nun in sommerlicher Reife. Liebe ist sein Wesen und sein Schaffen. „In sich versunkene Lieder im Laub" nennt er seinen letzten verschwenderisch reichen Band, der auch bei Axel Juncker in Stuttgart erschienen ist, dem Hort und der Zuflucht der Seltsamen und Einzigen. Der Titel klingt fürs erste erquält, aber beim Lesen spürt man seine natürliche Berechtigung. Es ist wirklich, als habe der Dichter sich mit seiner siebentönigen Flöte in die dichten Zweige einer deutschen Linde gesetzt und hier mit den Vögeln um die Wette gesungen, unbekümmert um die Wirkung und um den Preis. Das Lied, das aus der Kehle dringt, ist ihm Lohn genug. Und weil er so abseits schafft, schaut er mit eigenen Augen, entdeckt er neue Gebiete. Die Mannigfaltigkeit seiner Gleichnisse hat kaum irgendwo ihresgleichen, und es scheint, als rede er eine uns fremde Sprache: so angefüllt mit Wunderworten ist sein Buch. Dabei gleitet der Vers, der Reim, der Satz, der Gedanke in selbstverständlicher Einfachheit von seinen Lippen. Das Geheimnis der künstlerischen Naivetät ist ihm offenbar. Fünfviertelhundert Gedichte, deren keines den Widerspruch oder ein Kopfschütteln erregt, die alle zur Verherrlichung der Geliebten und nur einer Geliebten ersonnen sind, wiegen schwer wie ein ganzes rechtes Dichterleben. Möchten die keuschen Gesänge aus dem Laubverstecke herausschallen, möchten sie in die Ohren der Menschen eingehen und den Seelen sagen, daß die Quellen deutscher Dichtung heute noch so üppig springen und lieblich rauschen wie jemals. Wie vollgesogen von den Reizen der Nähe und dem Zauber der Ferne sind die paar Zeilen:

Wir saßen am Feldrand und sahen ins Land,
Die Erde schien ausgestreckt wie eine schwielige Hand,
In ihren Runzeln und Hügeln ein Haus manchmal stand.
Die letzte Sonne sah uns ins Gesicht,
Sie färbte uns bräuner mit bronzenem Licht;
Wir wurden wie Köpfe, die man auf Münzen sticht.
Dann versanken die Bäume und wichen aus,
Die Felder verlöschten, es schwand Dorf und Haus,
Und die Mondsichel wuchs aus den Ähren heraus.
Es raschelt im Korn und knirscht noch ein Stein,
Es fielen noch Rufe ins Dunkel hinein, —
Dann durften wir Schulter an Schulter im Endlosen sein.

Wie eindringlich schiebt sich im drittletzten Vers ein doppeltes Präsens zwischen alle die Imperfekte hinein, und mit welcher großzügigen Breite kündigt sich in den fünf (statt vier) Schlußhebungen die kosmische Perspektive an!

Winfried Lüdeckes „Blumen der Nacht" (aus demselben Verlag) duften nach künstlichen Essenzen und Alkovenschwüle. Ihm ist's vermutlich stets vortrefflich ergangen und die Erlebnisse sind seinem beneidenswerten Lebenspfade ferngeblieben. Er schreibt Verse, deren Technik man im behaglichen Salon erwerben kann, die also meist eine hübsche Glätte haben und angenehm klingen (mit Ausnahme von: „und läßt sie

elendig im Sand verbluten"), die aber ebenso schnell verklingen wie die Gespräche beim five o'clock-tea. Er würzt zwar die Speise, die er uns bietet, mit perversen Zutaten, vermag derlei Mischungen aber nicht dichterisch zu verklären wie Verlaine. Wo er wie im „Trinklied" den langgestreckten Vers verläßt, tritt sein Mangel an eigener Formkraft am deutlichsten hervor.

Auch Carl Siewerts Kraft reicht nicht aus, um sich im modernen Orchester zu behaupten. Er hat zwar sehr viel erlebt und erlitten und ein anderer schüfe daraus wohl ein Dichterbuch, aber ihm gebricht's an äußerer wie innerer Form. Er fühlt das auch dumpf:

Angeschmiedet stöhnt in Ketten
Meine Sehnsucht dort,
Und mir fehlt, sie zu erretten,
Das Erlösungswort.

Doch nicht die „Entbehrung" hat, wie er meint, Schuld daran; seine Begabung, für die er höchstens Gott verantwortlich machen kann, trägt ihn nicht zur Höhe empor. Hin und wieder tauchen einige Zeilen auf, die den Leser fesseln, aber der dichterische Atem geht ihm aus, bevor der Gedanke zu Ende ist. Des Dichters Aug' im holden Wahnsinn rollend blieb ihm versagt, obwohl er voll ist der reinsten und tüchtigsten Menschheitstriebe. Wer den armseligen Pleonasmus schreiben kann:

Mein Leben zittert leise
Als wie ein Zittergras,

der steht noch kaum im Vorhofe des Tempels. Sein Buch heißt: „Ich und Du" und ist im Leipziger „Verlag für Literatur, Kunst und Musik" erschienen.

In ein Sterbegeläut klingen diese Betrachtungen aus. Es gilt einer lieblichen, vor zehn Jahren heimgegangenen Dichterin, die so gern auf Erden war und, um dichten zu dürfen, so gern auch litt, und die doch ihr Leben lang nur immer Abschied vom Leben nahm. Sie wußte um ihren frühen Tod und fügte sich mit Heiterkeit ins Schicksal. Unser tapferer und liebevoller Karl Henckell hat nun Gertrud Pfander ein wunderschönes Denkmal gesetzt; ihre Gedichte und Bekenntnisse sind bei A. Francke in Bern unter dem Titel „Helldunkel" herausgekommen. Er nimmt mir durch seine Einleitung den Mut, ihr Sein und Dichten auf eigene Faust zu umschreiben; ich könnte weder freundlicher noch klarer das wehmütige Totenamt halten. Hier siechte eine feine Frauenseele hin, die nur sang, wenn sie nicht anders konnte, und die so sang, daß wir über ihre Fröhlichkeit schluchzen müssen. Ihre Briefe, ihr Stückchen Geschichte und die Musik und Anschaulichkeit ihrer Verse vereinigen sich zu einem Mikrokosmos, der Holdseligkeit und Melancholie ausstrahlt. So ist sie schon mit 24 Jahren in sich vollendet, und die Natur, die ihren Lungen die ausdauernde Kraft versagte, formte dennoch ein Kunstwerk, dessen Schönheit den leiblichen Tod überwindet. Ferd. Gregori.

Feuilleton.

Albrecht v. Haller, Voltaire und Joseph II.

(Zur Erinnerung an Hallers Geburtstag 16. Oktober 1708.)

Zwei Namen stehen an der Pforte, zwei im Allerheiligsten unserer klassischen Literatur: hier Goethe und Schiller, dort Haller und Hagedorn. Fügen wir etwa noch das andere berühmte Doppelpaar Klopstock und Wieland, Lessing und Herder hinzu, so scheinen die Gegensätze, welche seit alters unser Geistesleben bewegen, wie die vita activa und contemplativa, der conflictus corporis et animi, Sensualismus und Spiritualismus, Intuition und Spekulation in diesen Persönlichkeiten verkörpert und gleichsam auf eine immer höhere Stufe gehoben, bis sie befähigt waren, in Goethe die großartigste Synthese einzugehen. Nichts vermag vielleicht die Enden dieses Geistesprozesses schärfer zu charakterisieren als jene resignierten Verse Hallers:

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist,
Glückselig! wem sie nur die äußere Schale weist"

gegenüber der frohen Botschaft Goethes:

„Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare,
Wie sie das Feste läßt zu Geist verrinnen,
Wie sie das Geisterzeugte fest bewahre!"

Und doch preist Goethe bei allem vollbewußtem Gegensatz zu dem Naturkundigen und Naturdeuter den „unsterblichen Haller" und nennt „das große und ernste Gedicht, die Alpen, unter den Poesien vaterländischer Dichter, welche zuerst das Gefühl erregten und nährten. Es war der Anfang einer nationalen Poesie".

Der alte, sich selbst historisch gewordene Haller hat ebenfalls in einer Vergleichung seiner Gedichte mit den Schöpfungen Hagedorns hervorgehoben, wie für ihn nichts so bezeichnend sei als „die Empfindlichkeit; dieses starke Gefühl, das eine Folge vom Temperament ist, nahm die Eindrücke der Liebe, der Bewunderung und am meisten noch der Erkenntlichkeit mit einer Lebhaftigkeit an, dabei mir die Ausdrücke der Empfindungen sehr teuer zu stehen kommen. Noch jetzt (1772) brechen mir Tränen beim Lesen einer großmütigen Tat aus; und was habe ich nicht gelitten, da das Schicksal in den allerhilflosesten Umständen eine junge und geliebte Gemahlin mir von der Seite riß. Diese Empfindsamkeit, wie man sie zu nennen anfängt, gab freilich meinen Gedichten einen eigenen schwermütigen Ton und einen Ernst, der sich von

Hagedorns Munterkeit unendlich unterscheidete". Wollten wir aber dieser im deutschen Volke aufkeimenden Empfindsamkeit bis zu ihrer Wurzel nachgraben, so müßten wir die Phasen jenes großen ästhetischen Feldzuges verfolgen, welchen die Jünger und Verkündiger des von Leibnitz neu begründeten und vertieften Kunstidealismus siegreich ausfochten wider die Anhänger des auf Descartes zurückgehenden, schon von Boileau und noch mehr von seinen Nachtretern verflachten und absterbenden Kunstrationalismus. Als das erste große schöpferische Talent der neuen Richtung erlitt Haller die Mißhandlungen der Gottschedianer, fand er die Bewunderung und Verehrung der Schweizer Kunstrichter und ihres Anhangs, erntete er Ruhm und Nachruhm.

Früh ist Hallers Muse verstummt; nach 1748 sind kaum vier neue Seiten in seinen Gedichten entstanden. Erst in den siebziger Jahren erschienen die drei Staatsromane, deren einem der Leitspruch zu dem Hauptmanifest des Sturmes und Dranges, zu Goethes „Gottfried von Berlichingen" entnommen ist: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig."

Inzwischen hatte sich der Ruhm des Arztes, Naturforschers, Polyhistors, der sich nach glänzender Wirksamkeit an der Universität Göttingen mit einer kleinen Stelle im Regiment seiner Vaterstadt beschied, um als Patriot selbstlos für das Wohl seiner Mitbürger schaffen zu können, über ganz Europa verbreitet. Die vorteilhaftesten Anerbietungen des Auslandes vermochten ihn seiner Heimat nicht mehr zu entfremden; nur die Ehrenbezeugungen der gelehrten Welt wurden hingenommen. Das allgemeine Ansehen, in dem Haller stand, kann einigermaßen mit der Verherrlichung des alten Goethe verglichen werden. Auch äußerlich tritt eine Ähnlichkeit hervor, nur geben die fleischigen Backen, das Doppelkinn, der feiste Nacken dem Schweizer ein weniger vergeistigtes, mehr lebemännisches, fast epikureisches Aussehen.

Und dabei quält den starren Calvinisten der tiefste Kleinmut, die schwerste Gewissensangst, ob er der göttlichen Gnade teilhaft, nicht von seinem Schöpfer auf ewig verworfen sei. Von allen Seiten beruft er Geistliche, läßt er sich Bücher schicken „wider die Schrecken des Todes, hingegen für die Festergreifung des Verdienstes des Heilandes". In seinem letzten Briefe, fünf Tage vor seinem Tode (12. Dezember 1777), heißt es: „In dieser Nähe der Ewigkeit wende ich mich zum Erlöser, suche seine Vermittlung, hoffe, wenn ich ja etwas hoffen kann, von seiner unermeßlichen Güte. Meine Laster liegen vor mir ausgebreitet, es ist ein fürchterliches Heer und siebenzig Jahre gesammelt, das wider mich zu Felde zieht. Dem habe ich nichts als eine unermeßliche Barmherzigkeit entgegenzusetzen, die aber zu meinem ewigen Troste vorhanden ist und sich im Leben, Leiden und Sterben Christi an den Tag legt." Böse Zungen verbreiteten jedoch gleich nach seinem Tode das Gerücht, „nachdem er vergeblich alle unsere Theologen hatte zu sich kommen lassen, um aus ihrer Konversation sich erbauen zu können, so gestand er, daß er nicht nur nichts glaube, sondern daß es ihm unmöglich wäre, etwas zu glauben, wie gerne er es auch täte."

Um wieviel größer, fester, mannhafter erschien da ein halbes Jahr später das letzte Bekenntnis des verruchten Freigeistes und Religionsspötters Voltaire: „Ich sterbe in Anbetung Gottes, in Liebe zu meinen Freunden, ohne Haß gegen meine Feinde und mit Verwünschung des Aberglaubens."

Es war noch nicht lange her, daß eines bezeichnenden Vorfalles wegen die Namen Haller und Voltaire in aller Welt neben- und gegeneinander waren gestellt worden.

Kaiser Joseph II. hatte im Frühling 1777 unter dem Namen eines Grafen v. Falkenstein seine Reise nach Paris unternommen und beabsichtigte, über Lyon und die Schweiz zurückzukehren. Alle die Wortführer der Aufklärung waren gespannt, ob er den Patriarchen von Ferney besuchen werde. Friedrich der Große schrieb diesem selbst (Potsdam, 17. Juni): „Ich erwarte, daß er den Mann des Jahrhunderts, den Virgil und Cicero unserer Tage werde sehen und hören wollen. Wenn dies geschieht, würden Sie Jesus ganz und gar ausstechen. Es waren nur Könige oder, ich weiß nicht, welche Magier, die zu seinem Stall von Bethlehem kamen; und Ferney würde die Huldigungen eines Kaisers empfangen. Um den Vergleich zu vervollständigen, setze ich an Stelle des Sternes, der die Magier geleitete, die Lichter der Vernunft, die unseren jungen Monarchen führt." Der nächste Brief (Sanssouci, 9. Juli) beginnt sogar mit Versen: „Ja, Sie werden diesen Kaiser, der zu seiner Bildung reist, seine Huldigung dem Verfasser der Henriade und der Zaire darbringen sehen. Ihr Genie ist ein Magnet, der, wie die Sonne die Weltkörper, durch seine sieghafte Kraft die Geister an sich zieht: und Theresens zartes Gewissen vermag dieses Gesetz nicht umzustoßen. Joseph ist durch Rom gereist, ohne bei dem Priester einzutreten, den Jurieu sehr höflich den Antichrist nennt. Aber zu Genf, auf daß man es rühme, wird Joseph, von stärkerem Zauber angezogen, dem größten Mann Verehrung bezeigen, den die Jahrhunderte hervorgebracht haben." Begreiflich, daß Voltaire nach solchen Verkündigungen zum Empfange festliche Vorbereitungen traf, Verse und Liedchen verfaßte und in seiner Eitelkeit aller Welt davon zu wissen machte.

Am 13. Juli abends um 5 Uhr traf der Kaiser in Genf ein. Er war durch Fernex gefahren, ohne Voltaire zu sprechen, ja ohne auch

Recht erteilt, Doktoren der Tierheilkunde zu promovieren. — Hofrat Dr. Karl R. v. Estreicher-Rozbierski (geb. 1827) in Krakau †.

30. In Triest erfolgt der Stapellauf des neuen Schlachtschiffes „Erzherzog Franz Ferdinand". — Erster internationaler Urologenkongreß in Paris.

1. Oktober. Der König und die Königin von Spanien treffen zum Besuche des Kaisers Franz Joseph in Budapest ein. — Österreichischer Kongreß für Kunsterziehung in Wien. — Internationaler Schulkongreß in Paris.

3. Enthüllung eines Kaiserdenkmales in Klosterneuburg. — Christlichsozialer niederösterreichischer Landesparteitag in Wien.

4. Kaiserhuldigung der niederösterreichischen Bürgermeister im Wiener Rathaus. — Kongreß der deutschen Gewerbevereine Österreichs in Wien. — Enthüllung eines Kaiserdenkmals in Jägerndorf.

5. In Tirnowo wird Bulgarien zum unabhängigen Königreich proklamiert. — II. internationaler Mittelstandskongreß in Wien. — Eröffnung des Bukowinaer Landtages. — Kongreß der Vereinigung der österreichischen und ungarischen Elektrizitätswerke in Wien. — Internationaler Kongreß für Kälteindustrie in Paris.

6. Österreichischer Irrenärztetag in Wien.

7. Die Amtsblätter von Wien und Budapest veröffentlichen eine Proklamation, in welcher Franz Josef I. die Rechte seiner Souveränität und die Erbfolge seines Hauses auch auf Bosnien und die Herzegowina ausdehnt und diesen Ländern verfassungsmäßige Einrichtungen gewährt. Gleichzeitig ordnet der Kaiser die Räumung des Sandschaks Nowipasar von den österreichisch-ungarischen Truppen an. — Serben und Montenegro protestieren gegen die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Österreich-Ungarn bei den Signatarmächten des Berliner Vertrages. In Belgrad und Cetinje finden österreichisch-feindliche Demonstrationen statt. In Versammlungen wird die Erklärung des Krieges an Österreich-Ungarn verlangt. — III. internationaler Kongreß für Irrenpflege in Wien. — Enthüllung des Krafft-Ebing-Denkmales in Wien.

*

Politische Übersicht. Die bedeutungsvollen, an anderer Stelle besprochenen Ereignisse auf dem Gebiete der auswärtigen Politik haben den Blick von den innerpolitischen Vorgängen abgelenkt, was keineswegs bedauerlich erscheint. Denn im allgemeinen muß die Situation noch immer als eine recht trübe bezeichnet werden. An Stelle der lärmenden im böhmischen Landtag die stille Obstruktion der Deutschen getreten. Nichtsdestoweniger hat die Regierung ihren Gesetzentwurf zur Änderung der Landtagswahlordnung und der Landesordnung eingebracht — — einen Entwurf, nach welchem der böhmische Landtag zu einem Vertretungskörper mit nicht weniger als 334 Mitgliedern erweitert werden soll, was nicht gerade zur leichteren Bewältigung der ihm obliegenden Aufgaben beitragen dürfte. Gleichzeitig wurde ein Gesetzentwurf vorgelegt, welcher nach mährischem Muster die Einsetzung einer ständigen Ausgleichskommission vorsieht. Dieser Gedanke muß als ein glücklicher bezeichnet werden. Der Ausgleichsausschuß kann wie ein Schirm wirken, unter dem man vor den heftigsten Gewitterstürmen des nationalen Streites vorübergehenden Schutz findet. Weder Deutsche noch Tschechen haben einen plausiblen Grund, um sich gegen die Verwirklichung dieses Vorschlages ablehnend zu verhalten.

Der mährische Landtag ist bis jetzt seinem Rufe als „Arbeitslandtag" treu geblieben, was freilich nur gelingen konnte, indem alle strittigen Fragen vorläufig zurückgestellt wurden. Einzelne derselben werden aber noch heuer zur Diskussion gelangen, und es wird beiderseitiger Mäßigung bedürfen, wenn nicht auch der mährische Landtag in letzter Stunde ohne Budget nach Hause gehen soll.

In Krain haben sich die hochgehenden nationalen Wogen rascher geglättet als erwartet wurde und man kann den Führern der Slowenen das Zeugnis nicht versagen, daß sie — in Erkenntnis des Unrechts, in welches sich ihre Konationalen versetzt halten — nun alles aufboten, um wieder geordnete und ruhige Zustände herbeizuführen.

Leopold Freiherr v. Chlumecky.

*

Zur Geschichte der Oktoberrevolution 1848. In dem Nachlaß eines hohen Staatsbeamten, eines Augenzeugen der Oktoberereignisse, fanden sich unter dem Titel: „Kurzer Rückblick auf die Oktoberrevolution" folgende darauf bezügliche Aufzeichnungen: „Die Führer der Wiener Oktoberrevolution waren: 1. Ein Teil der Reichstagspermanenz, und zwar Fischhof, Goldmark an der Spitze; diesen zur Seite Violand, Prato, Sulkovski, Sierakovsky, Füster, Kudlich, Borrosch. 2. Der Gemeinderat terrorisiert durch den Vizepräsidenten Stift jun. und F. Wesseli. 3. Der Zentralausschuß oder eigentliche demokratische Klub mit den Agitatoren Dr. Tausenau, Becher, Frank, nebst den Comitémitgliedern Deutsch, Kollisch, Frank, Eckhardt, Löwenstein, Fränkel, Gröbl, Jellinek, Hammerschmidt, Silberstein, Engländer, Gritzner, Emperger, Steiger, Chaisses. — Mit diesem Ausschuß ging das Studenten-Comité Hand in Hand, dessen Vorsitz abwechselnd Hrabovsky, Hofer und Fränkel versahen. Unter den fremden Emissären waren Dr. Schütte, Fröbl, Blum, Gritzner, Pulzky, Bem.

Das Centralausschuß-Comité hatte seine Sitzungen im Gasthofe „zur goldenen Ente" in der großen Schulerstraße; das Studenten-Comité im Konviktsgebäude und für ihre geheimen Beratungen diente ihnen ein ziemlich verstecktes Lokale bei dem bekannten Früchtenhändler Giacomozzi.

In diesem Lokale wurden Messenhauser durch Becher zum Oberkommandanten, Fenneberg zum Adjutanten, Kuchenbäcker, Redl, Frank, Hauk, Wutschel, Burian, Bauer zu Führern bestimmt.

In dieses Lokale kamen Dr. Schütte, Violand, Prato, Goldmark, Reinisch, nebst allen vorerwähnten Comitémitgliedern des Zentralausschusses. Es wurden hier größtenteils durch

mein Glück nicht von Menschen abhängt, von deren Gunst oder Ungunst ich in wenigen Minuten nichts mehr werde — weder zu fürchten noch zu hoffen haben. — Erinnere mich, daß dies allein das wahre Glück ist, dich zu kennen, dich zu lieben, deiner Gnade versichert zu sein und dereinst an dir einen versöhnten Gott und Richter zu finden."

Der Herausgeber fügt hinzu: „Wenige Tage nach diesem kaiserlichen Besuche kam ein hiesiger allgemein geschätzter Prediger und vortrefflicher Mann zu Hallern und wollte ihm sein Vergnügen über die empfangene Ehre bezeigen. Alles, was Haller darauf antwortete, waren die einzigen biblischen Worte: „Freut euch, wenn eure Namen im Himmel angeschrieben sind!"

Man kann es Mme. de Genlis aufs Wort glauben, daß Voltaires Eitelkeit durch das Verhalten des Kaisers aufs tiefste verletzt war, wenn er sich auch zunächst in dem Brief an den Grafen d'Argental (4. August) die Miene gibt, als ob er sich aus dieser „disgrâce" wenig machte. Schon hatte sich die respektwidrige Art der Einladung bis Paris weiter gesprochen und Voltaire mußte sie jetzt wohl oder übel als „ein wenig zu familiär" preisgeben. Sein Leid hat er zweimal Friedrich dem Großen geklagt; leider ist der eine Brief mit der Darstellung, warum der Kaiser ihn nicht besucht habe, verloren gegangen. Friedrich antwortet (13. August): „Um so schlimmer für den Kaiser, wenn er sie nicht gesehen hat: Hafen, Kriegsschiffe, Arsenale finden sich überall; aber es gibt nur einen Voltaire, welchen unser Jahrhundert hervorgebracht hat; und wer ihn hat hören können und es nicht getan hat, wird ewigen Kummer davon tragen; aber ich habe von vertrauenswürdiger Seite, aus Wien, erfahren, daß die Kaiserin ihrem Sohn verboten hat, den alten Patriarchen der Toleranz aufzusuchen." Und noch einmal im November versichert ihn Friedrich: „Sie sind der Magnet, welcher alle denkenden Wesen an sich zieht: Jeder will diesen einzigen Mann sehen, der den Ruhm unseres Jahrhunderts ausmacht. Der Graf von Falkenstein hat dieselbe Anziehung verspürt, aber in seinem Lauf drängte ihm das Gestirn Theresens eine zentrifugale Bewegung auf, welche ihn nach Genf lenkte."

Der offiziöse Panegyrist faßt die Dinge allerdings anders auf: „Daß der Monarch Voltaire nicht seiner Aufmerksamkeit würdigt, ist ein Umstand voll Religion und für einen V. . ein Schandfleck, den er mit unter die Erde nehmen wird." Er versteigt sich sogar zu Versen, die man als artige Kontrafaktur jener fridericianischen hinnehmen mag:

Voltaire.

Mir gönnt sein göttlich Angesicht,
Dein Ebenbild, ein großer Joseph nicht —
Gott, welche Pein ist's, die ich fühle:
O glaubte mir ein jeder Bösewicht:
Und zitterte: — Ich rede mit Gefühle: — —
Das ist die größte Pein — das Höllenpein,
Gott nicht zu sehn, verdammt zu sein!

Nach Hallers Tod verkauften seine Söhne die Bibliothek des Gelehrten an Joseph II., der die Bücher und Handschriften an die lombardischen Städte Mailand, Padua und Pavia verteilen ließ.

Eduard Castle.

Rundschau.

17. September. Eröffnung der XV. interparlamentarischen Konferenz in Berlin.

18. Nach Schluß der Manöver begibt sich der Kaiser nach Budapest zurück. — In Laibach finden große antideutsche Exzesse statt.

19. 500jähriges Jubiläum der Stadt Czernowitz. — Der serbische Kirchenkongreß wählt den Bischof Mitrofan Sevic mit 40 Stimmen zum Patriarchen, der aber die Wahl ablehnt.

20. Parteitag der deutschfreiheitlichen Abgeordneten in Graz. — In Laibach finden neuerlich deutschfeindliche Exzesse statt; das Militär macht von der Waffe Gebrauch; zwei Personen werden getötet, mehrere schwer verletzt. In Marburg und Cilli kommt es zu Zusammenstößen zwischen Deutschen und Slowenen. — Handwerkertag in Graz.

21. Deutscher Naturforschertag in Köln. — XII. internationaler Preßkongreß in Berlin. — II. internationaler Chirurgenkongreß in Brüssel. — Herrenhausmitglied Friedrich Freiherr v. Dalberg (geb. 1822) in Datschitz †. — Kongreß der Arbeitsvermittlungsanstalten in Prag.

22. Eröffnung der Landtage von Oberösterreich, Tirol, Görz und Gradiska. — Das ungarische Abgeordnetenhaus tritt wieder zusammen. — Der serbische Kirchenkongreß wählt den Ofner Bischof Bogdanovic zum Patriarchen. — Internationaler Rechtskongreß in Budapest.

23. Internationaler Telegraphen- und Telephontechniker-Kongreß in Budapest. — Fürst und Fürstin von Bulgarien treffen zum Besuch des Kaisers in Budapest ein. — In Adelsberg finden deutschfeindliche Demonstrationen statt.

24. Im böhmischen Landtag kommt es zu wilden Lärmszenen, weil sich der Oberstlandmarschall den Wünschen der Deutschen gegenüber ablehnend verhält. Die Deutschen beginnen die Obstruktion und die Sitzung muß vorzeitig geschlossen werden. — Dozent Dr. James Moser (geb. 1857) Semmering †. — Oberleutnant von Korwin fährt mit seinem neuerfundenen Gleitboot von Wien nach Komorn in 2½ Stunden.

25. Im böhmischen Landtag obstruieren die Deutschen weiter. Sie singen die „Wacht am Rhein". — Deutscher Ärztetag in Graz. — Erster internationaler moralpädagogischer Kongreß in London.

26. Kongreß der tschechischen Städte in Prag. — Internationaler Tuberkulosekongreß in Philadelphia.

27. Sozialdemokratische Reichskonferenz in Wien. — Anna Grobecker (geb. 1829), berühmte Soubrette, in Althofen bei Klagenfurt †. — Internationaler Urheberrechtskongreß in Mainz.

28. Hofrat Levin Graf Schaffgotsch wird zum Landespräsidenten von Salzburg ernannt. — Deutscher Hochschullehrertag in Jena. — Die österreichisch-ungarische Regierung protestiert gegen die Wegnahme der bulgarischen Strecke der Orientbahn durch die bulgarische Regierung. — Internationaler Kongreß für Thalassotherapie in Abbazia. — Internationaler Kongreß für Haushaltungsunterricht in Freiburg i. d. Schweiz. — Kongreß des Instituts für internationales Recht in Florenz.

29. Österreichischer Ärztekammertag in Prag. — Den tierärztlichen Hochschulen in Wien und Lemberg wird das

Recht erteilt, Doktoren der Tierheilkunde zu promovieren. — Hofrat Dr. Karl R. v. **Estreicher-Rozbierski** (geb. 1827) in Krakau †.

30. In Triest erfolgt der Stapellauf des neuen Schlachtschiffes „Erzherzog Franz Ferdinand“. — Erster internationaler Urologenkongreß in Paris.

1. Oktober. Der König und die Königin von Spanien treffen zum Besuche des Kaisers Franz Joseph in Budapest ein. — Österreichischer Kongreß für Kunsterziehung in Wien. — Internationaler Schulkongreß in Paris.

3. Enthüllung eines Kaiserdenkmales in Klosterneuburg. — Christlichsozialer niederösterreichischer Landesparteitag in Wien.

4. Kaiserhuldigung der niederösterreichischen Bürgermeister im Wiener Rathaus. — Kongreß der deutschen Gewerbevereine Österreichs in Wien. — Enthüllung eines Kaiserdenkmals in Jägerndorf.

5. In Tirnowo wird Bulgarien zum unabhängigen Königreich proklamiert. — II. internationaler Mittelstandskongreß in Wien. — Eröffnung des Bukowinaer Landtages. — Kongreß der Vereinigung der österreichischen und ungarischen Elektrizitätswerke in Wien. — Internationaler Kongreß für Kälteindustrie in Paris.

6. Österreichischer Irrenärztetag in Wien.

7. Die Amtsblätter von Wien und Budapest veröffentlichen eine Proklamation, in welcher Franz Josef I. die Rechte seiner Souveränität und die Erbfolge seines Hauses auch auf Bosnien und die Herzegowina ausdehnt und diesen Ländern verfassungsmäßige Einrichtungen gewährt. Gleichzeitig ordnet der Kaiser die Räumung des Sandschaks Nowipasar von den österreichisch-ungarischen Truppen an. — Serben und Montenegro protestieren gegen die Angliederung Bosniens und der Herzegowina an Österreich-Ungarn bei den Signatarmächten des Berliner Vertrages. In Belgrad und Centinje finden österreichisch-feindliche Demonstrationen statt. In Versammlungen wird die Erklärung des Krieges an Österreich-Ungarn verlangt. — III. internationaler Kongreß für Irrenpflege in Wien. — Enthüllung des Krafft-Ebing-Denkmales in Wien.

*

Politische Übersicht. Die bedeutungsvollen, an anderer Stelle besprochenen Ereignisse auf dem Gebiete der auswärtigen Politik haben den Blick von den innerpolitischen Vorgängen abgelenkt, was keineswegs bedauerlich erscheint. Denn im allgemeinen muß die Situation noch immer als eine recht trübe bezeichnet werden. An Stelle der lärmenden ist im **böhmischen Landtag** die stille Obstruktion der Deutschen getreten. Nichtsdestoweniger hat die Regierung ihren Gesetzentwurf zur Änderung der Landtagswahlordnung und der Landesordnung eingebracht — — einen Entwurf, nach welchem der böhmische Landtag zu einem Vertretungskörper mit nicht weniger als 334 Mitgliedern erweitert werden soll, was nicht gerade zur leichteren Bewältigung der ihm obliegenden Aufgaben beitragen dürfte. Gleichzeitig wurde ein Gesetzentwurf vorgelegt, welcher nach mährischem Muster **die Einsetzung einer ständigen Ausgleichskommission** vorsieht. Dieser Gedanke muß als ein glücklicher bezeichnet werden. Der Ausgleichsausschuß kann wie ein Schirm wirken, unter dem man vor den heftigsten Gewitterstürmen des nationalen Streites vorübergehenden Schutz findet. Weder Deutsche noch Tschechen haben einen plausiblen Grund, um sich gegen die Verwirklichung dieses Vorschlages ablehnend zu verhalten.

Der **mährische Landtag** ist bis jetzt seinem Rufe als „Arbeitslandtag“ treu geblieben, was freilich nur gelingen konnte, indem alle strittigen Fragen vorläufig zurückgestellt wurden. Einzelne derselben werden aber noch heuer zur Diskussion gelangen, und es wird beiderseitiger Mäßigung bedürfen, wenn nicht auch der mährische Landtag in letzter Stunde ohne Budget nach Hause gehen soll.

In **Krain** haben sich die hochgehenden nationalen Wogen rascher geglättet als erwartet wurde und man kann den Führern der Slowenen das Zeugnis nicht versagen, daß sie — in Erkenntnis des Unrechts, in welches sich ihre Konationalen versetzt halten — nun alles aufboten, um wieder geordnete und ruhige Zustände herbeizuführen.

Leopold Freiherr v. **Chlumecky**.

*

Zur Geschichte der Oktoberrevolution 1848. In dem Nachlaß eines hohen Staatsbeamten, eines Augenzeugen der Oktoberereignisse, fanden sich unter dem Titel: „**Kurzer Rückblick auf die Oktoberrevolution**“ folgende darauf bezügliche Aufzeichnungen: „Die Führer der Wiener Oktoberrevolution waren: 1. Ein Teil der Reichstagspermanenz, und zwar Fischhof, Goldmark an der Spitze; diesen zur Seite Violand, Prato, Sulkovski, Sierakovsky, Füster, Kudlich, Borrosch. 2. Der Gemeinderat terrorisiert durch den Vizepräsidenten Stift jun. und F. Wesseli. 3. Der Zentralausschuß oder eigentliche demokratische Klub mit den Agitatoren Dr. Tausenau, Becher, Frank, nebst den Comitémitgliedern Deutsch, Kollisch, Frank, Eckhardt, Löwenstein, Fränkel, Gröbl, Jellinek, Hammerschmidt, Silberstein, Engländer, Gritzner, Emperger, Steiger, Chaisses. — Mit diesem Ausschuß ging das Studenten-Comité Hand in Hand, dessen Vorsitz abwechselnd Hrabovsky, Hofer und Fränkel versahen. Unter den fremden Emissären waren Dr. Schütte, Fröbl, Blum, Gritzner, Pulzky, Bem.

Das Centralausschuß-Comité hatte seine Sitzungen im Gasthofe „zur goldenen Ente“ in der großen Schulerstraße; das Studenten-Comité im Konviktsgebäude und für ihre geheimen Beratungen diente ihnen ein ziemlich verstecktes Lokale bei dem bekannten Früchtenhändler Giacomozzi.

In diesem Lokale wurden Messenhauser durch Becher zum Oberkommandanten, Fenneberg zum Adjutanten, Kuchenbäcker, Redl, Frank, Hauk, Wutschel, Burian, Bauer zu Führern bestimmt.

In dieses Lokale kamen Dr. Schütte, Violand, Prato, Goldmark, Reinisch, nebst allen vorerwähnten Comitémitgliedern des Zentralausschusses. Es wurden hier größtenteils durch

Reinisch, Bauer und Jellinek die an das Publikum gerichteten Plakate besprochen, konzipiert und dem Messenhauser zur Unterschrift gegeben. Eine besondere Erwähnung verdient die Zusammenkunft am 22. Oktober. An diesem Tage erhielten nämlich Dr. Schütte und Bem durch einen Kurier von Kossuth die Zusicherung, daß der ungarische Landsturm die k. k. Truppen angreifen werde. Man suchte sich die Versicherung zu verschaffen, daß in diesem Momente Messenhauser einen Ausfall auf die k. k. Armee machen werde, — welches ihm auch durch das Nationalgarde-Oberkommando feierlichst versprochen wurde.

Im Falle des Sieges wäre augenblicklich eine provisorische Regierung ernannt worden, und zwar vorzugsweise aus jenen Männern der äußersten Linken. Es wurde zwar durch Becher vorgeschlagen, aus jeder Provinz einen Vertreter zu wählen, Dr. Schütte beantragte aber die Permanenzmitglieder des Reichstages im ersten Augenblick zu benutzen, endlich Violand und Prato schlugen vor, die Wahl der Mitglieder zu dieser provisorischen Regierung dem Volke zu überlassen. So kam es denn zwar noch zu keinen bestimmten Wahlen, allem Anscheine nach wäre Fröbel Präsident geworden und Fischhof, Goldmark, Violand, Prato, Füster, Borrosch, Becher, Tausenau unter die Zahl jener 24 Männer einbegriffen gewesen, aus welchen die provisorische Regierung gebildet werden sollte.

Eine spätere Nachricht, daß die Magyaren sich nicht schlagen wollen, ja sogar eine Meuterei unter den Honveds ausgebrochen sein solle, machte diesen Plan von selbst scheitern. Von dieser Epoche an sank mit jedem Tage der Mut mehr und mehr und die Bestürzung steigerte sich, als der Mangel an Munition und Lebensmitteln im Volke immer fühlbarer wurde. Da die Zahl der Mannschaft bei so ausgedehntem Rayon nicht hinreichte, um die ganze Taborau zu besetzen, so zog sich die dortige Vorpostenkette gegen den Bahnhof zurück und legte die Brücken auf Anordnung des Kommandanten Keller, eines Bilderhändlers beim Kärntnertore, in Flammen.

Der Pole Krikowski legte bei Matzleinsdorf alles in Brand und nachdem die k. k. Armee die Vorstädte bereits besetzt hatte, dachte fast jeder der früher benannten Agitatoren nur an eine günstige Flucht und es hätte nach bereits angenommener Kapitulation kein weiteres Blutbad mehr stattgefunden, würde sich nicht nachfolgend ein unleugbares Faktum durch Fischhof und Goldmark zugetragen haben, welches zu der letzten Belagerungskatastrophe die einzige Veranlassung gab.

Nachdem nämlich die eingegangene Kapitulation auf Gnade und Ungnade bekannt gegeben war, suchte der Gemeinderat das Proletariat zu entwaffnen, welches jedoch nur teilweise gelang. Hrabowsky kam abends aus dem ungarischen Lager und verkündete im Studenten-Comité, daß Kossuth am nächsten Morgen die k. k. Armee anzugreifen beabsichtige. Diese Nachricht erweckte zwar neuerdings die Kampflust unter den noch bewaffneten mobilen Garden, aber ein unbedingtes Vertrauen wurde derselben, ob der früheren vielfachen Täuschungen von ungarischer Hülfe nicht gezollt. Des nächsten Morgens vernahm man wirklich Kanonendonner deutlich von Schwechat her; alles stürmte auf die Basteien, um sich zu überzeugen, ob sich die durch Hrabowsky gemachte Mitteilung bewahrheite.

Das Feuer dauerte fort und jeder entbrannte vor Begierde, den Erfolg desselben zu erfahren. Eine Division von mobilen Kolonnen verfügte sich auf den Stephansplatz und machte Halt am Eingange des zum Turme führenden Tores. Da war es, als ungefähr zwischen der 10. und 11. Stunde die Abgeordneten Fischhof und Goldmark in Begleitung von Fröbel und Blum unter Geschrei und Vivat der Massen den Turm bestiegen und das Resultat dessen, was sie sehen würden, dem unten harrenden Volke mitzuteilen versprachen. Die Volksmasse am Stephansplatz häufte sich immer mehr, sang das deutsche Vaterlandslied und konnte nur mit größter Ungeduld den Moment erwarten, wo jene Männer, die ihnen von den Märztagen her als Volksfreunde bekannt, die später im Sicherheitsausschuße so viel für das Volk getan zu haben schienen, in die sie unbedingtes Vertrauen setzten und deren Anordnungen sie blindlings gehorchten, von dem Turme zurückkehren und ihnen mitteilen würden, in welcher Weise sie sich ferner zu benehmen hätten.

Die Nachricht, daß die Magyaren bereits tüchtig kämpfen, war es, die von neuem alle Gemüter entflammte und das Unglück des Kapitulationsbruches bestimmte."

*

Neues aus alten Briefen. Autographen sammeln heißt eigentlich die Wissenschaft verkürzen. Mehr als der halbe Wert des Autogrammes liegt für den Liebhaber und den Händler in der Jungfräulichkeit, noch nicht gedruckt zu sein. Und deshalb hüten fanatische Sammler ihre papierenen Heiligtümer vor den Augen sachlich Interessierter. Stirbt ein solcher Schatzgräber, flattern die Blätter in alle Winde.

In der großen Autographensammlung, die Ende Oktober in Wien bei Gilhofer und Ranschburg versteigert wird, finden sich — neben reichen Beethoven-, Lenau- und Anzengruber-Schätzen — viele einzelne Stücke von wissenschaftlichem Werte. Wir bescheiden uns, einiges für Wien und Österreich Bedeutsame aus ungedruckten Dokumenten zu zitieren. Zunächst ein Kuriosum, eine Stelle aus einem Vortrage, worin Fürst Schwarzenberg, der Sieger von Leipzig, 1815 dem Kaiser Franz einen Befehl bestätigt: „In dem beygelegten Allerhöchsten Handschreiben vom 7ten diß

haben Euer Majestät dem Feldmarschall Bellegarde bereits den Befehl ertheilt, den Kaiser Napoleon, wenn er in Italien landen sollte, sofort anzugreifen, und aufzureiben."

Mit Raimund setzt der Vormärz ein. Am 28. September 1830 verklagt er den Wiener Geschäftsmann Gabriel Glaß, den er schon einmal wegen unbefugten Handels mit seinen Werken vor die Polizei zitierte. Damals fehlten die Beweise. „Nachdem sich diese aber nun vorgefunden haben, wie der ergebenst hier beygelegte original Brief der großherzoglich weimar'schen Hoftheater-Regie zeiget: so bitte ich, die Hochlöbliche Polizei-Ober-Direktion wolle gnädigst H. Gabriel Glaß vernehmen: wie er zum Besitze meines Eigenthums gelangt, und mit welchem Rechte er mir durch den unrechtmäßigen Verkauf derselben mein Einkommen verkürzt?" Wenzel Scholz, der Kollege Raimunds, schreibt 1844 von einer beschwerlichen Gastspielreise nach Hamburg an seine Frau: „Sonntag den 1ten war ich bey Salomon Heine, 1ten Banquier, eingeladen, Gesellschaft von 40 Personen, um 6 Uhr gingen wir zum Mittagessen, und dauerte bis 10 Uhr, Pracht und Verschwendung herrschte überall, das Silber war Zentnerweis zu sehn." Ein anderer Theatermann aus Alt-Wien, Bauernfeld, muß sich 1837 in einem Briefe an Deinhardstein für seine Stückhonorare ereifern, „weil ich, als ewiger österreichischer Konzeptspraktikant, auf den Ertrag meiner literarischen Arbeiten angewiesen bin". Savoye, dem Redakteur des „Panorama de l'Allemagne" wirft Bauernfeld 1838 vor: „Ihr Aufsatz im Temps über A. Grün enthält einige nicht ganz richtige Anekdoten; auch scheint uns, die wir den Mann kennen, sein Wesen und seine Poesie nicht nach der nüchternen Wahrheit geschildert — ebensowenig die hiesigen Verhältnisse; aber wie sollten Ihnen diese bekannt seyn? Endlich glauben wir, daß man die Löwen ohne Not und ohne bedeutenden Zweck nicht aufreizen müsse." Derselbe Savoye wollte Bauernfeld damals als Korrespondenten seiner Pariser Revue engagieren. Der aber lehnte ab und erklärte sich nur zur gelegentlicher Mitarbeit bereit. (Baden, 11. Juli 1828): „Ich habe einstweilen vor, eine Art von Übersicht der schönen Literatur in Österreich zu liefern, woran sich auch manche Bemerkungen über den geselligen und politischen Zustand knüpfen lassen." Bauernfeld wollte aber dabei offenbar seine grundlegende Arbeit von 1835, „Die schöne Literatur in Österreich" wieder verwenden; der Aufsatz ist aber nicht erschienen. Unbekannt dürfte auch das Stammbuchblatt Bauernfelds vom Dezember 1870 geblieben sein:

„Sagt doch in Himmels Namen
Wo die Kritik Ihr sucht?
Es liegt die Frucht im Samen,
Der Samen in der Frucht."

Von Bauernfeld führt der Weg zu Lenau und Schwind. Am 16. April 1844 empfiehlt Lenau aus Stuttgart Berthold Auerbach an Schwind in Karlsruhe. Der Verfasser der schon berühmt gewordenen Dorfgeschichten soll dem Maler „am besten selbst zeigen, was er als Mensch ist" und wie wenig er Lenaus „vermittelnder und empfehlender Worte bedarf". Das Versprechen, bald nach Karlsruhe zu kommen, „um mich an Dir und an dem, was Deine Meisterschaft dort geschaffen zu erfrischen," brauchte Lenau nicht einlösen. Auerbach traf Schwind, der bald darauf nach Frankfurt übersiedelte, nicht in Karlsruhe an und behielt diesen Brief als einziges Andenken der flüchtigen Bekanntschaft mit Lenau. Ein Brief Schwinds an Lenau, am 17. Oktober 1844 aus Frankfurt nach Stuttgart geschrieben, traf knapp vor dem Wahnsinnsausbruch ein. Schwind und seine Frau freuten sich schon, mit Lenau und seiner zukünftigen Gattin in Frankfurt zusammenleben zu können. „Nimm jetzt alle Geduld zusammen, denn die Vorspiele einer Hochzeit sind zum an die Wand hinaufzulaufen. Du kannst aber überzeugt sein, daß alles total vergessen ist, wenn man in der Ordnung ist." Schwind glaubt nicht an den Ernst der Nachrichten aus Stuttgart, aber er warnt. Ein anderer neuer Brief von Schwind, am 1. April 1870 aus München nach Stuttgart geschickt, spricht von der ersten Ausstellung des „Melusinen"-Zyklus, der erst nach des Künstlers Tode nach Wien kam: „So wollen wir denn sehen, was das Ding in Stuttgart für ein Schicksal hat, und ob die ganze Sache so verläuft, daß an weitere Reisen gedacht werden kann."

Während sich Schwind und andere Wiener im Reiche niederließen, war Adalbert Stifter Wiener geworden. Aus dem Jahre 1845 stammt ein Beitrag „Zur Psichologie der Tiere", den er für die handschriftlichen „Monatshefte litterarisch-belletristischen Privatvergnügens" schrieb. Die noch erhaltene „Fortsetzung" erzählt von dem abenteuerlichen Kirchenbesuch eines verlaufenen Bockes. Etwas Politik enthält ein interessantes Stammbuchblatt Gottfried Kinkels (Hirslanden, 29. April 1871): „Deutsch-Östreich ist auf dem Wege, zwischen Magyaren und Slaven uns ein neues Schleswig-Holstein zu werden. Aber erst wenn es selber diese Lage klar begriffen und bitter empfunden hat, kann und wird Deutschland an ihm ebenfalls seine Schuldigkeit tun."

Auch von Hebbel hören wir Neues. Am 20. Oktober 1858 schreibt er an Cotta (?): „Ich habe eine Reise nach Krakau gemacht, um meine Studien zum Demetrius durch die Anschauung polnischer Zustände zu ergänzen." In einem anderen Brief vom 7. Juli 1859 an Emil Kuh schreibt Hebbel: „Daß der Redakteur der Illustrierten Zeitung verrückt geworden ist, wundert mich, der ich den Mann kenne, nicht im Min-

destens; wohl aber erregt es mein Erstaunen, daß man ihm so eines geringfügigen Grundes wegen seinen Posten genommen und einen Familien-Vater aus dem Brode gesetzt hat. — Wenn der Prinz-Regent von Preußen Meyerbeers neuester Oper wirklich ernste Hindernisse in den Weg legen sollte, so wäre das sehr zu bedauern; der Mann ist so groß in Erfindung unerhörter Claque-Manöver, daß er auch den Gegner seiner Musik durch das Schauspiel, das er nebenbei in den Journalen aufführen läßt, vollkommen entschädigt."

An Emil Kuh ist auch ein Brief Gottfried Kellers aus Zürich vom 29. November 1876 gerichtet, in dem es heißt: „Im Sommer war ich auch nahe daran, nach Österreich zu kommen. Allein eine einfältige Schwätzerei, die über mich resp. meine letzte „Villegiatura" daselbst sich in der „Nuova antalogia" verirrt hatte und über die man mir keine Aufklärung geben mochte, verstimmte mich etwas gegen meine Wiener Freunde beziehungsweise deren Anhang."

Aus den Musikerautographen soll hier zum Schlusse nur eines zitiert werden, das von der erfolglosen Bewerbung Henri Vieuxtemps erzählt, der Josef Mayseders Nachfolger als erster Violinist der Wiener Hofoper werden wollte. (Brüssel, 21. November 1854, an einen befreundeten Cellisten in Wien): „Da Sie meine Adresse für diesen Winter zu wissen wünschten, so bin ich so frei, Ihnen selbe hiemit zu sagen, mit der Hoffnung, daß Sie davon Gebrauch machen werden, um mir Nachrichten von Ihrem und Ihrer Familie Wohlbefinden zu geben und mich auch au courant zu halten, was alles in Wien, und besonders in meiner bewußten Angelegenheit geschieht und geschehen könnte. Es wäre mir gar so lieb, eben in Wien zu sein, wo ich so liebe Freunde und zugleich so ausgezeichnete Künstler finde, mit welchen Musik machen, statt zum ekligen Handwerk zur wahren Freude, zum Herzensgenuß wird; und ich glaube mich berufen, unsern würdigen papa Maiseder zu ersetzen, wie Sie den Merk seligen Andenkens." Josef Merk war als erster Cellist der Hofoper 1852 gestorben. Otto Erich Deutsch.

*

Wagnerpflege. Mit der Neuinszenierung des „Siegfried" hat Herr Direktor Weingartner seine erste künstlerische Tat vollbracht. Es ehrt ihn, daß seine Tugenden gerade dort siegten, wo er sich kurz vorher schwer vergangen hatte, an Richard Wagner. Wer die außerordentliche Leistung bewundern konnte, die Weingartner diesmal an der Spitze des Orchesters vollbrachte, der wird noch überzeugter als jemals sein, daß es einem Künstler wie Weingartner besser anstünde, durch seine Begabung die Kunst des Größeren aufschließen, statt es abschwächen und für den Philistergeschmack herrichten zu helfen. Solche Vorstellungen wie die des „Siegfried" werden trotz aller Einwendungen, die man diesmal gegen die szenischen Bilder Rollers, auch gegen manche solistische Leistung erheben könnte, nur die Meinung bekräftigen, daß wir jetzt in der Entwicklung glücklicherweise schon so weit sind, in einem Monopol irgendeiner Bühne, und wäre es Bayreuth selber, für die Werke Wagners nur ein Hemmnis des weiteren Fortschrittes zu erblicken haben. Wir Wiener sollten froh sein, daß die Frage: „gestrichene oder ungestrichene Aufführungen" schon vor Jahr und Tag für uns nicht mehr existiert hat, und solche Mustervorstellungen, wie es die „Walküre" unter Mahler und jetzt auch „Siegfried" unter Weingartner sind, sollten es nicht mehr als Problem erscheinen lassen, ob ein Privileg auf Wagners Werke noch geboten sei oder nicht. Aber Richard Wagner ist es mit den Wienern immer eigen gegangen. Hohn und Schmach haben sich gerade aus Wien über ihn ergossen, aber auch glühende Begeisterung ist ihm aus Wien zugeströmt. Nirgends in der Welt vielleicht hat es so leidenschaftliche Wagneria ner und Anti-Wagnerianer gegeben als gerade in Wien. Nun glaubte man, diese beiden Typen längst verschwunden zu sehen. Leider sind sie nicht ganz ausgestorben.

Wir meinten schon, uns ungestört der Pflege und dem Genuß der Wagnerischen Werke hingeben zu können, da überraschte uns das Juniende dieses Jahres mit dem etwas unerwarteten „Problem", wie der „Ring" aufgeführt werden müsse, gekürzt oder ungekürzt. Und wir hatten doch gedacht, daß dieses Problem für Wien längst gelöst sei! Als wir durch die Hofoper, die sich übrigens, wie „Siegfried" zeigt, inzwischen wieder bekehrt hat, eines Bessern belehrt wurden, waren die offiziellen Wiener Wagnerverehrer offenbar schon in die Ferien gegangen. Aber mitten im Hochsommer gaben sie ein Lebenszeichen von sich. Die Sache ist auch höchst dringlich. In 5 Jahren werden Wagners Werke frei und es muß rechtzeitig verhindert werden, daß dies auch wirklich geschehe. Auf das Kampfgeschrei der Wiener kommt es ganz besonders an. Denn darüber, ob für die Werke Wagners, speziell für den „Parsifal" eine Ausnahmsbestimmung geschaffen werden solle, hat der Deutsche Reichstag zu entscheiden und der horcht bekanntlich gar ängstlich auf die Wiener Stimmen. Doch wir wollen uns nicht selber klein machen. Vielleicht soll uns die führende Rolle in einer internationalen Protestbewegung zufallen. Wer wird sich uns anschließen und wofür kämpft man eigentlich in Wahrheit?

Kunstdinge soll man gewiß nicht vom geschäftlichen Standpunkt, sondern von einem idealen betrachten. Aber man muß sie, wenn's not tut und wenn man auf die Kunstpraxis Einfluß nehmen will, auch nüchtern anschauen können

ohne sich den Blick vom dampfenden Nebel der Redensarten trüben zu lassen. Wie steht die Sache eigentlich? Der deutsche Reichstag soll für den einen „Parsifal" die Schutzfrist verlängern. Auf wie lange wird nicht gesagt, vermutlich so lange, als es ein Mitglied des Hauses Wagner gibt, wobei die „Bayreuther Tradition" sich nicht ausschließlich im Mannesstamm vererben muß. An wen wird einmal Siegfried Wagner die leuchtende Fackel weiter geben? Doch gesetzt, der deutsche Reichstag willigte ein, auf eine begrenzte Anzahl von Jahre, so wäre mit dem einen Gesetz allein nichts getan, Deutschland müßte mit sämtlichen Vertragsstaaten neuerliche Unterhandlungen pflegen, um den „Parsifal" auch vor dem Ausland zu behüten. Jedermann wird zugeben, daß solch ein Beginnen aussichtslos wäre. Oder will man sich mit einem Schutz innerhalb Deutschlands begnügen? Das scheint ebenfalls aussichtslos zu sein. Das Verlangen, dem „Parsifal" Ausnahmsbestimmungen zu schaffen, müßte, rein technisch genommen, an seiner Unausführbarkeit scheitern.

Nicht besser ist es um die innere künstlerische Begründung dieses Verlangens bestellt. Es wird uns erzählt — auch Max Morold hat dies in der „Österreichischen Rundschau" getan — solche Aufführungen, und nicht bloß die des „Parsifal", wie man sie in Bayreuth in diesem Jahre abermals erlebt habe, seien anderswo nicht möglich. Da Herr Morold den diesjährigen Festspielen beigewohnt hat, ich leider nicht, so kann ich darüber nicht streiten. Aber so sehr ich die aufrichtige Wagnerverehrung Morolds und sein Verständnis für das Wagnerische Kunstwerk zu schätzen weiß, so kann ich doch sein Urteil allein nicht gelten lassen, um so weniger, da in der deutschen Presse — sowohl in Hinsicht der Wagnerverehrung als des Verständnisses — gleich schätzbare Stimmen wie die seine laut geworden sind, die gerade heuer recht viel Tadelnswertes zu sagen wußten. Es ist auch wahrhaftig kein Grund einzusehen, warum just in Bayreuth die vollendetste Aufführung zu finden sein sollte. Künstlerischen Idealismus kann ein Operndirektor auch außerhalb Bayreuths besitzen, und die Orchestermusiker, die Sänger und Sängerinnen, die man von den verschiedensten Bühnen her nach Bayreuth bringt, ohne, wie es diesmal schien, in der Wahl immer die glücklichste Hand zu verraten, sind mit dem Besten ihres Könnens durchaus nicht an Bayreuth gebunden. Daß vom lebenden Richard Wagner eine faszinierende Wirkung ausging, wissen wir, und auch der machtvollen Energie einer Cosima hat sich alles gebeugt. Aber Siegfried Wagner ist nicht mehr als andere Künstler, so vortreffliche Eigenschaften er auch als Dirigent und Regisseur besitzen mag.

Bleibt noch das Vermächtnis Wagners, der „Parsifal" seinem Bayreuth vorbehalten wissen wollte. Aber das ist nur ein Teil des Vermächtnisses und der unbedeutendere. Die Verwirklichung des fehlenden größeren Teiles allein könnte ihm zu seinem Recht verhelfen. Wagner hat noch etwas anderes und etwas mehr gewollt. Er wollte seine Kunst zum Gemeingut des ganzen deutschen Volkes machen, und dies schien ihm für die nächste Zukunft nur dadurch möglich, daß er in seinem Bayreuth eine Stätte schuf, von der alles, was nicht rein ideal, rein künstlerisch ist, ferngehalten werden sollte. Daß die realen Tatsachen härter sind als der Traum eines Genies, kann nicht wundernehmen. Auch Bayreuth ist nicht der Punkt, um die gegenwärtige Welt mit ihren Wirtschafts- und Gesellschaftsformen aus den Angeln zu heben. Bayreuth mit allen seinen Aufführungen, die des „Parsifal" nicht minder als die aller anderen Wagnerischen Werke ist so weit davon entfernt — und dies muß so sein — ein Gemeingut deutscher Nation zu bilden, daß es anfängt, viel mehr eine Angelegenheit Englands und Amerikas, überhaupt des Auslands als die Deutschlands zu sein. Natürlich nur dem äußeren Schein nach, was die Zusammensetzung des Publikums betrifft. Daß dieses Publikum ein Ideal vorstellen soll, begreife, wer kann.

Wollte ich auch meinerseits in Übertreibungen verfallen, so müßte ich sagen, daß die ganze Parsifalfrage und alles, was drum und dran hängt, nicht viel mehr ist als eine Bayreuther Fremdenverkehrsangelegenheit. Aber davor will ich mich hüten. Selbstverständlich sind in jenen, die wie Herr Morold für die Verlängerung der Schutzfrist kämpfen, idealere Motive tätig, vor allem das der Liebe zu Wagner. Die Liebe zu Wagner aber ist glücklicherweise im deutschen Volke fest verankert. Die Kenntnis und Verehrung Wagners ist in die Breite und in die Tiefe gegangen. Zunächst unleugbar ein Verdienst Bayreuths. Doch die Entwicklung hat sich von ihrem Ausgangspunkt längst losgelöst, und es wäre daher unmöglich, sie zurückschrauben zu wollen. Sollen beispielsweise wir Wiener gar so unglücklich darüber sein, daß die Volksoper mit ernstem Streben, wenn auch nicht immer glücklichen Mitteln, die Wagnerischen Werke eins nach dem anderen, in den letzten Tagen den „Fliegenden Holländer", volkstümlich zu machen sucht? Ruhige Überlegung wird deshalb in jenen, die anderer Meinung sind als Herr Morold, nicht gleich geschäftskundige Theaterdirektoren oder deren bezahlte Agenten erblicken.

Dr. D. J. Bach.

*

Wiener Theater. Man soll nicht ungerecht sein: wer guten Willens ist, wird in der Komödie „Die Schmuggler" von Artur Dinter neben zahlreichen Anklängen an Gogols „Revisor" und

an Hauptmanns „Biberpelz“ auch einige nicht übel geratene Szenen eigener Fechsung finden und dem Deutschen Volkstheater Dank wissen für die Vermittlung ihrer Bekanntschaft und für die sorgfältige Aufführung, die es dem Werke angedeihen ließ. Ist die an der elsässischen Grenze spielende Handlung für eine Komödie auch zu schwankmäßig konstruiert, so läuft doch so viel Erlebtes und Erfahrenes in gelungener Milieuschilderung mit, daß man sich selbst dort stofflich angeregt fühlt, wo sie einen Ritt ins alte romantische Land der galanten Räuberhauptmänner wagt, um schließlich in eine allzu possenhafte Verulkung der preußischen Beamtenschaft auszuarten. Wenn die Komödie Dinters trotz einigen frischen Zügen und belustigenden Situationen nicht recht lebendig wirkt, so ist die Ursache davon zunächst in ihrem zwiespältigen Charakter zu suchen. Für ein Milieustück ist, wie gesagt, das dramatische Gefüge zu schwankartig und für einen Schwank die Schilderung des episodischen Beiwerkes zu breit und zuständlich geraten. Als das Beste an dem nicht ohne Widerspruch aufgenommenen Werke müssen jedenfalls die einzelnen Charaktertypen bezeichnet werden, die durchwegs gut geschaut und gezeichnet sind und von den Herren Thaller, Kramer, Homma und Russeck, sowie von den Damen Glöckner und Wallentin so meisterhaft wiedergegeben werden, daß man die elsässische Mundart, das Lebenselement des Stückes, kaum vermißt.

Im Theater in der Josefstadt wurde man Zeuge eines Ereignisses, dessen Urheber wieder die Freie Volksbühne war. Es wirbelte dort Balzacs grandiose Spekulantenkomödie „Mercadet“, keck parodistisch aufgefaßt und mit grotesker Ausmalung aller derbkomischen Elemente, über die Bretter und riß mit ihrer Schwungkraft die gesamte Zuhörerschaft zu staunender Bewunderung empor, sowohl die von der literarischen Zunft, die gekommen waren, das einzige dramatische Werk des großen französischen Romanciers, endlich auch von der Bühne herab kennen zu lernen, wie auch die, die für ihren bescheidenen Monatsbeitrag sich nichts anderes erhofft hatten, als ihren periodischen Anteil am theatralischen Vergnügen der Großstadt. Der aphoristische Witz, der heute im modernen Konversationsstück als Selbstzweck mit einer selbstgefälligen Prätention über die Bühne stelzt, als wäre er das höchste und letzte Ziel der dramatischen Kunst, erscheint hier in den Dienst eines satirisch-dämonischen Humors gestellt, der sich mit einer dramatischen Wucht von geradezu elementarer Wirkung entladet. Ein gut Teil der hinreißenden Wirkung ist allerdings auch Herrn Jarno zuzuschreiben, der den Titelhelden mit überschäumender Komödiantenlaune spielt und für seine tausend Nöten einen sprühenden Galgenhumor findet, wie man ihn bisher nur Mitterwurzer allein zugetraut hatte.

Die übrigen Theaterereignisse der letzten zwei Berichtswochen gehören auf das Konto der verlorenen Abende und sind schnell gebucht. Im Carltheater ist die Zeit der Walzerträume vorüber und die erste große Ernüchterung brachte Edmund Eysler mit seiner neuen Operette „Johann der Zweite“. Das Libretto der Herren Karl Lindau und Leo Stein bedeutet einen Rückfall in die Posse mit unorganisch aufgepfropften Gesangs- und Tanzeinlagen, deren gewaltsame Munterkeit stark nach den Exzentrikwirkungen der internationalen Variétébühne schielt, und die Musik Eyslers ist ohne Eigenart und ohne Grundstimmung aus allen beliebten Wiener Wendungen kompiliert. Man glaubt immer die gleiche Musik zu hören, so monoton wirkt ihre Sucht nach volkstümlichen Schlagern. Das Raimundtheater, das jetzt von allen guten Geistern verlassen ist, wenn Frau Musika Rasttag hat, brachte am 4. Oktober als Festvorstellung ein patriotisch gemeintes Lebensbild „Unser Franz“ von F. Anthony. Man muß schon mehr als ein Auge zudrücken, wenn man den guten Willen für die Tat gelten lassen und sich mit dem naiven Grundgedanken befreunden kann, die Lebensgeschichte unseres Monarchen in einem zur gleichen Stunde geborenen Wiener Bürgerssohn bis zum Regierungsjubiläum wiederspiegeln zu wollen. Selbst ein poetisch tiefer veranlagter Bühnenschriftsteller hätte nur schwer die Gefahr umschifft, durch eine solche Art von Parallelismus in die Froschperspektive des Spießers herabzuziehen, was die Person des gefeierten Herrschers über uns erhebt und verehrungswürdig macht. Anthony aber gebietet nur über die längst außer Kurs gesetzten Rühreffekte anno Johann Fürst. So war denn von seiner dramatischen Kaiserhuldigung nur noch ein ganz kleiner Schritt zur — Majestätsbeleidigung. Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau“, XVII., 2.
Redaktionsschluß 12. Oktober 1908.
Ausgegeben 15. Oktober 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Im Verlag von Carl Fromme erschien soeben: „Praktischer Wegweiser für Patent-, Musterschutz- und Markenschutz-Angelegenheiten“ von Ingenieur Gustav Adolf Witt, k. k. Kommissär des Patentamtes und Dozent für „Patentkunde“ am k. k. technologischen Gewerbemuseum und an der k. k. Staatsgewerbeschule in Wien. Unter Einbeziehung der neuesten Gesetze, Gesetzesänderungen, Staatsverträge und Verordnungen sind darin sämtliche in Betracht kommenden Fragen, von den Anfangsgründen an, in jener Reihenfolge behandelt, in welcher sie gewöhnlich an den Ratsuchenden herantreten, wobei die Stempel- und Formvorschriften, welche dem Laien so viele Schwierigkeiten bereiten, besonders sorgfältige Berücksichtigung gefunden haben.

Büchereinlauf.

Die Philosophie des Gleichnisses. Von Franz Hirster. Verlag von Max Spor, Leipzig.

In Memoriam Jakob Julius David. Von A. Caspary Köln a. Rein, Verlag Paul Heubner.

Forschungen zur neuen Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Franz Muncker, Professor an der Universität München. III. Hebbels Stellung zu Shakespeare. Von Dr. Wilhelm Alberts. Verlag von Alexander Duncker, Berlin 1908. Preis Mk. 2.—.

Der Natursinn in der deutschen Dichtung. Neue Folge. Von Lenau bis auf unsere Tage. Von Julie Adam. Wien, Leipzig 1908, Verlag von Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

Richard Wagner an Minna Wagner. I. Band. Verlag von Schuster & Löffler, Berlin und Leipzig, 1908.

Suttorina und die römischen Funde. Von Nik. Baron Gjonovic. Im Selbstverlage des Verfassers.

Entwicklungswerte wie Entwicklungsökonomie. Menschenökonomie. Eine Programmschrift von Rudolf Goldscheid. Leipzig 1908, Verlag von Dr. Werner Klinkhardt.

Das mährische Landesarchiv. Seine Geschichte, seine Bestände. Dr. Bertold Bretholz, Landesarchivar. Herausgegeben vom Landesausschusse der Markgrafschaft Mähren.

Haus und Herd. Die Gerechtigkeit der Menschen. Reise, Erzählung, Martediten. Eine Reise ins Reich der Phantasie von Leopold Gheri. Verlag der Sonntagsglocken. Berlin N. 38. 1908.

Vom Materialismus zum Spiritualismus. Gemeinverständliche monistische Betrachtungen über Seele, Welt und Gott. Von Alexander v. Brandt. Frankfurt am Main, 1907. Neuer Frankfurter Verlag, G. m. b. H.

Semper der Jüngling. Ein Bildungsroman von Otto Ernst. Leipzig 1908, Verlag von L. Staackmann. Preis brosch. Mk. 4.—.

Die Rose von Urach (Schillers dritte Tragödie). Historischer Roman von Franz Siking. Leipzig, Verlag von Max Altmann 1908. Preis brosch. Mk. 5.—, gbd. Mk. 6.—.

Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman von Franz Siking. Leipzig, Verlag von Max Altmann 1907. Preis brosch. Mk. 5.—, gbd. Mk. 6.—.

Gedichte. Von Berthold Funke. Leipzig, Verlag von Max Altmann 1907. Preis brosch. Mk. 1.60, gbd. Mk. 2.40.

Theodor Wolff. Pariser Tagebuch. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München 1908.

L. Gers. Kühle Betrachtungen über Kunstliteratur und die Menschen. Leipzig und Wien. Franz Deuticke 1908. Preis K 4.80 (Mk. 4.—).

Veröffentlichungen des Bureaus für Statistik der Juden. Heft 4. Die Juden in Österreich. Im Auftrage des Verbandes der israelitischen Humanitätsvereine „Binai Brith“ für Österreich hergestellt. Herausgegeben vom Bureau für Statistik der Juden. Verlag Louis Lamm, Berlin-Hallensee 1908, Preis Mk. 3.50 = K 4.—.

Tantris der Narr. Drama in 5 Akten von Ernst Hardt. 1907. Insel-Verlag zu Leipzig.

Dr. Oskar Freiherr v. Mitis. Studien zum älteren Österreichischen Urkundenwesen. Herausgegeben vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich. 2. und 3. Heft. Wien 1908. Verlag des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich.

Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich. Redigiert von Dr. Max Vancsa. Neue Folge, 6. Jahrgang 1907. Wien 1908. Verlag und Eigentum des Vereines für Landeskunde von Niederösterreich. Druck von Friedrich Jasper, Wien.

Vom Urtier zum Menschen. Ein Bilderatlas zur Abstammung und Entwicklungsgeschichte des Menschen. Zusammengestellt und erläutert von Konrad Guenther. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 1. Lieferung. Vollständig in 20 Lieferungen à Mk. 1.—.

Hans Bethge. Die chinesische Flöte. Leipzig im Insel-Verlag 1907. In Pappband Mk. 5.—.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

HOTEL-ANZEIGER.

nserate in diesem Hotelanzeiger haben die weiteste Verbreitung, da die Zeitschrift u. uf sämtlichen Passagierschiffen des Österreichischen Lloyd, der Austro-American ler Donau Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der Hamburg-Amerika-Linie etc. auflie

Österreich-Ungarn und Deutschland in der Balkankrisis.

Von Hans Delbrück.

Der Aufforderung der „Österreichischen Rundschau", mich über die Balkankrisis zu äußern, komme ich nach mit der Freude, die man empfindet, wenn man einem befreundeten Künstler, der ein neues Werk zeigt, aus voller Überzeugung sagen kann, daß man ihm die höchste Bewunderung zolle. Die Staatskunst ist ja auch in ihrer Art eine Kunst und Herr v. Aehrenthal hat sich als ein wirklicher Künstler gezeigt.

Daß die Proklamierung einer konstitutionellen Verfassung in der Türkei die definitive Loslösung Bosniens zur Folge haben müsse, war von vornherein klar. Es war notwendig im Interesse Österreich-Ungarns, im Interesse Bosniens und im Interesse der Türkei selber. Denn, wenn die formale Souveränität des Sultans in Bosnien fortbestanden hätte, hätten die oppositionellen Richtungen in diesem Lande im türkischen Parlament Widerhall und Rückhalt gefunden; man hätte vielleicht die Forderung aufgestellt, auch die Bosniaken müßten ins Parlament nach Konstantinopel wählen; es hätte Reibungen und Konflikte zwischen Wien und der Pforte gegeben, die allen Beteiligten nur Schaden hätten bringen können. Daß Herr v. Aehrenthal das sofort gesehen und danach gehandelt hat, ist noch kein besonderes Verdienst, denn es lag auf der Hand, aber an der Art der Ausführung erkennen wir die Kunst des Staatsmannes. Er verhandelte nicht lange mit der Hohen Pforte, was die Möglichkeit von Zwischenfällen gegeben hätte, sondern proklamierte den neuen Zustand kraft des Rechts der selbständigen und selbstbewußten Großmacht. In denselben Akt aber schloß er auch ein die Räumung des Sandschaks. Damit tat er kund, daß Österreich-Ungarn der Türkei nicht nur nicht übelwolle, sondern daß es dem neuen konstitutionellen Osmanenreiche Dauer wünsche und Dauer zutraue. Aller Argwohn, daß Österreich auf eine Auflösung der Türkei hinarbeite und das Land bis Saloniki hin zu erwerben trachte, ist damit abgeschnitten. Während die Türkei durch den Verlust des rein formalen Souveränitätsrechtes in Bosnien nichts Tatsächliches verloren hat, hat sie durch die Zurückziehung der österreichischen Truppen aus Novibazar sowohl moralisch wie materiell etwas Wesentliches gewonnen. Die Entrüstung, die man in türkischen Kreisen über den österreichischen Gewaltakt zur Schau trägt, ändert daran nichts. Es ist offenbar, daß dies eine künstliche Mache der mit England in Verbindung stehenden Jungtürken ist. Bald genug werden diese selber erkennen, daß Österreich durch seinen Gewaltakt der Türkei geradezu eine Wohltat erwiesen hat, indem es klare Verhältnisse in diesem Grenzgebiete geschaffen und damit auch die Durchführung des konstitutionellen Systems erleichtert hat.

Nicht weniger richtig und geschickt war die Politik Herrn v. Aehrenthals den anderen Großmächten gegenüber. Er hat von der Absicht der Annektierung gerade genug vorher verlauten lassen, daß die fremden Kabinette kein Recht hatten, sich über Überrumpelung zu beklagen und doch nicht so viel, daß die selbständige Handlung dadurch hätte gestört werden können. Noch mehr als um Rußland handelt es sich dabei um Deutschland. Diesen Punkt möchte ich speziell behandeln.

Wenn zwei Großmächte so eng verbündet sind, wie das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, so ist die Aufgabe, bei jeder auftauchenden Frage zusammenzugehen und doch von der Selbständigkeit, die die Lebensluft jeder Großmacht ist, nichts aufzugeben. Als Kaiser Wilhelm seinerzeit dem Grafen Goluchowski für seine getreue Hülfe in Algesiras dankte und dabei den Ausdruck gebrauchte, er sei sein Sekundant gewesen, wurde diese Wendung in der europäischen Presse vielfach so gedeutet, als liege darin eine Unterordnung Österreich-Ungarns unter Deutschland. Diese Interpretation entspricht nicht nur nicht dem Begriff eines Sekundanten — denn wer heute Sekundant ist, ist morgen Paukant und umgekehrt — sondern vor allem nicht den Tatsachen. Das hat sich eben jetzt gezeigt. Völlig selbständig hat Österreich-Ungarn in der Balkanfrage gehandelt und Deutschland ist durchaus einverstanden damit. Das Deutsche Reich ist gleichzeitig mit Österreich-Ungarn und mit der Türkei befreundet. Wenn diese beiden unter sich eine Reibung haben, so kann Deutschland nichts anderes tun, als sich neutral verhalten. Hätte Herr v. Aehrenthal wegen der beabsichtigten Annexion erst in Berlin angefragt, so hätte er den Fürsten Bülow nur in Verlegenheit gesetzt. Eben das zeigt deshalb den österreichischen Minister als einen wirklich klugen Diplomaten, daß er sich nicht vorher mit Berlin verständigt, sondern ganz auf eigene Faust gehandelt hat. Nun konnte Kaiser Wilhelm mit aller Bestimmtheit in Konstantinopel erklären lassen, daß die Annexion ohne sein Vorwissen geschehen sei, und in Wien, daß er dem Verbündeten gegen jede europäische Komplikation nach wie vor den Rücken decke. Ich will nicht leugnen, daß einige Nachrichten durch die Zeitungen gegangen sind, die den Anschein erweckten, als ob sich diese Vorgänge nicht so vollständig glatt vollzogen hätten, wie ich sie eben dargestellt. Es ist möglich, daß die Erklärung in Konstantinopel etwas gar zu energisch gefaßt war, daß das in Wien etwas verstimmt und die Äußerungen hervorgerufen hat, Österreich gehe jetzt mit Frankreich zusammen und nehme in Marokko eine von Deutschland abweichende Haltung ein. Aber wenn das nicht bloßer Argwohn ist und hier wirklich eine leichte Neigung einen Augenblick stattgefunden haben sollte, so ist doch zu erkennen, daß das schon wieder überwunden ist, und völlig unsinnig sind natürlich die Phantastereien einiger alldeutscher Blätter, die deutsche Regierung solle die Gelegenheit benutzen und Garantien für die Deutschen in Österreich verlangen. Die erste Bedingung für die dauernde Freundschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn ist die Enthaltung von jeder noch so entfernten Einmischung in die inneren Verhältnisse jeder der beiden Mächte.

So viel auf die Geschicklichkeit der leitenden Staatsmänner ankommt, das Entscheidende in den großen Weltverhältnissen sind schließlich doch die objektiven politischen Potenzen und Interessen, und diese weisen nach wie vor darauf hin, daß

Deutschland und Österreich-Ungarn in der Orientfrage zusammengehen können und zusammengehen müssen. Beide Mächte können sich nichts Besseres wünschen, als daß die Türkei sich aus ihrer despotisch-barbarischen Rückständigkeit zu einem gedeihlichen, konstitutionellen, zivilisierten Staatswesen entwickle. Daß solch einer Entwicklung ungeheure Hindernisse im Wege stehen, ist klar, aber was an Deutschland und Österreich-Ungarn liegt, muß und wird geschehen, um die Hindernisse zu überwinden. Durch die Räumung von Novibazar hat das Wiener Kabinett bereits ein starkes Pfand dieser Gesinnung gegeben. Der Irrtum, in dem man sich in den jungtürkischen Kreisen bewegt, als ob die Westmächte die wahren Freunde und Gönner des Fortschritts in der Türkei seien, wird bald genug verfliegen. Das famose Londoner Programm für die europäische Konferenz scheint schon manchen Kreisen die Augen geöffnet zu haben. Der einzige Gegenstand, der die europäische Konferenz beschäftigen könnte, wäre die Festsetzung der Entschädigung, die Bulgarien der Türkei zu leisten hat und dazu bedarf es nicht des ungeheuren Apparats einer allgemeinen Konferenz.

Die Türkei kann die Gebiete, die sich nun einmal von seinem Staatskörper losgelöst haben, nicht zurückerlangen, Bulgarien so wenig wie die Krim oder Budapest, die doch auch einmal zum Osmanenreiche gehört haben. Die türkische Politik kann sich zu ihrem Ziel keinerlei Art der Ausdehnung setzen, die die innere Entwicklung aufhalten und stören würde, sondern nur die Konzentration und Fortbildung der noch heute unter dem Padischah vereinigten gewaltigen Gebiete. Große Kräfte sind dazu nötig an Personen wie an Kapitalien, Kräfte, über die die Türkei in ihrem eigenen Innern heute noch nicht in genügendem Maße verfügt und die deshalb aus Europa bezogen werden müssen. Ohne eine durchdachte Handelspolitik, ohne eine selbständige Zollgesetzgebung ist ein konstitutioneller Staat und wirtschaftliches Gedeihen nicht denkbar. Wer diese Bestrebungen in der Türkei unterstützt, ist der wahre Freund des Osmanenreiches. Bleibt der Friede erhalten, so müssen Deutschland und Österreich-Ungarn vereint dafür sorgen, daß die Türkei, befreit von all den Fesseln, die ihr heute noch die europäischen Verträge und Kapitulationen in ihrer Entwicklung anlegen, die Stellung, die sie unter den Mächten einnimmt, behaupte und durch innere Kräftigung noch verbessere. Man fürchte sich nicht davor, daß die Türkei nun auch ein Schutzzollsystem ausbilde und dadurch auch die deutsche und österreichische Industrie ausschließe. Was auf diesem Wege verloren gehen sollte, wird zehnfach ersetzt werden, wenn die uralten Kulturländer dieses Reiches, die jetzt zum großen Teil brach und wüst liegen, zu neuer wirtschaftlicher Blüte erweckt und dadurch auch zu zahlungsfähigen Abnehmern der europäischen Industrie erzogen werden. Die österreichischen und deutschen Lehrmeister und Kapitalien, die Beamten, Kaufleute und Techniker, die auf dem Boden einer solchen verjüngten Türkei ihr Unterkommen und Gedeihen fänden, würden uns reichlich für die Politik der Selbstlosigkeit und des Wohlwollens entschädigen.

Die Eingliederung Bosniens und der Herzegowina.

Von Dr. Josip Frank (Agram).

Ein neues politisches Zentrum ist der Monarchie erstanden. Der historische Aufbau des Habsburger Reiches mit seinen nationalen Individualitäten schuf deren mehrere. Dem Dualismus kam hierbei eine besondere Aufgabe zu, er sollte die Aktionsfähigkeit der Monarchie verjüngen und verstärken. Doch nach Königgrätz und Sedan konnte sich das Deutschtum Österreichs nur mehr als kulturelle und wirtschaftliche Kraft entwickeln und betätigen. Ungarn waren seine kulturellen Grenzen ohnedies abgesteckt, seine finanzielle und wirtschaftliche Entwicklung aber erreichte seit 1867 eine kaum geahnte Höhe; ist doch das Budget in dieser Zeit von zirka 200 Millionen Kronen auf anderthalb Milliarden gestiegen. Nach außen konnte weder das Deutschtum noch das Magyarentum einen Faktor zu einer Neubildung im Rahmen der Monarchie abgeben. Anders liegt die Sache heute. Der Länderzuwachs birgt in sich nicht bloß gesunde, entwicklungsfähige Keime finanzieller, wirtschaftlicher und kultureller Natur, er schiebt sich, obwohl noch unkonsolidiert und staatlich nicht organisiert, als ein die allgemeine Aufmerksamkeit Europas auf sich lenkender Körper durch das Getriebe der diplomatischen Welt hindurch in den Vordergrund. Hiermit ist seine besondere Bedeutung für die Monarchie gegeben. War diese doch nach Reval beiseite gestellt. Als gar die jungtürkische Bewegung rasch Herrin der Situation wurde, hieß es von der Newa bis zur Seine und von der Themse bis zum Bosporus: keine Annexion!

Da erfolgte die Wendung. Der Hebel wurde kräftig, zielbewußt am archimedischen Punkt angesetzt und nun zählt die Monarchie wieder als erster Faktor im europäischen Konzert. Mit einem Gefühle der Befriedigung können wir Kroaten sagen: Kroatien, zu dem ja Bosnien und die Herzegowina territorial, geschichtlich und staatsrechtlich gehören, ist zum Jungbrunnen der Monarchie geworden. Ungeahnte Kräfte wurden frei. Neue Perspektiven eröffnen sich nach innen und außen. Die Monarchie, deren Zukunft noch gestern trübe und düster schien, ist mit einem Male zu mächtigem Ansehen emporgehoben.

Der Weg ist nun vorgezeichnet, der bei der künftigen dauernden Festlegung der staatsrechtlichen Stellung Bosniens und der Herzegowina einzuschlagen ist. Zur glücklichen Lösung der inneren staatlichen Organisation dieser Länder sind die günstigsten Keime vorhanden; wenn sie verkümmern, liegt die Schuld einzig und allein an jenen Kräften, deren Einwirkung sie ausgesetzt sind. Wird der allein richtige, weil natürliche Weg eingeschlagen werden? Wird nicht wieder, wie so häufig in dieser Monarchie, mit einem verfehlten Experiment das Gute erdrosselt werden? Wird diesmal endlich jener österreichische Politiker und hervorragende Gelehrte Unrecht behalten, der bei einem bevorstehenden wichtigen Ereignisse befragt, was jetzt geschehen werde, überzeugt antwortete: Gewiß das Schlechteste!

Nur kein langes Provisorium! Hat doch die lange Dauer der Okkupation nicht assimilierend, sondern zersetzend gewirkt. Es war die höchste Zeit, unverrückbare Tatsachen nach außen zu schaffen. Nun muß die innere Sanierung rasch nachfolgen. Maria Theresia hat gleich nach ihrem Regierungsantritt die Not-

wendigkeit erkannt, dem Provisorium bezüglich Slawoniens, das seit 1718, also ebenfalls fast 30 Jahre gedauert, im Interesse der Gesundung der Monarchie ein Ende zu machen. Sie hat dieses Land im Jahre 1745 Kroatien reinkorporiert. Wir brauchen nicht zu erinnern, welche gute Dienste diese glückliche Lösung der großen Kaiserin leistete. Wäre Bosnien sofort nach der Okkupation mit Kroatien vereint worden, hätte es zu keinem zweiten Aufstand daselbst kommen können.

Schon werden allerlei Stimmen über die künftige Eingliederung dieser Länder laut. Österreich macht seine Okkupationskosten geltend, Ungarn daneben auch sein angebliches Recht. Dieser Chauvinismus wird in überflüssiger, aber leider sehr nachhaltiger Weise genährt und immer wieder die verführerische Note angeschlagen: „A tengere Magyar." Ans Meer Magyare! Sonderbar! Die Kroaten bewohnen die ganze Meeresküste. Sie zählen zu den besten Matrosen der Welt und liefern die ausgezeichnete Bemannung Seiner Majestät Kriegsflotte. Die Magyaren aber sind Steppenkinder. Was und wie sollen sie ans Meer?! Oder will man Bosnien mit Dalmatien den Magyaren überweisen und die Herzegowina Österreich?

Es braucht wohl nicht erst gesagt, geschweige denn bewiesen zu werden, daß jede derartige Lösung vom Grunde aus verfehlt und von unheilsamer Wirkung für die Monarchie als solche und nicht minder auch für Österreich oder Ungarn im besonderen wäre. Weder die Deutschen noch die Magyaren haben ein Lebensinteresse daran, sich größere, nichtdeutsche oder nichtmagyarische Länder anzugliedern. Ihre inneren Friktionen, die ihre Kraft lahm legen, würden an Heftigkeit nur zunehmen und schließlich zum Bruche führen. Anderseits liegt es weder im Interesse Österreichs, daß Ungarn vergrößert, noch im Interesse Ungarns, daß Österreich erweitert werde.

Wie demnach der staatsrechtliche Umbau der Monarchie, der ja durch die Ausdehnung der Souveränität des Herrschers auf Bosnien und Herzegowina nicht zu umgehen ist, stattfinden soll, ist klar, will man die Regeln der Vernunft und die Logik der Tatsachen sprechen lassen. Man glaube ja nicht, daß Kroatien aus dem „duobus litigantibus tertius gaudet" Vorteil ziehen oder gar seine Suppe an einer europäischen Konflagration kochen wolle. Das wohlverstandene Interesse aller Teile erheischt die Lösung zugunsten Kroatiens.

Man vergesse doch nicht, daß die Länder, die hier in Frage kommen, weder zu dem Stamme der Magyaren noch zu dem der Deutschen gehören. Welches sittliche Recht hätten diese und jene, das Schicksal der neu erworbenen Länder untereinander oder gegeneinander zu bestimmen oder gar sie ganz oder teilweise sich unterzuordnen?

Gewiß, Österreich und Ungarn haben große finanzielle Opfer für die Okkupation gebracht. Aber ist etwa Kroatien hierin zurückgeblieben? Die finanziellen Opfer Kroatiens wurden nur nicht separat ausgewiesen, aber sie sind verhältnismäßig ungleich größer als die Österreichs oder Ungarns. Denn Kroatien hat weder seine finanzielle noch seine wirtschaftliche Selbständigkeit wie diese beiden anderen Staatskörper. Es kann weder für seine kulturelle, noch finanzielle und wirtschaftliche Prosperität das tun, was Österreich oder Ungarn für sich tut. Kroatiens Hilfsquellen sind zum Teil brach gelegt, zum Teil durch eine irrationelle und unzweckmäßige finanzielle Gesetzgebung und Verwaltung ausgebeutet und verwahrlost. Und doch muß dieses so behandelte Kroatien ganz nach dem gleichen Schlüssel wie

das selbständige und reiche Österreich und wie das selbständige und zur Blüte gelangte Ungarn zu den gemeinsamen Ausgaben beitragen.

Was aber die Blutsteuer betrifft, so steht Kroatien in der Monarchie obenan. Auf hunderten von Schlachtfeldern hat es für die Integrität der Monarchie geblutet und während es die Vormauer der Christenheit im Kampfe mit den Türken durch Jahrhunderte bildete, konnten die anderen Staaten und Länder ihrer kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung in Ruhe leben. Die kroatische Nation hat somit ihr Erbe blutig verdient.

Aber sie hat auch das ausschließliche Recht auf alle diese Länder. In Kroatien, Slawonien und Dalmatien, in Bosnien und der Herzegowina, ja in Istrien, wohnt ein und dasselbe Volk, herrscht ein und dieselbe Sprache. Wo findet man noch in der Monarchie ein so einheitliches Gebiet an Volk und Sprache, Land und Gesinnung, Sitten und Gebräuche? Und welcher Nation steht diese Nation an Tapferkeit und dynastischer Treue nach? Hat doch Napoleon der Große in einer Proklamation den Kaiser von Österreich geradezu darum beneidet.

Warum also dieses getreue Volk in seinen innersten und heiligsten Empfindungen für Freiheit und Einheit verletzen? Warum es spalten? Warum es aufteilen? Warum unterjochen?

Und glaubt man, daß dies wirklich so einfach gehen würde? Hat man eine Ahnung, welcher Sturm in Kroatien losbrechen, welche Komplikationen da entstehen würden, wollte man sein Recht mit Füßen treten? Auch in Kroatien hat sich das Gefühl der Volkssouveränität mit Macht herausgebildet. Mit Bajonetten wird sich im heutigen Zeitalter dagegen nicht mit Erfolg ankämpfen lassen. Für die kroatische Nation gilt der Ausspruch Rankes: „Es gibt keine einzige politische Idee, die im Laufe der letzten Jahrhunderte eine ähnliche Wirksamkeit ausgeübt hätte, wie die Volkssouveränität. Bisweilen zurückgedrängt und nur die Meinungen bestimmend, aber dann wieder hervorbrechend, offen bekannt, niemals realisiert und immer wieder eingreifend, ist sie das ewig bewegliche Ferment der modernen Welt.“ In diesem Geiste hat sich in Kroatien das selbstbewußte Wort Ungarn gegenüber herausgebildet: regnum regno non praescribit leges!

Die Vereinigung sämtlicher kroatischer Länder in der Monarchie zu einem staatlichen Ganzen wäre übrigens gar kein Umbau der Monarchie, sondern nur eine Verwaltungsverschiebung zum allseitigen Besten. Die Lösung im kroatischen Sinne ist nicht bloß legal, sie ist nicht zentrifugal, vielmehr zentripedal, sie ist stärkend und aufbauend, aber nicht zersetzend oder zerstörend.

Von dem Legitimitätsstandpunkt und von dem kroatischen Staatsrechte will ich heute nicht sprechen; ebensowenig von den Inauguraldiplomen und Königseiden, womit das Recht Kroatiens auf Bosnien und Herzegowina, wie auch auf Dalmatien gewährleistet wurde. Auch das historische Recht will ich hier unerörtert lassen, da ich dies alles an anderer Stelle bereits dargetan habe. Einen weiteren Gesichtspunkt möchte ich aber hier klar legen.

Die Diplomatie beschäftigt sich heute vielfach mit der Frage der Bildung, beziehungsweise der Verhinderung eines großen südslawischen Staates, den Serbien und Montenegro mit Unterstützung anderer anstreben. Die Vereinigung aller kroatischen Länder zu einem staatlichen Ganzen im Rahmen der Monarchie, also

im Sinne des kroatischen nationalen Programmes vom Jahre 1894, wäre das natürlichste und beste Mittel dagegen, wäre ein sicherer Stützpunkt gegen ein solches Vorhaben. Die kroatische Idee wehrt die serbischen oder südslawischen Tendenzen ab. Der Begründer unserer Rechtspartei, Dr. Ante Starčević, führte den heftigsten Kampf gegen die südslawischen und panslawistischen Velleitäten. Das einheitliche Königreich Kroatien ist somit ein Schutzgebilde auch für Ungarn und Österreich, für die ganze Monarchie.

Durch das vereinte Königreich Kroatien wären Ungarn und Österreich in ihrer inneren Verwaltung entlastet. Die wirtschaftlichen Fragen aber, die ja den Schwerpunkt bilden, würden sich ohne besondere Schwierigkeiten für alle Teile befriedigend lösen lassen. Warum also andere, verkehrte Wege einschlagen, die das unter so günstigen Auspizien geschaffene Kraftzentrum nur zerstören würden? Warum soll die Monarchie um ihren großen Erfolg gebracht werden?

Das einheitliche und selbständige Kroatien im Rahmen der Monarchie ist nicht bloß ein Bollwerk für das alte Habsburgerreich, es verbürgt auch dessen Verjüngung und Gesundung.

Die Originalprotokolle des Verfassungsausschusses im Kremsierer Reichstage.

Von Reichsrats- und Landtagsabgeordneten Universitätsprofessor Dr. Josef Redlich.

Die Protokolle des Verfassungsausschusses im österreichischen Reichstage 1848/49, mit denen Anton Springer — bis zum Erscheinen der Werke Heinrich Friedjungs der einzige bedeutende Historiker des modernen Österreich — vor bald 25 Jahren die Öffentlichkeit beschenkt hat, sind bis zur Gegenwart eine der wichtigsten und keineswegs erschöpften Quellen für das Studium der Probleme des österreichischen Staates geblieben. Liest man gegenwärtig die Reden der Mitglieder jenes denkwürdigen Ausschusses des Kremsierer Reichstages, so staunt man immer wieder — und zwar nicht ohne Betrübnis — wie die meisten der Probleme, die dort aufgeworfen, diskutiert und zum größten Teile im Verfassungsentwurf gelöst werden, auch heute noch in aller Frische vor uns stehen, wie diese an 60 Jahren alten Gedankengänge und Kontroversen noch immer zum guten Teile auch für uns noch offene Fragen geblieben sind. Und nicht ohne Beschämung erkennt man, wie wenig wir in unserem ganzen Besitzstand an politischen Gedanken über jene Tage des ersten österreichischen Parlamentes hinausgekommen sind. Urteilen wir gerecht, so werden wir überdies hinzufügen müssen, daß das Maß politischer Einsicht und Reife, wie es das österreichische Bürgertum in diesem Verfassungsausschuß des ersten österreichischen Zentralparlamentes gezeigt hat, auch absolut genommen erstaunlich groß ist. „Kein Aktenstück," sagt Springer*, „gibt über die Schwierigkeiten eines österreichischen Verfassungswerkes so genaue Auskunft, keines unterrichtet so ausführlich über die herrschenden Stimmungen und Tendenzen der Parteien wie die Protokolle des Konstitutionsausschusses". Ich fürchte: den klugen und scharfsinnigen Disputationen der Brestel und Pinkas, Lasser und Rieger, Mayer

* „Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809." II. S. 649.

und all der anderen Wortführer jenes Ausschusses könnte kaum Ebenbürtiges, geschweige denn Besseres an die Seite gesetzt werden, falls etwa das Haus des allgemeinen Wahlrechts in seinem Verfassungsausschuß sich ans Werk machte, eine neue Verfassung für Österreich zu entwerfen. Es wäre nun gewiß gerade gegenwärtig eine nicht nur wissenschaftlich, sondern auch politisch höchst ersprießliche Leistung, wenn man einmal ernstlich versuchte, den politischen Ideengehalt der Debatten des Verfassungsausschusses, wie überhaupt des Kremsierer Reichstages auseinanderzusetzen. Das gäbe auch heute noch einen festen Anknüpfungspunkt für politische und legislative Aktionen. Damit wäre zugleich ein Grundstein für die Geschichte der politischen Ideen im modernen Österreich überhaupt gelegt. Wie sehr es noch mit einer solchen Geschichte im Argen liegt, wie wenig bis jetzt das österreichische Staatsrecht und die innere österreichische Politik des 19. Jahrhunderts wissenschaftlicher Erforschung und Bearbeitung unterzogen worden sind, das ist wohl ebenso bekannt, wie es auf der anderen Seite unverkennbar ist, daß das Wesen und die Kräfte des modernen Staates, wenigstens in Europa, nirgends eigenartiger, nirgends in so vielfältiger und zusammengesetzter Gestaltung studiert werden können, wie gerade in Österreich.

Doch nicht dies auseinanderzusetzen ist, was den Anlaß zu diesen Ausführungen gibt, so natürlich gerade in unseren Tagen die Rückerinnerung an die Frühzeit des bürgerlichen österreichischen Parlamentarismus derartige Gedanken anregt. Auch das Ergebnis der Beratungen des Verfassungsausschusses soll hier nicht näher in Betrachtung kommen. Es soll vielmehr hier Mitteilung gemacht werden von bisher unbekannten und, wie wohl behauptet werden darf, nicht ganz uninteressanten Dokumenten, welche den Kremsierer Verfassungsausschuß und sein Werk betreffen.

Anton Springer hat in dem Vorwort seiner Ausgabe der Protokolle über diesen Gegenstand und damit über die eigentliche Quelle seiner Publikation folgendes gesagt:

„Als der erste österreichische Reichstag im März 1849 aufgelöst wurde, erbat und empfing der Abgeordnete Dr. Adolf Pinkas vom Reichstagsarchivar Aloys Jelen eine genaue Abschrift der Protokolle des Verfassungsausschusses. Pinkas, ein eifriges und einflußreiches Mitglied des letzteren, hatte die Absicht, die Protokolle vollständig herauszugeben, um die damals landläufigen falschen Anklagen, als hätte der Reichstag überhaupt keine ernste Arbeit verrichtet, durch diesen Beweis seiner rastlosen Tätigkeit zu entkräften und durch eine vergleichende Kritik die Vorzüge des vom Verfassungsausschuß festgestellten Entwurfes vor der oktroyierten Konstitution darzulegen. Noch ehe Pinkas an das Werk schritt, wurde die letztere zurückgenommen und der Absolutismus wieder eingeführt. Unter solchen Umständen mußte der Streit, ob die eine oder die andere Form der Verfassung die richtigere sei, müßig erscheinen. Pinkas ließ seinen Plan fallen und nahm ihn auch nach Wiedererweckung des Verfassungslebens, durch seine angestrengte Wirksamkeit im böhmischen Landtage und Landesausschusse daran gehindert, nicht wieder auf. Auf den Wunsch und die Hoffnung, die Protokolle weiteren Kreisen zugänglich zu machen, verzichtete er trotzdem nicht. Er übertrug diese Aufgabe auf mich, als den ihm in der Gesinnung nächststehenden, durch Freundschaft und Verwandtschaft eng verbundenen Mann. Ich konnte die Protokolle bereits im zweiten Bande meiner

Geschichte Österreichs als Quelle verwerten. Die vollständige Ausgabe habe ich aus mannigfachen Gründen bis zu diesem Augenblicke verschoben."

Soviel und nicht mehr hat Anton Springer über die Quellen seiner Publikation geäußert. Niemand hatte diese Quelle, die Originalprotokolle, gesehen: auch Springer hat nie behauptet, daß er diese gehabt oder benutzt habe. Dieser Mangel blieb nicht unbemerkt. A. Freiherr v. Helfert, der nimmermüde Erforscher der österreichischen Revolutionsgeschichte, bezweifelte denn auch die Angaben Springers über die Herkunft seiner Protokollabschriften ausdrücklich. Ich möchte Helferts Bemerkungen aus dem betreffenden Aufsatze „Der Verfassungsausschuß des konstituierenden Reichstages zu Wien und Kremsier 1848—1849 (Paderborn 1897)" herausnehmen und hierher setzen. Helfert sagt dort: „Wo sind die Protokolle hingeraten? Ich habe in Wien vergeblich nach ihnen geforscht und auch sonst nicht erfahren, daß jemand anderer darin glücklicher gewesen wäre. Nun überrascht uns Springer mit einem wortgetreuen Abdruck, zwar nicht der vollständigen Protokolle des genannten Ausschusses, aber doch derjenigen über den sogenannten zweiten Teil des Kremsierer Verfassungswerkes, also gerade jener Partie, über die wir bisher am wenigsten unterrichtet waren. Wie ist Springer, oder vielmehr sein verstorbener Schwiegervater, in den Besitz dieser Protokolle gelangt? Springer sagt uns im Vorwort, einer der ehemaligen Ordner des Reichstages, der nachmalige Reichstagsarchivar Alois Jelen, habe dem Dr. Pinkas auf dessen Ersuchen „eine genaue Abschrift" derselben verschafft. Der geehrte Herausgeber möge mir verzeihen, wenn ich dieser Angabe meinen ganz entschiedenen Unglauben entgegenbringe, und zwar aus folgenden Gründen. Seit der denkwürdigen Nacht vom 6. zum 7. März 1849 und der am Tage darauf erfolgten Auflösung des konstituierenden Reichstages gehörte Adolf Pinkas der Opposition an, trat zu den Mitgliedern und dem Anhang der Regierung in das gespannteste Verhältnis und mir scheint es unter diesen Umständen ebenso unmöglich, daß Pinkas mit einem Anliegen der bezeichneten Art an die leitenden Kräfte des aus dem Kampfe mit dem Reichstage als Sieger hervorgegangenen Ministeriums herangetreten sei, als daß Jelen, dieser allergetreueste Diener seines Herrn, hinter dem Rücken des letzteren einem erklärten Widerpart der Regierung eine so bedeutungsvolle Begünstigung zugewendet habe. Wahrscheinlicher erscheint mir, daß Pinkas mit oder ohne Einverständnis Smolkas, in dem Trubel der letzten Stunden in Kremsier die Originalprotokolle des Konstitutionsausschusses mit sich nach Prag genommen und dort bis zum Tode Jelens — 15. Oktober 1859, der II. Band Springers erschien 1865 — vor der Öffentlichkeit geheim gehalten habe. Ich sehe auch nicht ein, was für einen Grund Springer haben sollte, mit einer solchen Aufklärung hinter dem Berge zu halten. Begreiflich, um nicht zu sagen verzeihlich, wäre dem brüsken Verfahren der Regierung gegenüber, welche der Tätigkeit des Reichstages unerwartet den Faden abgeschnitten, der Schritt eines Mannes der Opposition immerhin, und jedenfalls können wir für den Entschluß Pinkas nur dankbar sein, weil sonst ohne allen Zweifel auch diese Partie der Reichstagsprotokolle unter einem unaufsperrbaren Schlosse gefangen gehalten wäre, wenn nicht etwa gar alles, was davon nach Wien gekommen, längst in die Stampfe oder auf den Scheiterhaufen gewandert ist. Der von mir vermutete Gang der Dinge würde es auch erklären, warum Springer

nur die Protokolle des zweiten Teiles des Verfassungswerkes herauszugeben imstande war, nicht aber auch jene des vom Dreierausschusse, welchem Pinkas nicht angehörte, ausgearbeiteten ersten Verfassungsteiles."

Durch einen glücklichen Zufall bin ich nun in den Stand gesetzt, den Angaben Springers und den Zweifeln Helferts gegenüber neue und weitreichende Aufklärung zu bringen: für die wichtigste hier aufzuwerfende Frage, nämlich die nach der Echtheit der von Springer herausgegebenen Protokolle wird dadurch unwiderleglicher Beweis geschaffen. Ich habe nämlich die Originalprotokolle des Verfassungsausschusses in völlig unversehrtem Zustande gefunden, jene Originalien, die — das ist ja das Seltsame an diesem Falle — ihr Herausgeber Anton Springer niemals gekannt hat und deren Verschwinden Helfert beklagt. Und zwar haben sich diese denkwürdigen, längst verloren geglaubten Protokolle in den Papieren des verstorbenen Ministers Joseph Freiherrn v. Lasser gefunden. Durch die Güte des einzigen Sohnes des verewigten Staatsmannes, des Herrn Baron Oskar von Lasser, ist mir nämlich vor einiger Zeit die Sichtung dieser Papiere anvertraut worden: darin fanden sich nun sogleich zwei stattliche Konvolute, deren eines die vollständige Sammlung der 1848 gedruckt erschienenen Protokolle des österreichischen Reichstages enthält, eine gleichfalls nur mehr in sehr wenigen Exemplaren vorhandene Publikation, da der ganze verbliebene Rest nach Aufhebung der Verfassung eingestampft worden sein soll. Das zweite Konvolut enthält nichts anderes als das vollständige tadellos konservierte Originalprotokoll des Konstitutionsausschusses von 1848, wie es auf dem Umschlagpapiere von der Hand des Ministers Lasser selbst bemerkt erscheint.

Um nun das Wichtigste gleich hervorzuheben: Ein Vergleich dieser Originalprotokolle mit dem von Springer gegebenen Abdruck zeigt, daß die von letzterem besessene und benutzte Abschrift außerordentlich genau und korrekt vorgenommen worden ist. Worin die von Springer selbst zugegebenen formellen Kürzungen bestehen, sowie über die sonstigen aus Springers Ausgabe nicht ersichtlichen Bestandteile dieser Originalprotokolle soll nun sogleich des näheren berichtet werden. Zunächst aber einige Worte über das Schicksal dieser Papiere.

Nach der von Oskar Freiherrn v. Lasser verkörperten mündlichen Überlieferung kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Protokolle seit 1848 ununterbrochen im Besitze seines Vaters gewesen sind und es ist daran wohl auch aus Gründen, die in der Sache selbst liegen, nicht zu zweifeln, wenngleich mir bisher keine ausdrückliche Bemerkung darüber von der Hand des Ministers in seinen Papieren vorgekommen ist. Die Herausgabe der vom Reichstagsabgeordneten Pinkas seinem Schwiegersohne Springer übermittelten Abschrift ist bekanntlich erst im Jahre 1885 erfolgt, somit nach dem 1882 erfolgten Tode des Ministers Lasser. Sonst hätte der alte Staatsmann, durch das Erscheinen von Springers Publikation angeregt, wohl selbst das Vorhandensein der Originalprotokolle in seinem Besitze bekannt gegeben. Die Dinge dürften sich wohl so verhalten haben, daß Lasser im Jahre 1848 bei der Auflösung des Reichstages als ehemaliges und eifriges Mitglied jenes Ausschusses, der den Mittelpunkt der ganzen Reichstagstätigkeit gebildet hat, dessen Protokolle an sich genommen haben wird, wohl um sie vor der Zerstörung zu retten, die sogleich nach der Aufhebung des Reichstages so vielen Dokumenten der Revolutionszeit widerfahren ist. Nicht nur als hervorragender Parla-

mentarier, sondern auch in seiner Eigenschaft als politischer Beamte mochte übrigens Lasser die Bedeutung dieser Ausschußarbeiten ganz besonders gewürdigt haben: hat er doch bald darauf als einer der vertrauten Gehilfen Alexander Bachs an der großen Reorganisation der Verwaltung wie auch an den verschiedenen die Verfassung betreffenden Plänen und Arbeiten des Ministeriums hervorragenden Anteil genommen, wobei ihm gewiß die Debatten des bestandenen Konstitutionsausschusses als wertvoller Behelf erschienen sind. Da Lasser überdies der gewählte Schriftführer des Ausschusses war — die für diese Funktion vom Justizminister Bach delegierten Beamten waren gewissermaßen nur als seine Stellvertreter wirksam — so liegt es auch vollends nahe, daß er etwa noch in Kremsier diese Protokolle an sich genommen hat. Es ist jedenfalls höchst wahrscheinlich, daß Lasser diese wissenschaftlich und politisch so kostbaren Dokumente kurz nach der Auflösung des Reichstages in Verwahrung genommen haben dürfte. Dem Konvolut der Originalprotokolle liegt auch noch die Abschrift einer vom Minister Kraus gefertigten Note vom 7. Jänner 1849 bei, deren Inhalt hier wiedergegeben werden wird. Dieses Aktenstück ist dem ersten Protokollbogen, welcher die Sitzung des Ausschusses vom 19. Jänner 1849 betrifft, beigeheftet, und in der Tat bildete ihr Inhalt den Gegenstand der Diskussion in dieser Sitzung des Ausschusses, dem sie vom Reichstagspräsidenten zugemittelt worden war. Ich erwähne diese Tatsache deshalb, weil in ihr auch ein Beweis dafür gelegen scheint, daß der Akt heute noch so vorhanden ist, wie ihn Lasser bei Auflösung des Reichstages, sei es vom Vorsitzenden des Ausschusses, sei es vom Reichstagspräsidium übernommen hat. In dieser Hinsicht ist auch noch weiter bemerkenswert, daß dem Konvolut ein gedrucktes Exemplar des Entwurfes der Konstitution beiliegt, dem Lasser seinen Namen mit eigener Hand auf das Titelblatt beigesetzt hat. Im Texte dieser Druckschrift sind nun mehrere jener Paragraphe unterstrichen, die besonderen Anlaß zu längeren Debatten im Ausschusse gegeben haben. Am Ende des Heftes ist auf dem frei gebliebenen Raume von Lassers Hand ein Verzeichnis der Mitglieder des Ausschusses, nach Kronländern geordnet, mit Bleistift angemerkt, sowie die Bemerkung hinzugefügt: „NB. Statt Laufenstein anfangs bei Grundrechten Ambrosch; statt Smolka — Dylewski.“

Die Abschrift, die nach Springers Mitteilung der Abgeordnete Pinkas vom Reichstagsarchivar Aloys Jelen empfangen hat, „als der erste österreichische Reichstag aufgelöst wurde“, dürfte daher höchstwahrscheinlich vor der Übernahme der Originalprotokolle durch Lasser angefertigt worden sein.

Diese Annahme wird bei nochmaliger genauester Durchsicht des Protokolls dadurch fast zur Gewißheit erhoben, daß sich in dem Originalprotokolle der Sitzung vom 24. Jänner 1849 eine Abschrift des letzten Stückes des Protokolles dieser Sitzung findet, und zwar ist dies ein Stück der Debatte, welches in Springers Ausgabe fehlt: so weit ich sehen kann, die einzige Lücke in dem Abdruck der Debatten durch Springer. Dieser Sachlage gemäß scheint mir die Annahme unwiderleglich, daß dieses in dem Originalprotokoll der Sitzung vom 24. Jänner erliegende Blatt der Abschrift des letzten Bogens dieses Protokolles, sei es von Jelen, sei es von demjenigen, der die Originalien für den Abgeordneten Pinkas kopiert hat, vergessen worden und so in dem Akte liegen geblieben ist. Diese in Springers Ausgabe fehlende Stelle der Debatte über die Verfassung folgt weiter unten.

Nimmt man, wie ich dies tue, an, daß Casser bald nach der Auflösung des Reichstages die Protokolle an sich genommen hat, so läßt sich die Anfertigung der Abschrift am besten so denken, daß Jelen die Protokolle fortlaufend für den Abgeordneten Pinkas kopiert hat. Dies liegt auch wegen des Umfanges dieser Arbeit nahe; denn die Originalprotokolle nehmen nicht weniger als 203 zum großen Teil eng beschriebene Bogen von dem alten großen Kanzleiformat, also rund 800 Seiten ein. Eine Kopie eines solchen ganzen großen Stoßes von Schriftstücken so genau herzustellen, wie die von Springer benutzte Kopie zweifellos gewesen ist, ist jedenfalls eine mühevolle und sicherlich nicht rasch zu leistende Arbeit gewesen, zumal wenn diese Abschrift in einem Zuge hätte genommen werden sollen. Die Frage der Herstellungszeit dieser Kopie ließe sich dann endgültig entscheiden, wenn man wüßte, wie lange Zeit das Reichstagsarchiv nach dem 7. März 1849 noch überhaupt bestanden hat und wenn insbesondere darüber Klarheit bestünde, wie lange der Reichstagsarchivar Jelen nach Auflösung des Reichstages noch über die Originalprotokolle verfügen konnte.

Wie dem nun immer sei: das Vorhandensein der Originalprotokolle, wie sie mir vorliegen, ist immerhin das Wichtigste, worauf es hier ankommt. Die Papiere beginnen mit dem „Protokoll der Sitzung des Konstitutionsausschusses vom 13. Jänner 1849". Dieses, sowie die beiden folgenden Protokolle vom 15. und 18. Jänner fehlen in der Ausgabe Springers vollständig*. Der Grund liegt darin, daß sie sich mit dem Verfassungsentwurf selbst nicht beschäftigen. Sie sind daher offenbar nicht kopiert worden. Alle Protokolle sind von den vier schon oben erwähnten, durch das Justizministerium beigegebenen Beamten, die als Schriftführer zu fungieren hatten, in musterhaft deutlicher Handschrift niedergeschrieben. Die Namen dieser Schriftführer — Freyenwald, Keller, Much, Willim — werden am Schlusse des vorhin erwähnten Druckes der Verfassungsurkunde, die dem Akt beiliegt, ausdrücklich genannt. Die Namensfertigungen dieser Schriftführer finden sich am Ende der einzelnen Protokolle neben dem des Vorsitzenden Feifalik, der die meisten Protokolle signiert hat. Eine Anzahl von Protokollen trägt die Unterschrift des Vizepräsidenten Dr. Pinkas. Das Lob, das Helfert den Schriftführern auf Grund des von Springer abgedruckten Textes erteilt, wird man nach Einsicht in die Originale nur vollauf bestätigen können. Was aber Helferts Vermutung betrifft, wonach Pinkas in Wahrheit die Originalprotokolle mit oder ohne Einverständnis Smolkas an sich genommen und bis zum Tode Jelens aufbewahrt hätte, worauf sie dann Springer ohne rechte Begründung mit Berufung auf Grund einer Abschrift Jelens herausgegeben hätte: diese ganze Vermutung erscheint nun jedenfalls durch die Auffindung der Originale in Cassers Nachlaß vollständig widerlegt. Man wird Anton Springers Erzählung über die Herkunft seiner Ausgabe von nun ab vollen Glauben schenken müssen: daß die von ihm benutzte Abschrift außerordentlich genau ist, soll nochmals betont werden.

* Alle diese Originalprotokolle sind von derselben Hand in der linken Ecke fortlaufend numeriert, welche Bezeichnung nach der Schrift zu schließen, von Cassers Hand herrührt. Das erste Protokoll vom 13. Jänner trägt die Bezeichnung „Nr. 2 (s. Beilage)", so daß angenommen werden muß, daß ursprünglich ein Protokoll von einer früheren Sitzung vorhanden war, das aber jetzt fehlt.

Ich lasse nun zunächst den Text der drei vorgenannten Protokolle folgen, welche Springer überhaupt nicht gekannt hat:

Protokoll

über die Sitzung des Constitutions-Ausschusses vom 13. Jänner 1849.

Gegenwärtige:

Die Herren Abgeordneten: Feifalik Vorsitzender, Ratz, Kautschitsch, Palacky, Ziemialkowski, Scholl, Trumer, Halter, Philippi, Goriup, Fischhof, Miklosich, Pinkas, Rieger, Plenkovich, Gobbi, Prestl, Turco, Hein, Pfretzschner, Madonizza, Vacano, Krainz, Goldmark, Lasser und Schriftführer Keller.

Der Herr Vorsitzende teilt dem Ausschusse den Inhalt der diesem Protokolle in Abschrift bei liegenden Note des Finanzministers mit, worin unter Hintanweisung des Verdachtes einer ministeriellen Censur das Reichstagspräsidium ersucht wird, Reichtagsgegenstände, welche zum Drucke bestimmt sind, mit der Drucklegungsbestättigung zu versehen.

Abschrift der Note des Finanzministers:

„Auf die schätzbare Zuschrift vom gestrigen Tage Z. 3855, R. F., in welcher von der Annahme ausgegangen wird, daß der hier befindlichen Abtheilung der k. k. Staatsdruckerey von hieraus ein Auftrag zugekommen sei, nur das in Druck zu legen, was mit dem Vidi des Ministeriums versehen ist, gebe ich mir die Ehre, E. W. zu erwiedern, daß der gedachten Staatsdruckerey-Abtheilung nie ein solcher Auftrag, sondern über einen vorgekommenen Fall nur die Weisung ertheilt worden ist, bei den an sie gestellten Anforderungen der Drucklegung von Reichstags-Verhandlungen und anderen zum Drucke bestimmten Gegenstände nicht jeder derartigen Forderung eines untergeordneten Reichstagsbeamten oder anderer Individuen Folge zu leisten, und hauptsächlich darauf zu achten, ob in solchen Fällen der die Drucklegung Fordernde sich auch mit einer höheren schriftlichen Ermächtigung ausweisen können.

Indem ich für den Fall eines unrichtigen Verständnisses dieses Auftrages von Seite der Staatsdruckerey-Abtheilung diese Letztere anweise, allen Forderungen zur Drucklegung von Reichstagsschriften, sofern denselben ein Auftrag des Reichstags-Präsidiums zum Grunde liegt, sogleich nachzukommen, sehe ich mich veranlaßt, E. W. um diesfällige Verfügung zu ersuchen, damit die Reichstagsgegenstände, welche zum Drucke bestimmt sind, stets mit der die Drucklegung einleitenden Bestätigung des Herrn Vorstandes versehen werden.

Kremsier, 7. Jänner 1849.

An Sr. den H. Reichstags-Präsidenten
Dr. Strobach
Wohlgeboren

Kraus m. p.

Ferner beantragt der Herr Vorsitzende, daß der Ausschuß wöchentlich eine Sitzung zum Vortrage der an denselben gewiesenen zahlreichen Petitionen verwenden möge*.

Dagegen bemerkt Pinkas, daß der Constitutions-Ausschuß dergleichen Petitionen nicht zu erledigen, sondern blos zur Notiz zu nehmen und bey den Berathungen über die Constitution zu berücksichtigen habe.

Brestel ist derselben Ansicht und meint, man soll die Petitionen hier auflegen, damit alle Mitglieder des Constitutions-Ausschusses von denselben Einsicht nehmen können.

Turco beantragt, eine Commision zur Ausscheidung der berücksichtigungswürdigen Petitionen zu wählen, diese mögen dann und zwar alle vor Berathung der Constitution hier vorgetragen, die anderen lediglich ad acta gelegt werden.

Halter und Vacano sind mit dem H. Vorsitzenden einverstanden, daß es das einfachste sey, sämmtliche Petitionen unter die Mitglieder des Constitutions-Ausschusses zu vertheilen, welche bey der Debatte über die Constitution die beachtenswerthen Petitionen mittels kurzer Referate zur Kenntnis des Ausschusses bringen.

* Die belangloseren Petitionen haben, der leichteren Übersichtlichkeit halber, in der vorliegenden Publikation keine Aufnahme gefunden.

Pfretzschner bemerkt, daß er, **Pinkas** und **Goldmark** bereits als ein Petitions-Ausschuß gewählt worden, aber von ihnen bisher nichts geschehen sey.

Pinkas entgegnet hierauf, sie seyen keineswegs als ein Ausschuß gewählt worden, sondern haben nur aus gutem Willen die damahls eingelaufenen 9 Petitionen unter einander vertheilt.

Palacky beantragt, daß alle eingelaufenen Petitionen ordentlich verzeichnet, unter die Ausschußmitglieder vom H. Vorsitzenden vertheilt, von denselben hier vorgetragen, hierüber abgestimmt und die Beschlüsse ins Protokoll aufgenommen werden; denn der Ausschuß sey verpflichtet, die an ihn gelangenden Petitionen zu berücksichtigen und ordentlich zu erledigen.

Dieser Antrag wurde per maj. angenommen.

*

Ueber Aufforderung des Vorsitzenden las nun Mayer als Berichterstatter des Fünferausschusses den von letzteren verfaßten Entwurf des 2. Teils der Constitution und Palacky die Variante vor, welche er und Smolka bezüglich der Zusammensetzung des Reichstages in Vorschlag brachte.

Es wurde beschlossen, den Entwurf, wie es bey dem der Grundrechte geschehen, lithographieren und unter die Mitglieder des Constitutions-Ausschusses vertheilen zu lassen, wobey Goldmark die Beaufsichtigung der Lithographierung übernahm.

Der Vorsitzende bemerkte, daß die Debatte über diesen Entwurf wohl erst 3 Tage nach seiner Vertheilung beginnen könne, um über denselben nachdenken zu können.

Dieser Antrag, so wie der Palacky's noch vor Verlauf dieser 3 Tage zum Vortrage der vertheilten Petitionen zusammen zu kommen, endlich der Mayer's, daß in der nächsten Kammersitzung berichtet werde, daß die Berathungen über den 2. Teil der Constitution bereits begonnen haben, wurde angenommen die nächste Sitzung für Montag den 15. d. M. festgesetzt und diese nach 6 Uhr Abends geschlossen.

Feifalik — Keller
Vorsitzender — Schriftführer

Protokoll

über die Sitzung des Constitutions-Ausschusses in Kremsier de dato 15. Jänner 1849. Nachmittags.

Gegenwärtige:

Herr Abgeordneter Feifalik, als Vorsitzender, ferner die H. Abgeordneten: Filippi, Fischhof, Gobbi, Goldmark, Goriup, Halter, Hein, Jachimowicz, Gautschitsch, Krainz, Lasser, Mayer, Miklosich, Palacky, Pfretzschner, Petranowich, Pinkas, Plenkovich, Ratz, Rieger, Scholl, Trumer, Turko, Vacano, und Ziemialkowsky.

Much, Protok.-Führer.

Tages-Ordnung: Bericht über die dem Constitutions-Ausschusse zugemittelten Eingaben.

Der H. Abgeordnete **Halter** wollte die von den, diesem Ausschusse zugemittelten, und von H. Vorsitzenden bei der vorigen Sitzung unter dessen Mitglieder, als Referenten, zugewiesenen Reichstags-Exhibita No. 198 und 703 — Petitionen des Breslauer Bisthums dann des Leobner und Seckauer Clerus um Freiheit des Cultus, Unterrichts, religiöser Vereine u. dgl. in ausführlicheren Vortrag bringen.

Hierüber schlug jedoch vorläufig der H. Abgeordnete **Rieger** vor, daß man sich vereinigen möge, wie überhaupt derlei Exhibita in diesem Ausschusse vorgetragen, erledigt und behandelt werden sollen. Er müsse diesfalls darauf aufmerksam machen, daß von der Erledigungs-Art dieser Exhibiten sowohl die betreffenden Petenten, als auch die Kammer verständigt werden dürften, indem namentlich in der letzteren einem Jeden der Abgeordneten gleiches Recht zustehe, sich sowohl an der Gesetzgebung, als an der Abstimmung über die Reichstag-Eingaben zu betheiligen.

Palacky beantragt, man möge dreierlei Erledigungen dieser Exhibiten unterscheiden, und in diesem Ausschusse einführen, nämlich:

1. die — in Folge welcher das Exhibitum lediglich zur Kenntniß genommen und ad acta zu legen sei —

2. die — in Folge welcher es behufs provisorischer Verfügungen oder sonst zu ergreifender Maßregeln dem Ministerium zuzumitteln sei — und

3. die — in Folge welcher das Exhibitum von einem der vier, diesem Ausschusse zugewiesenen Protokollführer zur Aufbewahrung und Einsichtnahme eines jeden der Reichstags-Abgeordneten zu übergeben sei.

Dieser Antrag wurde nach vorgenommener Abstimmung mit Majorität angenommen.

Abgeordneter Rieger, der sich hiermit einverstand, meinte wiederholt, daß man die Petenten von jeder dieser drei Erledigungs-Arten, die Kammer aber nur von der dritten Erledigungs-Art, und zwar durch den Präsidenten zu verständigen hätte.

Fischhof stimmt ganz seiner Ansicht bei,

Ratz hält nur die Verständigung der Partheien respektive Petenten für unnütz.

Lasser ist umsomehr derselben Ansicht, als die Partheien schon aus den stenographischen Berichten entnehmen können, was mit ihren Eingaben zunächst verfügt worden. Er verweise übrigens diesfalls auf den in ausländischen Parlamenten üblichen Gebrauch, wonach der Referent des Ausschusses den Inhalt einer ihm zugetheilten Petition dann erst zur Kenntnis zu bringen habe, wenn ein darauf einschlagender Verfassungs- oder Gesetzes-Paragraph zur öffentlichen Verhandlung kommt.

Riegers Zusatz-Antrag in Ansehung der Kammer-Verständigung von der dritten Art der Erledigung von Reichstags-Exhibiten wurde nach der Abstimmung gleichfalls mit Majorität angenommen.

Der Vorsitzende bedeutete den vier Schriftführern, daß sie sich in Ansehung der erwähnten Exhibita nach diesen beiden Beschlüssen zu benehmen, und bezüglich der auf die dritte Art erledigten Nummern, ein eigenes Verzeichniß zu führen haben werden.

Der Protokollsführer übernahm die demgemäß erledigten Exhibiten, von welchen die auf die letzte Art erledigten bereits in eigenes Verzeichniß aufgenommen wurden.

Abgeordneter Ziemialkowsky beantragte noch, daß jeder Referent bei wichtigeren und umfangreicheren Nummern ein schriftliches Referat anzufertigen gehalten sein solle,

womit Palacky und Rieger verstanden waren, und letzterer noch den Zusatz-Antrag stellte: daß es zur Vermeidung unnötiger Schreibereien jedem Referenten gestattet werden solle, im Zweifel den Ausschuß mündlich zu befragen, und entscheiden zu lassen, ob er für dieses oder jenes Exhibitum ein solches schriftliches Referat anfertigen solle, oder nicht.

Antrag und Zusatz-Antrag wurden nach der Abstimmung gleichfalls mit Majorität angenommen.

H. Abgeordneter Halter ließ nunmehr den Ausschuß entscheiden, ob er über die obigen zwei Exhibiten (198 und 703) ein schriftliches Referat anfertigen solle oder nicht, und wurde von der Majorität auf eine derlei Anfertigung verwiesen.

Nun wurde nach den soeben beschlossenen Modalitäten zum Vortrage geschritten, und es referierten:

Herr Abgeordneter Lasser.

R. T. Nr. 2185. Der Verwaltungs-Rath der Wiener National-Garde bittet den Entwurf eines Garde-Organisierungs-Gesetzes in Berathung zu nehmen.

" " 2201. Das Comité der bewaffneten Bürger der Monarchie bittet um Fortbestand ihrer bewaffneten Körperschaften.

Nach dem Antrage

Conclusum per majora:

Dem Ministerium des J. zur Berücksichtigung zuzumitteln.

Abgeordneter Turko.

215. Sechs Deputierte Dalmatiens stellen den Antrag, daß im Reichstage für jede Sprache eine besondere Sektion gebildet werde.

Referent blieb mit dem Antrage, es, wenn nicht beim 2. Teil der Constitution darauf Rücksicht genommen würde, ad acta zu legen, in der Minorität.

Nach Palacky's Antrag, den besonders Rieger und Goldmark unterstützten:

per maj: c.

Zur Einsicht der Kammer bereit zu halten.

3594. Der kärthnerische Landtag gibt seine Zustimmung zum Programme des reichstägigen Centrums.

Mit dem Antrage, man solle dies bei dem Gemeinde-Gesetz-Entwurf berücksichtigen blieb Referent in der Minorität.

per maj: c

Zur Einsicht der Kammer bereit zu halten.

Abgeordneter Ziemialkowsky.

1181. Note des Ministeriums des Innern womit Gemeinde-Petitionen aus dem Tarnower Kreise um Beibehaltung Galliziens und Belassung seiner alten Verfassung hieher gemittelt werden.

Nach Antrag des Referenten der auch die Form theils gar nicht, theils mit Kreutzen, ohne Nahmensfertiger versehenen Gesuche beanständet:

per maj: c

ad acta.

Abgeordneter Fischhof.

2202. Der deutsche Central-Verein für Böhmen bittet um Beschleunigung der Berathungen über Grund-Gesetz und Gemeinde-Ordnung.

Nach des Referenten Antrag, über die geschehene Zur-Kenntniß-Nahme:

per maj: c

ad acta.

1051. Gesuch der Häusler der Hft. Proßnitz in Mähren um Befreiung vom bäuerlichen Druck.

1251. Dr. Carl Fischer zu Nordhausen legt einen Entwurf zur Verwaltungs-Ordnung für die deutschen Staaten vor.

Referent hält diesen Entwurf für einen gelungenen und freisinnigen, daher auch beachtenswerthen; daher:

per maj: c

Zur Einsicht des Constitutions-Ausschusses bereit zu halten.

1502. Antrag des Abgeordenten Löhner bezüglich der Form der kaiserlichen Sanction.

per maj c

ad acta zu legen.

Abgeordneter Vacano.

908. Abgeordneter Löhner überreicht die Landtags-Verhandlungen der Provinz Ober-Österreich mit einem Proteste.

per maj: c

Zur Einsicht der Kammer bereit zu halten.

Nachdem Abgeordneter Rieger die Nummern 2231 und 2484 an Stein und Nummer 2195 an Halter: so wie Abgeordneter Krainz die Nummer 518 gleichfalls an Halter zur Erledigung abgetretten, und dies dem H. Vorsitzenden anzezeigt hatten, erklärte der Letztere die Sitzung für geschlossen; die nächste Sitzung wurde auf Donnerstag, den 18. Jänner d. J. Nachmittag 4 Uhr angeordnet.

Feifalik Vorsitzender | Much Schriftführer

Protokoll

vom 18. Jänner 1849 über die Sitzung des Constitutions-Ausschusses zu Kremsier.

Gegenwärtige:

Feifalik als Vorsitzer, dann die Abgeordneten Turco, Violand, Trummer, Ratz, Fischhoff, Palacky, Halter, Madonizza, Scholl, Miklosits, Smolka, Ziemialkowsky, Goriup, Petranovicz, Rieger, Vacano, Mayer, Kautschitsch, Plenkovich, Pfretzschner, Pinkas, Krainz, Philippi. Dann Willim als Schriftführer.

Anfang der Sitzung Nachmittag 4 Uhr.

Nachdem die litographierten Exemplare der beiden in letzter Sitzung gelesenen Entwürfe der Constitution an die anwesenden Mitglieder vertheilt, dann die Protokolle über die Sitzung vom 13. und 15. d. M. durch die Schriftführer Keller und Much verlesen worden waren, forderte der Herr Vorsitzer die Berichterstatter zum Vortrage auf.

1. Der Berichterstatter Goriub trug sohin vor:

R. No. 829. Anton Orosz, eines Beamten, aus Zara Antrag auf Beeidigung der Armee auf die Constitution.

Der Antrag:

„Es sey dieses Aktenstück lediglich ad acta zu hinterlegen" wurde ohne Debatte einhellig angenommen.

2. Berichterstatter Palacky trug vor:

R. No. 190. Antrag des Abgeordneten Cerne um Entfernung jener Beamten, welche **nicht der Landessprache mächtig sind.** Mit dem Bemerken, daß die in der Petition ausgesprochenen Grundsätze vom Reichstage sowohl als vom Ministerium getheilt werden, stellte H. Berichterstatter den Antrag:

Es sey diese Petition dem Ministerium des Innern zur Berücksichtigung zuzumitteln.

Abgeordneter Scholl stellte aus dem vom H. Berichterstatter angeführten Grunde den Antrag: „Es sey diese Petition lediglich ad acta zu legen."

Abgeordneter Ziemialkowsky unterstützt den Antrag des Berichterstatters, weil er nicht wisse, wann die Constitution fertig wird, und weil es doch gerecht ist, daß schon jetzt die in jedem Lande angestellten Beamten die Landessprache kennen.

Abgeordneter Goriup stimmt mit dem Beisatze bei, daß mehrere Anstellungen seit März v. J. deshalb Anlaß zur Unzufriedenheit gaben, weil auch da noch die Angestellten namentlich der slavischen Sprache nicht mächtig sind.

Abgeordneter Vacano meint, der Antrag eines Deputierten sey ein Gesetzentwurf, könne also vom Constitutions-Ausschusse als Anlaß zu irgend einer Bestimmung im Constitutions-Entwurfe gebraucht, nicht aber, so wie beantragt wurde, erledigt werden.

Abgeordneter Turco theilt gleichfalls die Ansicht, daß dieser Antrag als Gesetzentwurf vor die Kammer zu bringen sey.

Abgeordneter Rieger will gleichfalls, daß dieser Antrag, weil dessen Gegenstand von höchster Wichtigkeit und zugleich von Dringlichkeit ist, vor die Kammer gebracht werde, denn erst vor Kurzem habe die Regierung einen Gouverneur nach Triest geschickt, der kein Wort italienisch kenne, und in Böhmen habe man noch immer Beamte, die kein Wort slavisch sprechen, obwohl es in und außer Landes geschickte Leute genug gibt, die der böhmischen Sprache vollkommen mächtig sind.

Abgeordneter Smolka erklärt, das in diesem Antrage ausgesprochene Prinzip sey auch in Galizien nicht beobachtet worden, er stimme der Ansicht des Abgeordneten Rieger bei, weil jedenfalls das Ministerium eher sich zur Durchführung einer Maßregel gedrängt fühlen werde, wenn die Kammer darüber einen Beschluß faßt, als wenn sie bloß einen Wunsch an dasselbe äußert.

Abgeordneter Mayer stimmt dem Antrage des H. Berichterstatters bei, weil er hofft, daß gerade auf diesem Wege der in diesem Antrag ausgesprochene Grundsatz, den er gleichfalls billige, eher zur Durchführung kommen werde.

Abgeordneter Pfretzschner stellt den Antrag: Es sey der vorliegende Antrag an den Reichstag zurückzugeben mit dem Gutachten: es möge von der Kammer ein eigener Ausschuß für Gegenstände der Administration gebildet werden, welchem alle dahin einschlägigen Anträge zur Begutachtung überwiesen werden.

Abgeordneter Pinkas meint, die Sache sey im Wege der Interpellation vor die Kammer zu bringen, damit die Kammer nicht veranlaßt werde, einen Wunsch an das Ministerium auszusprechen, was unter ihrer Würde sey, und weil durch eine Verhandlung über diesen Gegenstand die Gemüther wieder erhitzt werden könnten.

Abgeordneter Lasser pflichtet dem Antrage des Berichterstatters bei; denn der vorliegende Antrag sey dem Ausschusse nur zur Benützung bei Abfassung der Constitutions-Urkunde zugekommen, und nur um vor der Hand auch in der Sache etwas zu leisten, könne man denselben auch an das Ministerium gelangen lassen.

Abgeordneter Vacano bemerkt nochmals, daß dieser Antrag vor die Kammer kommen müsse, weil ihn der Abgeordnete, der ihn gestellt, nicht zurückgezogen habe. Der Ausschuß habe darüber nur sein Gutachten auszusprechen.

Abgeordneter Lasser erinnert dagegen, daß der Präsident der Geschäftsordnung gemäß Anträge, welche Gegenstände behandeln, für die Ausschüsse schon bestehen, diesen zur Benützung nicht zur Begutachtung zuweise.

Abgeordneter Kautschitsch fügt bei, daß die Kammer diesen Antrag jedenfalls wieder an den Constitutions-Ausschuß zurückmitteln müßte.

Der Herr Berichterstatter bemerkt, es verstehe sich so von selbst, daß man den Leuten nicht Beamte hinstellen solle, die mit ihnen nicht reden können, daß es absurd wäre, darüber ein Gesetz zu geben, um so mehr als der Grundsatz der Gleichberechtigung ohnehin ausgesprochen sey und

man doch offenbar die Menschen nicht mehr als Sachen behandeln könne. Ebendeshalb scheine ihm dieser Antrag nicht der gesetzgebenden, sondern der Exekutivgewalt anzugehören. Damit aber das Ministerium einen in dieser Sache gefaßten Beschluß der Kammer nicht als einen Eingriff in die Exekutivgewalt erkläre, scheine es ihm gerathener, das Ministerium aufzufordern, daß es dem Grundsatze der Gleichberechtigung gemäß in dieser Sache handle, und dasselbe im Wege der Interpellation zur Verantwortung zu ziehen, wenn es nicht so handelt. Er nehme daher seinen Antrag zurück, und vereinige sich mit jenem des Abgeordneten Pinkas.

Hierüber nahm Herr Abgeordneter Scholl und Rieger ihre Anträge zurück, der Antrag des Abgeordneten Vaccano und jener des Abgeordneten Pfretzschner blieben bei der Abstimmung in der Minorität, der Antrag der Abgeordneten Palacky und Pinkas wurde mit Majorität angenommen.

Derselbe Herr Berichterstatter trug sohin vor:

R. No. 207, Petition der evangelischen Geistlichkeit beider Confessionen Böhmens um Reformen ihrer kirchlichen Angelegenheiten.

Nach Vorlesung dieser Petition stellte Herr Berichterstatter den Antrag: Es sey dieselbe zur Einsicht für die Reichstagsmitglieder aufzulegen.

Abgeordneter Mayer bemerkt, schon vor dem Ausbruche der Oktoberrevolution sey in Folge einer Versammlung, welche von den akatholischen Confesionen in Wien abgehalten worden ist, eine ähnliche Petition ans Ministerium überreicht worden; das Ministerium habe keinen Anstand genommen, ein provisorisches Gesetz auszuarbeiten, womit jener Petition entsprochen worden wäre. Am 5. Oktober sey der Vortrag Sr. Majestät unterbreitet worden; es sey also möglich, daß in dieser Sache bereits etwas geschehen sei und so solle man diese Petition an das Ministerium zur Berücksichtigung schicken.

Abgeordneter Ziemialkowsky theilt die Ansicht des Berichterstatters sowohl als jene des Abgeordneten Mayer, daher er beyde Anträge ausgeführt wissen wolle.

Abgeordneter Pinkas macht aufmerksam, daß die Petition Punkte enthalte, denen sogleich genüge geleistet werden könne, und Punkte, die erst von der Constitution abhängen, daher wünsche er, daß die Punkte separiert zur Entscheidung gebracht werden, welche dem Ministerium insbesondere empfohlen werden sollen.

Bei der Abstimmung wurde der Antrag des Herrn Berichterstatters sowohl als jener des Abgeordneten Mayer angenommen; ebenso wurde der Antrag des Abgeordneten Pinkas und bei der über die einzelnen Punkte vorgenommenen Abstimmung angenommen, daß die Punkte 2 dann 3 lit. d und f dem Ministerium insbesondere zur Berücksichtigung anzuempfehlen seyen.

Herr Berichterstatter Smolka trug vor:

Nachdem sich hierauf mehrere Mitglieder entfernt hatten, wodurch die Versammlung beschlußunfähig wurde, ist die Sitzung vom Herrn Vorsitzer auf Sonntag den 22. 9 Uhr vertagt worden.

Feifalik — Willim
Vorsitzender. — Schriftführer.

Die Debatten in der Sitzung vom 24. Jänner 1849 sind bei Springer, wie schon vorhin bemerkt, nicht vollständig enthalten, indem nämlich fast der ganze fünfte Bogen und der Anfang des sechsten Bogens des Originalprotokolles fehlen. Dieses Stück des Originalprotokolles, das nachstehend abgedruckt folgt und eine Reihe sehr bemerkenswerter Punkte in der Debatte über die Einteilung des Staates enthält, schließt unmittelbar an die auch bei Springer wiedergegebenen Darlegungen Palackys an und hat folgenden Wortlaut:

„Lasser meint, er brauche die Widersprüche Riegers nicht erst speziell nachzuweisen. Er sei der Ansicht, daß es ihm, wenn er behauptet, es gebe nur ein Erzherzogthum Österreich, an Geschichts- und geographischer Kenntniß mangle. Sei Salzburg auch nur ein Atom von einer Provinz, so sei es doch eine Provinz, die Größe mache hierin keinen Unterschied. Slaven- und namentlich Czechenfurcht sei kein leerer Wahn, wenn die Vertreter aus jener Provinz alle Kraft und Lebensfähigkeit fast nur für ihr Land in Anspruch nehmen — für die Lebensfähigkeit seines Landes sprechen das Nationalitätsgefühl und ein tausendjähriger Bestand.

Pfretzschner bemerkt, er sei Willens gewesen, eine lange Rede zu halten, der Abgeordnete Brestel habe ihn aber dessen überhoben. Er wolle sich übrigens gar nicht erst auf den historischen Boden stellen, denn man wisse am Ende nicht, wo die Historie anfange, und wo sie aufhöre — vielleicht bei Pilatus, der zu Folge einer alten Sage einmahl in den Bodensee gesprungen sein soll? Er stelle sich auf den Boden der politischen Nothwendigkeit!

Wie ferner die Interessen Vorarlbergs von denen Tyrols so gar verschieden seyen, sehe er nicht ein. Vorarlberg, an Fabriken reich, setze die Mehrzahl seiner Produkte, so gut wie Tyrol an Österreich ab. (Ratz: An das Lombardisch-venetianische Königreich!)

Pfretzschner: Das verstehe ich unter Österreich! — Die Landesvertheidigung beruht in Vorarlberg, wie in Tyrol seines Erachtens nach auf dem, daß man einen Feind, der sich ins Land hineingedrängt habe, wieder zum Lande hinauswerfe — es habe sich auch schon ereignet, daß über derlei feindliche Invasionen das ganze Land aufgestanden sei, — die Vorarlberger müßten denn noch insbesondere eine Flotte am Bodensee errichten wollen.

Was die Verbindung zwischen Nord- und Süd-Tyrol betreffe, so datiere sich dieselbe wohl nicht erst von anno 1801 oder 1811 her. Bereits im Jahre 1525 haben sich Süd- und Nordtyrol zu einem Schutz- und Trutzbündnisse vereinigt. Später habe man einen „Landeshauptmann" zur Wahrung der tyrolischen Lande in Trient aufgestellt, bereits im Jahre 1511 sey Trient unter Max I. mit Tirol verbunden worden. Roveredo, dessen Abgeordneter Turko gar nicht erwähnt habe, gehöre schon seit dem Jahre 1509 zu Tyrol. Was dieser über die Beamten geklagt habe, das müssen alle Tyroler beklagen, nicht weil es deutsche, sondern weil es alt-österreichische Beamte gewesen seien. Süd- und Nordtyrol samt Vorarlberg müssen in einer Provinz vereinigt bleiben — die Alpen bilden südlich gegen Italien die natürliche Gränze. Die Trennungsgelüste der Süd-Tyroler datieren sich meist von den neuesten Händeln in Italien her.

Jachimowicz widerspricht der Behauptung des Abgeordneten Ziemialkowsky, schreibe sich die Verfolgung der Ruthenen durch die Pohlen daher, daß Erstere Schismatiker gewesen seyen. Ungeachtet sich die Ruthenen in späteren Zeiten bekehrt, d. h. unirt haben, seien sie nichts desto weniger in Lemberg von allen Handel und Gewerbe ausgeschlossen gewesen. Nachdem sie von dem König einiges Recht zu erlangen gewußt hatten, haben die Pohlen die Rückberufung des diesfälligen Diploms zu erwirken gewußt. Pohlnische Gutsbesitzer wollten durchaus keine ruthenische Volksschulen errichten lassen. Von den später erwirkten Volksschulen habe man erst neuestens (seit dem Jahre 1824) dem griechischen Ritus 24 Volksschulen zu entziehen gewußt.

Die Ruthenen haben in glorreichen Schlachten vereint mit den Pohlen gekämpft, aber die Pohlen haben immer allen Ruhm allein für sich vindiciert. Auch an der berühmten Entsetzung Wiens von den Türken haben Ruthenen Theil genommen, viele Ruthenen seyen vor den Mauern jener Stadt geblieben, aber man habe nur immer der glänzenden Heldenthaten der pohlnischen Nation erwähnt. An der Deputation der Pohlen nach Wien in der neuesten Zeit haben allerdings auch Ruthenen Theil genommen, aber die ruthenische Nation habe keinen von dieser Deputation in ihrem Namen entsendet. Sie sey durch dieselbe auch durchaus nicht vertreten worden. Man gebe den Ruthenen eine hinreichende Anzahl von Volksschulen, und die ruthenische Sprache werde sich so wie deren Litteratur in Kürze entwickeln.

Abgeordneter Kautschitsch theilt über diese Reden die trübe Stimmung Palackys, und meint, daß diesem allem nach die Slaven wenig von den Deutschen zu erwarten haben. Die Slaven sollen Sklaven bleiben, wie sie es bisher gewesen? Ihre Verdächtigung müsse er von sich weisen, denn bekanntlich haben sich die Slaven, und insbesondere die Süd-Slaven seit dem Monate März, und gar in der neuesten Zeit sehr edel benommen, und Zerstücklung der österreichischen Monarchie im blutigen Kampfe verhindert.

Hierüber wurde die Sitzung vom Vorsitzenden für geschlossen erklärt, die nächste Sitzung mit derselben Tages-Ordnung wurde auf morgen, d. i. den 25. Jänner 1849 Nachmittags 4 Uhr abgeordnet.

Feifalik — Much
Vorsitzer — Schriftführer."

In der Nachmittagssitzung des 27. Jänner 1849 fand zunächst die Berichterstattung des Abgeordneten Lasser über den Erfolg der an die Deputierten von

Nordtirol gesendeten Deputation statt. Dieser Passus des Protokolls ist in Springers Ausgabe abgedruckt. Sodann aber folgt im Protokoll wieder ein Bericht über die Erledigung von Petitionen, die bei Springer fehlt und den ich hier — ebenfalls mit Weglassung der belangloseren Petitionen — folgen lasse:

318. Die Kapitularen des Stiftes St. Thomas zu Brünn um die Zuerkennung der bürgerlichen Rechtfähigkeit und Verwendung bei entsprechenden Lehrämtern.

Der Referent beantragte folgende Erledigung:

Indem vorliegender Gegenstand zum Theil durch den § 14 der Grundrechte seine Erledigung finden wird, zum Theil aber in das Gebieth der das Verhältniß zwischen Staat und Kirche normierenden Gesetzgebung fällt, so wäre dieses Gesuch zur Einsicht der Herrn Berichterstatter und zur allfälligen Berücksichtigung bei der Gesetzgebung in publico eccesiasticis lediglich aufzubewahren.

Nach einer längeren Debatte, an welcher sich die Herren Mayer, Brestl, Lasser, Halter, Goldmark und Kautschitsch betheiligten, wurde dieser Antrag zum Beschlusse erhoben.

Berichterstatter Smolka.

4056. Petition von 70 galizischen Professoren, Schullehrern und Lehramtskandidaten um Einführung der Landessprachen in den Volks- und höheren Schulen.

Beschluß nach dem Antrage:

Nachdem diese Angelegenheit, insoferne dieselbe in den Bereich der Constitutions-Urkunde gehören kann, bereits durch den im § 21 der Grundrechte gewahrten Grundsatz als erledigt angesehen werden muß; — es sich aber derzeit um die Durchführung dieses Grundsatzes im administrativen Wege handeln kann, so wären diese Petitionen bei dem Bestande eines eigenen Ausschusses für Schulwesen, demselben abgetreten.

Referent Hein.

4180. A. M. Ottow sendet eine Zusammenstellung der von der deutschen Nationalversammlung über die Grundrechte des deutschen Volkes gefaßten Beschlüsse.

Dem Ausschusse zur Einsicht aufzulegen.

Auf Veranlassung des Vorsitzers wurden die das Gemeindewesen betreffenden Eingaben Z. 352, 654, 3723, und 3765 dem Ausschusse für das Gemeindegesetz zugewiesen.

Die nächste Sitzung wurde auf morgen, den 28. Jänner 1849 vormittags 10 Uhr anberaumt und die Sitzung um $6^1/_2$ Uhr geschlossen.

Feifalik
Vorsitzer

Freyenwald
Schriftführer."

Über die Sitzung vom 29. Jänner 1849 gibt Springer eine genaue Abschrift des Originalprotokolls bis auf einen Passus am Schlusse, der folgendermaßen lautet:

„Der Herr Vorsitzer verlas eine Eingabe mehrerer deutsch-böhmischer Deputierter, die zur Kenntnis genommen wurde. Darüber ist die Sitzung geschlossen und auf morgen Nachmittag 5 Uhr vertagt worden."

Diese Eingabe liegt dem Protokolle angeheftet bei und ist Springer gleichfalls nicht zugänglich gewesen. Ich lasse sie daher hier um so lieber folgen, als sie in der Tat ein interessantes politisches Aktenstück vorstellt. Zur Erklärung ist folgendes zu bemerken:

Die Bildung des Konstitutionsausschusses wurde noch im Wiener Reichstage so vorgenommen, daß alle „Gouvernements" als gleichberechtigt galten, d. h., daß die kleinen Provinzen ebensoviel Abgeordnete in den Ausschuß zu entsenden hatten, wie die großen. Dieser Umstand hatte eine sehr wohltätige Wirkung für die Deutschen insoferne, als dadurch die kleineren Kronländer Nieder- und Oberösterreich, Salzburg, Steiermark die sichere Majorität für die Deutschen herstellten. Die Tschechen wehrten sich gegen diese Aufteilung und fanden es, wie Springer bemerkt, lächer-

lich, daß das kleine Dalmatien mit seinen 11 Abgeordneten die gleiche Summe von Intelligenz in sich bergen solle, wie Galizien mit seinen 108 Reichstagsvertretern. Aus Erbitterung über die durch die Aufteilung den Slawen überhaupt und vor allem den Tschechen und Polen auferlegte Majorisierung durch die Deutschen wählten die Tschechen bei der Wahl der Vertreter Böhmens so, daß die Deutschen vollständig unberücksichtigt blieben. Böhmen war nämlich durch Palacky, der später durch Strobach ersetzt wurde, dann durch Ladislaus Rieger, die beiden hervorragendsten tschechischen Volksführer jener Zeit, vertreten, sodann durch den Prager Advokaten Dr. Pinkas, der als national gemäßigter Föderalist ganz im Geiste der Vermittlung zwischen Deutschen und Tschechen wirkte. So waren die Deutschen Böhmens vollständig von der Teilnahme am Verfassungswerke ausgeschlossen. Dagegen wendet sich nun, und zwar anläßlich der Beratung der grundlegenden Paragraphe über den Wirkungskreis der Landtage eine Eingabe der deutsch-böhmischen Abgeordneten, welche im Original dem Protokolle beigeheftet ist und folgendermaßen lautet:

„An den verehrlichen Constitutions-Ausschuß des österreichischen Reichstages!

In dem Augenblicke wo der Constitutions-Ausschuß das hochwichtige Werk der inneren Gliederung des österreichischen Staates in Angriff nimmt, erachten es die gefertigten Deputierten für eine ernste Pflicht im Interesse der, als Grundprinzip der Constituirung Österreichs so oft ausgesprochenen Gleichberechtigung der Nazionalitäten und somit in dem heiligsten Interesse ihrer Komittenten den Constitutions-Ausschuß auf die politischen Zustände der Deutschböhmen ganz besonders aufmerksam zu machen und dieselben seiner gerechten Bedachtnahme anzuempfehlen.

Ein Blick auf die Zusammensetzung des verehrlichen Constitutions-Ausschusses selbst liefert den Beweis, daß bey der Wahl nach Gouvernements die Vertreter der deutsch-böhmischen Bezirke von der überwiegenden Anzahl der tschechischen Deputirten leider gar keine Berücksichtigung erfuhren, was als Beleg dienen dürfte, daß der — den Deutschböhmen zustehenden Gleichberechtigung eben nicht an jedem Orte und zu jeder Zeit brüderliche Rechnung getragen worden sey.

Wiewohl es unläugbar der sehnlichste Wunsch der Deutschen in Böhmen ist, mit ihren tschechischen Landsleuten nicht bloß in kühlem Frieden, sondern auch in wahrhaft inniger Verbindung zu leben: so können wir dennoch die gerechte Besorgnis nicht verhehlen, daß ein starres Zusammenwerfen der politischen Elemente beider Volksstämme kaum geeignet sein dürfte, jenen Bund zu kräftigen aus welchem das politische Heil und materielle Wohl des Gesamtvaterlandes ausblühen soll.

Wenn wir auch für die politische Eintheilung Böhmens nicht jenen Grundsatz der Trennung der Provinzialregierung beanspruchen, wie solche für die Provinz Tyrol angeregt wird, so wird der so thätige und einsichtsvolle Constitutions-Ausschuß doch gewiß die zweckdienlichsten Mittel (nach unserem unvorgreiflichen Erachten durch Bildung möglichst autonomer Kreise in der Provinz) finden und geltend machen, um jede Gefahr für den inneren Frieden einer Provinz abzuwenden, in welcher zwey selbstständige Volksstämme in dem Verhältnisse der Majorität zur Minorität neben einander stehen.

Kremsier am 27. Jänner 1849.

Alois Borrosch, Dr. Löhner, W. Gust. Schopf, Dr. Pokorny, Dr. Jg. Nadler, Aug. Stradal, Joh. Umlauft, Josef Reichel-Fikl, Dr. Polaczek, Jg. Paul, Uchatzy, Reiß, Stamm, Ferd. Förster, Kromer, Zimmer, Wenz. Kaulich, Haimerl, Dr. Ignaz Sieber, Georg Geisler, Thiemann, Johann Kainz, And. Eckl, G. Huscher, Leberl Josef, Schützenberger, Dr. Jg. Paweck, Starck, Scherl."

Auch heute noch wird kein Deutscher in Österreich diese ernste und schöne Erklärung, die wohl aller Wahrscheinlichkeit nach von Löhner verfaßt ist, ohne Bewegung lesen: zeigt sie doch, wie klar und maßvoll damals schon die Deutschböhmen am Anfang des nunmehr zwei Menschenalter währenden Kampfes um ihr Recht

die Ziele erkannt und festgelegt haben, die eine wohl beratene österreichische Regierung längst sich hätte zu Eigen machen und im Interesse beider Volksstämme verwirklichen müssen. Die möglichste Trennung der Verwaltung in Böhmen — vor allem mittels der Einführung national-autonomer Kreise — ohne daß eine wirkliche Zweiteilung des Landes vorgenommen würde: das ist das Programm Löhners und seiner Landsleute im Jahre 1849 gewesen und muß auch heute noch das Programm aller jener sein, die den dauernden Frieden in Böhmen schaffen wollen.

Bei dem Protokolle der Sitzung vom 30. Jänner 1849 ergibt die Einsicht des Originalprotokolles noch folgenden Zusatz zu dem betreffenden Abdruck in Springers Ausgabe. Es heißt daselbst:

„Beim Beginne der Sitzung eröffnete der Vorsitzer, daß er für einige Tage Urlaub erhalten habe und forderte die Versammlung auf, nachdem der Vorstand-Stellvertreter Palacky ebenfalls eben jetzt auf Urlaub gehe und deshalb seine Würde niedergelegt habe, zur Wahl eines Vorstand-Stellvertreters zu schreiten:

Bei dieser mit Stimmzetteln erfolgten Wahl erhielt der Abgeordnete Pinkas unter 27 Anwesenden 22, die Abgeordneten Kautschitsch und Laffer je 2 und der Abgeordnete Miklosich eine Stimme.

Der Abgeordnete Pinkas ist somit zum Vorstand-Stellvertreter gewählt; er bemerkte, daß er seine Dankrede halten werde, bis er wieder seine Stimme bekomme."

In der Sitzung vom 11. Februar 1846 wurde zu Beginn wieder zunächst über Petitionen referiert. Dieser von Springer nicht gekannte Teil des Protokolls lautet folgendermaßen:

...... Referent Halter

703. Der Gesamtklerus der Leobner und Seggauer Diözese in Steiermark um Freiheit der Kirche vom Staate, Freiheit des Kultus.

Beschluß:
Zur Einsicht aufzulegen.

Referent Hein.

Gesuche um Gleichstellung der Religionsbekenntnisse und um Judenemancipation.

Zur Einsicht aufzulegen.

428. Petition der Bewohner Mährens evangelischer Religion in 3 Punkten.

Dem Ministerium des Innern abzutreten.

2231. 2384. 4027. 303. Petitionen gegen die Judenemancipation.

Zur Einsicht aufzulegen.

3540. Der Landtag Tyrols, Um Anerkennung der katholischen Religion als Staatskirche.

Antrag
Zur Einsicht aufzulegen.

Turco: Nachdem der Landtag von Innspruck von den Südtyrolern nicht beschickt wurde, wir Südtyroler aber von dieser Petition nichts wissen wollen, so möge dies beigesetzt werden.

Hein: So lange keine Nachweise geliefert werden, daß der Landtag nicht die ganze Provinz repräsentirt, muß er als Landtag respektirt werden.

Laufenstein: So lange die Landtage nicht reorganisirt sind, sind sie nicht die Stimme des Volkes.

Smolka: Es geht nicht an, daß man bei der Ankündigung dieser Petition im Reichstage von der Bemerkung Turco's Gebrauch macht; die Abgeordneten Südtyrols sollten dies zum Gegenstande einer besonderen Eingabe machen.

Laffer bemerkt zur faktischen Aufklärung, daß der letzte tyrolische Landtag wirklich auch solche Elemente in sich begriffen hat, welche früher nicht zu den Ständen gehörten.

Turco nimmt seinen Antrag über die Bemerkung Smolka's zurück.

Ratz erklärt, nachdem die Petition bloß im Namen Tyrols überreicht sei, habe er nicht nothwendig, eine Verwahrung bezüglich Vorarlbergs einzulegen.

Der Antrag des Berichterstatters wurde zum Beschlusse erhoben.

Referent Pinkas.

427. Die Einwohner evangelischer Konfession im Teschner Kreise in Schlesien um volle Gleichstellung der evangelischen Kirche mit jeder anderen im Staate. 513. Superintendenten augsburgischer und helvetischer Konfession in den österr. Staaten um detto	an das Ministerium abzutreten.

Referent Rieger.

4238. Mehrere Gemeinden im Küstenlande um Wahrung ihrer slavischen Nationalität.

ad acta.

Über Antrag des H. Smolka wurde beschlossen, daß die heute vorgetragenen Petitionen, welche Kirchensachen betreffen, in der morgigen Kammersitzung vor Eröffnung der Generaldebatte über die Grundrechte § 13, 14, 15 speziell angekündigt werden.

Es folgen sodann Verhandlungen des Constitutionsausschusses über Petitionen vom 20., 22. und 24. Februar 1849. Nachfolgend die betreffenden, bisher unbekannt gewesenen Bestandteile der Originalprotokolle:

Protokoll

über die Sitzung des Constitutions-Ausschusses vom 20. Februar 1849 Nachmittag 5 Uhr.

Gegenwärtige:

Vorsitzender: H. Abgeordneter Feifalik, dann alle Ausschußmitglieder außer den H. Goriup. Petranovich, Smolka & Wlach; dann Schriftführer Keller.

Tagesordnung: Erledigung von Petitionen und Fortsetzung der Berathung der Constitution.

Berichterstatter Hein:

R. Nr. 3752. Abgeordneter Manheimer überreicht die Petitionen von 20 galiz. Judengemeinden um Judenemancipation.

Beschluß: Diese Petitionen zur Einsicht aufzulegen und dies im Reichstag kundzumachen.

R. Nr. 2078. Petition der Krakauer Judengemeinde um detto.

Beschluß: Wie vorhergehend.

R. Nr. 3561. Petition der Bürger von Engelsberg in Schlesien gegen die Judenemancipation.

Beschluß: Ebenso.

R. Nr. 2814. Petition der Iglauer Bürgerschaft gegen die Judenemancipation.

Beschluß: Ebenso.

R. Nr. 3821. Petition der Stadt Schönberg in Mähren gegen die Emancipation der Juden.

Beschluß: Ebenso.

R. Nr. 4498. do. des Franz Baden gegen do.

Beschluß: Ebenso.

Berichterstatter Halter:

R. Nr. 2011 & 4383. Addressen der Episkopate von Salzburg u. Wien die Stellung der Kirche im Staate betreffend.

Beschluß: Durch deren Drucklegung bereits erledigt, daher ad acta zu legen.

R. N. 3737. Addresse des küstenländisch-krainischen Episkopats um Emancipation der Kirche vom Staate.

Beschluß: Zur Einsicht H. Abgeordneten hier aufzulegen.

Berichterstatter Pinkas:

R. Nr. 4510. Schles. Conventual-Ausschuß um Aufhebung der Rechtsungleichheit der verschiedenen Confessionen.

Beschluß: Wie vorhergehend.

Berichterstatter Cavalcabo:

R. Nr. 1851. Der Ausschuß des steir. prov. Landtages protestirt gegen die Trennung Steyermarks.

Beschluß: Zur Einsicht aufzulegen und in der Kammer kundzugeben.

Protokoll

über die Sitzung des Constitutions-Ausschusses, Kremsier, den 22. Februar 1849. 5 Uhr Nachmittags.

Gegenwärtige:

Unter dem Vorsitze des H. Abgeordneten sämtliche Mitglieder des Ausschusses, mit Ausnahme der H. Abgeordneten Filippi, Plenkovich und Violand.

Much, Schriftführer.

Schriftführer Dr. Keller las das Protokoll vom 19. Febr. d. J. Nachmittags ab, welches genehmigt wurde.

Abgeordneter Goriup referirte das ihm zugeteilte R. F. Nr. 4348 betr. einem Protest des Bischofs von Spalato gegen die Gleichstellung der kath. Religion mit den geduldeten Confessionen.

Es wurde beschlossen, denselben zur Einsicht der H. Abgeordneten im Constitutions-Ausschusse aufzulegen . . .

Protokoll

über die Sitzung des Constitutions-Ausschusses zu Kremsier, den 24. Febr. 1849. 10 Uhr vormittags.

Gegenwärtige:

H. Abgeordneter Feifalik als Vorsitzender, dann sämmtl. Mitglieder des Ausschusses mit Ausnahme der H. Abgeordneten Ambrosch, Palacky und Violand, welche durch die H. Laufenstein, Strobach und Brestel suplirt wurden.

Much, Protokollsführer.

H. Abgeordneter Jachimowicz referirt die R. F. Nr. 1633. Beitritts-Erklärung einiger galliz. Gemeinden zur Petition um Erhaltung des Basilianer-Ordens.

2013. Ruthenischer National-Verein um detto.

4047. Petition mehrerer galliz. Gemeinden durch Abgeordneten Miskewsky um Beibehaltung des Bernardiner-Ordens.

Concl.: Zur Einsicht im Constitutions-Ausschuß aufzulegen.

2313. Aufzählung einiger Nachteile des Priester-Cölibates von einem Unbenannten.

Concl.: Nach § 103 der Geschäfts-Ordnung ad acta zu legen.

So weit gehen die aus dem Originalprotokolle noch zu gewinnenden Zusätze zum Springerschen Texte. Wie geringfügig sie auch neben den Debatten über das eigentliche Werk des Konstitutionsausschusses sich darstellen, so mag es immerhin doch von nicht geringem Interesse sein, aus den vorstehend angeführten Petitionen einen gewissen Einblick in die Bestrebungen und Wünsche zu gewinnen, mit denen die Bevölkerung damals von allen Seiten her an den Reichstag herantrat. Das dürfte wohl um so mehr der Fall sein, als, soweit ich sehen kann, von dem großen Material dieser Art, wie es das erste österreichische Reichsparlament in seinen Wiener und Kremsierer Tagen in großer Menge angehäuft haben muß, kaum etwas erhalten sein dürfte. Sofern aber noch Material des Reichstages der Vernichtung durch die 1849 eingetretene Reaktion entgangen ist, wäre dessen Auffindung und Publizierung gewiß nur dringend zu wünschen. Anton Springer hat die Debatten des Verfassungsausschusses mit Recht einen Beichtspiegel der österreichischen Völker jener Zeit genannt. Man könnte wohl denselben Ausdruck anwenden auch auf die zahlreichen Interpellationen und Petitionen, die damals, in der Zeit des

frühesten, naivsten österreichischen Parlamentarismus, an die Volksvertretung gebracht worden sind. Besäßen wir dieses Material vollständig, so könnte es uns, ähnlich wie die Cahiers des Jahres 1789 dies für das Frankreich des Ancien Regime gestatten, einen tiefen Einblick in die sozialen, politischen und nationalen Verhältnisse und Bestrebungen, wie in den Stand der politischen Bildung des alten Österreich gewähren. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint mir auch der hier dargebotene Abdruck der Referate und Debatten über die an den Konstitutionsausschuß gelangten Eingaben nicht ohne Wert zu sein. Und wenn Helfert mit vollem Recht das große Verdienst des Abgeordneten Pinkas ausdrücklich anerkennt, das er sich durch die Besorgung und Bewahrung der Abschrift der Verfassungsprotokolle sowohl für die Geschichte wie für die Politik Österreichs erworben hat, so wird man auch dankbar anerkennen müssen, daß uns Lassers Fürsorge die Originalurkunden dieser Protokolle gerettet hat. Damit ist eines der bedeutsamsten Dokumente der österreichischen Verfassungsgeschichte in seiner vollen und unberührten Ursprünglichkeit erhalten geblieben und so wird es wohl auch dauernd erhalten bleiben.

König Albrechts Befreiung.

Novelle von Felix Salten.

(Schluß.)

In diesen Tagen schickte Albrecht seine Gedanken aus, um sie fern von seiner Seele in irgend eine Arbeit des Lebens zu verstricken.

Er wollte bauen; auf dem Gipfel des Berges sollte über der alten Burg ein neues Schloß erstehen; dann sollte drunten, wo das Tal gegen die Ebene zu sich öffnete, eine neue Ringmauer um die Stadt gelegt werden, mit festen Türmen. Sogleich aber war es ihm, als stände das Schloß schon fertig; er sah es dort oben durch die Bäume schimmern, sah die lange Front, die vielen hohen Fenster und dies alles war wie andere Schlösser. Es blieb gleichgültig, ob dieser Bau aus der Erde stieg oder nicht; überflüssig, ihn Stein um Stein mühsam aufrichten zu lassen, um dann die Enttäuschung des Vollbrachten zu fühlen, die jetzt schon aus dem bloßen Vorsatz sickerte.

Er wollte seine Räte und den Kanzler rufen und mit ihnen die Geschäfte des Landes ordnen; doch ihm war, als sähe er sie gleich um sich versammelt, mit angstvollen, von Ehrfurcht ganz verlarvten Gesichtern, er hörte sie untereinander disputieren, jeden mit dem Wunsch, in des Königs Augen der Klügste und der Eifrigste zu sein; und aus den Pergamenten, die sie vor ihm entrollten, ja aus dem Klang ihrer Stimmen kam ihm eine solche Vergeblichkeit, daß er sein Inneres verödet fühlte. Des Landes Geschäfte, das war ein Wirrsal von Flicken und Lappen, von Abfall und Unrat. Was gestern und ehegestern geschehen war, das lag wie das Laub vergangener Sommer zu unterst, dürr geworden, in Staub zerfallen; und was heute geschah, das welkte schon und begann zu modern, während man es anfaßte. Ein Schutthaufen war es, der sich höher und höher schichtete; es lohnte sich nicht, darin zu stochern. Der Strom des Lebens rauschte irgendwo anders und war in seiner brausenden Gewalt nicht zu regieren. Ein unsägliches Staunen wandelte

Albrecht an, wie lange er doch die Zuversicht gehegt hatte, daß er hier umhergehe und herrsche. Jetzt warf er diesen Glauben beschämt von sich, wie eine Kinderwaffe.

Albrecht lenkte seinen Sinn auf die Frauen. Er brauchte nur winken und man würde ihm Weiber bringen, vornehme und geringe, Jungfrauen und Dirnen. Vielleicht gab es bei ihnen eine Erfüllung, die er noch nicht kannte; vielleicht gelang es den Frauen, die schmerzende Helligkeit seiner Gedanken mit einem Schleier zu überbreiten. Aber er sah, wie sie alle sich darbrachten, wie sie lächelnd oder bebend, glühend oder weinend, heuchelnd oder nach der Heuchelei tastend, an seine Brust sanken. Er schmeckte im voraus die Bitternis genossener Wünsche, die marternde Demütigung, die der Ekel bereitet, die Glücklosigkeit, die der Wollust nachfolgt. Er sah die Frauen, wie sie ihn verließen und wie an ihren Mienen, an ihren Geberden, an ihren Leibern keine Spur seiner Umarmung geblieben war. Oft hatte er die Frauen betrachtet, wenn sie von seinem Bette sich erhoben, oder wenn er sie dann irgendwo in der Menge erblickte und hatte wie über ein Rätsel darüber gegrübelt, daß kein Zeichen des Geschehenen auf ihrem Antlitz, an ihrer Stirn und auf ihren Lippen kein Zeichen geblieben war. Ihm fiel nun ein, daß weder die Stadt dort unten, noch das Schloß hier, noch dies ganze Land eine Spur seiner Umarmung trug. Dies alles lag da, als hätte er es nie mit seinem königlichen Arm umfangen, als hätte er nie mit heißen Händen darin gewühlt. Da ruhten die Berge still im Kreis; unten duckten sich die Häuser der Stadt, glänzte das schmale Band des Flusses in die Ferne und weiter hinaus grünten die Felder. Da schien die Sonne vom Himmel, da flogen die Wolken dahin; es wurde Morgen und Abend; und das war so, ob Albrecht gelebt hatte oder nicht, ob er noch hier auf der Altane stand oder unter dem Gewölbe der Kirche im steinernen Sarge schlief. Weiter draußen, wohin seine Blicke nicht mehr reichten, lagen wieder Städte; dort herrschten Könige wie er. Aber wiederum weiter, als man von jenen Städten zu schauen vermochte, dehnte sich neues Land, waren ferne Reiche und fremde Könige saßen dort in ihren Schlössern. Es war ihm niemals Kunde von ihnen geworden, auch wußten jene nichts von ihm. Viele Könige gab es auf der Erde und das schien ihm jetzt so gewöhnlich wie das Dastehen der Kirchtürme über den Hütten jedes Dorfes und den Häusern jeder Stadt.

Deshalb also war er bergauf gestürmt, das Leben vom Gipfel aus zu überschauen; aber nun er oben stand, war da nichts als ein ungeheurer Abgrund, das Leben lag nicht mehr erreichbar unter ihm und er war ausgesetzt wie auf einer Klippe. Zur Fülle des Daseins gab es jetzt keinen Weg mehr für ihn nach abwärts, nur den Sturz, dessen unaufhörliche Verführung sich schauernd in ihm regte. Er hatte gemeint, nur auf der Höhe atmen zu können; aber mit geschnürtem Herzen fühlte er jetzt, daß er seine großen freien Atemzüge im Aufwärtsschreiten getan hatte. Er hatte die Menschen, die seinen Ansturm hemmten, nicht anders geachtet als Gestrüpp, das den Weg sperrt, hatte sie niedergehauen wie Gestrüpp und war über sie hinweggestiegen, ohne umzublicken. Jetzt aber fiel es ihm ein, daß sie vor ihm gezittert hatten; es fiel ihm ein, daß ihr Blut geflossen war unter tausend Schmerzen und daß es Schmerzen gab, fiel ihm jetzt auf einmal ein wie etwas Furchtbares, daran er niemals geglaubt hatte.

Unvermittelt tauchte aus seiner Erinnerung das weinende Antlitz eines Mannes

auf. Das war der Graf Kornelius, der damals mit dem übrigen Anhang des alten Königs gerichtet worden war. Albrecht sah ihn groß und wuchtig auf das Blutgerüst steigen; er sah, wie der Graf Kornelius dort stand, wie seine braunen Wangen bis in den dunklen Bart hinein erbleichten und wie er ruhig, gesenkten Blickes, seine Rechte auf den Block legte; denn er war dazu verurteilt worden, daß ihm der Henker die Hand abschlagen solle. Er schrie nicht auf, als das blanke Beil niederfuhr; wie er aber den blutenden Stumpf des Armes zurückzog, betrachtete er ihn mit staunender Trauer, dann hob er seinen Blick zum König und Albrecht sah, daß den Augen dieses Mannes helle Tränen entstürzten, daß dieses tapfere Antlitz von verhaltenem Schluchzen entstellt und aufgelöst war. Damals hatte Albrecht sich abgewendet, dieses Schauspiel alsbald vergessen und hatte nicht gewußt, daß er in einer geheimnisvollen Tiefe seines Wesens davon getroffen worden war. In zwanzig Jahren hatte er des Grafen Kornelius so wenig gedacht wie der anderen. Nun aber war er bei jenen Tiefen seines Wesens angelangt, war herabgebrannt wie eine Kerze, die den festen Grund, auf dem sie stehen soll, mit ihrer Flamme zerschmilzt. Jetzt sah er plötzlich dieses Angesicht, er sah den blutenden, für immer beraubten Armstumpf des Grafen sich ziellos bewegen und er sah auch auf dem schmutzigen Holz des Blockes weiß und schmal jene tote Hand liegen.

* * *

Albrecht traf den Prinzen Georg in der schmalen Galerie, die zum Turm führte. „Hier sind wir beide allein," dachte der König, als er des Prinzen gewahrte, „ich bin waffenlos und es gibt niemanden, der uns hören kann. Vielleicht, daß er es jetzt an mir vollbringt." Es war kein Erschrecken in ihm, sondern nur eine angespannte Erwartung, indessen er dem Prinzen entgegenschritt.

Der Prinz bückte sich, da er vor dem König war, faßte Albrechts Hand und küßte sie voll Ehrfurcht. Dann standen sie beide einander gegenüber und schwiegen.

„Warum tut er mir das?" dachte der König. „Fühlt er nicht, daß ich reif bin für ihn, gleich einer Frucht, die sich anbietet, indem sie den Zweig, der sie hoch emporhielt, mit ihrer eigenen Last herabzieht; weiß er es nicht, daß ich ihm gehöre, und daß es bei mir keinen Widerstand mehr gibt?"

Er wartete; aber ruhig stand der Prinz vor ihm, eines Wortes oder Zeichens harrend.

Albrechts Mienen erstarrten. „Was hält mich ab," sagte er langsam, kalt und höhnisch, „was hält mich ab, dich in den tiefsten Kerker werfen zu lassen?"

Prinz Georg fiel auf die Knie und der König vernahm das Keuchen seiner schreckensblassen Lippen: „Mein Leben ist in Eueren Händen, gnädiger Herr, nehmt es hin, wenn Ihr nicht mehr an meine Treue glaubt."

Der König zischte, als wolle er dem Prinzen ins Gesicht speien, dann wandte er sich ab und schritt davon.

Er stieg die Treppe hinunter, ging durchs Tor hinaus in den Wald, langsam immer weiter und weiter.

„Was ist es denn auch," fragte er sich, „das mich abhält, ihn verhaften zu lassen?" Der König umfing noch einmal alles, was er besaß, seine Schätze, sein

Reich, sein Leben. Mußte es denn wirklich sein, daß er geduldig wartete, bis jener andere kam, um ihm alles zu nehmen? Wenn er ein einziges Wort nur sprach, dann griffen sie den Prinzen, setzten ihn gefangen oder erdrosselten ihn, und Albrecht war sicher, lebte von seinem letzten Feind befreit, von keinem Mörder mehr belauert. Als er die Krone errang, da war Georg noch ein Kind, das am Boden rutschend im Sande spielte. Er hatte Länder erobert, hatte in vielen Schlachten gesiegt, während dieser Knabe heranwuchs und jetzt sollte er vom Platze weichen, als sei er nur dieses Jünglings Feldhauptmann gewesen. Albrecht lauschte in sich hinein, aber sein Stolz gab keine Antwort; seine Lust am Besitz schrie nicht auf in ihm. Er durchsuchte sich, um irgendwo den Zorn zu finden, der sonst in seiner Brust zu kreisen begann, wenn er sich bedroht glaubte. Doch seine Seele war still und leer. Wie war sein bloßer Argwohn einst über die Menschen hergefallen und hatte sie zu Boden gerissen! hier aber hatte er die Gewißheit, seit er in der Kirche die Sprache vernommen, die des Prinzen Augen redete. Dennoch konnte er nicht heiß werden; der Entschluß, gegen ihn zu kämpfen, den er eben noch erraffen wollte, zerfiel ihm wie Zunder. Und er starrt alle die Taten an, die er jemals vollbracht hatte, als hätte sie ein anderer getan, dessen Kraft und wilde Vermessenheit nicht mehr zu begreifen war.

Albrecht schritt weiter in den Wald hinein; ruhevoll lag das besonnte Land vor ihm, trank den Laut seiner Schritte und hauchte ihm den Duft der Blätter, der Baumrinden und der Erde ins Gesicht. „Wenn ich jetzt in die Welt gehe, nicht mehr zurückkehre . . ." dachte er, „oder wenn ich ihn rufen lasse, ihm die Krone schenke und ihn zum König mache . . ."

Albrecht blieb stehen; er sah auch das vor sich, als wäre es schon vollendet, sah Georg die Stufen des Thrones emporsteigen und sah sich selbst den Saal verlassen, aufrecht, stolz und einsam; aber er fühlte, daß dies kein Mittel sei, daß die Last, die sein Gemüt beklemmte, davon nicht leichter wurde.

„Nein!" rief er laut. „Er muß alles nehmen!"

* * *

Ein großes Mahl ward angerichtet und Albrecht saß mit dem Prinzen Georg zu Tisch. Viele Edle waren zugegen und während der wirre Lärm der Tafelrunde um ihn her schwoll, betrachtete der König den Prinzen. „Wird er mich im Freien draußen überfallen oder nachts in meinem Bette?" dachte er. „Wird er mir seine Freunde senden, damit sie es statt seiner verrichten? Etwa den Grafen Ruppert dort, der mit dem neuen Herrn zu neuen Ehren aufzusteigen hofft; und ihrer noch fünf oder sechs dazu, die mich anspringen und mit mir fechten, indessen einer von ihnen mir in den Rücken schleicht. Oder wird er Knechte dingen, die plump nach mir greifen und mich hurtig niederschlagen, ehe die Angst vor ihrer Arbeit sie lähmt? Wenn er aber selbst es wäre . . .?"

Albrecht heftete seinen Blick auf den Prinzen. Es drängte ihn jetzt, ihn anzureden, ihn heranzuwinken und ihm Ratschläge zu geben. Könnte er doch zu ihm sagen: Komme selber; mach' schnell, aber laß' keinen anderen an mich heran! — Warum war es nicht möglich, dergleichen auszusprechen?

Es fuhr ihm durch den Sinn, daß noch keines Menschen Hand ihn kämpfend berührt hatte. Niemals hatte er an seinem Leib den Griff eines Gegners gefühlt, hatte nie gefühlt, wie eine Hand zuschlägt und packt und überwinden will. Er strich neugierig über seine Brust und über seine Schultern, fuhr sich an beiden Armen herab bis zu den Gelenken und plötzlich erbebte sein Körper vor Verlangen, eine solche Berührung zu empfinden. Als male er sich eines Weibes Liebkosung aus, stellte er es sich plötzlich lechzend vor, wie eine jähe Faust ihm die Schulter umklammere, so heftig, daß er den pressenden Druck ihrer Finger in seinem Fleisch fühlte, ihre Wärme und ihre feindselige Entschlossenheit.

In diesem Augenblicke gewahrte er, wie der Prinz ihn mit heimlich streifenden Blicken belauerte. Er sprang auf, schwang ohne Besinnen den Becher, der vor ihm stand, und schleuderte ihn gegen den Prinzen. Der kristallene Pokal blitzte weiß durch die Luft, traf Georg an der Brust und es gab einen kurzen Glockenton, wie er an das Gold des Wehrgehenkes prallte; dann fiel er rollend zu Boden.

Um des Königs Augen hatte sich ein flimmender Nebel gesenkt; während er den Becher warf, wollte er etwas rufen, Worte sprachen laut in ihm zu dem Prinzen hinüber, aber sie kamen ihm nicht über die Lippen. Er hörte nur, wie seine Stimme in einem röchelnden Schrei zerbrach, und er wartete, daß diese ganze Tafelrunde mit Tumult gegen ihn aufstehen werde. Aber im Saale war es totenstill geworden; dort stand der Prinz und Albrecht sah im Nebel seiner Blicke dieses bleiche tief erschrockene Antlitz schwimmen. Er stieß seinen Stuhl zurück und schritt zur Türe wie ein Trunkener.

Plötzlich war der Prinz Georg neben ihm und hatte die unschuldige Miene eines bittenden Kindes. „Wenn ich Euern Zorn erregt habe, gnädiger Herr, so verzeiht mir," sagte Georg herzlich und in einem singenden Ton. „Niemals hab' ich Euch kränken noch beleidigen wollen. Straft mich, wenn ihr mich schuldig glaubt, nur schenkt mir dann Euere Gnade wieder. . . ."

Albrecht vernahm im Vorbeigehen diese Rede, er vernahm den Betrug, der in diesen Worten sich duckte, aber auch die Angst, die darin zitterte, und fühlte sich dennoch diesen Worten hingegeben. Er winkte mit der Hand, als wollte er das Geschehene hinwegwischen, und erkannte dabei sogleich, wie viel Beschämung in seiner Gebärde war.

Am Ausgang sah er noch den Grafen Ruppert, der abgewendet und bestürzt zur Erde blickte.

* * *

„Spielt er Saul und David mit mir?" dachte Albrecht am anderen Morgen, und erschrak bei diesem Einfall, denn er gewahrte, daß er selbst gehandelt hatte wie der König Saul. Er war in seiner Schwermut dagesessen, eingehüllt in die Wolke seines Überdrußes und hatte den Becher nach dem Prinzen geschleudert wie Saul einst den Speer nach David warf. Speer oder Becher, da war kein Unterschied; sie waren beide nur eine Aufforderung gewesen, sie hatten beide nur geredet, wo Worte nicht zu sprechen vermochten. Zu Boden gebeugt war der König Saul von der ungeheuren Wucht seiner Taten, erdrückt von den Trümmern seines niederstürzenden Lebens, erwürgt in der trostlosen Verstrickung des Unwiderruflichen. Wie

er aber den Jüngling sich zur Seite erschaute, dessen Schultern noch unbeschwert waren, dessen Stirne noch unbeschrieben strahlte, und der lächelnd die Harfe schlug, da trieb es ihn, alle Wünsche in des Knaben Brust aufzuscheuchen und zu reizen, da wollte er ihn mit dem Speer herbeischrecken und heranzwingen, daß er ihm die Bergeslast von den Schultern und von der Seele nehme und sie fortab statt seiner trage. David aber ließ den alten König verschmachten. Wie schlau war seine Geduld, wie tückisch seine Demut. Er saß da, spielte die Harfe und wartete, bis Saul unter dem Gewicht seines Kummers von selbst zusammenbrach, wartete, bis er dalag, ins eigene Schwert gestürzt, zugedeckt vom hochgetürmten Schutt seiner Vergangenheit. Dann erst ging David hin und nahm die Krone, und sie war nun rein, denn die Flecken begangener Sünden hafteten nicht mehr an ihr; sie war nun leicht, denn es hing nicht mehr die Last vollbrachter Taten an ihrem goldenen Reif.

„Spielt er Saul und David mit mir?“ dachte Albrecht und ward von Unruhe ergriffen. „Geht er unterwürfig und betrügerisch neben mir her und will mich allein lassen?“

Von seinen Hauptleuten einer kam herein und erbat sich Gehör in einer wichtigen Sache. Albrecht hieß ihn reden und vernahm, er solle vor dem Prinzen gewarnt werden; der Prinz sinne Verrat, er sammle Freunde um sich; des Königs Leben sei in Gefahr.

Albrecht lauschte mit geschlossenen Augen und fühlte sich im tiefsten beschwichtigt. „Ich wußte es ja,“ dachte er, „er gleicht seinem Schutzpatron und ist nicht wie jener listige Harfenspieler.“

Der Alte stand noch da und fragte: „Soll ich ihn festnehmen?“

Der König lachte auf, schüttelte abwehrend den Kopf und lachend sah er, wie jener mit bekümmerten Mienen aus dem Gemach schritt.

Mit einemmal hielt er inne, sprang von seinem Sitz empor und ward von einem Gedanken wie gebannt: Wenn dieser Feldhauptmann nun hinging und den Prinzen erschlug, oder wenn die treuen alten Offiziere, die zum König hielten, nachts des Prinzen Türe erbrachen und ihn im Bette erstickten, oder wenn sie ihm Gift reichen ließen? Es war schon geschehen, daß sie ohne Befehl Einen beiseite räumten, der ihnen gefährlich schien. Gestern beim Mahle, als er seinen Becher nach dem Prinzen warf, hatte er ihnen da nicht selbst den Glauben erweckt, dergleichen Dienst sei ihm an Georgs Person erwünscht; und mußten sie nicht ihres guten Lohnes dafür sicher sein?

Mit Schaudern wurde er inne, daß des Prinzen Leben in Gefahr sei. Eine unbekannte Eifersucht brach in ihm aus. Vielleicht in diesem Augenblick, während er hier stand und überlegte, drängten sich diese Knechte zwischen ihm und Georg, rissen ihn für immer hinweg und hatte er ihn verloren, dann schwand alle Hoffnung, des Joches entledigt zu werden, das ihm den Nacken beugte.

Wie man einem Menschen zuschaut, der ein kostbares, übervolles Gefäß in freien Händen tragend, herankommt, so schaute er nun atemlos dem schreitenden Verhängnis entgegen. Nur jetzt sollte es nicht straucheln, nur jetzt keinen Fehltritt tun.

* * *

Das Frühlicht dämmerte blaß und rot ins Gemach, da richtete sich Albrecht aus tiefem Schlummer auf, als habe man ihn gerufen. Der Schlaf war gleich einem Hut, den der Wind davonträgt, plötzlich von ihm abgefallen und er fühlte sich so wach wie am Mittag.

Er wußte plötzlich, daß nun seine Stunde gekommen sei. Draußen atmete tiefe Stille, nichts regte sich im ganzen Schloß, aber der König schaute die dunkle Fläche der Türe an und wußte, daß sich mit ihrem Aufgehen das Letzte entsiegeln werde.

Im Zimmer war alles klar und scharf zu sehen. Die Dinge waren so wach wie er. Eine seltsame Kraft durchdrang sein Wesen, sammelte seine Gedanken und ordnete sie. „Dieses muß geschehen," sprach er zu sich. „Es ist wie das Müdewerden nach der Arbeit und wie das Ausruhen nach dem Müdewerden."

„Ich bin gewarnt worden und habe gelacht. In alten Büchern fand ich einst dergleichen von Königen, die kurz vor ihrem Tod der Warnung gespottet und ihre Mörder geschont haben. Was mir damals unbegreiflich schien, jetzt verstehe ich es, und weiß nun, daß sie nicht im Übermut lachten."

Er stand vom Bette auf, ging barfuß über den Teppich zur Türe. „Bist du da?" sprach er leise, schob leise den Riegel zurück und öffnete.

Gepanzert stand Prinz Georg an der Schwelle und hatte ein blankes Schwert in der Faust. Graf Ruppert war bei ihm.

Albrecht sah ihm stolz in die Augen, er sah, wie Georgs Vorsatz zurückwich, wie seine Seele dieser Tat entschlüpfen wollte, und wie der Prinz jetzt in seiner Tat gefangen war. Um Albrechts Lippen flog der Widerschein eines Lächelns. „Willenlos hängst du jetzt an dem Schwert," dachte er. „Du mußt vorwärts, wenn du wieder in das Leben strebst, mußt durch mich hindurch, wie durch einen schmalen Torweg — keinen anderen Pfad gibt es jetzt für dich."

Er sah das Schwert in Georgs Hand beben. „Über mich hinweg wirst du gehen, dorthin, woher ich komme und du wirst dann wissen, was ich jetzt weiß, was ich dir nicht sagen darf und was du jetzt mit diesem Schwert in der Faust nicht glauben magst."

Als er dann den Stoß empfing, lächelte er Georg an wie einen Übervorteilten. Ihm war, als wälze die ganze Last, die ihn bedrückt hatte, sich jetzt auf Georgs Schultern. Der nahm sie auf, der trug sie weiter, der setzte fort, was begonnen war. Dem waren sie fortab alle gestorben, die Albrechts Arm gefällt hatte; der war es, der jetzt die Gräber unter seinen Füßen trat, wenn er in die Kirche ging.

Ihm wurde, als müsse er Worte des Jubels sprechen, ihm wurde jetzt die Brust so frei, als könnte er seine Stimme zum Gesang erheben. Am Boden liegend blickte er zu des Prinzen Antlitz auf und ihm war es, als schaue er sich selbst in einem Spiegel. Noch einmal wollte er dies nahverwandte Antlitz grüßen, aber da verlöschte sein Leben.

Georg stand über den Toten gebeugt und ein schluchzender Ruf des Staunens entfuhr seinem Mund. „Graf Ruppert!" flüsterte er dann und wies mit der Hand zu dem Erschlagenen nieder.

Albrechts starre Mienen waren gelöst, aller Kampf und alles Wissen des Daseins waren daraus entschwunden, und er sah aus, wie er als Knabe einst ausgesehen, unschuldig und friedevoll. Seine Stirne glänzte so rein, wie die Stirne des

jungen Prinzen Albrecht einst geleuchtet hatte. Er lag da, als schlafe er, einem Jugendtraum dahingegeben, arglos, gütig und heiter.

— —

Unter dem Geläute der Glocken schritt der König Georg zur Kirche, als die Sonne aufgegangen war. Er hielt seine Lippen fest aufeinandergepreßt; seine Stirne war wie von erster Erkenntnis umschattet und sein junges Gesicht von der ersten Schärfe des Lebens gezeichnet.

Der Übersetzer.

Ein literarisches Porträt.

Novelle von Hugo Salus.

I.

Als der Leipziger Privatlehrer der englischen Sprache Michel Neumann etwa 35 Jahre alt war, hatte er zur Ostermesse 1823 ein dünnes Bändchen Gedichte herausgegeben, das alle die Verse enthielt, die er im Laufe seines Lebens gedichtet hatte. Es waren wirklich schöne Gedichte darunter, z. B. jenes vollklingende Lied an Helios, das einen dithyrambischen Schwung aufwies und fast an das Pathos Schillerischer Verse mahnte. Und er hatte das Büchlein an die großen Dichter geschickt, nur an Goethe nicht, den er nicht mochte, weil er eben ein glühender Verehrer des, ach, so früh dahingeschiedenen Schiller war. Da waren ihm Briefe ins Haus gekommen, die alle einen ehrlichen Schwung in den Ausdrücken der Zustimmung aufwiesen, etwa in solchen Worten: Was haben Sie für eine Feuerseele, was sind Sie doch für ein Dichter! Und jeden Brief und jede lobende Anzeige hatte er seinen Schülern und Schülerinnen vorgelesen, er, Michel Neumann, den der „Mercur" unsern heimischen Dichter genannt hatte, obgleich wahrhaftig in der alten Handelsstadt Leipzig kein Mangel an Poeten herrschte. Und in der Abspeisung bei Frau Müller, bei der er mit etwa 25 anderen Junggesellen das Mittagessen nahm, war durch Wochen und Monate vor und nach dem Erscheinen kein anderes Gespräch gewesen, als die Verse „unseres" Neumann, wofür er selbst am meisten gesorgt hatte. Denn er kam jeden Tag vor der Herausgabe seines Buches mit einer neuen aufregenden Mitteilung zu Tische, er brannte darauf, in das schmale Hofzimmer der Frau Müller emporzusteigen, wo ihn seine Tischgenossen schon mit Neugierde und — ach, das fühlte er nicht! — mit einem verhaltenen Lächeln empfingen, ihn, den Dichter, der von gar nichts Anderem sprechen konnte, als von sich und seinen Versen, und der jeden Satz mit dem Wörtchen „ich" begann, so daß ihn die boshaften Studenten aus dem Kreise den „Ichneumann" nannten, was ein schlechter Witz, aber eine gute Charakterisierung des Dichters war.

Da brachte er erst die Briefe des knauserigen Verlegers, dann die Korrekturbogen, und jeder letzte Handelslehrling, der da oben sein bescheidenes Mittagbrot nahm, mußte Zeile für Zeile anhören und wieder anhören, jeder Druckfehler wurde besprochen, dann hatte er mit gerötetem Gesichte das Buch gebracht, dann hatte er durch viele Tage in die Bücher, die seine braven „Mitesser" sich gekauft hatten, Widmungen eingetragen und jedes Buch wieder durchgeschaut, ob

auch wirklich seine Korrekturen ordentlich gebracht worden seien, als hätte der Setzer vielleicht aus Tücke und Bosheit bei einigen Exemplaren die Fehler stehen gelassen. Und danach waren die Briefe der Dichter gekommen, denen er sein Buch geschickt hatte, jeder Brief wurde von der Tafelrunde mit dem nötigen Ernste angehört und besprochen, und doch war am nächsten Tage wieder ein Wort in irgend einem Schreiben noch nicht recht gewürdigt gewesen und Neumann kam wieder mit den Worten: „Ich habe da einen Brief von . . ." und fing wieder vom Neuen an. Denn er sog das Lob, das seiner Seele sehr wohl und nottat, mit durstigen Lippen und fürchtete immer noch, daß einer von den Hörern vielleicht nicht so ganz aus Herzensgrund von seiner Bedeutung überzeugt sei.

Frau Müller war in diesen Tagen ganz glücklich über die Milde ihrer Speisegäste, die das Fleisch ruhig für gut nahmen und die süße Speise herunterwürgten, weil sie sich nicht getraut hätten, mit einer prosaischen Bemerkung die Begeisterung zu dämpfen, die Neumann wach erhielt. Denn er hatte fast 20 Jahre gebraucht, um sein Büchlein endlich fertigzubekommen, da ihm der kastalische Quell nur Tropfen auf Tropfen spendete, alle Vierteljahre ein Gedicht, das unter großen Wehen geboren wurde. Er dichtete eben nicht wie jener Vielschreiber in Weimar, sondern wie ein Mensch, der sich der hohen Priesterwürde des Dichters bewußt ist und der jede Zeile heilig und ernst nimmt, ehe er sie hinschreibt.

Dann waren die Buchkritiken gekommen, fast alle würdig und anerkennend, bis auf einige mißgünstige von Neidern, die er aber dem Kreise auch nicht vorenthielt, nachdem er auf die Schändlichkeit ihrer Verfasser gebührend vorbereitet hatte. „Ich, ich, ich," hatte er dann empörten Gesichtes gerufen, „ich wäre kein wahrer Dichter, wenn ich allen gefiele, ich müßte mich unglücklich fühlen, wenn mir kein Neider entstünde!"

Und dann hörten langsam die Buchanzeigen auf, es konnten nur mehr die Äußerungen Leipziger Bürger mitgeteilt werden, die ihm dies und jenes gesagt hatten, und die zwei oder drei ernsteren Leute aus der Müllerschen Tafelrunde sahen sich vielsagend an und warteten, ob denn nicht Neumann bald mit neuen Gedichten kommen würde, die ihm die Muse doch jetzt nach der ersten Anerkennung hätte freudiger und reicher spenden müssen. Aber die Muse schwieg, als hätte die Geburt des einen Kindes sie völlig erschöpft, und die Gespräche des Dichters wurden immer auffälligere Wiederholungen.

II.

Dann kam jenes häßliche Zwischenspiel mit dem „Neuen Parnaß", einer Wochenschrift, in welcher ein jüngerer Leipziger Dichter die Gedichte Neumanns einen aufgeblasenen Schund nannte, eine Fanfare auf einer alten Schillerposaune, was in die Stille des Müllerischen Hofzimmers wieder für einige Tage einen rechten Lärm brachte. Denn um den „Neuen Parnaß" hatten sich eigentlich die jüngeren Dichter Leipzigs gesammelt, und die braven Tischgenossen hatten gerade auf die Besprechung in dieser jungen Zeitschrift mit großem Interesse gewartet, Neumann vor allen, der oft mit dem Augenblinzeln eines sicheren Siegers gerufen hatte:

„Ich muß doch nächstens auch in den „Neuen Parnaß" eines meiner Gedichte

geben, die jungen Leute dort gefallen mir, ich bin immer für die Jugend und ihre Stürme, ich, ich."

An diesem Tage der bösen Kritik trat das merkwürdige Ereignis ein, daß Neumann mittags nicht zum Essen kam, daß die Tafelrunde erst gedrückt auf den Dichter wartete, bis endlich das Essen recht lautlos verzehrt wurde. Frau Müller war einige Male aus der Küche in das Speisezimmer gekommen, hatte immer wieder auf den leeren Platz an der Spitze des Tisches geschaut, dann hatte sie gefragt, ob sie das Essen aufbewahren solle und endlich hatte sie die bange Frage gewagt, ob ihr Herr Neumann wohl das ausgefallene Essen dieses Tages zahlen werde.

„Er muß es mir doch zahlen, das ist lächerlich," hatte sie gesagt, sie sagte immer „das ist lächerlich", wenn es ihr sehr ernst ums Gemüt war, wenn die jungen Leute ihr das Essen schlecht machten oder ihr vorwarfen, sie gebe zu kleine Portionen. „Das Essen ist gut, das ist lächerlich," sagte sie dann, oder „die Portionen sind groß genug, das ist lächerlich!"

Und so sagte sie auch jetzt: „Ich habe das Essen für ihn gekocht, ich konnte nicht wissen, daß er heute nicht kommen werde. Er muß es mir zahlen, das ist lächerlich!"

Und sie bekam heute nicht einmal eine grobe Antwort, denn die beiden älteren Herren am Tische hatten in ihren Schreibstuben in der Stadt schon von dem Angriffe im „Neuen Parnaß" gegen ihren Dichter gehört und hatten ein Heft des Blattes mitgebracht. Da wurde denn nach dem Essen die Tür gegen den Flur abgesperrt, damit nicht etwa Neumann in die Vorlesung des Schandartikels hereintrete, und dann wurde er verlesen. Dann wurde viel hin und her debattiert, man ärgerte sich über die Lieblosigkeit der Worte und die Kränkung für Neumann, und nur einige jüngere Studenten, denen eigentlich das fortwährende Gerede des Dichters auf die Dauer langweilig geworden war, sprachen etwas freimütiger ihre Meinung aus. Die zwei oder drei älteren Herren aber wiesen sie zurecht, sie waren sozusagen in der Neumannverehrung alt geworden und duldeten diese Kühnheit der jüngeren ungern. Und als sie dann miteinander weggingen, wiederholten sie ihre Meinung: die beste Abwehr wären jetzt neue Gedichte, ebenso gute oder noch bessere, als der Dichter bisher geschrieben habe.

Dafür aber kam dann am nächsten Tage im „Merkur" eine Erwiderung Neumanns, die recht peinlich wirkte. Er führte darin alle die Briefstellen der Dichter an, die ihm den Empfang seines Erstlings bestätigt hatten und die bei Tische einen so glänzenden Eindruck gemacht hatten, indes sie jetzt auf dem schlechten Zeitungspapier recht kümmerlich ausschauten. Und ehe Neumann zum Essen kam, wußten schon alle Tischgenossen, daß die Antwort jedenfalls eine Unklugheit war. Der eine der Verständigen hatte Neumann, der mit mißtrauischen Augen die jungen Leute gemustert hatte, dann nach Hause geführt.

„Ich habe es den Buben gegeben," sagte Neumann, und auf dem Wege hatte er vor vielen Bürgern zwecklos den Hut vom Kopfe genommen, als hätte er ihren Gruß erwartet, rasch und nervös, und hatte immer wieder: „Ich habe mich geirrt!" gesagt. „Ich habe die Buben ordentlich abgeführt," wiederholte er. Und er hatte einen kleinen Straßenauflauf hervorgerufen, als er auf die bescheidene Einrede seines Begleiters, es wäre vielleicht besser gewesen, gar nicht zu antworten, empört ge-

antwortet hatte, man solle sich also von den neidischen Hunden einfach anbellen lassen, ohne Kusch sagen zu dürfen.

Dabei hatte sich der magere, etwas kurzsichtige und vorgeneigte Dichter gestreckt, hatte den Hut von seinem großen Kopfe gerissen, so heiß war ihm geworden, und hatte gerufen: „Ich werde es ihnen schon zeigen, ich, ich werde es den Kerlen schon zeigen, wer Michel Neumann ist!"

„Bravo," hatte sein Begleiter gerufen, „Bravo! durch neue Bücher, durch neue herrliche Verse! Jetzt müßte das neue Buch gleich folgen, damit sie sehen, wen sie angegriffen haben!"

„Ich, ich werde es ihnen schon beweisen," hatte der Dichter da ausgerufen. Und dann war er wieder in sich zusammengesunken und war in seine Wohnung und zu seinen Privatstunden heimgekehrt.

III.

Aber die neuen Werke kamen auch dann nicht. Es gibt Menschen, bei denen das Bewußtsein ihres Jungseins, das Kraftgefühl ihrer Blüte ein so außerordentliches ist, daß sie wie in einem Rausche ihre Entwicklung als etwas Großes erleben und daß sie ihren überschäumenden Empfindungen Ausdruck geben müssen, weil ihre inneren Empörungen und Ekstasen so vulkanisch sind, daß sie für sie den rechten Ausdruck in Worten finden, die hervorbrechend jeder Kunstregel spotten und durch die Glut des Erlebten doch mitreißen. Dann verebben die erregten Wellen und die Dichter werden brave Bürger, ohne je wieder den Drang zur Verdichtung ihres Erlebens zu empfinden.

Und andere gibt es, welche in sich eine Art Äolsharfe tragen, die eine Zeitlang die tönende Kraft der Lieder echter Dichter zurückgibt, ein Echo, das bald verstummt, wenn die Seelen dieser musisch aber nicht dichterisch Geborenen Staub ansetzen; brave Ehrgeizige, die eine Zeitlang ganz gut klingende Verse schreiben, denen aber die Ursprünglichkeit, das Zwingende fehlt und die nicht allzulange die Kenner zu blenden vermögen. Ein echter Dichter muß singen, er bewältigt kaum die Fülle der ihn bewegenden Stimmen, indes jene anderen immer ängstlich auf der Suche nach Stimmungen oder Gedanken sind, die sie dann recht und schlecht in Reime bringen. Die finden dann immer in den Widerwärtigkeiten des äußeren Lebens Hemmungen für ihre dichterische Betätigung und gehen fortwährend in dem Gefühle der Zurücksetzung oder Verfolgung herum und hassen die gärende Kraft der echten und ewig Jungen, die doch recht eigentlich das Glück der Welt bedeuten . . .

Michel Neumann hatte nichts mehr zu sagen. Seine Echoseele war verstummt, er hatte in seinem Leben viel gehaßt, aber nie geliebt. Und wer singen will und hätte der Liebe nicht, der kann keinen Widerhall wecken, denn er ist kein Dichter . . . Der Ehrgeiz aber, den eingebildeten Glanz des Dichterruhms weiter zu erleben, ließ ihn nicht, seine Blicke suchten unruhig außen nach Stoffen, indes jeder echt Schauende in seinem Inneren die Wunder blühen und Früchte tragen sieht.

IV.

Um jene Zeit geschah es, daß ein Leipziger Verleger und erster Stadtverordneter, Hausmann, ein Führender der Gemeinde, Michel eine englische Verwandte,

Miß Mary Alton, zuführte, eine Dame etwa in gleichem Alter, wie Neumann selbst war, die aus unbekannten Gründen aus London auf den Kontinent gekommen war, angeblich um sich im Deutschen auszubilden. Sie war eine lange, etwas verblühte Person mit starken Backenknochen und vorspringendem Unterkiefer, mit müden Augen und welken Lidern, für die das junge Volk aus dem Müllerschen Kreise, bald nachdem Neumann einmal öffentlich mit ihr gesehen worden war, den abscheulichen Beinamen „die rasierte Ziege" aufgebracht hatte, den der Dichter aber gottlob nie zu hören bekam. Die bösen Menschen in Leipzig, deren es auch damals einige gab, erzählten einander eine seltsame Geschichte, daß Miß Alton in London in den Kreis des Dichterlords Byron geraten und in eine tiefe Liebe zu dem schönen und feurigen Dichter verfallen sei, der sie aber gar nicht gemerkt habe. Und als Byron dann nach Griechenland und später nach Italien abgereist sei, da habe ihre Liebe sich auf die Dichtungen Byrons übertragen, in denen sie überall Beziehungen zu sich und ihrer Liebe wie Grüße und nur ihr verständliche Liebeserklärungen aufstöberte, die sie beglückten und verwirrten, so daß sie alle Anträge ruhiger Männer zurückwies und nur auf ihren herrlichen Lord zu warten beschlossen habe. Und darum hätten ihre Eltern sie zu ihrem Neffen Hausmann in Leipzig geschickt, dessen Frau eine Engländerin war, damit sie in Deutschland von ihrer unglückseligen Liebe genese. Die beschlossen nun, sie mit jungen Leipziger Patriziersöhnen zusammenzubringen, denn sie war reicher Eltern Kind und hätte einem ordentlichen Kaufmanne eine gute Zukunft begründen können.

Da mußte sie vorerst deutsch lernen und bei der Umschau nach einem Lehrer war man bald auf den Privatlehrer Michel Neumann gefallen, der vielleicht ein mäßiger Kenner des Englischen sein mochte, gewiß aber ein tadelloses Deutsch sprach und schrieb, und der als etwa gefährlicher Mann gar keine Befürchtungen weckte, so unscheinbar und gering gab er sich.

„Mit dem kann sie hundert Jahre eingesperrt bleiben," sagte Frau Hausmann, da sich Michel vorgestellt hatte, „das ist kein Mann!" Und darum wurde er mit großer Beruhigung für Miß Mary angenommen. Er hatte täglich einmal ins Haus des Verlegers zu kommen, um mit Miß Alton deutsch zu sprechen und sie in die Geheimnisse seiner Muttersprache einzuweihen. Die erste Woche war Frau Hausmann bei den Lektionen anwesend geblieben, dann aber erklärte sie ihrem Gatten, daß sie ganz überflüssig sei, der Herr „Bitteschön", wie sie Neumann nannte, sei ihr zu langweilig und ihre Anwesenheit sei ganz unnötig. Ihr ging nämlich das „Bitte schön, bitte schön" des Lehrers, das er scheinbar als Blüte höfischer Sitte im Verkehr mit Frauenzimmern ansah und nach jedem kleinsten Satz wiederholte, auf die Nerven und langweilte sie unerträglich. Auch hatte Neumann am Ende der ersten Woche errötend der Miß sein Gedichtbuch überreicht und begann nun ihr seine Gedichte vorzulesen und zu erklären, was der braven Verlegersfrau denn doch zu viel wurde.

Als nun Lehrer und Schülerin allein waren, da schnappten sie beide nach dem Bissen Poesie, die Miß bekam runde Augen vor Begeisterung und Neumann war endlich in seinem Wasser und konnte wieder „ich, ich, ich" sagen. „Ich will nämlich sagen, ich wollte damit ausdrücken, ich habe mir dabei gedacht," so stieß er wie ein Karpfen mit gewölbten Lippen den Bissen seines Gedichtes hin und

her und die Miß fuhr mit gespitztem Mund auf den Brocken zu und stieß ihn zurück, so daß aus der Stunde ein hübsches Spiel für sie beide wurde, dessen sie gar nicht genug bekommen konnten. Und unversehens hatte sie auch einen Band des Childe Harold aus der Tasche gezogen und las dem ungern von seinen Gedichten ablassenden Lehrer daraus vor, wobei sie oft errötete und manchen schwungvollen Vers wiederholte. Und wenn über die Liebe im Harold eine Stelle kam, dann las sie mit erregter Stimme und legte ihre mageren Finger auf die Hand Michels, der gar nicht erwarten konnte, daß sie zu Ende käme, um ihr zu sagen: „Ich habe da in meinem Gedichte: ‚Der Liebe Lautenschlag' eine Stelle, die wohl ein wenig ähnlich klingen mag, bitte schön, wenn Sie erlauben, will ich sie Ihnen vorlesen, bitte schön."

Und schon hatte er sein Büchlein aufgeschlagen, als ob er nicht jedes Wort aus seinen Gedichten auswendig gewußt hätte, und las ihr mit tönender Stimme seine Verse vor. „Bitte schön."

Und als dann gar in seiner nächsten Lektion Miß Mary zwei Verszeilen Neumanns deutsch wiederholte, zwei Zeilen über die Liebe freilich, nicht zwei Zeilen Liebe, da war es um den teutschen Dichter geschehen, ein großer Stolz füllte seine Brust, wenn er auch nicht vergaß die Engländerin aufmerksam zu machen, daß man im Deutschen das Herz und nicht den Herz sagt, was für einen Lehrer der deutschen Sprache gewiß recht und billig war. Und ihr tat es wohl, daß er ihre Kunst, „Verse" zu sprechen, lobte, denn sie erinnerte sich eines Abends, da der Lord ein Gleiches getan hatte. Und sie schieden in einer Sympathie voneinander, die nicht herzlich, aber sicherlich geistig war.

V.

Als Neumann am nächsten Tage beim Mittagessen bei Frau Müller erschien, da war er aufgeräumt und gesprächig, wie schon lange nicht, er erzählte von den großen Fortschritten, die seine englische Schülerin im Deutschen mache, und konnte den Zusatz nicht unterdrücken, daß sie schon ein Gedicht von ihm fast fehlerlos hersagen könne. Da wußten denn auch die beiden älteren Tischgenossen, in welchen Bahnen sich die Gespräche des Lehrers mit seiner Schülerin bewegen mochten, sie warfen einander Blicke des Einverständnisses zu und, als Neumann gar von dem englischen Dichter Byron erzählte, den sie gemeinsam zu lesen begonnen hätten und über den er nun sogleich sprach, als ob er ihn entdeckt und gepachtet hätte, da hielt der eine der Tischgenossen den Augenblick für reif, um den Dichter zu unterbrechen und ihm den Vorschlag zu machen, er möge doch einzelnes aus diesem englischen Buche ins Deutsche übertragen; dazu sei wohl kein anderer so tüchtig, als gerade er. Denn die beiden älteren Tischgenossen hatten in ihren Unterredungen oft davon gesprochen, daß man Neumann, da sein Brünnlein vertrocknet schien, veranlassen müsse, sich mit Übersetzungen zu versuchen, vielleicht würde dann seine eigene Leier wieder zu tönen beginnen.

„Das müßte der Miß doch gewiß viel Freude bereiten!" schloß er seine Rede.

Darüber wurde Neumann stutzig, der Vorschlag war gewiß nicht uneben und gar mit den letzten Worten hatte der gute Herr Berger recht, die Miß würde sich damit gewiß außerordentlich freuen.

„Ich habe selbst schon daran gedacht," antwortete er darum, obgleich ihm wahrlich noch gestern der Gedanke, er solle Gedichte übersetzen, als eine Zumutung erschienen wäre. Er hatte sich sein Lebtag nicht um die neuere englische Literatur gekümmert, dafür hatte er kein Interesse, und für seine Schüler waren die alten regelgemäßen Dichter ganz ausreichend gewesen. Auch wußte er nichts davon, daß einzelnes von Byron sogar schon deutsch erschienen war, und daß selbst Herr von Goethe sich mit ihm beschäftigt hatte.

Schon an diesem Abend saß er darum hinter einem der Bücher Byrons, er hatte sich eigentlich gewundert, daß sein Buchhändler ihm auf seine vorsichtige Frage nach diesem neuen Engländer gleich mehrere Bände Byronscher Dichtungen angeboten hatte, und nun wählte er einige Gedichte aus, die ihm besonders geeignet erschienen, vorerst den „Prometheus" und noch am selben Abend das „Sonett an den Genfer See", das ihm wegen seiner kunstvollen Form besonders zusagte. Er drehte die Worte lange hin und her, ehe er sie für gut fand, und noch im Schlafe hatte er das befriedigende Gefühl, daß seine Verse mindestens so voll klangen, als die Byrons.

VI.

So wurde der nächste Tag wieder ein voller, inhaltreicher Neumanntag, und beim Mittagstisch, den der Dichter gar nicht erwarten konnte, erlebte er endlich wieder einen ganzen Triumph.

„Ich habe da von Byron zwei Gedichte nachgedichtet", fing er an, „die englisch so lauten". Und er las den braven Tischgenossen, von denen nur zwei oder drei englisch verstanden, erst den Originaltext vor, und dann nahm er seine Handschrift aus der Tasche und las seine Nachdichtung, jedes Wort wie ein Feinschmecker auf der Zunge zerdrückend, und unterbrach sich oft und sagte wieder die englische Zeile und dann seine Übersetzung. „Merken Sie gut auf, ich bitte schön, ich habe das so gesagt, Sie werden mir zugeben, daß diese Worte in meinem Gedichte vielleicht noch voller klingen, als im Englischen! Hören Sie gut zu!" und dann las er das Ganze noch einmal vor.

„Ausgezeichnet, vortrefflich," sagte Berger und die Jüngeren stimmten natürlich begeistert ein. Und ein ganz junger Bursch, der im Verdachte stand, selbst heimlich zu dichten, rief aus: „Das ist eine glänzende Übersetzung!" Er rief es in ehrlichster Begeisterung und erschrak darum nicht wenig, als Neumann das Blatt aus der Hand legte und auf den Tisch schlug.

„Übersetzung! das bitte ich mir aus, Übersetzung! ich übersetze nicht. Das sind Neudichtungen, übersetzen mögen die gewöhnlichen Übersetzer, ein Dichter wie ich macht das ganz anders, der fühlt nach und dichtet aus eigener Seele, und es kann dann sogar vorkommen, daß seine Nachdichtung wertvoller ist, als das ursprüngliche Gedicht. Sie werden mir zugeben, daß diese Zeile z. B. im Original recht trocken wirkt, und jetzt hören Sie einmal an, wie das bei mir klingt. Ich bitte schön!"

Er sah siegreich im Kreise umher und keiner wagte zu widersprechen; es war wieder ein richtiger Triumph.

Und dann kam der Nachmittag mit der Miß. Da saß der Herr Lehrer und

las die Aufgabe, die er seiner Schülerin für diesen Tag vorgeschrieben hatte, sehr rasch durch, er war sehr zufrieden mit ihren Fortschritten, und dann zog er geheimnisvoll das Blatt Papier aus der Tasche seines Rockes hervor, er fragte so nebenbei, ob sie das Gedicht „Prometheus" von Byron kenne, er legte ihr das Buch aufgeschlagen hin und dann las er ihr seine Übersetzung vor.

„Ich habe das gestern Abend nachgedichtet. Verfolgen Sie das Original, Miß, bitte schön."

Da glänzten ihre Augen wirklich freudig erregt auf, und sie ließ sich die Übertragung zweimal vorlesen und rief einmal über das anderemal: „Wundervoll, fürwahr wundervoll!" Und dann lief sie zur Tür und holte ihre Base ins Zimmer, die zuhören mußte, und beim Sonett mußte sogar Herr Hausmann aus seinem Kontor heraufkommen und zuhören. Auch er war aufrichtigen Lobes voll und, als dann die Lektion zu Ende war, da ließ der Verleger Herrn Neumann in seine Schreibstube bitten und hatte eine lange Unterredung mit ihm, deren Erfolg war, daß Neumann den Manfred von Byron in der Tasche nach Hause trug, mit dem Auftrage Hausmanns, dieses Stück ins Deutsche zu übertragen, mit einem ganz genau festgesetztem Vertrage und mit der Zusage des Verlegers, er wolle sich mit Lord Byron gleich ins Einvernehmen setzen, um von ihm die Erlaubnis zu dieser Neudichtung zu erlangen. Neumann sollte erst noch einige Gedichte übersetzen, die er dem Lord als Probe vorlegen wolle.

„Sie müssen ihm auch mein Gedichtbuch schicken," sagte Neumann, „dann wird er am besten erkennen, daß ein Dichter sich seines Buches annehmen will. Ich weiß bestimmt, daß er dann gleich seine Zustimmung geben wird, ich denke, er wird dann vielleicht einiges von mir selbst nachdichten wollen. Ich fühle, daß wir etwas Gemeinsames haben!" Mit welchem Vorschlage sich Herr Hausmann gern einverstanden erklärte.

Mit diesem Tage und seinen reichen Erlebnissen begann für Neumann und den Müllerschen Tisch eine neue Epoche, denn jeder folgende Tag hatte einen Inhalt, und die braven Burschen um den Tisch, alle die guten Studenten, Buchhalter und Gehilfen aus allen Handelszweigen und aus allen möglichen kleinen Orten Deutschlands, die wahrhaftig nicht nach Leipzig gekommen waren, um Byron kennen zu lernen, wußten bald besser Bescheid im Manfred, als die Gelehrten dieser würdigen Universitäts- und Handelsstadt, und kannten aus den vielen Wiederholungen so genau jede Zeile dieses dramatischen Gedichtes, daß sie daraus hätten Prüfung ablegen können. Und Frau Müller war wieder einmal glücklich über die Macht der Poesie, die ihr billiger gekauftes Fleisch saftiger und ihre süßen Speisen zu Leckerbissen machte, welche die Wilden zähmte und die Heißhungrigen sättigte. Und Berger und Genossen sahen mit Ruhe der Zukunft entgegen.

VII.

Die Antwort Lord Byrons hatte lange auf sich warten lassen. Denn Herr Hausmann hatte das Buch Neumanns und seine Anfrage an den Verleger nach London gesandt, da er den Aufenthalt des Dichterlords nicht kannte, und der Verleger hatte sie ihm nach Pisa nachgeschickt, wohin damals Byron übersiedelt war. Aber endlich kam der große Augenblick, da der Verleger Herrn Neumann die zu-

sagende Antwort des Dichters in seinem Kontor vorlegen konnte; und gerade an diesem Tage hatte Michel seine Übertragung zu Ende gedichtet.

Da wunderte sich Herr Hausmann freilich ein wenig, daß Herr Neumann von dem höflichen Briefe des Lords nicht ganz befriedigt schien. Der schrieb, daß er mit Interesse die eigenen Verse des Übersetzers gelesen habe und daß auch er glaube, daß Herr Michel Neumann geeignet sei, sein dramatisches Gedicht ins Deutsche zu übertragen; er gebe darum gerne die Erlaubnis zur Übersetzung und bitte nur, daß Herr Neumann sich an das Original halte, damit das italienische Sprichwort „traduttore traditore", der Übersetzer ist ein Verräter, nicht wiederum bestätigt werde. Ihm seien wortgetreue Übertragungen immer am liebsten, ihm sei es im Laufe der Zeit klar geworden, daß Übersetzer oft Überschätzer in dem Sinne seien, daß sie nicht den zu übersetzenden Dichter, sondern sich selbst überschätzen.

„Das finde ich sehr geistvoll," sagte Herr Hausmann, „man sieht, daß Byron aus Erfahrung spricht."

„Ich kann das nicht so geistreich finden", entgegnete Neumann etwas kleinlaut. „Ich finde nur, wenn der Übersetzer selbst ein Dichter ist, dann weiß er am besten, wie er das Werk des anderen Dichters zu übertragen hat, dann steht Dichtung gegen Dichtung, und der Lord wird eben bisher immer von Nursprachkundigen übersetzt worden sein. Und darum wünsche ich auch, daß mein Buch Manfred nicht eine Übersetzung aus dem Englischen genannt werde, sondern eine freie Übertragung. Ich bitte schön, ich bestehe darauf."

Herr Hausmann war ein erfahrener Verleger, er schwieg, er dachte sich nur sein Teil, und er beschloß bei der Herausgabe des Buches so vorzugehen, wie er selbst für gut befinden werde.

Aber von dem Brief Byrons sprach Neumann an diesem Tage beim Mittagessen kein Wort.

Miß Mary Alton freilich war ein Frauenzimmer und hatte sich den Brief Byrons von ihrem Vetter ausgebeten, und er hatte ihr ihn gern geschenkt; schaden konnte ihr der Brief gewiß nicht. Sie schwelgte in den geliebten Schriftzügen des Lords und verstand so wenig von dem Selbstgefühl eines Dichters, daß sie die Verstimmung des Herrn Bitteschön gar nicht merkte, daß sie während der ganzen Stunde immer vom Neuen die Worte Byrons wiederholte, indessen ihr Lehrer heute streng bei der Sache blieb und jedes falsche Wort gewissenhaft und verärgert ausbesserte. Und sie war so einsichtslos, daß sie nur immer von der großen Ehre sprach, die Herrn Neumann durch den Brief zuteil geworden sei und wie stolz er darauf sein müsse, sich von einem so großen Dichter wie Byron gelesen und anerkannt zu wissen.

Da hatte Neumann wieder geschwiegen, seine Abneigung gegen die Weiber, die er gerade Miß Alton gegenüber so wenig empfunden hatte, wurde wieder mächtig in ihm und er sehnte sich danach, nach Hause zu kommen. Dort nahm er die Abschrift seines Manfredmanuskriptes vor und vertiefte sich lange bis in den späten Abend hinein in die Lektüre des Werkes.

(Schluß folgt.)

Johann II. Fürst von Liechtenstein.

Von Karl v. In der Maur.

Am 12. November 1908 wird das Regierungsjubiläum eines Fürsten begangen, auf den die Zeitgenossen mit hoher Verehrung blicken und dessen Wirken noch fernen Enkeln wiederklingen wird. Johann II., souveräner Fürst und Regierer des Hauses von und zu Liechtenstein, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rietberg — so lautet der offizielle Titel — vollendet an diesem Tage sein 50. Regierungsjahr.

Die Liechtenstein sind ein uraltes und berühmtes Adelsgeschlecht, dessen Geschichte mit jener des österreichischen Kaiserhauses und des Reiches auf das innigste verwoben ist.

Schon frühzeitig treffen wir zwei durch Besitz und Ansehen hervorragende und zum hohen Adel zählende Häuser Liechtenstein: das österreichische Haus, dessen Stammsitz die Burg Liechtenstein bei Mödling und das steirische Haus, dessen Stammsitz die Burg Liechtenstein bei Judenburg war. Beide Häuser bezeichneten sich später, seit dem 13. Jahrhundert, nach ihren Hauptansitzen, und zwar das österreichische als Liechtenstein-Nikolsburg, das steirische als Liechtenstein-Murau. Während das österreichische Geschlecht Liechtenstein-Nikolsburg gegenwärtig im Fürstenstande blüht, ist das steirische Geschlecht Liechtenstein-Murau, dem auch der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein angehört, im Anfang des 15. Jahrhunderts erloschen.

Stammvater des fürstlichen Hauses ist Hugo von Liechtenstein, der um 1140 auf seiner Burg bei Mödling lebte und in einer Reihe von Urkunden als Zeuge und Geschenkgeber genannt wird. Mit Heinrich I. von Liechtenstein, der ein ständiger Begleiter Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenberger Herzogs, im Jahre 1246 die Ungarn unter Bela IV. an der Leitha schlug, beginnt die ununterbrochene Stammreihe des derzeit blühenden österreichischen Hauses.

Unter seinen äußerst tüchtigen und klugen Nachkommen gewann das Geschlecht stetig an Ansehen und Einfluß, bis es in den Söhnen Hartmanns II. von Liechtenstein, der 1585 zu Eisgrub starb, zu höheren Ehren aufstieg; von diesen Söhnen stifteten Karl und Gundaker die nach ihnen benannten Linien; Karls Linie erlosch schon mit seinem Enkel Hans Adam, während Gundakers Linie sich bis auf den heutigen Tag fortsetzte.

Karl von Liechtenstein, eine markante Erscheinung in der österreichischen Staatsgeschichte und für die Familiengeschichte von größter Bedeutung, erhielt von Kaiser Rudolf II. am 17. Mai 1606 den nach der Primogenitur vererblichen Titel „Hoch- und Wohlgeboren", worauf ihm mit Diplom vom 20. Dezember 1608 der nachmalige Kaiser Matthias, damals König von Ungarn, unter Berufung auf obenerwähnte Titelverleihung die Erhebung in den erblichen Fürstenstand bestätigte; am 28. Dezember 1613 verlieh ihm Kaiser Matthias das Herzogtum Troppau; Kaiser Ferdinand II. aber bestätigte ihm mit Diplom vom 23. Juni 1620 nicht nur den Fürstenstand, sondern belehnte ihn überdies 1623 mit dem schlesischen Herzogtum Jägerndorf; auch dehnte Ferdinand II. den an Karl verliehenen Fürstenstand mit Diplom vom 12. September 1623 auf Karls Bruder Gundaker aus, der, in erster Ehe mit Agnes Gräfin von Ostfriesland vermählt, nach den Statuten dieses Hauses

berechtigt war, sich Graf von Rietberg zu nennen, ein Titel, der seither auf alle Nachkommen der Genannten übergegangen ist.

Karls Enkel, Fürst Hans Adam, einziger Sohn des Fürsten Karl Eusebius, Gründers der weltberühmten Liechtensteinschen Gemäldegalerie, erwarb 1699 von den in Bedrängnisse geratenen Grafen von Hohenems zunächst die im schwäbischen Kreise gelegene freie Reichsherrschaft Schellenberg und streckte dem Kreise im Jahre 1707 ein unverzinsliches Kapital von 250.000 Gulden vor, worauf er als Personalist Sitz und Stimme auf der Fürstenbank des Kreises erhielt; im Jahre 1712 aber gelang es seinen Bemühungen, auch die mit Schellenberg seit Jahrhunderten verbunden gewesene Reichsgrafschaft Vaduz von den Grafen von Hohenems käuflich an sich zu bringen. Noch im nämlichen Jahre starb er und mit dem Erlöschen seiner Linie kamen die Reichsherrschaften Vaduz und Schellenberg seinem Testamente gemäß an den damals noch unmündigen Fürsten Wenzel aus der Gundakerschen Linie. Dessen Oheim Fürst Anton Florian jedoch, der in seiner Hand sowohl das Gundakersche als das Karlsche Fideikommiß vereinigte und für seine Person 1713 durch die Bemühungen Kaiser Karls VI. in das Reichsfürstenkollegium aufgenommen worden war, schloß mit seinem vorgenannten Neffen 1718 einen Vergleich ab, nach welchem Fürst Wenzel die durch Hans Adam ererbten ebengenannten Reichsherrschaften im Eintausch gegen die viel einträglichere Herrschaft Rumburg an Anton Florian überließ; Vaduz und Schellenberg wurden zu einem Primogenitur-Stammgute erklärt, das künftig jedesmal dem Haupte des fürstlichen Hauses zuzufallen hatte.

Mittels des zu Wien am 23. Jänner 1719 ausgefertigten Palatinatsdiplomes erhob daraufhin Kaiser Karl VI., bei dem Fürst Anton Florian als sein ehemaliger Erzieher und späterer Obersthofmeister in besonderer Gunst stand, die beiden Herrschaften zum Reichsfürstentum unter dem Namen Liechtenstein.

Auf Anton Florian folgte 1721 sein Sohn Josef und nach diesem Johann Karl; dieser starb 1748 kinderlos, worauf Majorat und Regierung an den schon früher genannten Fürsten Wenzel fielen, den ältesten Sohn des Fürsten Philipp Erasmus, der ein Bruder des Fürsten Anton Florian gewesen war.

Fürst Wenzel, einer der glänzendsten Repräsentanten seines Zeitalters, gleich berühmt als Staatsmann wie als Feldherr, starb 1772 ohne Leibeserben; die Besitzungen des fürstlichen Hauses gingen an die zwei Söhne seines Bruders Emanuel, den Fürsten Franz Josef und den Fürsten Karl über, von denen jener das große Hauptmajorat nebst der Regierung des Fürstentums, dieser, später Feldmarschall, das für die jüngere Linie gestiftete, gegenwärtig im Besitze des Obersthofmeisters Rudolf von Liechtenstein befindliche Majorat Mährisch-Kromau antrat.

Dem Fürsten Franz Josef, der die vielgepriesene Liechtensteinsche Kupferstichsammlung anlegte, sukzedierte 1781 dessen Sohn Alois I., der Gründer der großen Liechtensteinschen Fideikommißbibliothek und nach dessen Tode 1805 sein Bruder Fürst Johann I.*

Die gewaltigen politischen Umwälzungen, die sich zur Zeit des Fürsten Johann

* Sein überaus tatenreiches Leben hat Oskar Christe jüngst in dem Werke „Feldmarschall Johannes Fürst von Liechtenstein" geschildert. Vgl. auch „Österreichische Rundschau", Bd. III, 123 bis 129 und Bd. VIII, 260.

in Deutschland vollzogen, übten auch auf das Reichsfürstentum Liechtenstein ihren Einfluß und bewirkten wiederholt eine Veränderung seiner staatsrechtlichen Stellung. Dem im Jahre 1806 gegründeten Rheinbund wurde von Napoleon gegen Wunsch und Willen des Fürsten, der bei den betreffenden Verhandlungen gar nicht vertreten war, auch das Reichsfürstentum Liechtenstein zugezogen, das nunmehr, losgelöst von dem bisherigen Reichsverbande, ein souveräner Staat wurde.

Da jedes Rheinbundsmitglied genötigt war, bei Übernahme fremder oder feindlicher Kriegsdienste sein Land einem der jüngeren Söhne zu übergeben, trat Fürst Johann zur Vermeidung von Kollisionen seinem dreijährigen Sohne Karl, unter Vorbehalt der Vormundschaft für die Zeit der Minderjährigkeit desselben, die Regierung des Fürstentums ab. Als nach der Völkerschlacht bei Leipzig 1813 der Rheinbund zerfiel, übernahm Fürst Johann wieder für seine Person die Regierung des Landes und trat 1815 dem Deutschen Bunde bei.

Nach dem 1836 erfolgten Tode Johanns I. gelangte sein ältester Sohn Alois II. zur Regierung, während welcher das Fürstentum 1852 in den österreichischen Zollverband aufgenommen wurde.

Fürst Alois II. starb, 62 Jahre alt, am 12. November 1858, worauf der ältere seiner zwei Söhne, der damals achtzehnjährige Fürst Johann II., der gegenwärtig regierende Fürst, das Erbe seiner Väter antrat.

Geboren am 5. Oktober 1840 zu Eisgrub in Mähren, erhielt er den Traditionen seiner Familie gemäß eine sorgfältige Erziehung, welche die in ihm schlummernden Gaben des Geistes und des Herzens zu schönster Entfaltung brachte; eine Zeitlang besuchte er die Universität in Bonn, wo er in freundschaftliche Beziehungen zu dem Reichsgrafen Klemens von Westphalen trat, der sich später als sein Generalbevollmächtigter um die Verwaltung der fürstlichen Besitzungen große Verdienste erwarb.

Der fürstliche Besitz, der größtenteils mit dem Fideikommißbande behaftet ist*, liegt in den österreichischen Kronländern Niederösterreich, Mähren, Böhmen, Schlesien und Salzburg, kleinere Grundkomplexe befinden sich auch in Steiermark, Sachsen, Preußen und Liechtenstein; er ist mehr als zwölfmal so groß wie das Gebiet des Fürstentums Liechtenstein, in mehr als 600 Gemeinden, 40 politischen und 70 Steuerbezirken zerstreut.

Daß die Bewirtschaftung und Verwaltung dieses ausgedehnten Besitzes, auf dem alle Arten land- und forstwirtschaftlicher Produktion betrieben werden, ein nach Tausenden zählendes Heer von Beamten, Dienern, Gesindepersonen und fluktuierenden Arbeitern, sowie entsprechende Organisationen bedingen und mit riesigen Lasten verbunden sind, liegt ebenso auf der Hand, wie es klar ist, daß eine solche Administration unablässige Rücksichtnahme auf das, was der Tag bringt, erheischt und ein vollgerütteltes Maß von Sorgen schafft.

Die Administration wird nach den strengen Direktiven des Fürsten im allerhumansten Geiste und in der rücksichtsvollsten Weise geführt; insbesondere ist der Fürst den bei ihm angestellten Beamten und Dienern, für deren Hinterbliebene er in wahrhaft väterlicher Weise sorgt, sowie den bei ihm verwendeten Arbeitern,

* Vgl. Franz Kraetzl: Das Fürstentum Liechtenstein und der gesamte Fürst Johann von und zu Liechtensteinsche Güterbesitz. 7. Auflage. 1903.

für die er musterhafte Wohlfahrtseinrichtungen getroffen hat, ein gerechter und gütiger Herr. Ein Wohltäter im größten Stile widmet der Fürst den überwiegendsten Teil der ihm zur Verfügung stehenden Einkünfte öffentlichen Zwecken; es gibt tatsächlich fast keinen Zweig der öffentlichen Fürsorge, den der Fürst nicht in der hochherzigsten und unverdrossensten Weise gefördert hätte; für Linderung des Loses Armer, Kranker, Bresthafter, Notleidender oder sonst vom Schicksal Bedrückter, für Ausbildung junger mittelloser Leute zu nützlichen Berufen jeder Art, für Förderung von Kunst und Wissenschaft, für Straßen, Brücken, Wasserleitungen, Armenanstalten, Spitäler, Kuranstalten, Waisenasyle, Kinderbewahranstalten, Taubstummen- und Blindeninstitute, Schulen und sonstige Lehranstalten, Kirchen, Kapellen u. ä. m. hat er Millionen gewidmet. Tausende verdanken ihm eine gesicherte und menschenwürdige Existenz oder eine angesehene Lebensstellung, die Wiedererlangung der Gesundheit, die Erreichung sonst erstrebenswerter und nützlicher Ziele. Zahllos sind die Vereine, gelehrten Gesellschaften, humanitären Anstalten u. dgl., denen er zur Erfüllung gemeinnütziger Aufgaben jeder Art einmalige oder ständige Subventionen in oft bedeutender Höhe gewährt hat und noch gewährt, wie er auch an einer großen Reihe gemeinnütziger Institute in freigebiger Weise Stiftplätze gegründet hat.

Gehören Kunstliebe und Kunstfreude zu jenen Eigenschaften, die seit jeher im Hause Liechtenstein heimisch waren, so kann man vom Fürsten Johann nicht sprechen, ohne des geläuterten Kunstsinnes zu gedenken, der tief in seinem edlen Wesen wurzelt und seine Entschließungen beeinflußt. Man braucht nur einen Blick in die berühmte Liechtensteinsche Gemäldegalerie in Wien zu werfen, die erst jüngst von einem bekannten Kunstschriftsteller als die Perle und Krone aller im Privatbesitze alter Adelsgeschlechter befindlichen Galerien und als die in ihrer Art bedeutendste auf dem ganzen Kontinente bezeichnet wurde, um den feinen Kunstgeschmack des Fürsten zu erkennen, denn was die Galerie heute ist, das ist sie durch den Fürsten Johann II. geworden, der sie nach Ausscheidung aller nicht hervorragenden Gemälde, durch glückliche Ankäufe vermehrt und verschönt und ihr allgemein bewundertes Arrangement bis in die Einzelheiten selbst getroffen hat. Der Fürst beschränkt sich aber nicht darauf, seine eigene Galerie zu vermehren; alljährlich erwirbt er auf Reisen, Ausstellungen und bei sonst sich ergebender Gelegenheit Gemälde und interessante Objekte der Kunst wie des Kunstgewerbes, um mit diesen Schätzen die verschiedenen österreichischen Museen — wir nennen unter ihnen beispielsweise nur die Gemäldegalerie der Akademie der bildenden Künste und das Österreichische Museum für Kunst und Industrie in Wien, das Brünner Franzens-Museum, das dortige Gewerbemuseum, das Troppauer Franz Josephs-Museum — zu bedenken. Eine Spende, die besonders freudiges Aufsehen machte, wurde vor 14 Jahren dem Museum der Stadt Wien zuteil, dem der Fürst eine ganze Sammlung kostbarer Gemälde alter Wiener Meister widmete, die dort in einem eigenen Saale, der als „Liechtenstein-Zimmer" bezeichnet wurde, untergebracht ist.

Einen Akt hervorragendster Großmut im Interesse der Popularisierung der Kunst übte der Fürst dadurch, daß er vor einigen Jahren der Stadt Bozen sein in der Nähe von Brixen gelegenes Schloß Velthurns, einen ehemaligen Bischofssitz, in dem sich äußerst kostbare und bewunderungswürdige alte Holztäfelungen be-

finden, als Geschenk mit der Verpflichtung, das Objekt nicht zu verändern, überließ.

Dem Geiste seines Hauses gemäß besitzt der Fürst große Freude am Bauwesen, und auf diesem Felde hatte er so oft Gelegenheit, sein feines künstlerisches Empfinden in Verbindung mit einer seltenen Munifizenz zu betätigen.

Alle hervorragenden Bauten, die der Fürst führte, mit einiger Vollständigkeit anzugeben, wäre hier nicht möglich, wir müssen uns mit der Namhaftmachung eines kleineren Teiles derselben begnügen und so nennen wir denn von größeren Restaurierungsbauten jene der Burg Liechtenstein, der Pfarrkirche in Brunn am Gebirge und der Burgkapelle zu Klamm in Niederösterreich, des Schlosses Fischhorn in Salzburg, der Lorettokapelle zu Rumburg in Böhmen und des Schlosses Sternberg in Mähren; im Fürstentum Liechtenstein wird es ihm hoch angerechnet, daß er gegenwärtig auch das alte Wahrzeichen des Landes, die Burg Vaduz, welche dem Zerfalle entgegengegangen war, unter Aufsicht einer Kommission, der nebst seinem Bruder, dem Prinzen Franz sen. (vormals Botschafter in Petersburg), auch Graf Hans Wilczek, der Besitzer des berühmten Schlosses Kreuzenstein, und der Universitätsprofessor Hofrat v. Wieser, Vorstand des Innsbrucker „Ferdinandeums", angehören, stilvoll restaurieren läßt. Durch freigebige Gewährung bedeutender Mittel sind unter anderem neu entstanden: die Fürsten-Jubiläumskirche in Katzelsdorf (Bezirk Feldsberg), dann die Kirchen in Gießhübel bei Mödling, in Goldenstein, Turnitz, Dobermannsdorf, Unterthemenau, das Spital der barmherzigen Brüder in Feldsberg, die äußerst stilvolle Kapelle am Semmering; im Fürstentum Liechtenstein außerdem das Regierungsgebäude in Vaduz und die Pfarrkirchen in Schaan, Vaduz und Ruggell. Fürst Johann ist aber nicht nur ein Freund der Kunst, sondern auch ein begeisterter Freund der Natur; die überall im Bereiche seiner Besitzungen hergestellten Weganlagen sind Gegenstand allgemeiner Beachtung; er hat viele Gegenden dem Verkehr erst erschlossen und die Touristik kräftig gefördert; beispielsweise sei erwähnt, daß er im Brühler Tale herrliche Promenadewege geschaffen und im Gebiete des Semmering und der Salzburger Alpen großartige Straßenzüge anlegen ließ; im Fürstentum Liechtenstein erbaute er den romantischen, vielbewunderten „Fürstensteig" in die Dreischwesterngruppe.

Eine Schöpfung eigener und interessanter Art ist das von dem Fürsten 1898 gegründete Forst- und Jagdmuseum in Mährisch-Aussee, das eine reichhaltige Sammlung von Objekten enthält, die sich auf den Wald und die Jagd beziehen.

Daß der Fürst sich an allen namhafteren patriotischen und dynastischen Veranstaltungen mit großen Summen beteiligt, ist ebenso bekannt, wie seine Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, dem er durch die am 20. April 1903 erfolgte Vermählung seines Neffen, des jüngeren Prinzen Alois von Liechtenstein mit der Erzherzogin Elisabeth Amalia, einer Schwester des österreichischen Thronfolgers, auch verwandtschaftlich nahetrat. Patriotische Rücksichten waren es auch, welche den Fürsten seinerzeit vermochten, die bekannte Sammlung des Feldzeugmeisters Freiherrn v. Hauslab anzukaufen, aus deren reichen Beständen an wissenschaftlichen Werken (namentlich der Kartographie) er eine Reihe von wissenschaftlichen Instituten dotiert hat.

Seinem kleinen Fürstentum war der Fürst stets ein Landesvater im besten

Sinne des Wortes. Im Jahre 1862 verlieh er dem Lande an Stelle der landständischen Verfassung vom Jahre 1818 eine neue, auf freiheitlichen Grundsätzen aufgebaute Verfassung, in der unter anderem die Bestimmung enthalten ist, daß der Landesfürst von den Einnahmen des Landes für sich nichts in Anspruch nimmt; tatsächlich trägt er zu den Kosten der Staatsverwaltung aus eigenen Mitteln nicht unbeträchtlich bei.

Durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 wurde auch Liechtenstein in Mitleidenschaft gezogen; damals rückte das Liechtensteinsche Bundeskontingent zur Bekämpfung der Garibaldischen Freischaren aus und wurde am Stilfser Joche und in St. Maria am Wormser Joche aufgestellt, aber am 27. August wieder, ohne ins Feuer gekommen zu sein, in die Heimat entlassen, nachdem schon am 23. August der Prager Friede abgeschlossen worden war; die Kosten der Ausrüstung bestritt der Fürst aus seinem Privatvermögen. Die Teilnahme Liechtensteins am Kriege bot Veranlassung zu der trotz aller Widerlegung immer wieder „mit wenig Witz und viel Behagen" aufgetischten Fabel über die Fortdauer des Kriegszustandes zwischen Liechtenstein und Preußen; Liechtenstein hat zwar an dem über Anregung Bayerns am 14. Juni 1866 vom Deutschen Bundestag gefaßten Beschlusse, die vier Armeekorps der deutschen Mittelstaaten auf Kriegsfuß zu setzen, mitgewirkt; dieser Beschluß, hervorgerufen durch die bekannten Vorgänge in Schleswig-Holstein, war jedoch seinem Wortlaute nach nicht gegen Preußen gerichtet und eine Kriegserklärung des Bundes ist überhaupt nicht erfolgt. Das Liechtensteinsche Kontingent wurde in Wirklichkeit weder gegen Preußen noch gegen dessen Bundesgenossen Italien aufgestellt, sondern hatte, wie bereits angedeutet, nur die Aufgabe, die über Tirols Grenzen feindlich eingedrungenen Garibaldischen Freischärler abwehren zu helfen, was auch in dem betreffenden Schreiben des Fürsten an den Kaiser von Österreich hervorgehoben worden ist; durch eine derartige Bestimmung wurde überdies einer Verwendung des Kontingents auf dem nördlichen Kriegsschauplatze vorgebeugt. Abgesehen von allen diesen Tatsachen hat Preußen 1867 den regelmäßigen diplomatischen Verkehr mit Liechtenstein wieder aufgenommen und es sind seither wiederholt Staatsverträge abgeschlossen worden, bei welchen Liechtenstein mit dem Deutschen Reich oder mit einzelnen Staaten desselben in diplomatisch-geschäftlichen Verkehr getreten ist, was unter Staaten, die sich im Kriegszustande befinden, doch selbstverständlich ausgeschlossen wäre.

Infolge der Auflösung des Deutschen Bundes wurde Liechtenstein seiner Pflichten als Bundesmitglied enthoben und ist seither an einen Staatenbund nicht angeschlossen, steht aber in engen, durch Staatsverträge oder anderweitige Übereinkünfte geregelten Beziehungen zu Österreich. Bei den durch die Kriegsereignisse geänderten Verhältnissen löste der Fürst im Jahre 1868 das Militärkontingent auf und seither ist die Bevölkerung Liechtensteins von Militärlasten vollständig frei.

Welch große Fortschritte hat das kleine, früher in den ärmlichsten Verhältnissen gestandene Land unter der Regierung des Fürsten Johann gemacht!* Es hat in dieser Periode einen größeren Aufschwung genommen, als in Hunderten von Jahren vorher. Wir nennen zum Erweise dieses Aufschwunges, der in vielen Fällen auf die eigensten persönlichen Anregungen und zielbewußten Einleitungen

* Vgl. „Österreichisches Staatswörterbuch" von Mischler und Ulbrich, Artikel Liechtenstein.

des Fürsten zurückzuführen ist, immer aber von ihm mit dem liebevollsten persönlichen Interesse begleitet und gar häufig auch materiell gefördert wurde: die Neuorganisierung der Staatsbehörden bei gleichzeitiger Trennung der Rechtspflege von der Verwaltung, die Neuordnung des gesamten Schulwesens, die Zehentablösung, die Einführung des Bodenwertkatasters, die Gründung und spätere Ausgestaltung der Landessparkasse, die Schaffung ausgedehnter, selbst in die entferntesten Alpen führender Straßenzüge, den Bau einer Eisenbahn, einer Telegraphenlinie und eines Telephonnetzes, die Regelung des Gemeindehaushaltes, die Wildbachverbauungen. Mit einer großen Summe, die der Fürst unverzinslich vorstreckte, hat er die Aufrichtung mächtiger Schutzdämme am Rheine, der vormals das angrenzende Land regelmäßig überschwemmte, ermöglicht und dadurch eine Lebensfrage des Landes einer glücklichen Lösung zugeführt. Im Jahre 1887 gründete er mit beträchtlichen Mitteln einen Wohltätigkeitsfond für allgemeine, außerhalb des Rahmens der Gemeindearmenpflege liegende Humanitätszwecke und half, wie überhaupt im weiten Bereiche seiner Besitzungen und außerhalb derselben, so auch in Liechtenstein mit nie ermüdender Hand, eine Fülle von Segen um sich verbreitend.

Fürst Johann, der unvermählt ist, bringt den Winter häufig im Süden zu und hält sich sonst, ohne sich an eine bestimmte Einteilung zu binden, meistens auf irgend einem seiner Güter auf; gerne verweilt er namentlich im Schloß Liechtenstein bei Mödling, dem alten, von seinem Großvater Fürsten Johann I. vor 100 Jahren wiedererworbenen Stammsitz seines Geschlechtes, oder in Eisgrub, das, seit mehr als 500 Jahren (mit nur dreijähriger Unterbrechung) im Besitz des Hauses, vom 17. Jahrhundert an die Sommerresidenz der fürstlichen Familie bildet und ein als Meisterwerk der Baukunst gepriesenes Schloß sowie einen Park, der zu den bewunderungswürdigsten Gartenschöpfungen Österreichs zählt, besitzt, oder endlich in dem benachbarten Feldsberg, das ebenfalls seit mehr als 500 Jahren zu den Besitzungen des Hauses Liechtenstein gehört. Als Erholung bevorzugt er die Jagd, auf der er sich immer als ausdauernder, vor Strapazen nicht zurückschreckender Jäger und als treffsicherer Schütz bewährt hat.

In seiner Lebensführung ist Fürst Johann äußerst einfach, anspruchslos und bescheiden und liebt die Zurückgezogenheit, ein Charakterzug, der sich auch bei Betätigung seines einzig dastehenden humanitären Sinnes kundgibt, denn er übt das Gute meist im Stillen und wünscht nicht, daß davon irgendwie Aufhebens gemacht werde. Er befaßt sich viel mit ernster Lektüre und hat eine besondere Vorliebe für Schriften nationalökonomischen und sozialpolitischen Inhaltes; seine Bildung ist tief und ausgebreitet, sein Blick weitumfassend, geschärft durch die Eindrücke vieler und großer Reisen, die ihn an alle nur einigermaßen bedeutenden Kulturstätten Europas führten; sein Wissensdrang und seine Empfänglichkeit für alles Gute, Schöne und Edle halten gleichen Schritt; den Erscheinungen des Tages in Kunst, Wissenschaft, Literatur und Politik wendet er die vollste Aufmerksamkeit zu; von der aktiven Politik hielt er sich immer ferne.

In der Behandlung der vielen ihm unterkommenden oder seine Entscheidung fordernden Angelegenheiten ist er von äußerster Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit; strenges Pflichtgefühl beherrscht überhaupt sein ganzes Tun und Lassen. Menschlichen Schwächen gegenüber ist er ein milder und nachsichtiger Beurteiler;

sein abgeklärter Geist steht jeder Unduldsamkeit fremd gegenüber. Im persönlichen Verkehr ist er von gewinnendster Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit, sein Wesen nimmt jeden gefangen, der Gelegenheit hat, sich ihm zu nahen.

Alles in allem: ein Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung, ein Fürst vom Scheitel bis zur Sohle, ein leuchtendes Vorbild für alle jene, denen die Vorsehung reiche Glücksgüter beschieden; so kennt man ihn, so verehrt man ihn, so liebt man ihn. Wir alle, die wir ihn verehren, die wir ihn lieben, dürfen ihm zu seinem Jubiläumstage, ohne Gefahr etwa der Schmeichelei geziehen zu werden, die Worte Virgils zurufen:

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt."

„Stets wird erglänzen Dein Name der Ehren voll und des Ruhmes."

Über kindliche Individualität und Erziehung*.

Von Lili Schalk-Hopfen.

Les supplices plus hideux a voir, ne sont pas toujours les plus forts a souffrir.
Montaigne.

Wir sprechen heute so viel vom Ästhetischen, von der Kunst im Leben des Kindes. Und wie notwendig und willkommen fruchtbare Versuche auf diesem Gebiete bleiben, so werden die Worte des Laien darüber leicht zum Gemeinplatz, bei dem keiner sich mehr etwas Eigenes denkt. Auch kommt der Deutsche besonders gern in einem Schlagwort zur Ruhe. Er gründet dafür einen Verein oder eine Zeitschrift, bürdet dem einen das Recht der Initiative und dem anderen die Pflicht des Denkens auf und fühlt sich in beiden Fällen, sobald er dem Kreis der Eingeweihten angehört, jeder weiteren Aufgabe überhoben. Für das Leben des Kindes bleibt einstweilen die Kunst der Erziehung die wichtigste Kunst. Auch Erziehung bedingt einen großen Stil. Man muß den Begriff „Das Kind" völlig aus sich hinaus, in ein vielen gemeinsames, ideales Reich tragen, in dem vorgefaßte Meinungen und „Ich"-Kränkungen gleich wertlos bleiben. Nur durch solche Objektivität, durch solche Entfernung schafft man zwischen der Handlung des Kindes und dem affektvollen Urteil einen Raum, der Erschütterungen ausgleicht. Die Liebe zu den vielen macht uns den einen, der ein Stück ihrer Zukunft birgt, wertvoll, macht die Stimmung, den Sinn und die Form, in dem wir sein Leben verfolgen, gleichmäßig und stark. Der eine aber, welcher ausschließlich als Stück unseres Selbst, als unser Kind empfunden wird, bleibt zu nahe. Allzunahes verwirrt.

Noch ist wenig dieser Menschenliebe in der Elternliebe. Bequemlichkeitsrücksichten und Furcht vor dem Leben bestimmen unsere Erziehungsweise. Das Kind soll denken, empfinden, tun wie wir, damit uns aus seinem Widerspruch keine Unannehmlichkeit erwachse. Weil unsere eigenen Tugenden verwandelte, gezähmte Laster sind, darum sehen wir auch für das Kind nur diesen Weg; weil wir nicht imstande sind, die Arme und Füße zu rühren ohne Häßlichkeit, darum darf auch das Kind nicht der Gewänder schön fließende Linie ungehemmt tragen, sondern wir

* Aus einem demnächst unter dem Titel „Kinder und Menschen" erscheinenden Buch.

geben ihm Kleider. Das hat manchen Vorteil. Kleider kann man kaufen, sie werden in Mengen angefertigt, in Durchschnittsgrößen und möglichst dunklen Farben, die den Schmutz nicht zeigen, auch wenn er darauf liegt. Das läßt sich billig erhandeln, erhalten und weitergeben, sobald man es ablegen mag. Es gilt darum für bequem, ja notwendig, Kinder zu haben, denen die Durchschnittsmaße passen. Gewänder freilich müßte ein jeder sich selber fertigen, sonst sähe er aus wie jemand, der eine Fastnachtsmaske geborgt hätte und zur Sommerszeit trüge, was er im Winter zurückzugeben vergaß. Von dem sagen die Menschen, er sei verarmt oder er sei ein Narr. Das bringt Gefahr. Davor muß man seine Kinder schützen. Und wir geben ihnen kleidsame Tugenden. Um zu wissen aber was kleidsam sei, schaut man sich bei jedem Schritt den man tut nach dem Nächsten um, reckt den Hals nach dem Entfernten, dem Vergangenen und Zukünftigen und ehe man es wagt, selbsttätig einen Schritt ins Leben zu machen, erbettelt man überall gute Lehren. Es gibt ein ewiges Krämerfeilschen, damit einem ja kein Quäntchen des größtmöglichen Glückes entgehe und man so schlau werde, um schließlich selbst das Unglück zu betrügen. In diesem Sinne verwenden wir Wissen und Pietät, Vorsicht und Rücksicht, Zaudern und Furcht und in diesem Sinne vergeuden wir, ohne Gewissensbisse, mit den fruchtlosesten Quälereien, mit schiefen Buchstaben und schiefen Gesinnungen, unserer Kinder kostbare Lebenszeit, denn nicht zu fördern, zu hemmen ist unser wahres Bestreben, so lange wir den Tatendrang nicht zu verwerten wissen. Wir messen jedem Kind, das in unseren Landen geboren wird, noch ehe es zur Welt kam, sein ganz bestimmtes Quantum Arbeit zu, so viel und nicht mehr, so viel und nicht weniger, ohne Frage nach seiner Fähigkeit, ohne Mitleid für seine Begabung, die anderes fordert. Wir beanspruchen von jedem ein gleiches Maß an Interesse für alle Lehrfächer und machen seinen Klassen-, ja oft genug seinen Lebenserfolg davon abhängig, für nichts ein besonders starkes Interesse zu besitzen. Doch weil jeder Mensch im Leben einen ganz bestimmten und nur ihm bestimmten Platz ausfüllen soll, enthält unsere Lehre genau so viel Wert, als sie dem Belehrten hilft, diesen seinen Platz zu finden. Ohne Umwege findet ihn auch der Beste selten. Doch kann der Grad sehr verschieden sein, in dem wir Zeit, Kraft oder unser Leben dabei versäumen. Nur wenige Menschen beobachten ihr Kind, wie sie ein fremdes beobachten würden, wenige hüten sich, es künstlich in Bahnen zu drängen, die dieses Kind freiwillig nie gewählt hätte. Die Eltern wählen und denken für sich. Erfahrungen, die ihnen unangenehm waren, möchten sie dem Kind ersparen; Wege, die sie gern gewählt hätten und welche das Schicksal ihnen verschloß, soll nun ihr Kind gehen. Dafür wird dieses Kind, das aller Wahrscheinlichkeit nach ganz anders veranlagt ist, mühsam gedrillt, wird in der Gegenwart unglücklich gemacht, um auch für seine besondere Zukunft ungeeignet ausgerüstet zu sein. So entsteht die Auflehnung des herangewachsenen Kindes, die feindselige Entfremdung zwischen ihm und den Eltern und das absolute Mißverstehen beider: Sie hatten es doch so gut gemeint. Ich glaube nicht an gute Absichten, denen die Güte fehlt. Sich selbst in seinem Kinde Geltung verschaffen ist die Rache, die der Mensch an seinen eigenen unerfüllten Hoffnungen nimmt und ist die Huldigung vor der eigenen Unfehlbarkeit, welche das Leben und die Mitmenschen ihm versagten.

Wir erziehen auf diese Weise, weil wir die Kindheit für einen Übergangs-

zustand halten, der wenig Gegenwartsrechte besitzt. Es ist immer eine große Zukunftsspekulation, die wir anstellen. Damit das Kind für die Zukunft diese oder jene Eignung erwerbe, verkümmern wir ihm die gegenwärtige Jugend. Zwar wissen wir abstrakt sehr genau, daß jede Zukunft praktisch unberechenbar bleibt. Nur die Art unserer Kinderdressur wollen oder können wir dieser Erkenntnis nicht anpassen. Und doch sind Kinder sichtbar gewordene, aber dennoch so unberechenbare Zukunften unseres Schicksals wie jede andere, der wir entgegenleben. Unberechenbar erfüllt sich auch diese. Die gewaltsamsten, absichtlichsten Formversuche geben uns keine Macht über sie und bereichern kaum unser Wissen.

Es besteht zwischen dem eigenen Alter und unserer Kinder Jugend kein anderer Gegensatz als man ihn mannigfach an sich selbst erlebt. Auch wir Erwachsenen leben in Zuständen ununterbrochener Übergänge und Veränderungen. Wer von uns, der seinen Geschmack, seine Neigungen, sein psychisches und physisches Aussehen von zehn zu zehn Jahren vergleicht, findet sich wieder wie er sich verließ? Wen muten Briefe, die er vor zehn oder zwanzig Jahren schrieb, nicht fremd, erstaunlich fremd an? Was heißt innere Entwicklung überhaupt, wenn nicht ein fortwährendes Sterben und Wiedergeborenwerden und wer möchte aufhören, sein Lebensbild durch immer neu entstehende Erkenntnis erweiternd und vertiefend zu verändern? Das Kind vollzieht solch innere Umgestaltung, solches Aufnehmen von Kenntnissen und Erfahrungen scheinbar vor unseren Augen, scheinbar rascher als wir. Dem unproduktiven Zustand des Beschauers entnehmen wir die Berechtigung seine Eigenart zu leugnen und dort, wo diese Eigenart unser Leugnen an Kraft übertrifft, unterdrücken wir sie gewaltsam. Seine rasche Eindrucks- und Aufnahmsfähigkeit liefert somit das Kind unserer beschränkten Willkür unbeschränkt aus, denn Kind sein heißt, uns ein Befehlsobjekt sein.

Wie wenige aber verstehen zu befehlen! Von dem Befehl muß die Begründung desselben zeitlich scharf getrennt, die eine muß dem anderen lang vorausgegangen und der Sinn des Befehls in den Willen derer eingedrungen sein, die gehorchen sollen. Auch darf man nur solche Befehle erteilen, von denen man mit Sicherheit im voraus weiß, daß sie befolgt werden. Im Affekt geborene, hastig gegebene Befehle sind die Verkleidung des Jähzorns, der seiner rächenden Strafe einen Vorwand sucht. Wer sich den Willen des Kindes nicht zum Verbündeten machte und dennoch ihm befiehlt, erzieht trotz scheinbarer Autorität einen Lügner und betrügt sich selbst. Die meisten der Befehlenden unterschätzen die Schwierigkeit, einen unangenehmen Entschluß zu fassen genau in dem Maße, wie sie dem späten Auftreten des Bewußtseins von Ursache und Wirkung im Kinde Rechnung tragen. Je höher die Rasse und je höher das Individuum entwickelt ist, um so stärker entwickelt, um so wacher und insbesondere aktionsfähiger zeigt es die Fähigkeit, Wirkungen auf ihre Ursachen zurückzuführen und diese Ursachen als Gesetz sittlicher Handlungsweise anzuerkennen. Beim Kinde geschieht das völlig unabhängig vom Intellekt, durch die Phantasie der Psyche. Aus dieser Phantasie entwickelt es langsam Moralvorstellungen, Verantwortlichkeit und Selbstverantwortung. Rücksicht auf andere entsteht darum, sobald diese Phantasie erwacht. Die Kinder mit der phantasielosen Seele werden die unverantwortlichen Großen, denen Rücksicht auf andere ebenso fremd ist, wie die Klage über erlittenes Unrecht und mangelnde Anerkennung ihnen geläufig

bleibt. Es gilt zu warten, bis Organe ihre volle Entwicklung erreicht haben, ehe man von ihnen Funktionen fordert. Langsame Übung stärkt die Zurückgebliebenen. Wer sie frühzeitig fordernd überanstrengt, macht sie leistungsunfähig. Nun verlangen wir von kleinen Kindern Selbstüberwindungen, die wir uns nur mit vieler Mühe abringen könnten und selten zumuten. In starrem Egoismus halten anderseits Erwachsene an ihren einmal gemachten Bewertungen fest. Was sie Lappalie dünkt, soll auch dem Kind keine Schwierigkeiten bereiten, wohlverstanden auf psychischem Gebiet, denn über die Minderwertigkeit des kindlichen Verstandes herrscht eine merkwürdige Einigkeit. Aber das Kind, dem der Große eine Kleinigkeit fortnimmt oder sie aufzugeben zwingt, weint bitterlich und ahmt nicht nur äußerlich alle Gebärden eines großen Schmerzes nach, es erfährt ihn mit der ganzen Heftigkeit wirklichen Erlebens. Der Erwachsene betrachtet das meistens mit großem Unmut und drückt dem Kind von der Höhe seines Verstandes herab, in lauten Worten die Verwunderung aus, wie es nur so „dumm" sein könne, um einer Kleinigkeit willen Tränen zu vergießen . . . Es ist ja sehr bequem, alles vom Standpunkt einer Rangordnung und nichts von dem einer innerlichen Gemeinsamkeit oder einer innerlichen Verschiedenheit zu beurteilen. In der Welt des Kindes gibt es keine Kleinigkeit. Jedes Geschehnis und jeder Gegenstand, mit dem es in Berührung kommt, enthalten die Möglichkeiten sehr großer Freuden und sehr großen Kummers. Gleichgültig bleibt dem Kinde nur, was sein Bewußtsein nicht erreicht. Sein Affekt kennt keine Mitteltöne. Gleichmütigen Verzicht, mäßigen Jubel, mäßige Trauer von ihm verlangen, heißt die Grundbedingungen seines Daseins mißverstehen. Was wir nicht verstehen, unterdrücken wir. Darin hauptsächlich liegt einstweilen unsere erzieherische Tätigkeit. Aber es muß immer wieder gesagt werden, weil es scheinbar so schwer vernommen wird: Kinder sind Menschen, nicht minderwertige, lächerliche Versuchsobjekte, an denen wir unser Besserwissen betätigen sollen. Sie brauchen Freiheit, denn sie sind anders geartet, sie brauchen Hülfe, denn sie sind unfähiger als wir gegen Gefahren sich zu schützen und Schwierigkeiten zu überwinden. Alles was ihrer Befreiung und Selbsthülfe nicht dient, schadet. Wir sind aber berechtigt, die Erfüllung bestimmter großer Forderungen, welche zwischen Erwachsenen eine erträgliche Gemeinschaft bedingen, von dem Kind, auch dem Jungen zu verlangen. Niemand hat das Recht zur Belästigung seiner Mitmenschen, durch auffälliges Betonen der eigenen Erlebnisse. Achtung vor den besonderen Lebensbedingungen seiner Mitmenschen muß jeder empfinden, auch das Kind. Ein Kind hat von vornherein vollkommenes Recht zu schreien, zu weinen, zu lachen, mit einem Wort zu jeglicher Ausgelassenheit des Schmerzes, Zornes oder der Freude, so wie ein Anderer jegliches Recht zur Schaffung solcher Lebensbedingungen besitzt, die ihn zur Erfüllung seiner individuellen Aufgaben am besten befähigen. Was diese willkürlich, d. h. ohne Nutzen für einen anderen herabsetzt, darf man ablehnen. Findet ein Kind, daß bestimmte Eingriffe in die Rechte der anderen jedesmal die gleichen Folgen haben, so wird es diese Eingriffe bald unterlassen und sich beherrschen lernen. Auch Schaden, den ein Kind mutwillig anderen zufügt, soll es gutmachen. Nicht durch eine Verzeihung, die es erbittet, sondern durch ein zweckmäßiges, persönliches Opfer. Bei alledem ist jede Gewaltsamkeit, jede überpersönliche Betonung von großem Nachteil. Das Kind darf die Folgen seiner Un-

art nie als willkürliche Erfindung spüren, die von der größeren oder geringeren Reizbarkeit einzelner Personen abhängt, sondern als natürliche, unentrinnbare Folge, die sich unter den gleichen Umständen gleichermaßen wiederholen wird, geschehe sie wem sie wolle. Der Erwachsene aber beschränkt sich im allgemeinen bei Strafen keineswegs auf die natürliche Wirkung einer Ursache, sondern durch seinen Verstand befähigt, verstärkt er den Vorgang mit eigens von ihm erfundenen Mitteln. Er schreit das Kind an, nimmt ihm eine Spielerei weg, schlägt es oder läßt es hungern, beraubt es einer lang erwarteten, lang zugesicherten Freude, kurz er bemüht sich, das Kind für mehrere Stunden und wenn es alt genug ist, für Tage so unglücklich zu machen, als seine rasch wechselnde Eindrucksweise ihm erlaubt. Wer unbeteiligt sieht und hört, in welcher Art Kinder Strafen erleiden, kann sich nur in den seltensten Fällen des starken Widerwillens gegen höhere Gerechtigkeit erwehren, die einer niedrigen und erniedrigenden Vergeltungswut erschreckend gleicht. „So viel Ärger ich durch dich erhalte, so viel Ärger muß ich wiederum an dich abgeben." Etwas anderes pflegen Strafen, besonders nachwirkende Strafen nicht zu veranschaulichen. Man züchtet damit die Furcht, dann den Argwohn, schließlich die Rachsucht, eine Summe von Schwächezuständen, die man als sittliche Erziehung bezeichnet.

Um gut zu werden, muß man hülfreich sein. Kinder lernen, um gut zu werden, muß ein Großer zornig sein. Ein jeder sammelt Haß und ein jeder gibt Haß weiter. Andere Resultate erzielen unnatürliche Strafen nicht. Sehr lehrreich für ihre Wirkung ist die Art, in der im allgemeinen ein gutmütiger vierzehnjähriger Knabe, bei geringfügigem Anlaß einen zehnjährigen behandelt. Sie ist meist roh, grausam, empörend, ja der Erwachsene fühlt sich auch empört und bringt diese Empfindung laut zum Ausdruck, übersieht aber, daß es sich hier um eine Wirkung handelt, die sein eigenes Tun veranlaßte. An wen soll das Kind weiter geben was es empfängt, wenn nicht an die Jüngeren? Und daß man berechtigt sei, für jede zugefügte Unannehmlichkeit Rache zu nehmen, hat es ja zeitlebens am eigenen Ich erfahren. Den unterdrückten Affekt des dabei erlittenen Unrechtes wird es in gleicher Weise, wie es ihn empfing, sobald es genügende Macht besitzt, bewußt oder unbewußt an andere weiter geben. Sehr wenige Strafen werden deshalb ohne Bitterkeit ertragen. Und diese wenigen sind ausschließlich natürliche, von dem kindlichen Verstand als natürlich begriffenen Wirkungen eines begangenen Fehlers. Die innere Auflehnung des Kindes gegen andere entspringt dann nicht der Verstocktheit, dem falschen Stolz und wie diese Dinge noch heißen mögen, sondern dem feinen und reinen Unterscheidungsvermögen der kindlichen Seele, das sich erst betrügen läßt, wenn es jahrelang durch die Unerzogenheit Erwachsener erzogen wurde. Es gibt stolze, vornehme Kinder, deren Güte so groß war, daß ihr Impuls bei dem ersten Schlag, den sie von ihrer Mutter empfingen, sie zwang, die Hand zu küssen, die sie soeben getroffen hatte. Das ist nur die Verstärkung einer allen Kindern gemeinsamen ungeheuren Versöhnlichkeit. Von dieser Reinheit und Kraft der Empfindung weiß das ältere Kind, dank unserer Erziehung, nichts mehr. Seine Weichheit verwandelte sich in Trotz, seine rückhaltlose Liebe in vergleichende, urteilende und nicht ungemischte Empfindung gegenüber seinen Erziehern, seine Güte zur Gleichgültigkeit. Anders konnte es den ihm früh aufgedrängten Kampf

mit seiner Umgebung nicht bestehen. Man schalte sich darum bei Strafen so viel wie möglich aus und lasse das Kind nicht entgelten, daß man „sich" ärgert. Gerechtigkeit wird nicht durch einfach verstandesmäßiges Abwägen von Lohn und Strafe erreicht. Sie wurzelt in unserer Selbstbeherrschung und einer Selbstentäußerung, die jeden Rachetrieb hinwegrafft. Wenn jemand über Kleinigkeiten sich aufregt, darf er nicht das Maß seines Unmutes mit der Größe des begangenen Fehlers verwechseln und diesen für Zustände verantwortlich machen, welche seine Reizbarkeit verschuldet. Wenige Menschen lernen sich auch bei schärffter Selbstbeobachtung genau genug kennen, um bis zu den Quellen ihres Wesens durchdringend, ihre Meinungen, ihre Impulse für das zu nehmen was sie sind. Die Mehrzahl dor Menschen sucht solche Wege mühsamer Erkenntnis nie und die kleine Minderheit der Selbstverantwortlichen geht ihn, so weit menschliche Natur erlaubt, also wenige, wenige Schritte. Nur dann vermeiden wir die gröbsten Vergehen, zu der die seltsamen Verkleidungen unserer Eitelkeit und Selbstüberschätzung uns mißbrauchen, wenn wir Kinder den natürlichen Folgen ihrer Fehler in dem Maß unterwerfen, als dies ohne ihre dauernde Schädigung möglich ist, an diesen Folgen aber immer und ausnahmslos unser Genügen finden.

Worauf wir bei kindlichen Vergehen schließen können, ist eine Schwäche, der die Rüstung dieser oder jener Stunde zu schwer war. Unser Wille richte sich darum auf die Stärkung dieses Organismus, damit er seine Schwäche überwinde. Man schmiede ihn nicht von vornherein an die Kette eines Lasters, einer Tugend, denn damit schneidet man seine Entwicklung erbarmungslos entzwei. Weil wir unseren eigenen Taten lächerlich laute Namen, den Bildern unserer Absichten aufdringlich grelle Farben leihen, verwechseln wir auch die tausendfachen Rüstungen, in welche das Kind zu buntem Tun seine Stunden kleidet, mit dem Körper, der diese Rüstung trägt. Das Kind hat, meist von seiner Phantasie verführt, einmal gelogen. Nun spricht es zwar wochenlang die Wahrheit, aber man glaubt ihm nicht. Der ganze Kehricht wird immer wieder aufgestöbert und das Kind schaut so lange hinein, bis es an diesen Häßlichkeiten gar nichts Abschreckendes mehr findet. Es gibt, so scheint es, kein reinigendes Feuer in dem dieser ganze Unrat, sobald er als solcher erkannt wurde, sich verbrennen ließe. Im Gegenteil, man belastet Kinder, die den Beweis ihrer Schwäche erbrachten, die strauchelten, mit dem Bewußtsein von der Unerbittlichkeit des Schicksals, das sie dem Laster direkt in die Arme treibt. Ohne einen Hauch von Erbarmen liefert man ihre Kinderseele dem strafenden Gott oder der Unversöhnlichkeit der Menschen aus, die nicht vergessen können und man muß die Verzweiflung solcher Kinder gesehen haben, um das Unrecht zu ermessen, welches in der Tugend Namen an ihnen begangen wird. Erfolglosigkeit mit dem man sein Streben von vornherein belastet, erstickt die ungeheure Sehnsucht des Kindes nach seiner eigenen Güte. Denn für gut gilt dem Gewissen des Kindes, was der Große gut heißt und für schlecht, jedes Übertreten eines seiner zahllosen Gebote. Trotz oder Stumpfsinn bemächtigen sich seines Gemütes, eine gütige Notwehr, die von der Natur jenen verliehen wird, die an Gewissensqualen sonst zugrunde gingen. Ohne Sehnsucht aber erreichen wir wenig. Sie dient als Lockruf, damit der Mensch nicht ausruhe vor Nacht, nicht Hütten baue in der Niederung, in den Tälern des Schlafes. Aus Vielheit besteht er. Nur die Sehnsucht lehrt ihn

nach Einheit streben. Und obwohl wir Mannigfaltigen einen Haß, eine Tugend und eine Liebe nie erreichen, zersplittern wir gänzlich und zerfallen, wenn der Wille zur Einheit, der aus Sehnsucht wächst, uns nicht bis zum Tode bleibt. Die Vielseitigkeit menschlichen Handelns offenbart sich im Kinde mit ungebrochener Deutlichkeit. Alle seine Vergangenheiten bestimmen alle seine gegenwärtigen Handlungen und jede Gegenwart bestimmt seine Zukunft. Doch auch das Vielseitigste gehört zur Einheit und was nicht Einheit ist, beruht auf Täuschung. Wir aber, in den Dogmen eines mißverstandenen Individualismus sprachlich festgehalten, obwohl wir mit ihrem Inhalt längst zerfielen, nehmen die Ausnahme noch immer für das Wesen eines Menschen. Auch das Kind unterwerfen wir dieser Regel, und unterlassen über der Beobachtung vereinzelt auftretender Erscheinungen die Beobachtung des Ganzen. Kinder nach ihren ausnahmsweisen Tugenden, ausnahmsweisen Lastern rubrizieren und abstempeln, heißt sie an ihrem Menschentum verkürzen, dessen vornehmstes Recht ist, tugendhaft zu sein, ohne daß Worte es breit zerren und dessen tiefste Erniedrigung erreicht wird, wenn das Schlagwort eines Verbrechens den Menschen aller Zusammenhänge beraubt.

Anstatt dieser Sehnsucht errichten wir vor den Kindern den Götzen des Erfolges. Frauen, einst die Kriegsbeute der Stärkeren, haben besonders zäh an der Gewohnheit festgehalten, Macht anzubeten, denn Macht schützt und auf sich selbst konnten sie sich nie verlassen. Folglich gilt ihnen die Tat wichtiger als das Wollen, von dem sie bestimmt ward. Für sie ist das erfolgreiche Kind stets das gute und das erfolglose Kind stets das schlechte. Beide aber, Mann und Frau, die den Erfolg mit dem Können verwechseln, machen ihre Kinder unglücklich. Wir sind überhaupt geneigt, Taten zu überschätzen, ohne Prüfung, welche das Symptom der Handfertigkeit und welche das Symptom seelischer Veranlagung sei. Dennoch kennen wir alle den Wucherer, der von der Not seiner Mitmenschen lebend, nach seinem Tode mit dem so erworbenen Geld Hospitäler beschenkt; wir kennen den Mann, der in unlauterem Wettbewerb Vermögen gewinnt auf Kosten der anderen, aber durch die Macht seines Kapitals Städte erstehen und die Kultur, das Wissen dorthin dringen läßt, wo vordem Wildnis war. Kann man ihn einen Wohltäter, einen Gütigen heißen, dessen Wollen nichts von dem erstrebte, was seine Macht schließlich bewirkt? Er hatte Erfolg und das Leben benutzte ihn, wie es jeden benutzt. Denn ein Jeglicher ist zugleich Geißel und Lohn und nur ein Werkzeug, vom Schicksal gehandhabt. Es gehört zu den unverständlichsten Seiten dieses Schicksals, daß es uns auferlegt, Strafen und Lohn solcher Taten zu tragen, die aus der Vergangenheit vieler entstanden, in die Zukunft anderer greifen, verändert werden und gebrochen wie die Tonwelle im Reich der Luft. Unser Wollen freilich darf der Erkenntnis unserer Machtlosigkeit nicht erliegen. Denn Erfolg oder Mißerfolg haben mit ihm keinen inneren Zusammenhang. Wohl wäre mancher lieber stumm geboren, als daß er die Verdrehungen verantworten möchte, die jeder Hergelaufene seinen Worten und Taten darf widerfahren lassen: dennoch sprach und handelte er. Denn was ändert es am Wesen des Steines, ob man einen Altar aus ihm schneidet, eine Säule, die Fassung für Rinnsal und Regen, die Bank zwischen Blumen im Hain, eine Last auf dem Grab der Toten? Der Stein bleibt Stein: auch die Tat bleibt unverändert die gleiche, was immer ihr äußeres Schicksal sei. Sobald sie ge-

schah, entläuft sie und ein jeder, dem sie begegnet, mag sie nach gutem Belieben oder böser Willkür verwenden. Ob man sie erschlägt, ob man ihr Throne bereitet, was kümmert es die Verantwortlichkeit dessen, der sie vollbrachte? Ihn kümmert nur sein Wollen. Das allein gehört ihm als unveräußerlicher, unvererbbarer Besitz.

Darum erziehe man Kinder mit starkem redlichen Wollen und mache sie abhängig von diesem Wollen, aber unabhängig von dem äußeren Erfolg ihrer Taten. Denn das erfolgsüchtige Kind lernt schielen. Jede Eitelkeit verlockt es, und jeder Beifall bedeutet ihm eine Verführung. Dem Erfolg zuliebe wird es einseitig, wird unausgeglichen und später einer der Vielen, die ohne Gleichgewicht des Wollens, ohne Einheitlichkeit der Lebensstimmung haltlos hin und her schwanken. Die Bedingung jedes inneren Erfolges aber liegt in der Kraft, sein Wollen und seine Sehnsucht so miteinander zu versöhnen, daß dem einen durch die andere erneute Lebenskraft entströmt und die Tat des Menschen dieser innersten Harmonie entspricht. Von dieser Harmonie, der Summe alles Geistgewordenen hängt das Schicksal des Einzelnen wie das der Rasse ab und beide gehen zugrunde, wenn im äußerlichen Tun die Sehnsucht des Menschen kraftlos mit seinem Wollen zerfiel. Dieses Geistgewordene, der Odem, den das Leben einhaucht, will nicht erlernt, er will angeschaut sein. Kenntnisse und Fertigkeiten verleihen uns solche Gabe nicht. Es kann einer viele Bretter schneiden und viele Tische schnitzen, der doch niemals mit heiligem Schauer den Kreislauf des eigenen Lebens in einem grünenden Baum sich wiederholen sah. Die Sucht nach Erfolgen, die ziffernmäßig unter der Aufgabe im ersten Schulhefte beginnt, und die vor dem Sarge nicht Halt macht, in dem man einen Toten der Erde wiedergibt, verblendet, d. h. sie macht blind. Blind gegen die innerliche Schönheit alles kraftvoll Lebendigen. Der Splitter Glas und der Edelstein gleichen einander dann unter der tastenden Hand und die Hast des Erfolgsuchenden wischt eines mit dem anderen von der Tafel des Lebens. Nur aus Anschauungsvermögen wächst Erkenntnis. Sonst heißt unser ganzer Besitz ein schlechter Gemeinplatz oder ist im besten Fall ein mehr oder minder subtiles Differenzierungsverfahren. Das Wahngebäude der allgemeinen Bildung, diese Selbstüberschätzung und Flachheit einer nicht zu Ende gedachten Forderung Hegels lastet noch immer auf uns. Ihr verdanken wir eine Lernschule anstatt einer Erziehungsschule. Ihr verdanken wir die maßlose Überschätznng des Wortes auf Kosten von Lebenstüchtigkeit und Initiative. Diese mißverständliche und unverstandene Forderung nach allgemeiner Bildung, wie sie heute besteht und nur dem Schwätzer günstig ist, macht durch ihre Überlastung mit Lernstoffen und Gedächtniskram auch unsere Unterrichtsmethode fruchtlos. Die Menge des Stoffes, der fertigen Urteile, die Menge der kritiklos aufzunehmenden Überlieferungen aus mehreren Jahrtausenden, welche dem Schüler vorgesetzt und aufgedrängt werden, geben an und für sich dem werdenden Menschen nicht die geringste Aufklärung über seine eigene Beziehung zu den Lebensgesetzen, die allen gemeinsam sind, und erleichtern ihm in nichts aus dieser, allen gemeinsamen Bildung den Weg seiner eigenen zu suchen. Erst wenn ein Bildungsstoff, heiße er nun wie er wolle, in seinem ganzen Umfang drei-dimensional erarbeitet und in allen ihm faßlichen Zusammenhängen erforscht wäre, empfinge das Kind einen Überblick, der es vor Einseitigkeit und Selbstüberhebung zeitlebens bewahrte. Alles in ihn hineingepferchte lückenhafte Buchwissen von Indern, Juden, Griechen,

Römern und Christen zusammengenommen, nützt ihm weniger als eine einzige, selbst erlebte Erkenntnis großer Zusammenhänge. Der Stoff ist gleichgültig, die Methode ist wichtig. Denn jeder Teil des Ganzen wird zum Ganzen, wenn der schaffende Geist das Ganze erkennt. Aber tausend Teile, stückweis geschaut, und fügten sie sich noch so eng aneinander, bleiben Bruchteile, die nutzlos auseinanderfallen sobald der Druck aufhört, welcher sie willkürlich zusammenpreßte.

Die Gedichte von Hugo v. Hofmannsthal.

Von Felix Braun.

An den Besten dieser Zeit gemessen zu werden, ist Hugo v. Hofmannsthals gutes Recht. Dies werden selbst jene einräumen müssen, denen seine Bedeutung für das Kunstschaffen unserer Tage weniger einleuchten will und die mit Argumenten mannigfacher Art schon Jahre hindurch mit den Verehrern und Herolden des Dichters hartnäckige Fehde haben. Entscheiden läßt sich dieser Kampf, wie er bis jetzt geführt wurde, auch von den Unbeteiligten nicht, begreifen wohl: denn hier ist ein Neuerer kühnster und gefährlichster Art, ein Unbekümmerter um alte Wege und alte Städte, ein Wanderer, der immer neues Land zu erreichen versteht und der Grenzsteine nicht achtet, die vornehme Kunstrichter der Vergangenheit gesetzt haben, um die Gattungen der Dichtkunst voneinander zu scheiden. Wer seinen Gang als Dramatiker verfolgt hat: von den schönen Versspielen an, die seine besten Gaben bedeuten, über das gewaltsame Feuer der „Elektra", über das hoffnungslos Oratorische des „Geretteten Venedig" bis zu der groß gedachten Oedipus-Dichtung, die in der vollendeten Übertragung des „Oedipus Rex" unerhört sprachlichen Triumph gefeiert hat, — wer diese Entwicklung überschaut, wird das Blendende, Überraschende, Wechselnde staunend zugeben müssen, das dem Prosaschriftsteller und dem Lyriker Hofmannsthal nicht im gleichen Maße eigen ist. Hier findet sich vielmehr abgeklärte, formschöne und ruhevolle Größe, erhabene, gehaltvolle Gemessenheit, die vor dem Dramatiker vielleicht erst ein Ziel ist. Erwähnt man kurz, um das Bild dieser Persönlichkeit zu vervollständigen, daß sie über die Gabe des Erzählens und Fabulierens nicht so unbedingt gebietet wie über die des Träumens und Gestaltens (ein kleiner im Wiener Verlag erschienener Novellenband zeigt dies deutlich), so erhält man am Ende das Porträt eines früh gereiften, schöpferischen, phantasievollen, wissenden und nicht unmusikalischen Dichters, dem nichts zur Vollendung mangelt, als die Fähigkeit, den Leser das Notwendige eines Schaffens fühlen zu lassen, dessen Oberfläche eine allzu spielerische Begabung verraten will. Vielleicht gelingt es bei einer kühlen Betrachtung der vor Jahresfrist im Inselverlag erschienenen „Gesammelten Gedichte", über die Oberfläche in die Tiefe und auf den Grund zu kommen.

Wenn man dabei verharrt, in der Lyrik eine Kunst der Erlösung zu sehen, wodurch — wie ich glaube — das Wesen dieser zartesten aller Gebilde von Menschenhand am glücklichsten erkannt wird, so sind die gewiß in der Überzahl, denen die Art dieses Dichters wenig Persönliches bedeutet. Begeisterung, Hingabe, Liebe, Schwärmerei darf man Hofmannsthal gegenüber wohl nur von literarisch erzogenen

und durchbildeten Menschen erwarten; Befreiung bieten seine Gedichte kaum und da, wo sie am tiefsten erschüttern, wie z. B. mit der einzig schönen Ballade: „Die Beiden“ tritt das Rein-Lyrische fast unbemerkt zurück und läßt einem fremden, halb-epischen, halb-dramatischen Ton den Raum, von dem es langsam überdunkelt wird. Man wird sich klar: es ist unbekannter Boden unter uns wie unbekannter Himmel über uns; wir sind auf eine einsame Insel geraten und wie Schiffbrüchige sehnsüchtig der verlorenen Heimat gedenken, so gedenken wir auch hier der großen deutschen Dichter, die das schlichte Lied pflegten und an die uns hier wenig gemahnen wird. Manchmal klingt eine volksliedähnliche Weise auf wie in den „Drei kleinen Liedern“, deren Wert jedoch nicht gerade hoch anzuschlagen ist und bei deren Lektüre man eine gewisse — ich möchte sagen — literarhistorische Stimmung nicht verwinden kann, die nämlich, als hätte der Dichter allzusehr an unsere Volksliedsammlungen gedacht. Die übrigen Gedichte sind fast ausnahmslos Neues und Selbständiges und wenn schon der Grund gesucht werden soll, auf dem diese seltsamen und mitunter prachtvollen Gebäude sich erheben, so wird eher auf den alternden Goethe verwiesen werden müssen, wofern man den Dichter der „Wahlverwandtschaften“ von dem der Dornburger Lieder unterscheiden darf.

Man muß sich immer vor Augen halten: es ist hier eine sonderbare, selten vernommene Gedichtkunst, eigentlicher Lyrik im Grunde nicht eng verwandt. Geht man die wenigen Stücke durch, so könnte man höchstens den „Vorfrühling“ als lyrisches Gedicht gelten lassen. In den anderen herrscht ein merkwürdig Ruhendes, das mich immer daran gemahnt, als wäre ihre Fiktion nicht der Gesang, sondern der Vortrag. Vielleicht liegt darin die ganze Fremdheit Hofmannsthalscher Verse, obgleich man ihnen das Weich-Musikalische: den Wohllaut nicht gut wird absprechen können. Wer je die Reden des Gianino im „Tod des Tizian“ an sich vorüberziehen ließ, dem wird das eminent Musikalische gerade dieser Sprache zur Überzeugung und zum Glauben werden; doch nicht um den Ausdruck handelt es sich hier, sondern um die Seele, die ihn formte; um den Dichter, dem nicht jene verworrene Musikstimmung die Lippen löste, wie der mit Hofmannsthal in manchem verwandte Schiller von sich berichtet: jener aber ist ein Rhetor und ein Prophet, edler und farbenreicher als Demosthenes, einfacher und geschlossener als Jesaja. Seine Gedichte sind Gesichte, — aber durch einen leichten und mächtigen Willen gezügelt, geläutert und faßlich gemacht.

Wer aufmerksam diese Verse vernommen hat, wird — so denke ich mir — im Anfang etwas befremdet sein; ein plötzlich groß gewordenes Gefühl wird ihn einen Augenblick von dem Dichter zurücktreten lassen, dem er sich willig anzuvertrauen gehofft hatte. Deshalb wohl, weil er in dem Sprechenden einen Proteus entdecken mußte, vor dem ihm bangt. Denn wo hört er die reine Sprache einer Seele, der es gelang, sich in Rhythmen aufzulösen und zu befreien? Eigenes Leid und eigene Lust ertönt hier nicht; man erfährt nichts von dem Leben und den Schicksalen dessen, der hier redet. Selten schlägt das Wort „Ich“ an das Ohr des Lauschenden, den es danach heimlich verlangt, weil es von je den Genießenden verlangte, aus dem Munde des Schaffenden das zu vernehmen, was er als Mensch mit ihm teilen und gleicherweise besitzen oder verlieren kann. Dieses Zurücktreten einer mächtigen Persönlichkeit hinter das Werk, das ihr zum Schild dient, kann

heute kaum das Thema einer Besprechung bilden; hier wird die wissenschaftliche Forschung der Zukunft einzusetzen haben, um zu entscheiden, was Stolz und was Scham gewesen ist. Doch muß dieses Fehlen des subjektiven Elementes vorläufig als für Hofmannsthal charakteristisch angesehen werden, das insofern wichtig erscheint, als es ihn von Stephan George, mit dem er so häufig zusammen genannt wird, scheidet. Dieser stellt in oft peinvoll gekünstelter Form große und geringe Erlebnisse dar, die er durch die so seltsame Fassung mitunter um ihren Wert bringt, während man von Hofmannsthal umgekehrt sagen muß, daß seine Sprache mehr Persönliches enthält, als der Inhalt, den sie wunderbar erhebt. Freilich: eine Ausnahme muß gemacht werden. Ein Gedicht, das „Erlebnis", entfernt sich hier von den übrigen. Es trägt auf namenlos schönen Versen ein Leid so sicher und traumhaft dahin, daß ich weniges weiß, was hier nicht vor zu viel Glanz verbliche; es ist so erfüllt von allen großen poetischen Objekten, an denen Jahrhunderte deutscher Liedkunst sich bemüht haben, daß Höheres und Tieferes nicht gedacht werden kann. Selten ward für das deutsche Leid des Scheidens Rührenderes in Verse gesetzt; man höre selbst:

Ein namenloses Heimweh weinte lautlos
in meiner Seele nach dem Leben, weinte
wie einer weint, wenn er auf großem Seeschiff
mit gelben Riesensegeln gegen Abend
auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,
der Vaterstadt vorüberfährt. Da sieht er
die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht
den Duft der Fliederbüsche, sieht sich selber,
ein Kind, am Ufer stehn, mit Kindesaugen,
die ängstlich sind und weinen wollen, sieht
durch's offene Fenster Licht in seinem Zimmer —
das große Seeschiff aber trägt ihn weiter
auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend
mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln.

So wie hier hört man Hofmannsthal nicht wieder, doch ist in den übrigen Gedichten so Mächtiges beschlossen, daß über fremde, außerhalb des Dichters liegende Dinge eine aus Erschütterung stammende Liebe verbreitet wird, die uns, ihn und die Dinge wie in einen hohen gemeinsamen Raum einschließt. In solchem erkennt man am besten das Ziel und den Traum seiner Sendung. Nie Gewohntes ward hier zum ersten Male enthüllt, Unsagbares in zerbrechlich zarter Form geschildert; ein Gedankliches hat sich mit dem Lyrischen vermischt, ohne daß eine Gedankenlyrik im Sinne Schillers zustande gekommen wäre. Eine neue und besondere Kunst entstand, für die ein Name noch nicht gefunden ist; ihre Linien nachzuzeichnen, soll in den folgenden Abschnitten versucht werden.

Flüchtiges Blättern durch die Seiten des Buches genügt, jene erste entscheidende Stimmung einzufangen, die schließlich zur dauernden wird und die wir am Ende „unser Verhältnis zum Dichter" nennen. Sonderbare Aufschriften stehen über den Gedichten, Herolden gleich, deren dunklem Ruf jeder — wie von unsichtbaren Kräften gezogen — Folge leisten muß. „Weltgeheimnis", „Lebenslied", „Terzinen über Vergänglichkeit", „Ballade des äußeren Lebens", „Ein Traum von großer Magie". Man möchte meinen: es ist eine fremde Seele, die hier zu sprechen anhebt;

sie hat nie vom Herbst gewußt, eh er kam. Nun, da ihr die Vergänglichkeit und alle kleinen Träume der Erde zu Erlebnissen wurden, alle Teile einer großen und überwältigenden Traurigkeit, begreift sie langsam, Schritt vor Schritt, unerforschlich dunkle Dinge, von denen die anderen glauben, daß sie im Lichte sind. Oder man möchte meinen: ein Kind erzählt, so wunderbar ist alles geschaut; überall wird ein Leben gewittert, überall eine Bestimmung, ein Ziel, eine Absicht geahnt und mit seltsam ins Klare tastenden Worten ausgesprochen. Man weiß nicht recht, wie das kam: wuchs der Dichter nicht ins Leben hinein oder wuchs er darüber empor? Vielleicht ist hier die Rede eines Einsiedlers zu vernehmen, — aber wer versteht zu ergründen, ob es ein solcher ist, der einmal all das geliebt hatte, was ihm jetzt fremd, fern und unfaßbar scheint. Der große Reiz Hofmannsthalscher Gedichte ist hier begründet: Die wolkige Stimmung, die alle Verse trägt und die Person dessen, der sie ersann, fast ganz verdeckt, mag Grüblern, Träumern und heimlichen Dichtern köstliche Stunden nie versiegenden Genusses schenken. Und Bilder sind einem jeden dazu in Fülle gegeben: ein Herbsttag, ein Feuer in dunklem Raum, ein Gemälde von Rembrandt, ein Gespräch im Abend. Etwas Unsagbares, rätselhaft verborgen Gehaltenes lösen diese Strophen aus der Seele los; sie haben etwas sonderbar Schwebendes, wohl weil so viel Gegensätzliches in ihnen versöhnt und aufgehoben wird. „Was frommts, dergleichen viel gesehen haben?“ fragt der Unmut, aber ein überirdisch einfacher und ruhiger Trost entgegnet ihm:

Und dennoch sagt der viel, der „Abend“ sagt,
ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt,
wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

Aus dem Chaos lebender und lebloser Dinge, die nach und nach in ihrer wechselnden Bedeutung begriffen werden, lösen sich endlich einzelne Gestalten los, die etwas Göttliches an sich haben und weder Typus noch Individuum sind. Auf das Gedicht „Der Jüngling in der Landschaft“, das die Gruppe der „Gestalten“ einleitet, möchte ich besonderen Wert legen; es gehört noch halb zu den vorhin erwähnten Gedichten und ist doch schon der Vorbote von helleren und bestimmteren. Obwohl es in seiner Art allein steht, scheint es mir doch ein erstes Symbol Hofmannsthalscher Kunst zu bedeuten: ich meine die große Betonung des Hintergrundes. Man muß sich an alte italienische Bilder erinnern, an Porträts, in deren Rücken eine Landschaft dargestellt ist, wie z. B. bei der Mona Lisa. Nur daß hier ein innigerer Zusammenhang zwischen der Landschaft und dem besteht, der sie durchschreitet und ihre Macht fühlt, wissend, „daß auf ihn die Weltgeschicke sich beziehen“.

Nun ist es leicht, dem Dichter weiter zu folgen: aus der Landschaft treten Gestalten vor, so groß, so überragend, daß ihre Erscheinung allein stark genug ist, gefangen zu nehmen. „Des alten Mannes Sehnsucht nach dem Sommer“ ist zugleich noch ein letztes Begehren, die Landschaft festzuhalten, ehe die Seele stärker wird und alles für sich fordert. Dann treten die Einzelnen auf, Monologe sprechend: der gefangene Schiffskoch, der Kaiser von China, bis endlich des Dichters unbegrenzter Schöpferwille auch die Schatten der erhabenen Einsamen heraufbeschwört und in den „Prologen und Trauerreden“ noch einmal ein flammendes Schwert vor mächtigen verblichenen Gestalten ehrfürchtig zur Erde senkt. Dann: ein geschilderter stummer Dialog „Die Beiden“, der nur den Übergang zu dem

wirklichen „Großmutter und Enkel“ bildet; die prachtvolle „Idylle“, in der das Zwiegespräch des Schmiedes mit seiner Frau durch das unverhoffte Erscheinen des Kentauren in das dramatische Geschehnis ihrer Entführung mündet, ist wie ein Herold, der das nahende Drama verkündet. In dieses leitet das lyrische Spiel „Der Tod des Tizian“ über, das nicht ohne Absicht dem Buche als Beschluß beigegeben ist — und wenn wir nun die Reihe des Vorübergezogenen überschauen, so wird uns klar, daß alles nur ein einziges großes Werden war, eine Brücke von der Lyrik ins Drama. Weder hier noch dort ist Hofmannsthal, er ist der Übergang. Seine Kunst ist eine verbindende, eine vereinigende und auflösende. Das Rätsel, wie der dramatische Gestalter lyrischer Träumer zugleich sein kann, das uns Goethe und Hebbel aufgegeben haben, findet hier eine ebenso überraschende wie befriedigende Lösung, indem einer aufstand, dessen Sendung es war, ein Drittes zu sein; einer, der die Brücke fand, beide Ufer zu verbinden, ohne sie jedoch weit zu betreten, und der, an der Brauchbarkeit ausgefahrener Wege früh und mit Recht verzweifelnd, einen neuen, schwebenden und nicht ungefährlichen Weg entdeckte, ein unbekanntes und ungeheures Gebiet, über das er als Entdecker unbeschränkter Herr und Herrscher ist.

Über die Form, die solchen Inhalt umschließt, ist hier nichts Neues zu sagen; sie ist von den Dramen her bekannt, nur viel reiner und geklärter als dort. Man hat sich daran gewöhnt, in Hofmannsthal den Meister der bloßen Form zu sehen, den kühlen Artisten, den glatten Pathetiker, sagen wir es besser: den unehrlichen Künstler. Nach dem, was vorhin über diesen Dichter gesagt wurde, ist eine eingehende Widerlegung solcher Ideen nicht mehr vonnöten — aber es wird zugegeben werden müssen, daß es den Anschein hat, als wären seine Schriften schon in der Seele objektiviert. Doch ist hier eine so verschlossene Persönlichkeit, daß eine endgültige Entscheidung in dieser Frage, in diesem Grenzstreit des Menschlichen und des Künstlerischen, heute kaum gewagt werden darf. Die Angriffe, die auf diese — ohne Zweifel — überragende Erscheinung zahllos gerichtet werden und denen der Dichter mit bewunderungswürdiger Vornehmheit gegenübersteht, haben nur da eine Berechtigung, wo sie einer Usurpatie fremden Gebietes mit Ernst und bedeutenden Argumenten entgegentreten. Daß hier gemahnt werden muß, geht aus dem vorhin Erörterten hervor; geschehen aber ist bis jetzt in dieser Hinsicht wenig, weil es der Stimme ehrlicher Kritik noch nicht gelang, Unverstand und Mißgunst zu übertönen. Im übrigen wird in der Hitze des Gefechtes immer das Eine vergessen: daß hier ein sehr junger Mensch spricht, der lange noch nicht auf der Höhe des Lebens steht, von der aus man die Dinge kleiner, aber verklärter sieht. „Theophil Morren“ hat viel Schuld an dem Schicksal des Hugo v. Hofmannsthal, dessen frühe Erfolge und seltene Reife das Recht seiner Jugend vergessen ließen. Noch ist wenig Abschließendes über ihn zu sagen, der, uns verborgen, hinter seinen Werken steht, aus denen wir ihn nur dunkel zu deuten vermögen. Doch — ist er nicht wie der Jüngling in der Landschaft, von dem es heißt:

> Der Duft der Blumen redete ihm nur
> von fremder Schönheit und die neue Luft
> nahm er stillatmend ein, doch ohne Sehnsucht:
> nur, daß er dienen durfte, freute ihn?

Zwei Antipoden der Malerei.

„Leibl und sein Kreis" (bei Miethke) und „Ryſſelberghe" (im Hagenbund).

Von W. Fred.

Die Saiſon hat mit zwei Ausſtellungen angefangen, die Werke von Meiſtern zeigen, denen man im Publikum gemeinhin das Prädikat modern zuerteilt. Sieht man dann näher zu, ſo ſtellt ſich heraus, daß der größere von beiden, eigentlich der, den man überhaupt einen wirklich großen Meiſter nennen kann, mit den ſpezifiſchen Eigenſchaften der modernen Malerei, wie ſie von den flüchtigen Ausſtellungsbeſuchern aufgefaßt wird, gar nichts zu tun hat, und der andere heute, wo die erſte und ſtarke Luſt am Neuen und Verwunderlichen vergangen iſt, nicht allzuviel Freude bereiten kann; ſo daß ſie recht geſehen Antipoden unſerer maleriſchen Kunſt ſind.

In der Galerie Miethke ſieht man Bilder des verſtorbenen Leibl und ſeiner engſten Freunde. Man muß allerdings, um dieſen Mann im guten Lichte zu ſehen, ſich das Bild jener Werke aus dem Gedächtnis ergänzen, die man anderwärts geſehen hat, da ja hier die repräſentativen Werke in der Minderzahl ſein müſſen — die deutſchen Galerien und Privatſammler haben zu rechter Zeit dieſe Werke ſich zu ſichern gewußt und nur wenige, unter ihnen der Geheimrat Seeger, ein durch langjährige Beziehungen mit Leibl ſelbſt verbundener Mann, haben uns diesmal ihre Schätze hergeſchickt, ſo daß man aus der Ausſtellung bei Miethke allein ein volles Bild ja nicht gewinnen kann. Man erinnert ſich auch, eine wie merkwürdige Reſonanz im Kunſtleben das Schaffen dieſes für uns jetzt unzweifelhaft ganz großen Meiſters gefunden hat, indem er, vielleicht der deutſcheſte unter den deutſchen Malern ſeiner Generation, in Paris eher große Anerkennung gefunden hat als in ſeiner Heimat, wo er bis in ſeine letzten Jahre eigentlich außerhalb der allgemeinen Bewunderung geſtanden hat. Zuerſt darob erbittert und ſpäter mit jener Nachdenklichkeit, die das Leben in der Einſamkeit und der Natur erzeugt, wohl verſtehend, daß ſeine treue, ſchlichte, nur auf die innerſte Verbindung und Verkettung mit der Natur gerichtete Kunſt nicht ſofort in einem Lande begriffen werden könne, in dem Schlagworte dieſer Art zwar zu jeder Zeit häufig im Munde geführt werden, das Auffallende, Regelloſe, Phantaſtiſche und das Genialiſche aber gerade damals die lauteſte Zuſtimmung gefunden hat.

So war dieſer Mann, der von bayriſcher Abkunft in Köln geboren, wieder in die Heimat ſeiner Ahnen in ein Bauerndorf und dann in ein anderes, aber ſtets in die Umgebung von Bergen, Wäldern und Jagdgebieten zurückgekehrt und hatte mit ſeinem unverbrüchlichen Ernſte immer wieder getrachtet, g u t ſtatt ſ c h ö n zu ſehen und, was er geſehen hatte, wiederum g u t ſtatt ſ c h ö n zu malen; hatte alle Künſteleien der Technik (zu denen er ſelbſt das Laſieren und Ähnliches rechnete) längſt von ſich abgeſtreift und haſſen gelernt und lebte die Exiſtenz eines auf das innigſte der Natur zugehörigen, ja mehr als das, eines mit ihr verwachſenen Menſchen. Es iſt unmöglich, ſeine Bilder zu betrachten, ohne daß die Linie dieſes Lebens mit ihren ſonderbar zuckenden Anfängen und der wunderbaren Geradheit, als dann die erſte Unruhe der Jugend einmal vorbei iſt, einem wieder bewußt werde; und darum muß man auch wieder davon ſprechen.

Ein gerechtes Bild des Malers und des Menschen Leibl, und die zwei sind eins, wird ja jetzt hier in Wien nur der bekommen können, der nach eifrigem Anschauen der hier ausgestellten Bilder auch das einfache und schöne Buch von Julius Mayr, „Wilhelm Leibl, sein Leben und sein Schaffen" (Verlag von Bruno Cassirer in Berlin) gelesen und die dort zum großen Teil sehr schön wiedergegebenen Bilder betrachtet haben wird. Auch der Verfasser dieses Buches hat nämlich zu den treuen Freunden des Malers gehört und so weiß er Dinge auszusprechen, die kein Kunstkenner mit der Intuition zu finden vermöchte. Man sieht den jungen Leibl, den Sohn des in Köln berühmten Komponisten heiterer Melodien, als Sechzehnjährigen, wie er, mit dem Freiwilligenzeugnis in der Tasche, nicht einen gelehrten oder künstlerischen Beruf wählt, sondern zu einem Schmied in die Lehre geht. Zum ersten Male tritt hier bestimmend, wie später so oft im Dasein Leibls, das unwiderstehliche Bedürfnis, seine körperlichen Kräfte zu nutzen, auf. Er ist in der Tat stämmig, „furchtbar stark", wie als junger Bursch so als älterer Mann, und hätte es damals das Wort schon gegeben, so hätte man von ihm im wörtlichsten und physischesten Sinne gesagt: Er mußte Eisenstangen in der Luft schwingen, den Ambos schlagen, schwere Arbeit tun, um sich „auszuleben". Aber sein künstlerischer Beruf — und dieses Wort ist hier nur im innerlichen Sinne gebraucht — war doch stärker gewesen, und so muß er vom Schmied weg, lernt malen, geht auf die Münchner Akademie, spürt durch einige Zeit einen für ihn sonderbaren Hang zur dekorativen Art Pilotys, bis er sich selbst findet, was übrigens rasch genug geht, da er gar kein Talent zur Kunstpolitik, zur Ausnutzung günstiger Gelegenheiten, zu verblüffenden technischen Kunststücken hat, nur auf die Natur und in sein eigenes Innere blickt und darum bald genug auf jenem eigenem Wege ist, den schon sonderbar früh, im Jahre 1883 nämlich, gelegentlich der Ausstellung seines prachtvollen, offiziell aber unbeachteten Bildes „Die drei Bäuerinnen in der Kirche" in Wien Ludwig Speidel in wenigen Worten so aufs treffendste knapp charakterisiert hat: „Mit der Wahrheit ist es dem Künstler blutiger Ernst; er will die Erscheinung der Dinge mit dem Pinsel ergründen, nicht bloß oberflächlich erörtern, und so ist ihm ein Hemdfältchen, ein Stecknadelkopf ein malerisches Problem."

Darum zeigt auch manches ganz frühe Werk, ebenso wie auch manches ganz späte denselben Zug: ein natürliches, nicht zurückzudrängendes Talent, der Natur ihr Geheimstes zu entlocken und es dann ohne jede von außen hineingetragene Künstlichkeit oder auch Künstlerschaft mit einer selbst gefundenen Technik, die jedem Objekt gegenüber eine andere — eben die hier einzig mögliche ist — wiederzugeben. Leibl hat zwar selbst eine ungeheure Verehrung für die alten Meister gehabt und das oft ausgedrückt, er hat auch das eine oder das andere Bild aus vergangenen Jahrhunderten kopiert, in Wirklichkeit aber hat er unmittelbar nur von einem einzigen Maler gelernt und auch das nur eine kurze Zeit: Der war Courbet, dessen Werke in den Jahren der Leiblschen Unsicherheit in München ausgestellt und viel umkämpft wurden, mit dem er dann persönlich eine ziemlich intime Beziehung angeknüpft hat, die wohl auch mit ein Grund zu dem kurzen Aufenthalt Leibls in Paris war. Dort in Paris als ganz junger Mensch und später, wenn es der Anlaß eben mit sich brachte, hat er auch bewiesen, daß er nicht einfach ein „Bauernmaler" war, wie man das von flüchtigen Leuten hört,

sondern daß er den zartesten und feinsten Tönen, wenn sie nur in der Natur auch sind, mit gleichem Eifer nachstrebt, wie den harten Runzeln eines Bauern und daß ihm da wie dort das Gelingen nicht fehlt. Ein Zeugnis dafür sind seine Porträts, eine ganze Reihe von Skizzen, Radierungen, von denen man einige jetzt auch hier sehen kann. Da kann man die Ruhe des Großmeisters, seine große, selbst im kleinsten sich offenbarende, persönliche, aus der eigenen Seele und Anschauung gewonnener Kunst an den Zeichnungen beobachten oder an den ganz kleinen Radierungen (so der Nr. 51) und es ist auch endlich einmal Gelegenheit sich über Ankäufe unseres Staates zu freuen, wenn man die beiden Bilder, den „Kopf eines Bauernmädchens" und das „weibliche Porträt" sieht, die aus unserer modernen Galerie der hier angezeigten Ausstellung geliehen worden sind. Die Technik Leibls mag man ja überhaupt in dieser Ausstellung recht gut beobachten, wenn auch seine großen Werke fehlen: die unerhörte Feinheit der Töne bei den ins dunkle gesetzten Köpfen, den ungemein frappierenden Gegensatz zwischen seinen Bauernszenen und jenen, die gerade in den achtziger und neunziger Jahren so beliebt waren, die Breite, die prachtvolle Sparsamkeit der Mittel — all diese Zeichen der Vollendung sind eben selbst den mittleren Bildern eigen, sowie man die ganze seelische Atmosphäre dieses Kreises auch an den Werken von Sperl und Alt zu beobachten Gelegenheit hat, von denen der erste als Landschaftsmaler gewiß noch immer unterschätzt wird.

Der stärkste Eindruck, den man von den Bildern Leibls und seines Kreises hat, ist der einer unerschütterlichen Gewißheit, einer künstlerischen Arbeit, die nicht aus den Gedanken, sondern aus dem Herzen kommt, Wirkungen jenes Kunstprinzips, das er schon ganz früh in einem Briefe so ausgesprochen hat: „Erwartet nicht von mir, daß ich etwa nach Paris gehe oder Gastrollen im Porträtmalen geben werde, dies wäre mein sicherer Ruin; in dieser Beziehung kenne ich mich und werde meinen eigenen Weg wandeln, wie bisher, vielleicht nicht so sehr zum Vorteile des Geldbeutels als zu Nutz und Frommen meiner Kunst, die nicht durch den geringsten Hauch von Schwindel und Charlatanerie berührt werden darf." Wenn man Leibl hier auch diesmal nicht im ganzen Umfange seines Talentes sehen kann und gerade jene sehr bezeichnenden Werke wie „Die Kunstkritiker" oder „Die Kokotte" fehlen müssen, so wird man doch ebenso von der Kraft wie von der Zartheit seines malerischen Ausdruckes überzeugt und liest man dann in dem schon früher empfohlenen Buche über sein Menschliches, so sieht man diese prachtvolle Gestalt, diesen Maler und Naturfreund bis in die zartesten Fasern seines Innern, sieht auch hinter der rauhen Maske des gewaltig starken Menschen, der bis in die Jahre seiner schweren Erkrankung ungeheure Gewichte hob, Bäume fällte, als Bauer unter Bauern lebte, eine ungemein fein organisierte Seele. Zwei Sätze aus seinen Briefen seien statt vieler Worte angeführt. Als sein Vater gestorben war, schreibt er unter dem unmittelbaren Eindruck dieser ganz unerwarteten Nachricht: ... „Die erschütternde Nachricht von dem Hinscheiden des teuren Vaters wurde mir heute von der Cousine Knörzer mitgeteilt, als ich gerade von einer kleinen Fußtour zurückgekehrt war. Der letzte Brief des teuren Vaters war mir sogleich zugestellt worden und hatte ich mich noch so sehr gefreut über die Besserung und sichere Handschrift des armen Vaters und hatte keine Ahnung von dem betrübenden, das mich bei

meiner Rückkunft erwarten sollte. Der einzig tröstende Gedanke ist der, daß bei dem hohen Alter des teuren Dahingeschiedenen demselben auch die Unmöglichkeit der Fortbewegung die Freude des Lebens bedeutend geschmälert war und er von manchen Leiden erlöst worden ist. Ich kann mich erst langsam an den Gedanken gewöhnen, den guten Vater nicht mehr begrüßen zu können. Besonders hart ist mir der Gedanke, ihn manchmal betrübt zu haben, aber vielleicht habe ich auch manchmal ihm einige Freude bereitet und das erstere ist gewiß nicht mit Willen geschehen. Liebe Mutter, ich kann nicht viel mehr hinzufügen. Wir müssen uns in das Unabänderliche fügen. Wie viele werden in dieser schrecklichen Zeit vom Unglücke heimgesucht! Das Andenken des Vaters wird mir für mein ganzes Leben immer das verehrungswürdigste sein und wird wohl selten jemand den Verlust eines so guten Vaters zu beklagen haben wie wir. Es grüßt Dich, Johann und die Brüder und Verwandten Dein betrübter Sohn Wilhelm, der sich bemühen wird, nach Kräften zur Erheiterung Deines Lebensabends und zum Troste des herben Verlustes beizutragen." . . . und als ihm ein naher Freund, mit dem er Jahre zusammen gelebt hatte, durch den frühen Tod von der Seite geholt wurde, fügte er in dem Briefe, der dieses mitteilte, hinzu, jener sei so leicht gestorben, „daß mir Leben und Sterben in Eins vermischt schien".

Und so war bei Leibl Natur und Kunst in Eins vermischt.

* * *

Über die Ausstellung des Hagenbundes kann man sich kurz fassen. Im Mittelpunkte stehen die Malereien des Neo-Impressionisten Rysselberghe. Man weiß, daß die Bilder dieses Mannes und seiner Gruppe noch vor einigen Jahren ein großes Aufsehen erregt haben, ja, daß man von Übereifrigen fast die Meinung hat hören können in der neuen Technik, die hier zur Anwendung gelange, sei auch der Grund zu einer ganz neuen Art der Malerei gelegt.* Seitdem haben sich die Bewunderer und, wie mir scheint, die Künstler selbst auch, beruhigt, ja ich glaube diese sind sogar von dem starren Prinzip der wissenschaftlichen Malerei etwas abgegangen und ihr Grundsatz, daß man nur in fein abgesonderten, der Spektralanalyse entsprechenden Tupfen und Flecken malen dürfe, damit dann die Netzhaut des menschlichen Auges dem so hergestellten Bilde gegenüber dieselbe Arbeit verrichte, die sie den farbigen Objekten der Natur gegenüber zu tun hat, indem sie die einzelnen gesonderten Töne zu einem harmonischen Ganzen vereinigt, — auch dieser Grundsatz also scheint etwas ins Wanken geraten. Die Bilder Rysselberghes, die wir hier sehen, zeigen ja allerdings noch sehr oft jene harte und kühle, auf eine Gedankenarbeit hinweisende Manier zu malen, aber manchmal kommt doch etwas sehr Leuchtendes, Farbiges, fast Feuerwerkartiges heraus, das dem ersten Blick sehr imponiert, während man später empfindet, daß hier nicht unmittelbar zu den Sinnen oder gar dem Gemüt gesprochen wird, sondern eher eine Art von Nervenreiz erzielt wird. Daß alle Bilder so spitz sind, wirkt heute unnatürlicher als je; zu konstatieren bleibt eine sehr hohe

* Wer über Impressionisten und Neoimpressionisten Kluges und Aufklärendes lesen will, möge, da hier eine längere Auseinandersetzung vermieden werden muß, nicht versäumen, Meier-Graefe (bei R. Piper & Co. in München erschienenes) Werk „Die Impressionisten" zu lesen.

malerische Technik — nur daß sie recht wenig Befriedigung bietet. Das Beste scheinen mir die Skizzen zu sein.

Neben Rysselberghe tritt ein Landschafter Sieck mit einer Reihe von Malereien, in denen die Natur sehr gütig betrachtet wird, auf, und ein Mann von manchem Talent, Parin, elegant, etwas an die Belgier erinnernd, ja in den Zeichnungen mit matten mystischen Kompositionen (Nr. 38, 39, 65) geradezu verblüffend an Khnopf mahnend, während die gemalten Bilder — jetzt gibt es wie allbekannt auch andere — einen Stich ins Biedermaiermäßige haben, so daß man zum Schlusse das Gefühl hat, vor einem gebildeten, geschickten Eklektiker zu stehen, der, in kleinen Dosen zu sich genommen, sogar angenehm wirken mag.

Aber man darf nicht direkt von Leibl in den Hagenbund gehen. Das Gegensätzliche zwischen einer großen Natur und einer überlegten Technik wirkt allzu schmerzlich.

Chronik.

Neuere Literatur zur Ästhetik.

Kein Zweig der philosophischen Wissenschaften ist in den letzten 20 Jahren öfter totgesagt worden als die Ästhetik; keiner Disziplin hat man beredter und nachdrücklicher ihre völlige Entbehrlichkeit, ja ihre Lächerlichkeit unter die Nase gerieben. Freilich auch die Logik ist nicht von dem Schicksal verschont worden, als eine Wissenschaft ausgeschrien zu werden, die mit saurem Fleiß nur lehre, was jeder selber weiß; und ebenso ist die Amtsentsetzung der Ethik schon oft als eine unausbleibliche Folge des Fortschritts von vorgestern proklamiert worden. Wenn trotzdem die Literatur dieser Gebiete beständig wächst, wenn ausgezeichnete Köpfe sich ihrer Bearbeitung zuwenden, so muß doch wenigstens ein Teil der denkenden und schreibenden Menschheit auf diesen Gebieten wirkliche Probleme finden. Sollte die Mißachtung, welcher die hier geleistete Arbeit so häufig begegnet, ihren Grund nicht vielleicht in einem Mißverständnisse haben, einem Nichtverstehen dessen, was sie geben wollen und können? Das liegt in vielen Fällen klar zutage. Man vergißt, daß es sich auch in diesen Disziplinen in erster Linie darum handelt, gewisse Funktionen des Bewußtseins, gewisse Vorgänge des geistigen Lebens, in ihrem ganzen Zusammenhange zu verstehen; man vergißt, daß Ästhetik und Logik, ebenso wie die Ethik, als Erkenntnisse nur abstrakt und formal sind und eben darum weit davon entfernt, auch ein entsprechendes Handeln zu verbürgen. Zum lebendigen Hervorbringen in Wissenschaft, Kunst und sittlichem Leben gehören Kräfte eigener Art, welche Logik, Ästhetik, Ethik eben nur zu beschreiben, aber nicht zu erzeugen imstande sind, und selbst das kritische Nachschaffen des von anderen Geleisteten wird auf rein verstandesmäßigem Wege, ohne ein Stück eigener produktiver Begabung, wohl kaum gelingen.

Ich will anderseits nicht leugnen, daß die Geringschätzung, mit welcher der schaffende Künstler, der in sein konkretes Beobachtungsmaterial vertiefte Forscher, der mitten im Leben und seinen Standespflichten stehende Mensch, diese sogenannten praktischen Disziplinen betrachten, noch verstärkt wird durch Gründe, welche in ihrem innern Zustande selbst liegen. Wer die Stimmung, welche von derartigen Urteilen erzeugt werden, lebendig in sich erfahren will, der braucht nur das Werk eines italienischen Gelehrten, des neapolitanischen Akademikers **Benedetto Croce**, zur Hand zu nehmen, das eben jetzt, nach der zweiten italienischen Auflage, von **Karl Federn** vortrefflich und mit vollem Sachverständnis übersetzt, dem deutschen Publikum bequem zugänglich gemacht worden ist. Sein Titel lautet: „Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks und allgemeine Linguistik. Theorie und Geschichte." (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann, 1905. XIV und 494 S., 8°.)

In der gelehrten Kenntnis des Faches und seiner Literatur dürfte der Verfasser heute wenig Rivalen haben. Es gibt kaum ein anderes Buch, aus welchem man sich mit solcher Vollständigkeit und Genauigkeit über die gesamte Literatur der Ästhetik bis auf die jüngste Gegenwart informieren könnte. Einer informierenden Darstellung der wichtigsten ästhetischen Schriftsteller und Theorien vom klassischen Altertum angefangen bis auf Taine, Grosse, Lipps, Allen, Guyau, steht ein bibliographischer Anhang zur Seite, welcher unbedenklich als ein vollständiges Repertorium zur Geschichte und Theorie der allgemeinen Ästhetik bei Italienern, Franzosen,

Engländern und Deutschen bezeichnet werden darf, und in welchem (wenigstens nach den Stichproben, die ich zu machen in der Lage war) kaum irgend etwas Erhebliches übersehen sein dürfte. Die Behandlung dieses weitschichtigen Stoffes aber, d. h. seine wissenschaftliche Verwertung, zeigt eine Methode, von welcher ich nur sagen kann, daß sie in der Anwendung auf philosophie-geschichtliche Probleme seit Hegels Vorlesungen über Geschichte der Philosophie endgiltig überwunden ist; eine Methode, die nur allzusehr an die Art und Weise erinnert, wie zu Ende des 18. Jahrhunderts Brucker und Tennemann Geschichte der Philosophie, schrieben. „Die Systeme sind mannigfaltig, der Denker viele; der eine behauptet dies, der andere jenes; fast alle widersprechen sich: im Grunde ist bei der ganzen Sache nichts herausgekommen." Dem gelehrten Verfasser fehlt durchaus die Fähigkeit, sich in den Gedankengang der einzelnen Systeme zu versetzen und sie in ihrer Totalität lebendig zu reproduzieren; es fehlt ihm noch mehr die Gabe, die geschichtliche Entwicklung der Wissenschaft für die systematische Erkenntnis nutzbar zu machen. Ohne das ist aber jede Wissenschaftsgeschichte nutzloser Kuriositätenkram. Auch der theoretische Teil bringt zahlreiche Auseinandersetzungen mit anderen Lehren, die hier aus dem historischen Zusammenhang herausgehoben und in einen systematischen gebracht, aber oft nur mit einigen Worten abgetan sind. Durch diese beständige Polemik wird die Entwicklung der eigenen Theorie Croces stark verkürzt. Sie ist kaum mehr als skizziert. Ihr Grundgedanke ist der gelungene Ausdruck. „Alles Schöne ist Ausdruck; und alle künstlerische Tätigkeit ist eine theoretische Funktion, welche anschauliche Erkenntnis schafft, indem sie durch Darstellung Eindrücke in Ausdruck verwandelt." Dies ist im wesentlichen — nur mit einer psychologischen Wendung statt einer spekulativen — nichts anderes als die Doktrin der älteren idealistischen Ästhetik, welche die Schönheit als die sinnlich erscheinende Idee oder als die Einheit zwischen Stoff und Form definiert hat. Das Verhältnis zwischen Stoff und Form bestimmt Croce in folgendem Satze:

„Wenn man unter Stoff die Masse der Erregungen versteht, die noch nicht ästhetisch ausgearbeitet ist, also die Eindrücke, und unter der Form die Ausarbeitung, die geistige Tätigkeit, den Ausdruck . . . so müssen wir ebenso den Satz verwerfen, daß das Ästhetische im bloßen Stoffe liege, wie den, daß es in der Hinzufügung der Form zum Stoffe zu suchen sei." Der Sinn dieser Stelle wird noch deutlicher durch eine andere, wo es heißt: „Sobald man den Stoff gleich dem Gedanken setzt, ist es vollkommen richtig zu sagen, daß die Kunst nicht nur nicht im Stoff oder Inhalt besteht, sondern überhaupt gar keinen Inhalt hat; der ästhetische Vorgang liegt in den Formen und ist nichts als Form". Nach diesen Sätzen könnte man den Verfasser fast auf der Seite der reinen Formalisten zu finden meinen. Aber man muß sich gegenwärtig halten, daß der Inhalt, welchen die zweite Stelle im Auge hat, nur der abstrakte Gedanke ist. Croces Meinung ist: wahre Kunst kann da nicht zustande kommen, wo zu einem Gedanken eine Einkleidung, eine Verbildlichung, gesucht und ihm von außen umgelegt wird: der Weg zum Schönen geht durch eine Fülle lebendiger Anschauungen, die nur zu Zwecken des Ausdrucks in bestimmter Weise gestaltet werden.

Es ist ebenso gewiß, daß dieses Verhältnis der Harmonie zwischen Stoff und Form, zwischen Idee und Erscheinung, zwischen Eindruck und Ausdruck (oder wie man es sonst bezeichnen mag) ein Grundgesetz aller ästhetitchen Wirkung ist, als es zweifelhaft ist, ob man alle ästhetischen Wirkungen restlos aus ihm erklären kann. Jedenfalls ist es eine Forderung an den Ästhetiker, der sich zu ihm bekennt, seine Anwendbarkeit und Fruchtbarkeit anders als durch Polemik gegen andere Anschauungen zu erweisen; zu zeigen, ob und in welchem Sinne sich wirklich alle künstlerischen Hervorbringungen und alle ästhetischen Wirkungen als anschauliche Wiedergabe von Eindrücken verstehen lassen; welche Arten von Eindrücken den verschiedenen Arten der künstlerischen Tätigkeit zugrunde liegen; was die einzelnen Künste überhaupt auszudrücken imstande sind und darauf irgendwelche Anleitungen zu gründen, das Schöne in seinen einzelnen Manifestationen zu erkennen und zu beurteilen. Davon ist in dem Buche Croces kaum eine Spur zu finden. In diesem langatmigen Traktat wird kein einziges Kunstwerk analysiert, kein einziger Künstler genannt; werden alle speziellen Kunstlehren teils ignoriert, teils verworfen. Wir bleiben beschränkt auf die einfache Formel: „Wir erkennen als schön jeden Akt der ausdrückenden Tätigkeit, der wirklich ein solcher ist, und als häßlich jeden Vorgang, in dem die ausdruckgebende Aktivität und die Passivität in ungelöstem und ungeordnetem Streit geblieben sind." Aber auf diesem Wege kommen wir nie zu einer Ästhetik, sondern bleiben bei der einfachen Souveränität des produzierenden wie des reproduzierenden Individuums stehen. Das heißt: die ästhetische Wissenschaft hätte einen Zirkel beschrieben; wir ständen nach so langer Untersuchung genau da, wo wir von den ersten Anfängen einer Philosophie des Schönen ausgegangen sind. Die Parallele der Ästhetik mit der Linguistik, auf welche der Verfasser großen Wert legt, will ich hier nicht weiter verfolgen. Gewiß ist auch die Kunst eine Sprache in höherem Stile eben darum, weil auch sie Ausdruck ist, und gewiß lassen sich manche Erscheinungen im Leben

der Kunst vom Leben der Sprache her verdeutlichen. Aber da es doch eine vergleichende Sprachwissenschaft gibt — sollte eine vergleichende Kunstwissenschaft ein Ding der Unmöglichkeit sein? Diese Ergänzungen dürfen wir mit Zuversicht von dem ausständigen zweiten Bande der Volkeltschen Ästhetik erwarten. Manches was bei B. Croce entweder unerörtert bleibt oder nur in Gestalt literarisch-kritischer Rückblicke auftritt, findet eingehende fragliche Erörterung bei dem Griechen Eleutheropulos, Privatdozent an der Universität Zürich, welcher als Teilstück einer umfassenden „Grundlegung einer wissenschaftlichen Philosophie" unter dem Haupttitel: „Das Schöne" eine Ästhetik, auf das allgemeinmenschliche und das Künstlerbewußtsein begründet, veröffentlicht hat. (Berlin 1905, Schwetschke u. Sohn; XV und 272 S. 8°.) Ein Vergleich der beiden Arbeiten ist um so ersprießlicher, als die grundlegende Bestimmung des Schönen bei beiden sehr verwandt ist. Bei der Wertung eines Objektes als schön oder häßlich kommt es nach Eleutheropulos auf das Verhältnis zwischen Form und Inhalt (Idee, Wesen des Objektes) an. Schön bedeutet, daß im Objekte eine Harmonie zwischen Form und Idee gefunden wird; das Disharmonische ist das Häßliche. Es will mir bedeutsam erscheinen, daß von Vertretern der beiden Nationen, aus denen die größten und herrlichsten Kunstschöpfungen der Menschheit hervorgegangen sind, von einem Italiener und einem Griechen, Protest gegen die rein subjektivistische Auffassung des Schönen erhoben wird, welche in der Ästhetik der Gegenwart vorherrscht und in so vielen verschwommenen, der künstlerischen Durchbildung abholden, mit bloßen Andeutungen oder Erinnerungen sich begnügenden Kunstschöpfungen ihr Gegenstück findet. Eleutheropulos geht in seinem Streben nach einer objektiven Grundlage des Schönen noch weiter als Croce: er verwirft geradezu die Ansicht, es gebe ohne Subjekt keine Schönheit; oder die Schönheit sei ein Verhältnis zwischen irgendeinem anschaulichen Inhalt und dem Subjekt. Das Schöne ist ihm als die Harmonie zwischen Form und Wesen objektiv und eben darum keiner Wandelbarkeit unterworfen. Wandelbar ist nur der Geschmack, d. h. die geistige Entwicklung des Subjekts. Und auch darin begegnet sich Eleutheropulos mit B. Croce, daß ihm die beim Erleben des Schönen auftretenden Lustgefühle nicht die Quelle der ihm zugewendeten Wertung sind, sondern nur Begleiterscheinung, unmittelbare Folge des Aktes der intuitiven Erkenntnis, in welchem ein Mensch das Verhältnis zwischen Form und Wesen unmittelbar anschaut. Auch hier freilich drängen sich manche Bedenken auf. Das Schöne unwandelbar und nur der Geschmack, d. h. das Verhältnis der Subjekte zu ihm, veränderlich? Das müßte doch genauer präzisiert werden. Auch diese Formulierung erinnert an gewisse Irrtümer einer absolutistischen Ethik, die man für überwunden halten möchte. Wie im Ethischen, so steht eben doch auch im Ästhetischen Bleibendes und Veränderliches nebeneinander. Man denke nur an die großen historischen Kunststile! Wie viel Gegensätzliches neben dem Gemeinsamen! Gegensätzliches, das nicht der Willkür der Subjekte, sondern großen historischen Wandlungen der Zeiten und Völker, Unterschieden der Lebensstimmungen, seinen Ursprung verdankt, und nicht antagonistisch zu den Schönheitsgesetzen wirkt, sondern komplementär. Auch hier habe ich das Bedenken nicht loswerden können, ob das Verhältnis des Einklangs zwischen Form und Wesen, so wichtig, so grundlegend es ohne Zweifel für viele ästhetische Wirkungen ist, vollkommen ausreiche, um alle ästhetischen Phänomene zu erklären. Trotz der Analytik der einzelnen Künste, welche Eleutheropulos in seinem induktiven Abschnitt gibt. Denn so leicht es ist zu zeigen, daß jedes Kunstwerk etwas ausdrücken will oder irgendeinen Gedanken zum Hintergrund hat, so schwer ist es zu zeigen, daß in der Kunst **nur** das Ausdrucksvolle ästhetisch wirkt. Für ganz verfehlt halte ich es, die Begriffe Erhaben, Komisch, Tragisch, als Ab- oder Unterarten des Schönen aufzufassen und mit Eleutheropulos zu sagen: Das Erhabene ist das nicht begriffene, das geahnte Schöne; das Komische das geahnte Disharmonische in einem als „schön" erscheinenden Objekte; das Tragische ist das Häßliche am Leben, welches sich als Untergang des Schönen offenbart." Das sind Nachklänge der alten spekulativen Ästhetik, von Schiller und Hegel, und ihrer Verknüpfung ästhetischer und geschichtsphilosophischer Begriffe. Man tut aber besser, die Kategorien Erhaben, Komisch, Tragisch, ebenso wie die des Niedrigen, Schwächlichen, aus der Ästhetik auszuschalten. Ob etwas erhaben, tragisch, komisch, gemein, lächerlich wirkt, hängt von Verhältnissen eines Vorgangs zum Subjekt, zum Menschen überhaupt, ab. Die Darstellung, der Ausdruck für das eine wie für das andere, kann gelungen oder mißlungen, ästhetisch wertvoll oder wertlos sein. Es gibt viel Tragik im Leben, d. h. viel Häßliches, viel Leiden, welches „durch innere Notwendigkeit" bedingt ist, jedoch gar keinen ästhetischen Eindruck hervorbringt und ebensoviel Komisches. Das Ästhetische ist ein zu diesen Erscheinungsformen des Lebens Hinzutretendes, sie Benutzendes. Als solche aber liegen sie außerhalb des Ästhetisch-Wirksamen.

Die Arbeit enthält, in einer allerdings nicht immer leicht verständlichen Form, vieles Beachtenswerte. Freilich ist auch Vieles von dem, worin der Verfasser allen bisherigen Ansichten gegenüber vollkommen original zu sein glaubt, keineswegs neu — wie dies gleich von seinem

Hauptgedanken gilt — und Vieles mehr oder weniger anfechtbar. Es ist eine ungenügende Analyse, welche an längst überwundene Stufen der Ethik und Ästhetik anknüpft, wenn der Verfasser von einem „Schönheitssinne“ des Menschen spricht und diesen charakterisiert als eine besondere Erkenntnisart der Objekte, nämlich die, welche auf das Verhältnis zwischen Form und Wesen der Objekte gerichtet ist. Dieser Schönheitssinn soll dann — ganz wie es die ältere intuitive Ethik mit dem moralischen Sinn tat — zugleich als Schönheitsgesetz, als ein ästhetisches Sollen im Menschen wirken. „Alles soll nach dem Schönheitsgesetz, d. h. nach harmonischen Verhältnissen zwischen Form und Inhalt ausgestaltet sein.“ Damit hängt eng zusammen, was Eleutheropulos über die Aufgabe der Kunst sagt. Sie ist „eine Notwendigkeit, die in sich und für sich besteht“; sie ist die „Offenbarung des Menschen als Künstler“. Ein Zweck der Kunst, etwa als Vermittlerin oder Schöpferin des ästhetischen Genusses, wird ausdrücklich abgelehnt, weil nach dem Verfasser der Genuß bei der ästhetischen Wertung nur eine Begleiterscheinung sein soll. Und so ergibt sich das Sonderbare, daß ein System der Ästhetik, welches durchaus auf dem Wertbegriff aufgebaut zu sein scheint, auf jeder Seite von Wertungsprozessen, von Wertbegriffen spricht, dem Wertbegriff seine eigentlichen psychologischen Wurzeln, nämlich die Lust- und Unlustgefühle, sorgfältig abschneidet. Eine Erscheinung, die sich übrigens in ganz analoger Weise auch bei allen ethischen Systemen findet, die ohne den Eudämonismus auskommen zu können glauben. Schönheit und Sittlichkeit werden so zur Erfüllung einer bloßen Etikette; es erscheint wie ein Abbruch an ihrer Würde für etwas gut zu sein, und wäre es auch etwas so wichtiges wie menschliches Glück. . . . Und noch in einem ist diese intuitive Ästhetik ihrer Zwillingsschwester, der intuitiven Ethik, verwandt: daß sie der technisch-praktischen Anleitung ganz entbehrt. Natürlich: die Intuition bedarf keiner Grammatik. Man hat sie entweder oder man hat sie nicht. Das gilt vom fertigen Produkt wie vom werdenden; vom Kenner und Kunstfreund wie vom Künstler. Gerade darin zeigt sich aber am deutlichsten, das unzureichende aller dieser Ideen- oder Inhaltsästhetik. Nur die Form und ihre Durchbildung kann Gegenstand einer Kunstlehre sein. Und alle wahre Ästhetik kann darum nicht mehr geben wollen, als eine künstlerische Logik. Für das, was jenseits aller dieser Dinge liegt, für den bedeutenden Menschen, gibt es freilich keine Rezepte. Niemand wird durch Logik allein zum Forscher und Entdecker, niemand durch Ästhetik zum Künstler. Aber der heute so selbstgefällig gepflegte Wahn, jeder, der irgend etwas Erlebtes oder Geschautes „ausdrücke“, und sei es noch so mangelhaft, sei darum schon aller Ehren würdig, führt nur zur Verwilderung, und es ist fast komisch zu sehen, wie diese Systeme des strengsten, objektivsten ästhetischen Imperativs im Grunde die Geschäfte des reinen Subjektivismus in der Kunst besorgen, der sich mit pathetischer Geberde unter Berufung auf das Recht der Persönlichkeit alle Kritik verbittet, und es mit gewissem Recht auch kann, weil seine Schöpfungen in Wahrheit oft unter der Kritik sind.

Eine Einseitigkeit in anderer Richtung zeigt auch ein kürzlich erschienenes Schriftchen von Ernst Subak, „Erotische Ästhetik“ (Berlin, Hofmann & Co.). Man wäre bei dem Titel versucht, an eine Untersuchung der Art und Weise zu denken, wie das Phänomen der Geschlechtsliebe in der Kunst dargestellt und verwendet wird, oder der Einwirkungen, welche die Liebesleidenschaft auf die künstlerische Produktion ausübt. Aber nichts von all dem. Die „erotische Ästhetik“ sucht die Sexualerregung und die ästhetische Erregung auf ein gemeinsames psychophysisches Prinzip zurückzuführen. Sexualwollust ist Lustgefühl, bedingt durch die Position des Gleichartigen: und ebenso empfindet das Gehirn als Organ der Anschauung, d. h. als Träger der ästhetischen Funktion, Wollust bei Position des ihm Gleichartigen. Die recht fragwürdige Tatsache, daß ein schöner menschlicher Körper und besonders ein schönes menschliches Gesicht sexuelle Begierde erregt, proportional zu ihrer ästhetischen Wertung in der reinen Anschauung, soll diese beiden getrennten Welten zusammenbinden. Lassen wir die Sexualtheorie des Verfassers (zum Teil gegen Weininger sich richtend) als nicht hierher gehörig beiseite, so läge natürlich der springende Punkt seiner Theorie in der Aufzeigung dessen, was das gefallende Kunstwerk, auf allen Gebieten, Gleichartiges zu der Konstitution des Gehirns als Anschauungsorgan habe. Würde man diesen Gedanken seiner etwas rohen physiologischen Fassung entkleiden, so würde er die Aufgabe enthalten, die Gründe der ästhetischen Wirkung darin aufzuzeigen, daß die sie auslösenden Erscheinungen unsere Tätigkeit auf eine unserer Organisation vollkommen zusagende Weise anregen. Dazu aber finden sich kaum einzelne Ansätze. Der Verfasser vermengt die Anschauungs- und die Intellektualfunktion des Gehirns und operiert mit den Kantschen Kategorien, die ihm natürlich nur eben für das Drama einige Ausbeute liefern. Je weiter eine Kunst von der direkten oder indirekten Nachbildung des Menschen absteht, um so weniger fügt sie sich dem Erklärungsprinzip, um so mehr tritt die Möglichkeit in ihrer Lustwirkung ein Sexualmoment zu erkennen, zurück und um so minderwertiger wird sie in den Augen des Verfassers. Arme Architektur! Arme Landschaftsmalerei! Die Musik wird nur durch einen Salto mortale gerettet: dieselben Proportionen,

die wir durch den Sinn der räumlichen Anschauung als schön empfinden, entzücken uns auch in der Melodie; der Unterschied liegt lediglich in der sinnlichen Vermittlung.

Es gehört viel intellektuelle Selbstgenügsamkeit dazu, um angesichts der Ergebnisse dieser „Kritik der Ästhetik" in der Vorrede sich zu dem Triumph zu bekennen: beide Kritiken (nämlich die der Sexualität und die der ästhetischen Erregung) auf gesonderten Wegen gehend, führten zum gleichen Ziel. Der Verfasser ist ein neues Opfer des in der Gegenwart verheerend um sich greifenden Sexualwahnes, der wie ein allgegenwärtiges Miasma das ganze Denken der Zeit durchdringt, auf den alles bezogen wird, der alles erklären soll, und so behandelt wird, als ob er das einzige, wenn auch versteckte Interesse der Menschheit bildete: er spukt in der Hysterie, in dem Heer der Neurosen; man sieht das Sexuelle im Traum, im Märchen, der Mythologie; es dringt in die Pädagogik, in das ganze soziale Leben — nun soll auch die Kunst nur ein maskierter Geschlechtsgenuß sein. — Heiliger Schopenhauer! wo sind deine Ruten!

Mit einem Gefühl der Erleichterung und Beruhigung kehrt man von solchen Arbeiten, welche nur allzu bereit sind Einfälle mit Erkenntnis zu verwechseln, zu einem Werke zurück, wie Volkelts Ästhetik des Tragischen, welches vor kurzem in 2. Auflage erschienen ist (München, C. H. Beck'sche Buchhandlung; 1. Auflage 1897). Hier findet sich solideste Beherrschung des ganzen Materials mit einer zur Virtuosität ausgebildeten Empfänglichkeit für alle Wandlungen der Kunst zusammen; strenge Begriffsarbeit, welche doch fast ängstlich darauf bedacht ist, den Schein zu vermeiden, nicht empirisch, sondern konstruktiv zu verfahren. Der Verfasser geht aus von einer ganz allgemein gehaltenen Definition des Tragischen. „Zum Wesen des Tragischen gehört eine große Persönlichkeit, die von einem Untergang bereitenden oder doch drohenden Leid betroffen wird." Und nun wird an der Hand eines die Literatur aller Zeiten und Völker umfassenden Materials in einer Reihe von Kapiteln gezeigt, welche Umgestaltungen und Erweiterungen dieser Grundbegriff des Tragischen erfährt, welche Momente er in sich enthält und welche von diesen Variationen für eine ästhetische Wirkung brauchbar seien. Mit Recht sagt Volkelt, daß im Vergleiche mit der vielgestaltigen Fülle der tragischen Dichtung die bisher aufgestellten Theorien des Tragischen zu eng, zu ausschließend, zu eigensinnig seien. Sein Buch tut das Mögliche, um diesem Mangel der Theorie abzuhelfen. Ja es geht in dieser Richtung sogar so weit, daß der Begriff des Tragischen als eine einheitliche ästhetische Kategorie darüber fast verschwindet. Daß dies völlig in der Richtung meiner persönlichen Anschauungen liegt, geht freilich aus früheren Bemerkungen dieser Übersicht hervor; ob es ganz im Sinne einer Ästhetik des Tragischen liegt, wenn dieselbe auch in erster Linie Psychologie des Tragischen als eines bestimmten Gefühlstypus sein will, möchte ich fast bezweifeln. Denn wenn — und diesen Eindruck dürfte der Leser gerade aus dieser zweiten Auflage des Buches mit besonderer Deutlichkeit empfangen — der alte Begriff des Tragischen sich in voller Auflösung befindet; wenn tragisch der große, willensstarke Mensch, wie der willensschwache Mensch wirken kann; wenn es eine Tragik des Handelns wie des Leidens, der Schuld wie der Unschuld, des äußeren wie des inneren Kampfes geben kann; wenn das Tragische ebensowohl in typischer wie in individuell menschlicher Form auftreten und ebenso wirken kann, ob es von immanenten oder transzendenten Mächten herbeigeführt wird — was gewiß von jeder unbefangenen Betrachtung zugestanden werden muß: dann ist dieser Begriff als ein ästhetischer Begriff, d. h. als ein Normbegriff, überhaupt ganz unbrauchbar geworden und muß fallen gelassen werden. Der Gegenstand des Dramas ist einfach das Leben selbst in der streng kausalen Verknüpfung von Schicksal und Begebenheiten, im Zusammenwirken von Gesetzmäßigkeit und Zufall; und der Wert einer dichterischen Schöpfung kann nicht darin liegen, daß sie irgendeinem vorausgesetzten Begriff vom Tragischen genüge, sondern in dem anschaulichen Reichtum, mit welchem sie ein Bild von Leben und Menschen gibt und in der Einheitlichkeit und kulminierenden Wirkung, mit welcher diese Mannigfaltigkeit geordnet und zusammengehalten wird. Die Grenzen dafür ergeben sich aus allgemeinen Gefühlsgesetzen. Auszuschließen sind das völlig Unbedeutende, Alltägliche auf der einen, das Ungeheuerliche, Nervenzerrüttende auf der anderen Seite. Und ebenso ergeben sich aus allgemeinen Gesetzen unseres Vorstellungsverlaufes die Vorschriften für die Gestaltung eines dramatischen Verlaufes. Eine Handlung, die nicht von der Stelle rückt, ermüdet; zu viel Geschehen, das nicht zur Sache gehört, verwirrt. Doch ich habe hier keine Ästhetik des Dramas zu entwerfen. Nur darauf wollte ich hinweisen, daß eine solche weder vom Begriff des Tragischen, noch von dem des Komischen aus, gewonnen werden könne. Volkelts Buch aber wird, in der neuen Auflage noch mehr als in der ersten, in der verständnisvollen Analyse zahlreicher Dichtwerke ein verständnisfördernder Wegweiser sein. Es befreit von der Enge bisheriger Theorien und es gibt gerade dadurch Anleitung auch der fortgehenden Entwicklung der Produktion mit sympathischer Erkenntnis zu folgen, weil fast keine Form dramatischen Konfliktes denkbar ist, welche mit den von ihm gegebenen Hülfsmitteln aus nicht begriffen und gedeutet werden könnte.

Professor Fr. Jodl.

Feuilleton.

Allerseelenträumereien.

Es war am Allerseelentag, als ich von einer lärmenden, schwätzenden Menschenmenge, die den Gräberbesuch Jahr für Jahr als zeitgemäße Feiertagsunterhaltung betrachtet, vom Grabe eines heißgeliebten Toten weggedrängt, in jene stillen, unbesuchten Friedhofsgänge flüchtete, in denen die Armut ihre letzte Ruhestätte findet; wo keine prunkvollen Denksteine, keine bänderreichen Kränze, keine brennenden Laternen die Schaulust der Menschen mehr anlocken können. In tiefer Einsamkeit schritt ich langsam zwischen den niederen, oft nur flüchtig aufgeworfenen Grabhügeln dahin, — als mich plötzlich ein, auf dem Boden blinkender, zuckender Lichtschein stillstehen ließ. Es war ein armes, schmales Kindergrab, in dessen lehmiger, gelbbrauner Erde, aus der einige dürre Grashalme ragten, ein kleines, brennendes Wachskerzchen steckte, — doch schon so weit heruntergebrannt, daß es nahe am Verlöschen war. Aber stets aufs neue sprang das Flämmchen empor, — wie sehnend und hoffend — um winzig klein wieder zusammenzusinken, dann aufzuzucken — hin und her — aber immer rascher und niedriger flackernd, immer schwächer sich wehrend gegen die harte, derbe Erde, die es umschloß und von der es sich nicht hinabdrücken lassen wollte, — — wie die letzten, ungleichen Atemzüge eines Sterbenden, wie sein letztes Ringen mit dem unerbittlichen Tod! — — Dies kleine Flämmchen auf der trostlos kahlen Scholle, beim nebligen Dämmerscheine des dunkelnden Herbstabends, war ein ergreifenderes Symbol des Scheidens, als alle Marmordenkmale mit den schönen Sprüchen auf den wohlgepflegten Grüften.

Scheiden, letztes Scheiden — dies größte Leid, das aller Liebe werden kann, — wo gibt es auf dieser weiten, schönen, reichen Erde nur einen einzigen Trost dafür! — Einen Trost gibt es nicht, aber ein neues Erfassen bringt es uns vom Leben und Sterben, das beide in ihrem Wert herabsetzt; das Leben in seiner Wichtigkeit, den Tod mit seinen Schrecken. Wer ein Dasein verlöschen sah, das ihm weit mehr galt als das eigene, der ist immun geworden gegen Todesfurcht. — — Und nur um diesen hohen, viel zu hohen Preis sollen wir dazu gelangen, daß die Todesgedanken uns gelassen finden? Nicht doch, der rechte Lebenskünstler weiß eine gelindere Art, dies liebe Leben nicht durch den störenden Hinblick auf die letzten Augenblicke vorzeitig zu verdüstern. Er hat es zum voraus festgestellt, am Sterben sei eigentlich nicht viel dran! Selbst hat er es noch nicht versucht und an den anderen tuts nicht weh. Das glänzendste Meisterstück solch lächelnder Polemik mit Freund Hein leistet das große Vorbild aller Lebenskünstler, einer der feinsten Welt- und Menschenkenner, hochragenden, wohlgepflegten Geistes und fühlen Gemütes: Michel de Montaigne. Fast wie ein Spott klingt es, wenn er sagt: „Der Tod ist weniger zu fürchten, als nichts, wenn es etwas gäbe, das weniger wäre, denn nichts. Ihr habt Euch weder lebend noch tot um ihn zu kümmern. Lebend weil Ihr seyd, tot, weil Ihr nicht mehr seyd. Was Ihr an Zeit hinter Euch lasset, war ebensowenig Eure, als die Zeit, welche von Eurer Geburt verfloß, und geht Euch ebensowenig an..." Aber den praktischen, ehrenfesten Mann und Würdenträger hört man heraus, wenn er die sehr zu beherzigende Lehre gibt: „Die Nützlichkeit des Lebens liegt nicht in seiner Länge, sondern in seiner Anwendung. Mancher zählt viele Jahre und hat doch kurz gelebt. Darauf seyd achtsam, so lange Ihr da seyd! Es liegt in Eurem Willen, nicht in der Anzahl der Jahre, daß Ihr hinlänglich gelebt habt . . ." Man merkt es seiner ruhigen Überlegenheit an, die all seine Auseinandersetzungen klar durchdringt, daß der Tod des Nächsten ihn nie ins Herz getroffen! — Wie anders gelangt, vom Schmerz geleitet, Wilhelm v. Humboldt zu ähnlichem Lebensresultat, da er nach dem frühen Hinscheiden seines Sohnes schreibt: „Es kommt nicht eigentlich darauf an glücklich zu leben, sondern sein Schicksal zu vollenden und alles Menschliche auf seine Weise zu erschöpfen . . ." Und nichts Menschlicheres gibt es, als das Sterben. Alle anderen Daseinsmomente: Liebe und Ruhm, Ehre und Schande, Glück und Unglück, sind von jeher auch den Göttern zugeschrieben worden, — aber sterben können und müssen immer nur die Menschen. Und daß sie es alle müssen, klingt ihnen fast wie ein Gemeinplatz, kaum erschütternd. Jeder denkt im Grunde, es gelte vorerst dem anderen; so wie jene Totentanzbilder wenig ergreifen, auf denen ein Tod einer ganzen Schar argloser Leute aufspielt. Ganz anders eindringlich aber wirkt der schaurige Reigen, in dem jedes Menschenkind von seinem Tod, unentrinnbar umklammert geführt wird; der uns ernst bedeutet, daß so wie ein Leben dem anderen nicht gleichet, so verschieden sei auch ihr Sterben. Leben kann man mit und für den Nächsten, aber den letzten Weg macht jeder für sich ganz allein! Ein altes Gemälde, das uns diese Wahrheit predigt — ein Reigen von Männern, Frauen und Kindern, einer vom anderen durch seinen Tod getrennt — schaut in einer Seitenkapelle der Lübecker Marienkirche auf uns nieder, wo mit unvergeßlicher Gewalt, der Kontrast zwischen Leben und Tod zu uns spricht: der weite, hohe Dom ist erfüllt von

glanzvoller Pracht, jeder Fuß breit Raum zeugt von stolzer Kunstfreudigkeit, von frischer Lebenstüchtigkeit gegenwärtiger und einstiger Geschlechter, denn selbst die fernste Vergangenheit ließ hier reichgesegnete, unverlöschliche Daseinsspuren zurück. Während die kleine Kapelle daneben nichts birgt, als den Totentanz an der Wand und einige dürftige, schmucklose Bänke im kahlen Raume, in den durch ein schmales Fenster ein fahles Licht eindringt, das alles so grau umsponnen erscheinen läßt, als hätte die Vergänglichkeit höchst selbst hier ihre dichtesten Schleier ausgebreitet, um immer mehr und mehr zu verhüllen, was dereinst war, — bis keiner eine Spur mehr davon entdecken mag! Und das ist das letzte, schlimmste Sterben, wenn kein Einziger des Geschiedenen mehr gedenkt, keiner von ihm zu sagen weiß!

Doch unsere Toten, die lebend noch unsere Hand gefaßt, sie leben auch noch in uns fort, sie kommen alle wieder; — nicht nur am Allerseelentag verlassen sie die Stelle, wo der Stein mit ihrem Namen liegt, den Epheu umrankt, — sie gleiten als freundliche und unfreundliche Schatten an uns vorbei und mahnen und fragen: „Weißt du noch?“ . . . und sie alle, die Liebsten, wie die Ungeliebten sie halten Zwiesprach mit den Lebenden in unverschleiert, knapper Wahrheit. Mag das Leben geheuchelt haben, der Tod ist ehrlich. Sie kommen segnend oder fluchend, tröstend oder anklagend, in Liebe oder in Haß, — sie kommen und lassen sich nicht verscheuchen.

Wohl dem, der ihr Nahen nur in Schmerz und Wehmut fühlen darf, ohne Bitterkeit und ohne Reue — — selbst der Schmerz ist ein hoher Lebensgewinn, denn nur das Herz kann viel verlieren, das einst viel besessen hat!

Darum grüßen wir in heißer Liebe unsere teueren Toten und danken ihnen auch noch für das Leid, das sie mit uns verbindet und das sie uns erhält, so lang wir atmen!

Helene Bettelheim-Gabillon.

*

Burgtheater.

(Donnerstag, 8. Oktober: Die Liebe wacht, Lustspiel in 4 Akten von G. A. de Caillavet und Robert de Flers. Regie: Herr Brandt. — Die Urlaubsfrage.)

So lang ich das Burgtheater kenne, erinnere ich mich keines so trägen Jahres, als dieses Jubeljahr 1908 gewesen ist, das uns vom 2. Mai bis zum 8. Oktober nicht eine Novität beschert hat. Von dem Reichtum der verflossenen Spielzeit hat das Burgtheater fast ein halbes Jahr gelebt; so schwache, um nicht zu sagen schlechte Stücke, wie die „Anna Karenina“ und die „Puppenschule“ sind Kassenstücke geworden, und man wird künftig nicht mehr sagen dürfen, daß Wien kein Theaterpublikum hat. Geschehen ist weiter nichts als die Neueinstudierung zweier älterer französischer Lustspiele, die man entweder niemals vom Repertoire hätte verschwinden lassen oder nicht gerade zu einer Zeit wieder aufnehmen sollen, wo man für die weiblichen Hauptrollen nicht die geeigneten Persönlichkeiten hatte und eigentlich nur den Nachweis liefern konnte, daß für einen guten Teil ihrer Rollen Frau Gabillon immer noch nicht ersetzt sei. Und eine ähnliche Erfahrung haben wir eigentlich auch mit dem neuesten französischen Lustspiel gemacht, das endlich den Novitätenreigen eröffnet hat.

Dieses Lustspiel kommt zwar aus der Comédie française und präsentiert sich in den vornehmsten Allüren. Es ist aber doch nichts weiter als ein lustiger Schwank. Es behandelt das Thema der Francillon, der betrogenen Frau, die gleiches mit gleichem vergelten will. Aber es behandelt den Fall in einer so leichten Weise, daß man keinen Augenblick daran denkt, es könne wirklich ernst werden. Jacqueline zeigt nicht bloß allen ihren Verwandten und Bekannten an, daß sie heute abends um 8 Uhr sich wird verführen lassen; sie wählt auch den dümmsten der dummen Jungen, der als Liebhaber und als Verführer gleich unmöglich ist, zu ihrem Partner. Es ist also ein bloßes Spielen mit dem Feuer, und im letzten Grunde steckt gar nichts dahinter. Die Charaktere sind von verschiedenen Seiten zusammengebettelt; neben einer Marquise, die aus der „Welt, in der man sich langweilt“ stammt, finden wir einen unausstehlichen Gelehrten, der zu seinem Schaden an Tesmann erinnert und wie dieser zuletzt auch eine treue Seele an seiner Seite hat, eigentlich aber doch von dem dummen August im Zirkus abstammt, gleich dem er alle Stühle umwirft. Auch die wilde, in ihren Mann närrisch verliebte Jacqueline und ihr ungeniert treuloser Graf sind ausgeklügelt und gewinnen kein rechtes Leben. Dagegen muß den Verfassern eine starke Dosis der heute so seltenen vis comica zugestanden werden; mit einer wahren Virtuosität verstehen sie jede Situation auszunützen und ins Komische zu wenden. Auch der Dialog ist ganz auf den Effekt berechnet und dient nur den Verfassern als Sprachrohr, wenn z. B. Jacqueline sagt: „Vergib du mir, daß du mich hintergangen hast!“ So flau wie das ästhetische ist auch das moralische Gewissen der französischen Autoren. Es steht durchaus auf dem Niveau der französischen Schwänke, die das Repertoire der Josefstadt beleben: ein Ehebruch, bei Männern wenigstens, macht nichts, man darf sich dabei nur nicht erwischen lassen! ein untreuer Gatte ist noch immer besser als ein langweiliger Liebhaber! usw.

Das Burgtheater hat mit Recht den Spaß aus dem Stück herausgenommen und die Anwandlungen, die Konflikte ernst zu nehmen, einfach fallen gelassen. Außer den komischen Situationen und Dialogwendungen enthält das

Stück dankbare Rollen, aber nicht für moderne Menschendarsteller, sondern für Konversationsschauspieler alten Stiles. Diese sind im Burgtheater heute so gut wie ausgestorben und daher kommt es auch, daß sich kaum für eine einzige Rolle des französischen Stückes im Burgtheater sofort die entsprechende Persönlichkeit meldet. Am meisten deckt sich noch Frau Retty mit dem französischen Wildfang und der rachsüchtigen kleinen Frau, die man ja beide nicht zu ernst nehmen darf. Schon Herr Treßler aber kommt bei dem löblichen Bestreben, der ganz in der Luft schwebenden Figur des Historikers körperliche Umrisse zu geben, dem dummen August zu nahe. Am schmerzlichsten fühlt man wohl im Fach des Bonvivant den Unterschied der Zeiten. Herrn Walter mit seinen knabenhaften Zügen und seinen kindlich unfertigen Bewegungen hätte sich vor 20 Jahren niemand als Schwerenöter gefallen lassen, so begabt er sonstwie sein mag.

Dieser Herr Walter, der auf ein Jahr für den beurlaubten Herrn Korff eingesprungen ist, erinnert uns aber an eine andere Frage, die in unseren beiden Hoftheatern längst über die Bedeutung einer bloßen Personalfrage hinausgewachsen ist und einen geradezu verderblichen Einfluß auszuüben droht: nämlich die Urlaubsfrage. Sie ist in diesen Sommerferien neuerdings akut worden durch ein Gesuch des Herrn Kainz, der seinen vertragsmäßigen sechswöchentlichen Urlaub in einen dreimonatlichen umwandeln wollte und seinen Willen auch wirklich durchgesetzt hat. Ja, es war sogar von einer Kainzkrise die Rede; und ein fertiger Kritiker glaubte der Sache am besten zu dienen, wenn er in der Maske des enthusiastischen Zuschauers aus dem Parterre herauf aut Kainz — aut Schlenther! rief. Dafür waren freilich weder die äußeren, noch die inneren Bedingungen gegeben; und man kann dem Direktor des Burgtheaters nur den einen Vorwurf machen, daß er sich dem Verlangen des Künstlers nicht mit aller Entschiedenheit widersetzt hat. Das wäre um so notwendiger gewesen, als er ja noch gar keinen Plan für seinen Winterfeldzug entworfen hatte, also auch nicht wissen konnte, ob er seine erste Kraft auf dem Höhepunkt des Spieljahres überhaupt würde entbehren können.

An unseren Hoftheatern herrschen in der Tat unhaltbare Zustände. Heute ist der eine, morgen der andere nicht zu Hause. Wird heute ein Stück mit Beifall aufgeführt, so geht 14 Tage später der Protagonist auf Reisen und der Erfolg des Stückes ist entweder beschädigt oder ganz abgeschnitten. Im Februar kann das Stück nicht gegeben oder probiert werden, weil der eine, und im März kann es nicht gegeben und probiert werden, weil der andere auf Urlaub geht; es wird also auf die nächste Saison verschoben. Nicht selten liest man, daß unsere Hofschauspieler oder Hofopernsänger die Zeit ihres Urlaubes so wacker ausgenützt haben, daß sie entweder auswärts erkrankt oder krank zurückgekehrt sind, worauf dann die Hoftheaterbehörden den nötigen Erholungsurlaub in Gnaden zu bewilligen haben. In der Regel aber ruht sich der Künstler nach seiner Heimkehr von den Strapazen des Urlaubes aus. Nachdem man das alles als unvermeidlich hingenommen hat, scheint sich nun bei einigen Herren die Gewohnheit herauszubilden, den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit für kürzere oder längere Zeit überhaupt nach auswärts zu verlegen. In Wien behalten sie ihre Jahreswohnung; unter den Wienern, bei denen es für ihre Lieblinge kaum eine Altersgrenze gibt, werden sie ihre Jubeljahre verbringen; Wien wird, wenn es ja einmal dazu kommen sollte, für die Pension sorgen.

Nur ungern sehen seine und die Freunde des Burgtheaters Herrn Kainz auf diesen Bahnen. Er ist eine so feste Säule des neuen Burgtheaters, daß man sich dieses ohne ihn gar nicht denken kann. Aber auch für ihn selber mag uns bange werden. Die Zeit, wo er sein ganzes großes Repertoire ohne Souffleur herabgespielt hat, liegt ja nun schon weit hinter ihm; sein Kopf und seine Nerven bedürfen wie seine Kunst der gleichmäßigen An- und Abspannung, der ruhigen Tätigkeit. Freilich, Herr Kainz ist ein Mann für sich! einer, der seinesgleichen sucht! Nun aber hat es im vorigen Jahre auch Herrn Korff gefallen, sich für ein Jahr vom Burgtheater beurlauben zu lassen. Herr Korff ist ein eleganter Schauspieler, der junge Lebemänner, die einen Stich ins Blasierte haben, vortrefflich darstellt; der aber in dem, was darüber hinaus liegt, bis in die Mittelmäßigkeit, ja noch darunter, herabsinkt. Mit dem Monokel, den schiefen Mundwinkeln und den Manschetten ist auch ein Teil seiner Kunst weg; in Ganghofers „Sommernacht" hat er, auf einen schwierigen Posten gestellt, in einer Weise versagt, die man ihm doch nicht zugetraut hätte. Und dieser Herr, der sich vorläufig erst noch für die Ehre bedanken müßte, dem Burgtheater anzugehören, dem er teuer genug zu stehen gekommen ist, fängt auch schon an, den Unentbehrlichen zu spielen! Es wäre doch gut, wenn diese Herren einmal in der Theatergeschichte Rundschau hielten, was aus denen geworden ist, die dem Burgtheater den Sack oder besser gesagt den Sessel vor die Füße geworfen haben? Die Namen Kathi Frank, Agathe Barsescu, Adele Sandrock sagen genug. Leider sind die „guten Freunde" und die Zeitungen in Wien nur allzu bereit, in solchen Krisen für ihre Lieblinge Partei zu nehmen; zum Schaden nicht bloß des Institutes, sondern oft genug auch zum Verderben der Künstler selbst. So ist dem Burgtheater ein Talent wie die Sandrock verloren gegangen, die noch heute eine Lücke im

Repertoire offen gelassen hat; und daß sie sich selber durch ihren Abgang aus dem Burgtheater genützt hätte, werden auch ihre besten Freunde nicht den Mut haben zu behaupten.

Den Direktionen unserer Hoftheater stehen diesem Übelstand gegenüber zwei Mittel zu Gebote. Das eine ist materieller Natur und besteht einfach darin, daß man ein Mitglied, das ausheimisch ist, eben auch als Gast betrachtet, für bestimmte Rollen und Zeiten engagiert und einfach nach den Abenden bezahlt, ohne Ansprüche auf eine fixe Gage und auf die Pension. Ich glaube, daß Fräulein Kurz dem Operntheater nicht viel teurer zu stehen käme, wenn man ihr für den Abend das gleiche bezahlte, was sie auf unserem Kontinent irgendwo anders erhält; sie würde dann vielleicht sogar noch öfter bei uns singen als bisher. Auf diesem Wege würde aber auch am leichtesten dem Veteranenwesen gesteuert, unter dem das Burgtheater eine zeitlang zweifellos schwer gelitten hat. Den Mitgliedern gegenüber, die sich in ihren guten Tagen die Freiheit der Bewegung sichern, darf sich das Burgtheater umgekehrt in den alten Tagen die Freiheit vorbehalten, die sogar mit höheren Spielhonoraren nicht zu teuer bezahlt würde. Andere Zeiten, andere Lieder! und vielleicht werden die Künstler selber gern zu dem alten Liede zurückkehren. Das zweite Mittel aber besteht darin, daß man für die Urlauber jedes Rollenmonopol aufhebt und sich das Recht vorbehält, die Rollen nicht bloß während der Abwesenheit des Künstlers, sondern auch nach seiner Rückkehr abwechslungsweise von anderen spielen zu lassen. Das ist von zwei Seiten im Interesse des Institutes; es werden dadurch die Störungen im Gang des Repertoirs beseitigt und es wird jüngeren Kräften Gelegenheit geboten, in die Fußtapfen ihrer Vorgänger zu treten. Bei manchem Vordermann, dem der Hintermann über den Kopf zu wachsen beginnt, wird die Lust und Liebe zu den Gastspielen merklich abnehmen, wenn er zu Hause etwas einzubüßen die Gefahr läuft; denn es gehen ja nicht bloß solche auf Reisen, die innerhalb und außerhalb des Burgtheaters nicht ihres gleichen haben. Und sogar bei diesen wenigen oder diesem Einzigen würde das Burgtheater das Interesse nicht abstumpfen oder zersplittern, wenn ab und zu einmal eine Kainzrolle von Herrn Treßler gespielt würde. Neben manchen Nachteilen hat das Alternieren doch auch viele Vorteile; man weiß dann wenigstens, wer dem Theater unentbehrlich ist und wer nicht und wem man auf Wunsch auch einen lebenslänglichen Urlaub erteilen kann. In jedem Falle aber müssen die Interessen des Institutes über denen der einzelnen Kräfte stehen, selbst wenn sie einzige sind. Denn auch der größte Schauspieler ist für sich allein gar nichts; und auch wenn er alle Rollen in einem Stücke spielen könnte, kann er sie doch nicht gleichzeitig spielen. Daraus folgt, daß Herr Kainz das Burgtheater so notwendig hat wie dieses ihn.

J. Minor.

Rundschau.

8. Oktober. Die österreichische und die ungarische Delegation halten in Budapest ihre Eröffnungssitzungen ab. Zum Präsidenten der österreichischen Delegation wird Minister a. D. Dr. v. Madeyski gewählt. Das gemeinsame Budget weist ein Gesamterfordernis von *K* 443,828.551 auf. Der Monarch empfängt die Delegierten in der Ofner Burg und hält die Thronrede. Diese verweist auf die Notwendigkeit, für Bosnien und die Herzegowina eine unzweideutige Rechtsstellung zu schaffen, da die Bevölkerung nunmehr zur Mitwirkung an den Landesangelegenheiten herangezogen werden soll, stellt jede Absicht territorialer Erwerbungen über den jetzigen Besitz hinaus in Abrede und betont die Friedensabsichten der Mächte und der Monarchie. — Infolge der Kriegsdrohungen Serbiens werden verschiedene wichtige Objekte im österreichisch-ungarischen Grenzgebiet, wie Brücken und Tunnels militärisch besetzt. — Im Ausschuß für Äußeres der österreichischen Delegation erstattet Minister Baron Aehrenthal sein Exposé. — Große Demonstrationen gegen Österreich-Ungarn in Belgrad. — Der Fürst von Montenegro erläßt ein Manifest an sein Volk, in welchem er seinem Schmerz über die Annexion von Bosnien Ausdruck gibt. — In Konstantinopel und einigen anderen türkischen Städten wird zum Boykott österreichischer Waren aufgefordert.

9. Im böhmischen Landtag bringt die Regierung Vorlagen, betreffend die Wahlreform und die Einsetzung eines permanenten Ausgleichsausschusses, ein. — Die österreichisch-ungarischen Donaumonitore ankern vor Peterwardein. — Der Wiener serbische Gesandte legt im Ministerium des Äußern Verwahrung gegen die Annexion Bosniens ein, die jedoch nicht angenommen wird. — Im Ministerium für öffentliche Arbeiten findet eine Enquete über das Elektrizitätswesen statt. — Der Wiener Gemeinderat sendet anläßlich der Annexion Bosniens ein Huldigungstelegramm an den Kaiser.

10. Die serbische Skupschtina tritt zu einer außerordentlichen Session zusammen; sie spricht sich in geheimer Sitzung mit 93 gegen 66 Stimmen gegen einen Krieg mi Österreich-Ungarn aus. — Der Ausschuß für Äußeres der österreichischen Delegation gibt in einer Erklärung seine Zustimmung zur Annexion Bosniens. Baron Aehrenthal hält eine Rede, in der er alle mit der Annexion in Zusammenhang stehenden Fragen berührt. Das Gesamtbudget des Ministeriums des Äußern wird angenommen.

11. Enthüllung eines Kaiser-Denkmals in Wr.-Neustadt. — Kongreß der österreichischen Advokaturs- und Notariatsbeamten in Wien. — Österreichischer Antialkoholikertag in Wien. — In Belgrad und Konstantinopel finden Demonstrationen gegen Österreich-Ungarn statt.

12. Der Kaiser empfängt in Budapest eine kroatische Deputation aus Bosnien unter Führung des Sarajewoer Vizebürgermeisters Dr. Mandic. — In Budapest wird ein Denkmal für Kronprinz Rudolf enthüllt. — Österreichischer Advokatentag in Wien. — Die serbische Skupschtina faßt eine Resolution über die Annexion Bosniens und spricht der Regierung ihr Vertrauen aus. — Der Ausschuß für Äußeres der ungarischen Delegation nimmt nach einer eingehenden Rede des Ministers Baron Aehrenthal das Budget an. — Internationaler Straßenbaukongreß in Paris.

13. Botschafter Markgraf Pallavicini spricht wegen des anti-österreichischen Baykotts bei der Pforte vor. —

Erzherzog Eugen wird zum Generaltruppeninspektor ernannt. — In der Türkei beginnt ein Auslade-Boykott gegen die Schiffe des Österreichischen Lloyds.

14. Im böhmischen Landtag setzen die Deutschen die Obstruktion fort. — In Belgrad finden neuerlich Demonstrationen gegen Österreich statt. — Die montenegrinische Skupschtina votiert der Regierung das volle Vertrauen, die bedrohten Interessen des montenegrinischen Volkes zu wahren. — Professor August Steinermayer (geb. 1854) in Brünn †. — Internationale Konferenz zur Revision der Berner Konvention zum Schutze der Werke der Literatur und Kunst in Berlin.

*

Politische Übersicht. Noch stehen wir sehr weit von einer Klärung der internationalen Situation und noch immer ist die Gefahr eines kriegerischen Konfliktes nicht beseitigt. Aber die ersten Anzeichen einer ganz leichten détente machen sich doch schon fühlbar. Vor allem in dem Verhältnisse zwischen der Türkei und Bulgarien. Auf beiden Seiten scheint die friedliche Strömung doch allmählich zu erstarken und sie könnte gewiß die Oberhand gewinnen, wenn sich nicht von außen wieder aufreizende Einflüsse geltend machen. Leider war die Annäherung, welche sich allmählich zwischen Österreich-Ungarn und der Türkei vorbereitete, fürs erste nicht von Dauer, obwohl es gerade im Interesse der Türkei gelegen wäre, sich direkt mit Österreich-Ungarn auseinanderzusetzen. Ehe das Programm publik geworden war, welches England und Rußland einer Konferenz der Signatarmächte vorzulegen gedenken, konnte die Türkei wohl hoffen, daß ihre Interessen dortselbst die beste Wahrung finden würden. Man hätte glauben sollen, daß dieser Glaube nun zumindest stark erschüttert ist. Drohend steigt das Gespenst von Opfern und Entschädigungen auf, welche nicht etwa der Türkei geleistet werden, sondern vielmehr diese selbst bringen soll. Denn Iswolsky und Grey scheinen dafür zu halten, daß Serbien und Montenegro durch die Annexion weit mehr geschädigt seien als die Türkei selbst.

Schon in dieser Auffassung und in der Zusicherung von Kompensationen liegt ein Wechsel auf das Sandschak von Novibazar, den Serbien und Montenegro der Konferenz zur Honorierung vorlegen würden. Die von uns vorausgesehene Annäherung dieser beiden Länder hat sich in fliegender Eile vollzogen und zwingt die Türkei zu geändertem Verhalten. Es hätte wohl das Vertrauen der Pforte in die Aufrichtigkeit der englisch-russischen Freundschaftsbeteuerungen einigermaßen ins Wanken bringen sollen, als das Wohlwollen Englands und insbesondere Rußlands für die serbisch-montenegrinischen Expansionsbestrebungen zutage trat.

So stand zu hoffen, daß sich die Türkei nun um so leichter direkt mit Österreich-Ungarn verständigen werde. England wollte dies nicht zugeben. Es benutzte seinen mächtigen Einfluß am goldenen Horn, um die Verhandlungen zwischen der Pforte und der Monarchie zu stören und die angebahnte Verständigung zu verhindern, oder ihr wenigstens Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Hierdurch ist, trotz aller offizieller Versicherungen des englischen Kabinetts ein neuer Faktor der Beunruhigung entstanden, welcher aber vorläufig noch lange nicht so ernste Konfliktsgefahren in sich birgt wie die Vorgänge in Serbien und Montenegro. Diese beiden Staaten haben in den letzten zwei Wochen sich in Gehässigkeit und Feindseligkeit gegen Österreich-Ungarn übertroffen. Es fanden Kundgebungen statt, zu deren ungeahndeten Duldung es einer Langmut bedurfte, wie sie neben der Monarchie nicht bald eine andere Großmacht bekundet hätte. Besonders die Reden des serbischen Kronprinzen müssen als ein Unikum in dieser Beziehung angesehen werden — sie sind auf einen Ton gestimmt, wie er gewissenlosen, professionellen Hetzrednern eigen ist — der aber bis nun bei Thronerben nicht üblich war. Dieser impulsive junge Herr, befindet sich — während diese Zeilen zum Druck gelangen — auf einer Reise nach Petersburg, woselbst er offenbar auf eine Unterstützung seiner gegen Österreich gerichteten Bestrebungen hofft.

Sonderbar muß es uns anmuten, daß auch die in Serbien lebenden Italiener ein Freiwilligenkorps zum Kampfe gegen Österreich bildeten: ein Beweis dafür, wessen wir uns seitens unseres Verbündeten zu versehen hätten, wenn nicht die loyale Haltung Tittonis und die kräftige Hand der Regierung die Volksstimmung im eigenen Land niederzuhalten wüßte. Wohin die Dinge in Serbien noch treiben werden, kann niemand voraussehen. Vorläufig spielt sich ein kaum mehr geheim gehaltener Kampf zwischen dem kriegslustigen Kronprinzen und seinem etwas bedächtigeren Vater ab, und die für Mazedonien bestimmt gewesenen Banden werden für einen Einfall in Bosnien ausgerüstet.

Indessen bemüht sich Milovanović Europa von dem schreienden Unrecht zu überzeugen, welches die Monarchie begangen hat, indem sie durch die Annexion einen Riegel gegen die großserbischen Aspirationen vorschob. Der serbische Minister des Äußern läßt in ziemlich deutlicher Weise durchblicken, daß die Kriegsgefahr erst dann beseitigt sein wird, wenn die Serben eine Genugtuung für ihr verletztes Nationalgefühl erhalten haben werden. So reifen die Früchte der von uns jahrelang gering geschätzten großserbischen Propaganda. Mit großer Genugtuung können die wenigen Personen, welche nicht in den Fehler der Bagatellisierung dieser Bewegung verfallen sind, auf den Ausspruch des Erzherzogs Franz Ferdinand hinweisen, welcher erklärte, jetz erst sehe man, wie recht jene hatten, welche seit Jahr und Tag auf die großserbische Gefahr aufmerksam machten.

* * *

Während das Ausland ganz unter dem Eindrucke der internationalen Vorgänge steht, während selbst in Serbien der traditionelle Parteihaß verstummt, bietet unser, von den Ereignissen doch am nächsten berührtes Vaterland, das traurige Schauspiel selbst in diesem ernsten Augenblicke seine Zerfahrenheit nicht meistern zu können.

Wenn Baron Beck sich trotz eines diesbezüglichen Antrages des Statthalters Grafen Coudenhove lange Zeit nicht dazu entschließen konnte, den böhmischen Landtag zu vertagen, so scheint er eben von der Erwartung ausgegangen zu sein, daß die heimischen Gegensätze für die Dauer eines drohenden auswärtigen Konfliktes etwas von ihrer Schärfe einbüßen würden. Baron Beck hat sich getäuscht und unsere großen Parteien haben nicht einmal jenes primitive Gebot des politischen Taktes und Anstandes befolgt, wonach ein Staat, der in eine heikle auswärtige Situation geraten ist, alles aufbieten soll, um nach außen das Bild der Einigkeit oder wenigstens nicht der Plan- und Kopflosigkeit zu geben. Statt dessen wird gerade jetzt leichtfertigerweise eine Ministerkrise provoziert, wird die nationale Hetze neu entfacht und es kommt zu unwürdigen Szenen im Landtag und zu erregten Straßendemonstrationen in Prag. Die breite Öffentlichkeit scheint nicht zu fühlen, wie sehr wir uns hierdurch vor den Augen des Auslandes herabsetzen und wie sehr wir Grund haben, vor Scham über die gegenwärtigen innerpolitischen Vorgänge zu erröten.

Patriotismus und Gemeinsamkeitsgefühl! Indem Baron Beck damit ein wenig zu rechnen schien, hat er leider einen Trugschluß begangen und durch die verspätete Vertagung des böhmischen Landtages die Situation nur noch verschärft.

So befinden wir uns im allerungeeignetsten Augenblicke mitten in einer Krise, die — ob sie nun akut oder schleppend verlauft, ob Fiedler und Prašek ihre Ministerfauteuils früher oder später den schon drängenden Hintermännern räumen — auch das Parlament und mehr als dies — den Parlamentarismus überhaupt, zu erfassen droht. Fast wäre dies noch ein geringeres Übel als wenn weiter an dem Systeme festgehalten werden sollte, eine immerhin problematische Arbeitsfähigkeit des Parlaments durch Preisgabe jedweder staatlichen Autorität, durch Untergrabung der Stellung der Verwaltungsbehörden, und um den Preis ernstester Gefährdung der Staatsfinanzen zu erkaufen.

Wiederum werden Vorlagen angekündigt, welche für das Parlament die Wirkung von Kampferinjektionen haben sollen und dabei — hunderte von Millionen kosten werden. So taucht ein neues Kanalprojekt auf, welches nur um die Kleinigkeit von 250 Millionen höher veranschlagt ist, als Körbers Wasserstraßenvorlage. Und dies obwohl die technischen wie die wirtschaftlichen Kreise dem Kanalbau nunmehr recht skeptisch gegenüberstehen, und obwohl es erwiesen ist, daß die in ungleich kürzerer Zeit mögliche Legung eines dritten und vierten Nordbahngeleises bei einem Kostenaufwande von höchstens 70 Millionen dem Verkehre mehr Vorteile brächte und die Beförderung weit größerer Gütermengen ermöglichen würde, als dies auf dem Donau-Oder-Kanal der Fall wäre.

So muß die Regierung zur Kaptivierung von Abgeordneten und Parteien zu Mitteln greifen, die ihr ein immer größeres Maß von Verantwortung auferlegen — eine Verantwortung die schließlich weder sie noch ihre Nachfolgerin wird tragen können. — Immer mehr hat es den Anschein, als dränge alles wieder einer § 14 Ära zu, die schließlich ein weit geringeres Übel als die Fortdauer des gegenwärtigen Zustandes wäre, und bei zielbewußter Ausnützung sogar den Beginn des Heilungsprozesses einteilen könnte.

Leopold Freiherr v. Chlumecky.

*

Aus der Hofoper. „Josef und seine Brüder" von Mehul ist von Direktor Weingartner mit Delikatesse und fein empfindender künstlerischer Hand aufgefrischt worden. Um die Rezitative, ihre Herkunft und ihre Echtheit hat es einen kleinen Streit gegeben, nicht zuletzt verursacht durch eine romanhaft anmutende Erzählung Weingartners selber. Ich denke, der Streit erledigt sich von selber am besten durch die unleugbare Tatsache, daß diese Rezitative sehr wirksam sind und das Gefühl, einem uns innerlich fremd gewordenen Werk gegenüber zu stehen, mildern helfen. Ganz tilgen läßt sich nun freilich dieses Gefühl nicht. Bei dem Franzosen nicht, aber auch nicht bei unserem deutschen, guten, braven lieben Lortzing, von dem man einige Zeit vorher den „Wildschütz" wieder nach langer Pause in einer Neueinstudierung zu hören bekam. Der Eindruck war platt und einfach Langeweile. Doch es hieße das Wesentliche der Erscheinung verkennen, wollte man die Ursache im Werk allein und nicht ganz besonders in der vielfach verfehlten Aufführung erblicken. Doch da wären wir zu einem Hauptpunkt der Diskussion gelangt. Das künstlerische Personal der Hofoper sei, so sagt man, von Direktor Mahler in einem so desolaten Zustand seinem Nachfolger hinterlassen worden, daß man billig von diesem nicht Unmögliches, d. h. nichts, was über die gegebenen Kräfte hinausginge, verlangen dürfte. Es genügt wohl die Bemerkung, daß man mit der Behauptung der desolaten Zustände Mahler vielleicht schaden, sicherlich aber Herrn v. Weingartner auf keine Weise nutzen kann. Denn so viele Lücken es im Ensemble auch wirklich gibt, noch immer steht es turmhoch über dem der

allermeisten deutschen Opernbühnen, die großen Hofbühnen nicht ausgenommen. Kommt man auch dort nicht vom Fleck, weil dieses oder jenes Fach nach neuen Vertretern verlangt? Und ist nicht auch in der Wiener Hofoper trotz dieser desolaten Verhältnisse ganz Außerordentliches geleistet worden von Mahler, aber auch von Herrn Weingartner selber? Der neuinszenierte „Siegfried" ist hoffentlich ein Beweis dafür. Hier, gerade hier sind wir in Wahrheit beim springenden Punkt der ganzen Frage, nämlich, daß es vor allem gilt die vorhandenen Kräfte — und es sind ihrer noch reichlich vorhanden — weise zu nutzen. Wo man nicht durch die künstlerische Macht der Aufführung selber jeden Widerstand besiegen kann, lasse man lieber die Hände vom Werk.

Viele werden mit mir der Meinung sein, daß „Djamileh" in der Hofoper besser besetzt werden könnte, als es letzthin bei der Neueinstudierung der Fall gewesen ist. Doch sei dem wie immer; vielleicht ist die Direktion mit ihrer Besetzung im Recht. Dann um so schlimmer für sie, denn dann hätte „Djamileh" überhaupt nicht aufgeführt werden dürfen. Im übrigen haben dieser Aufführung nicht einmal die solistischen Kräfte, sondern die musikalische Leitung des von Herrn Weingartner nach Wien berufenen Kapellmeisters Reichenberger am meisten Abbruch getan. Es fällt mir nicht ein, nach diesem einen fehlgeschlagenen Versuch die Wirksamkeit und Fähigkeit eines Dirigenten zu beurteilen. Wenn man aber gar so genau die Verantwortlichkeit für vermeintliche oder wirkliche Sünden feststellt, so wolle man gefälligst nicht übersehen, daß die Verantwortung für „Djamileh" Herr Reichenberger und für Herrn Reichenberger Direktor v. Weingartner trägt. „Djamileh" bleibt ohne jede Wirkung, wenn dieses entzückende Werk nicht aufs feinste herausgearbeitet wird. Noch mehr gilt dies für solche Opern, für die wir nur mehr ein sehr abgeleitetes Empfinden haben. Was nutzt uns alle Anerkennung, alles Verständnis für die unleugbaren Reize einer Lortzingschen Partitur oder einer der älteren französischen Spielopern? Wir können ihre Schönheit nicht mehr miterleben im wahrhaftigsten Sinne des Wortes, und darum steht zu fürchten, daß all die Wiederbelebungsversuche erfolglos bleiben, selbst wenn sie von vornherein mit tauglicheren Mitteln unternommen werden, als es bisher mitunter geschehen ist. Der von Weingartner selber geleitete „Fra Diavolo" war vortrefflich, nach wenigen Aufführungen ist er verschwunden. Ein gleiches wird wohl bei „Josef" der Fall sein, obwohl auch diese Aufführung zu den allerbesten gehört. Es ehrt Herrn Direktor Weingartner, daß er immer wieder den lobenswerten und notwendigen Versuch macht, solche Werke vor gänzlicher Vergessenheit zu schützen. Nur kann sich unmöglich die Aufgabe unserer Hofoper, die noch immer trotz der desolaten künstlerischen Verhältnisse die erste Opernbühne der Welt ist, darin erschöpfen. Und es gewinnt fast den Anschein, als ob Direktor Weingartner das nicht nur aus den Gründen der angeblichen und der wirklichen künstlerischen Verhältnisse einer Hofoper tut, sondern, daß er es geradezu für seine Pflicht hält, die Wiener wieder zum guten alten Geschmack unserer Väter und Großväter zu erziehen. Man kann es nicht oft genug sagen: Aufgabe und Pflicht des künstlerischen Leiters einer großen Bühne ist es, dem Publikum Kunst und gar nichts, was dem guten Geschmack widerstreitet, zu bieten. Doch es heißt sich gegen diese oberste Pflicht vergehen, wenn man dem Publikum seine eigene persönliche Geschmacksrichtung aufdrängen will. Der Künstler Weingartner hat ein Recht darauf, daß man seinen persönlichen Geschmack respektiere und wenn man selber noch so weit von diesem Geschmack entfernt sei, ein Recht darauf, daß man die jeweilige Geschmacksrichtung des Künstlers in einer interessanten Entwicklung seiner künstlerischen Persönlichkeit begründet findet. Doch gerade diese Seite des Künstlers Weingartner darf mit der künstlerischen Leitung der Hofoper nichts zu tun haben. Ein Blick auf den Probezettel belehrt uns in welch verhängnisvolle Richtung man jetzt in der Hofoper steuert. Neu einstudiert wird die Regimentstochter, die Opernprobe, aber auch Romeo und Julie, Hamlet u. dgl. m. Sollen wir wirklich zu diesem Geschmack, der uns auch noch die französische Souper-Oper (kalt nach dem Essen zu genießen) bringt, erzogen werden? Das scheitert hoffentlich schon an den „desolaten künstlerischen Verhältnissen". Dr. D. J. Bach.

*

Wiener Theater. In dem Augenblicke, wo diese Zeilen sich unter der Presse befinden, erhält Wien zwei neue Theaterunternehmungen: das Johann Strauß-Theater, das zu den sechs Bühnen, die jetzt die Operette pflegen, als siebente tritt, und die Neue Wiener Bühne, die sich anschickt, aus dem Hause der Danzerschen Erben die Operette und das Variété durch intime dramatische Literatur zu verdrängen. Die Furcht vor der drohenden Konkurrenz gibt sich schon jetzt in einem erhöhten Arbeitseifer kund, der uns binnen Wochenfrist gleich mit zwei Operettenpremieren beglückte. Und diese zwei Operettenpremieren gingen nicht etwa von zwei Konkurrenzunternehmungen aus, sondern von einer einzigen Direktion, die allerdings über zwei Bühnen gebietet.

Am ruhigsten arbeitet derzeit das Deutsche Volkstheater. Zielbewußt baut es seinen Spielplan aus und es bereitet seine Erstaufführungen mit einer künstlerischen Sorgfalt vor, die an sich schon eine erfreuliche Erscheinung ist.

Kommt sie nun einem so feinen Stücke, wie der Komödie „Vater“ von Albert Guinon zugute, dann darf man von einem wirklichen theatralischen Vergnügen reden. Acht Tage vorher brachte das Deutsche Volkstheater vier neue Einakter, von denen die mittleren zwei am meisten gefielen. Der eine — „Der Kuß“, ein Akt von Ludwig Huna — erzählt eine belustigende Polizeistuben-Anekdote, deren Hauptwitz in der überraschenden Schlußpointe liegt und der andere — „Die Silberfische“, Satire von Benière (deutsch von S. Lautenburg) — nimmt sich mit dem Freimut eines Courtelines die Praxis jener Advokaten aufs Korn, die einen glücklich erhaschten Prozeß nicht ans Ende kommen lassen, um sich eine stete Einnahmsquelle zu sichern. Über beide Stücke wurde viel und herzlich gelacht, besonders über das zweite. Dagegen verpuffte das in elegischem Flüsterton hingehauchte Eröffnungsstück — „Das Nachtmahl der Kardinäle“, dramatische Dichtung von Julius Dantas (deutsch von Luise Ey) — wirkungslos im Geräusch der zu spät Kommenden, während das Schlußstück — „Liebesquartett“, ein Akt gemütsvoller Hausmusik von Leo Lenz — sich als eine allzu derbe und geschmacklose Pikanterie erwies, die sich vom Kabarett auf die Bühne des Deutschen Volkstheaters verirrt hat. Gespielt aber wurden alle vier Stücke gleich vorzüglich, so daß man sich immerhin an der Darstellung schadlos halten konnte.

In der Tat: „Die Darstellung der modernen Dramatik gibt, dank einem vortrefflichen Ensemble hochbegabter und pflichteifriger Künstler, der Bühne des Deutschen Volkstheaters ein ganz ausgesprochenes eigenes Gepräge.“ So war dieser Tage in einem denkwürdigen Anerkennungsschreiben zu lesen, worin der Ausschuß des Deutschen Volkstheater-Vereines dem Direktor Weisse den hochherzigen Beschluß mitteilte, für die Aufführung von klassischen Werken die Dekorationen und Kostüme komplett anzuschaffen und der Direktion zur Verfügung zu stellen, damit „auch auf dem Gebiete des klassischen Dramas ein groß angelegtes künstlerisches Programm aufgestellt und die gleiche Stufe des Erfolges wie im modernen Stücke errungen werden könne.“

Von einer ähnlichen stillen und nachdenklichen Art, wie Guinons „Vater“, nur viel entschiedener in der Hervorkehrung des Lebensernstes und viel sentimentaler in der Anlage ist die Komödie „Der Clown“ von Henry Bataille, die das Theater in der Josefstadt an einem seiner letzten literarischen Abende mit Erfolg aufführte. Freilich, die gekommen waren, um zu wiehern, fühlten sich enttäuscht und gelangweilt. In der französischen Dramatik scheint sich endlich die hier schon wiederholt angekündigte Umkehr zu vollziehen. Sie bewegt sich zwar noch immer und am liebsten rund um die gebrochene Ehe, aber sie geht nicht mehr aufs Verblüffen und Überrumpeln aus, sie wird psychologisch und schürft im Zufälligen nach dem Allgemeinen. Unverkennbar ist mit dem „Clown“ eine Charakterkomödie beabsichtigt, die sich die Aufgabe stellt, aus dem besonderen Fall die tragikomische Rolle erkennen zu lassen, die dem guten Kerl im Liebesleben zugewiesen ist. Direktor Jarno, der den Clown seiner Liebesleidenschaft zu seinen besten schauspielerischen Leistungen zählen darf, hat sich Frau Emmy Schroth aus Hamburg verschrieben, eine Schauspielerin von großem Intellekt und noch größerer Routine, leider nicht von gleich vorteilhaftem Aussehen.

Über die beiden neuen Operetten darf ich mich kürzer fassen und ihre verwandte Mache läßt auch eine kumulative Beurteilung zu. „Der Frauenjäger“ heißt die eine, „Liebeswalzer“ die andere. Jene rührt von Alfred Zamara her und erlebte ihre Erstaufführung im Theater an der Wien, diese hat C. M. Ziehrer zum Vertoner und eröffnete im Raimundtheater den Reigen der Operettennovitäten. Beide verdanken ihren Erfolg zunächst der Kontrastwirkung, die von einigen gelungenen Typen ausgehen. Beide Werke haben eine dilettantische Umständlichkeit in der Führung der Handlung gemeinsam. Zamaras Musik ist zarter und graziöser, als die Ziehrers, und sie spricht mit ihrer vornehm-zierlichen Diktion auch dort an, wo sie nichts Eigenes zu sagen hat; Ziehrer dagegen genießt den Vorteil, seine Fiakerfamilie im Idiom der Heurigenmusik singen lassen zu dürfen, und er nutzt ihn weidlich aus.

Auch im Bürgertheater erfreut sich gegenwärtig eine Operette besonderer Gunst. Allerdings eine Operette ohne Musik. Es ist dies Max Dreyers Schwank „Das Tal des Lebens“, dessen erste Bekanntschaft uns vor einigen Jahren ein Gastspiel des Berliner Deutschen Theaters vermittelte.

Theodor Antropp.

*

Carmen Sylvas Wirken für die Blinden in Rumänien. Weit draußen an der Peripherie der Stadt Bukarest wurde am 18. Oktober ein erhebendes Fest gefeiert. Umringt von ihren Getreuen, bejubelt von ihrem dankbaren Volk hat die Königin von Rumänien den Grundstein zur Blindenkolonie gelegt, die von ihrer hochherzigen Stiftung „Vatra Luminoasa“ ins Leben gerufen werden soll.

In Rumänien gibt es sehr viele Blinde, relativ viel mehr als in irgend einem anderen Staat Europas. Zum Teil hat diese traurige Erscheinung ihren Grund in der geringen Reinlichkeit, insbesondere aber in der unzulänglichen Pflege der Neugeborenen, die in vielen Kreisen dieses Landes noch besteht. Die meisten der Er-

blindeten haben das Augenlicht schon bald nach der Geburt verloren, viele durch die weitverbreitete, stellenweise endemisch auftretende ägyptische Augenkrankheit. Die Lage dieser Unglücklichen war bisher eine ungemein traurige und hoffnungslose. Das Volk sah in ihnen nicht die Opfer eines allgemeinen Verschuldens und ungenügender sanitärer Vorkehrungen, sondern Verfluchte, die von Gott mit einer harten Strafe getroffen worden waren. Verfolgt, geächtet, auf sich selbst angewiesen, müssen heute noch die Mehrzahl dieser Unglücklichen ihr Elend tragen, sich bettelnd und fast ohne Hülfe von Haus zu Haus schleppen. Nur wer einmal in einem rumänischen Dorf oder auf einer rumänischen Landstraße einer Gruppe von Blinden begegnete, weiß wie viel Qualen ein Mensch zu ertragen vermag. Trotz der namhaften kulturellen Entwicklung, die das Land in den letzten Jahrzehnten sonst auf allen Gebieten genommen, ist die Blindenfrage in Rumänien erst vor ganz kurzer Zeit aufgerollt worden. Und daß dies geschah, ist einzig und allein das persönliche Verdienst der Königin.

Angeregt durch die Erfahrungen, die sie 1899 in ihrer deutschen Heimat in Neuwied sammelte, faßte sie den Plan, in Rumänien Institutionen zu schaffen, um das Los dieser Unglücklichsten ihrer Untertanen zu mildern, und war seither bestrebt, die Errichtung einer Blindenanstalt in Bukarest vorzubereiten. Zwei glückliche Momente unterstützten sie in diesem Bestreben. Einer ihrer ersten Schützlinge, ein erblindeter Setzer einer Bukarester Druckerei, Teodorescu, erfand nämlich eine Maschine, um den Blindendruck künftig weit billiger herzustellen als bisher. Diese Erfindung, welche durch die Vatra Luminoasa kommerziell ausgenützt werden soll, die demnächst die ersten Maschinen auf den Markt bringt, wird künftig bei der Herstellung von Druckwerken für Blinde dieselbe Rolle spielen, wie die Guttenbergs auf dem Gebiete des Buchdrucks. Wie dieser die bis dahin üblichen Blocktafeln durch Zusammensetzung beweglicher Buchstaben ersetzte, so wird Teodorescus Verfahren mit seinen beliebig zusammenstellbaren Stiftenkombinationen, die bisher zum Druck von Blindenbüchern notwendigen, sehr teueren und nur einmal verwendbaren Messingplatten-Matrizen überflüssig machen. Der zweite glückliche Moment in den Vorbereitungsarbeiten war die Jubiläumsausstellung in Bukarest im Jahre 1906. In dieser war ein Pavillon errichtet, in welchem die Königin verschiedene Arbeiten von Blinden, Gegenstände für die Erziehung von Blinden 2c. hatte zusammenbringen lassen, um hierdurch den Rumänen die Möglichkeit der Ausbildung von Blinden vorzuführen und die Bevölkerung für das königliche Projekt zu interessieren. Am Eingang dieses Pavillons war die von Carmen Sylva eigenhändig geschriebene Bitte zu lesen: „O para pentru cea Vatra Luminoasa" (Einen Para für diesen leuchtenden Herd). Die Begeisterung der Königin fand bei ihren Untertanen vollstes Verständnis und die Spenden, für die Elisabeth eigenhändig zu danken nicht ermüdete, liefen in so großer Zahl ein, daß die Blindenschule, die bis dahin, wie die Königin selbst sagte, nur in ihrem Herzen existierte, noch im Laufe des Jahres 1906 unter der zielbewußten und umsichtigen Leitung des Direktors R. Monske eröffnet werden konnte. Die Erfolge dieses Institutes, in welchem die Blinden in verschiedenen Ateliers belehrt und beschäftigt werden, waren in der kurzen Zeit seines Bestehens so groß, daß bereits jetzt an dessen Ausgestaltung gedacht werden konnte. Die jetzigen Gebäude der „Vatra Luminoasa" sollen nämlich künftig nur das Mutterhaus und die Stammschule bilden, während die ausgelernten Blinden in einer eigenen, nach dem Pavillonsystem zu erbauenden Kolonie, zu der eben jetzt der Grundstein gelegt wurde, ihren Wohnsitz, und die Möglichkeit zu arbeiten, finden werden. Mit rührender Liebe ist die Königin um ihre Schützlinge besorgt und versäumt keine Gelegenheit unter ihnen zu weilen. Fast jeden kennt sie persönlich und stets hat sie für jeden ein Wort des Trostes und der Aufmunterung.

Der Appell der gefeierten Dichterin und geliebten Königin, ihr Werk durch milde Gaben zu fördern, findet fortwährend in ihrem Land und weit über die Grenzen desselben willig Gehör und so ist zu hoffen, daß auch die Blindenkolonie bald ihrem Zwecke wird zugeführt werden können. Hier sollen die Unglücklichen, wie die Königin in ihrer Festrede so schön sagte, die von ihren Mitmenschen zu betteln verurteilt waren, gerade so nützliche und freie Staatsbürger werden, wie diejenigen, die sich des Tages und des Lichtes freuen, hier sollen zahlreiche Familien erblühen, die durch Arbeit und freudigen Fleiß allen zum Vorbilde dienen sollen, die dorthin wallfahrten werden. Die Blindenstadt soll so einen Hort des Friedens und der Arbeit darstellen. — nk —

„Österreichische Rundschau", XVII., 3.
Redaktionsschluß am 27. Oktober 1908.
Ausgegeben am 1. November 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Spenden für den Baufonds der „Vatra Luminoasa" (Regina Elisaveta) nehmen die Banca Generala Romana in Bukarest und die Anstalt selbst (Bukarest, Calea Moşilor 142) entgegen.

*

Konzerte des Konzertbureaus Albert Gutmann. Inhaber Hugo Knepler und Franz Kellner, Wien I., Himmelpfortgasse 27 (Klavier-Etablissement). — Repertoire: Sämtliche Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im Saal Bösendörfer.

November:

2. Karl Herring, Klaviervirtuose.
4. Ernst v. Lengyel (zweites) letztes Konzert.
4. Berta Scheu und Minna Göschl-Scheu, Lieder- und Duett-Abend. (Gremiumssaal der Wiener Kaufmannschaft. Abends 7 Uhr.
5. Hugo Thimig, Wilhelm Busch-Abend. (Projektion von Lichtbildern.) (Großer Musikvereinssaal).
5. Marie Seyff-Katzmayr und Berta Katzmayr, Lieder- und Duett-Abend.
6. Henri Marteau, Violinvirtuose. Konzert mit Orchester (Großer Musikvereinssaal.)
6. Paul Weingarten, Klaviervirtuose.
7. Irene Abendroth, königl. sächsische Kammersängerin. Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
7. Ignaz Friedmann. Klaviervirtuose.
8. Erstes Philharmonisches Konzert, mittags ½1 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.)
9. Mme. Cahier, Liederabend.
10. Eduard Gärtner, Liederabend. (Schubert-Schumann.)
10. Adila und Jelly v. Arányi, Violinvirtuosinnen. (Kleiner Musikvereinssaal.)
11. Rosé-Quartett, I. Abonnementabend. Mitwirkend: Oskar Dachs.
11. Marianne Wenzlitzke, Klaviervirtuosin. (Kleiner Musikvereinssaal.)
12. Lieder-Kompositionsabend Alexander Schwarz. Mitwirkend: Klara Erler-Senius und Felix Senius. Am Klavier: Der Komponist.
12. Lilly Kameke (Klavier) und Mary Dickenson (Violine). (Gremiumssaal der Wiener Kaufmannschaft.) Abends 7 Uhr.
13. Willy Burmeister, Violinvirtuose. Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)
14. Werner Alberti, Liederabend.
14. Alexander Sébald, Violinvirtuose. (Gremiumssaal der Wiener Kaufmannschaft.) Abends 7 Uhr.

Büchereinlauf.

Entwicklungswerttheorie, Entwicklungsökonomie, Menschenökonomie. Eine Programmschrift von Rudolf Goldscheid. Leipzig 1908, Verlag von Dr. Werner Klinckhardt.

Die Phantasie. Eine psychologische Untersuchung von Emil Lucka, Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, 1908.

Einsames Land. Erzählungen und Stimmungsbilder von Dr. Wilhelm Münz, Rabbiner in Gleiwitz, Frankfurt a. M. Verlag von J. Kauffmann 1907.

Knabenalter. Roman von Hermann Blumenthal. Marquardt & Co. Verlagsanstalt G. m. b. H. Berlin W. 50.

Die gebrochenen Geistes sind. Roman von Hedwig v. Soyters. München und Leipzig, Georg Müller 1908.

Der neue Stern. Eine Novelle in Gesprächen. Von Dr. Wilhelm Meyer. 4. Auflage. Stuttgart 1907. Franck'sche Verlagshandlung W. Heller u. Co. In farbigen Umschlag mit Illustrationen. Mk. 1.—, fein geb. Mk. 2.—

Das neue Österreich. Eine politische Rundfrage, veranstaltet von Karl M. Danzer, Wien 1908. Verlagsbuchhandlung Karl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung. Die sozialistischen Gewerkschaften von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Von Julius Deutsch, Wien 1908. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co., Gumpendorferstraße 18.

Der hohe Kurs. Schauspiel in 3 Akten von H. York-Steiner. Buch- und Kunstverlag Heinrich Steiner, Wien IX., Buchdruckerei „Industrie".

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

—

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

K. k. priv. Südbahn-Gesellschaft.

Winter 1908/9. **Schnellzugsverbindungen.** Winter 1908

Giltig vom 1. Oktober 1908.

Wien-Italien

über Cervignano

□		□
7^{22}	ab Wien Südbhf. an	6^{45}
9^{27}	Semmering . . .	4^{33}
10^{32}	Bruck a. d. M.	3^{08}
11^{28}	Graz	2^{01}
12^{22}	Marburg Hbhf.	12^{47}
1^{36}	Cilli	11^{31}
3^{16}	Laibach . . . . . an	9^{45}
. .	an Abbazia-M. . .	5^{35}
. .	Fiume	5^{05}
6^{30}	Triest	6^{35}
6^{41}	Monfalcone . . .	5^{50}
9^{45}	Venedig	2^{25}
3^{05}	Mailand	7^{45}
4^{55}	Florenz	10^{30}
10^{50}	Rom	10^{50}
6^{50}	an Neapel . . . . . . ab	3^{05}

über Cormons

△	□		□	△
8^{45}	9^{22}	ab Wien Südbhf. an	9^{10}	8^{50}
11^{00}	11^{32}	Semmering . . .	7^{06}	6^{49}
12^{12}	12^{47}	Bruck a. d. M.	5^{32}	5^{22}
1^{21}	1^{45}	Graz	4^{24}	4^{10}
2^{32}	3^{00}	Marburg Hbhf.	3^{07}	2^{52}
3^{55}	4^{15}	Cilli	1^{47}	1^{31}
5^{48}	6^{02}	Laibach . . . . . an	12^{04}	11^{27}
9^{42}	9^{31}	an Abbazia-M. . .	8^{33}	8^{27}
10^{01}	9^{50}	Fiume	8^{01}	8^{01}
8^{44}	8^{59}	Nabresina . . .	9^{07}	8^{28}
9^{25}	9^{25}	Triest	8^{30}	7^{55}
. .	2^{15}	Venedig	2^{10}	11^{40}
. .	7^{22}	Mailand	7^{45}	6^{40}
. .	11^{22}	Florenz	6^{10}	2^{45}
. .	7^{45}	Rom	10^{50}	9^{00}
. .	1^{25}	an Neapel . . . . . . ab	3^{05}	12^{20}

über Ala

□		□
8^{40}	ab Wien Südbhf. an	8^{30}
10^{53}	Semmering . . .	6^{09}
11^{53}	Bruck a. d. M.	4^{50}
12^{55}	Graz	3^{47}
2^{06}	Marburg Hbhf. an	2^{33}
4^{24}	an Klagenfurt Hbhf.	12^{02}
5^{25}	Villach S. B. .	11^{16}
7^{21}	Lienz	9^{22}
12^{02}	Bozen-Gries . .	4^{40}
1^{19}	Meran	3^{30}
1^{29}	Trient	3^{12}
2^{05}	Rovereto	2^{11}
2^{12}	Mori	2^{32}
3^{30}	Arco	12^{52}
2^{28}	Ala	2^{10}
4^{20}	Verona	11^{55}
7^{20}	Mailand	7^{45}
5^{42}	Florenz	11^{00}
12^{05}	an Genua . . . . . . ab	2^{50}

über Pontebba

	□△ St. Petersburg—Wien—Nizza Expreß ab Mitte November.		□△ Nizza—Wien—St. Petersburg Expreß ab Mitte November.	
7^{25}	9^{20}	ab Wien Südbhf. an	5^{15}	9^{07}
9^{49}	11^{28}	Semmering . . .	3^{18}	7^{02}
11^{00}	12^{35}	Bruck a. d. M.	2^{05}	5^{35}
11^{22}	12^{56}	Leoben . . . . . . an	1^{40}	5^{05}
3^{10}	. .	Klagenfurt Hbhf.	. .	12^{43}
3^{52}	5^{05}	Villach S. B. .	9^{17}	12^{12}
10^{45}	10^{36}	Venedig	2^{27}	4^{45}
6^{05}	3^{22}	an Mailand	10^{00}	11^{22}
6^{38}	12^{20}	Nizza	11^{00}	9^{00}
1^{10}	. .	Florenz	. .	2^{00}
6^{35}	. .	Rom	. .	8^{40}
	. .	an Neapel . . . . . . ab	. .	

Deutschland-Italien

über Ala

△□ *	□△ **	△	△	□		□△	△	□△	
9^{40}	10^{25}	8^{45}	10^{35}	8^{30}	ab Berlin an	6^{42}	8^{25}	8^{00}	
12^{11}	12^{55}	10^{11}	1^{16}	12^{36}	Leipzig .	3^{55}	7^{00}	5^{32}	
. .	10^{30}	6^{00}	11^{40}	11^{05}	Dresden	5^{45}	9^{48}	9^{13}	
7^{40}	8^{20}	8^{40}	11^{35}	10^{50}	München	4^{00}	9^{40}	9^{54}	
10^{27}	11^{01}	12^{04}	3^{30}	2^{16}	Innsbruck .	12^{41}	6^{02}	6^{50}	
2^{18}	2^{30}	4^{21}	7^{22}	6^{10}	Bozen-Gries an	8^{38}	1^{55}	2^{56}	1
. .	3^{29}	5^{34}	8^{28}	7^{25}	an Meran .	7^{26}	12^{46}	1^{45}	
3^{12}	3^{32}	5^{20}	8^{26}	7^{21}	Trient . .	7^{26}	12^{49}	1^{56}	
. .	. .	5^{53}	9^{14}	8^{01}	Rovereto	6^{45}	12^{18}	. .	
. .	9^{00}	11^{55}	4^{23}	12^{15}	Venedig	11^{25}	8^{00}	9^{25}	
5^{05}	5^{25}	7^{45}	11^{22}	9^{59}	Verona .	4^{23}	10^{21}	11^{55}	
. .	8^{20}	10^{22}	6^{05}	12^{30}	Mailand.	12^{20}	7^{45}	9^{05}	
11^{30}	. .	5^{42}	6^{38}	4^{55}	Florenz .	9^{00}	11^{00}	. .	1
5^{20}	. .	1^{10}	1^{10}	10^{50}	Rom . . .	2^{00}	5^{00}	. .	1
11^{00}	. .	6^{35}	6^{35}	6^{50}	an Neapel ab	8^{40}	10^{00}	. .	

Budapest-Italien

über Cormons

△	□		□	△
8^{00}	8^{00}	ab Budapest an	10^{12}	9^{42}
9^{05}	9^{25}	an Triest .	8^{32}	7^{55}
9^{52}	10^{04}	Görz S.B.	6^{49}	7^{17}
10^{25}	10^{23}	Cormons	6^{12}	6^{50}
8^{20}	2^{15}	Venedig	2^{10}	11^{40}
. .	7^{20}	Mailand	7^{45}	6^{40}
. .	11^{22}	Florenz .	6^{10}	2^{45}
. .	7^{45}	Rom . . .	10^{50}	9^{00}
. .	1^{25}	Neapel .	3^{05}	12^{20}

über Cervignano

5^{00}	ab Budapest . . . an	9^{22}
9^{45}	an Venedig	2^{35}
3^{05}	Mailand	7^{45}
4^{55}	Florenz	6^{10}
10^{50}	Rom	10^{50}
6^{50}	Neapel . . . . ab	3^{05}

über Ala

△		□	
8^{00}	5^{00}	8^{00}	ab Budapest
6^{45}	4^{34}	6^{41}	an Klagenfurt Hb
8^{32}	5^{25}	8^{07}	Villach S.
12^{22}	7^{21}	11^{00}	Lienz . .
2^{02}	9^{04}	12^{52}	Toblach .
5^{55}	12^{02}	4^{03}	Bozen-Gri
7^{25}	1^{19}	5^{34}	Meran . .
7^{21}	1^{29}	5^{20}	Trient . .
8^{01}	2^{05}	5^{53}	Rovereto
8^{11}	2^{12}	6^{21}	Mori . . .
9^{19}	3^{30}	7^{12}	Arco . . .
9^{36}	3^{47}	7^{22}	Riva . . .
8^{31}	2^{28}	6^{16}	Ala . . . .
9^{59}	4^{20}	7^{45}	Verona .
12^{30}	7^{22}	10^{22}	an Mailand

*) Berlin—Neapel—Expreßzug verkehrt ab Dezember zweimal wöchentlich.
**) Nord-Süd-Expreßzug verkehrt zwischen Berlin—Mailand täglich, Fortsetzung nach Rom—Neapel (Ägypten) im Jänner, Februar u einmal wöchentlich.

Afflavit Deus et dissipati sunt!

Von einem hohen Offizier.

Ein frischer Windhauch hat hingereicht, die Schleier von dem heuchlerischen Antlitz so manches unserer Nachbarn zu reißen: bläst der Wind nur in dieser Richtung fort, so wird er zweifellos auch die Wolken zerstreuen, die sich von allen Seiten um unsere Monarchie zusammenballen.

Eine Reihe von Gegnern erhebt sich gegen uns, seit unser Kaiser die Annexion Bosniens und der Herzegowina proklamiert hat. Es öffnet sich rund um uns ein Abgrund von Haß und Neid. Jetzt erst zeigt sich das wahre Gesicht unserer Nachbarn und wir können dem Schicksal nur danken, daß dies noch rechtzeitig geschah. Hoffentlich werden wir von nun an mehr auf unserer Hut sein, nicht jedermann trauen und vor allem nicht Gefühlspolitik treiben. Bedauerlich ist es freilich, daß wir den Moment des russisch-japanischen Krieges wegen des inneren Haders versäumen mußten. Wir sollten überhaupt lernen, auf uns selbst zu vertrauen, wir sollten in Hinkunft uns mehr auf die eigene Kraft unserer 50 Millionen verlassen und unseren inneren Hader weniger zur Schau tragen, damit das Ausland nicht zu falschen Schlüssen verleitet werde, denn schließlich sind unsere innerpolitischen Zänkereien doch nur ein kleiner Froschmäusekrieg, von dem einzelne Gesellschaftsklassen nicht lassen können, weil sie davon leben.

Was ist eigentlich geschehen, das die Welt so sehr in Aufruhr setzt? Wir haben die Annexion Bosniens und der Herzegowina ausgesprochen — wie sich just zeigt, mit vollem Recht, denn Serbien und Montenegro hatten — nach ihrem jetzigen Benehmen zu urteilen — uns bisher merkwürdigerweise als ihre Platzhalter betrachtet. Wie sie dazu kamen, uns die Eroberung und die Kultivierung des Landes zuzumuten, um es dann ihnen zu übergeben, ist freilich unverständlich. Serbien und Montenegro hätten niemals vermocht, aus eigener Kraft diese Länder der Türkei zu entreißen und sie menschenwürdigen Verhältnissen zuzuführen; dies hat das Jahr 1876 deutlich bewiesen. Und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, auf welchen Kulturzustand hätten Montenegro und Serbien, selbst noch weit in der Zivilisation zurück und ohne finanzielle Mittel, Bosnien und Herzegowina zu heben vermocht? Oder wollten etwa die englischen Freunde Serbiens behaupten, daß Königsmorde und die jüngsten Cetinjer Bombenaffären Zeugnis kultureller Reife seien? Wer immer nur eine einzige Seite der Geschichte gelesen, weiß, daß es niemals einen Staat gegeben, der ein Land, das er mit seinem Blut erobert und für das er eine Milliarde geopfert hat, freiwillig herausgegeben hätte. Und erobert haben wir dies Land mit unserem Blut. 5000 Mann sind dort getötet oder verwundet worden und mindestens die dreifache Anzahl ist Anstrengungen oder Strapazen erlegen, so daß wir statt von einer Okkupation von Bosnien und der Herzegowina, wie wir

dies bisher euphemistisch taten, mit mehr Recht von einer Eroberung sprechen können, als es England von Ägypten und Cypern und von so manchen anderen Ländern, die es besitzt, vermag.

Allerdings — England müssen wir eine Ausnahmsstellung zubilligen. Dieser, in den Augen vieler politisch Kurzsichtiger noch immer als Heimatsland der politischen Freiheit geltende Staat hat seit Cromwells Zeiten, gestützt auf seine insulare Lage, die ihm Straflosigkeit verbürgte, meist unter dem Deckmantel humanitärer Ideen in seiner äußeren Politik so gute Geschäfte gemacht, daß es jetzt offen das Einbekenntnis politischer Rücksichtslosigkeit machen und eine neue Moral schaffen kann, die in der Devise gipfelt: Right or wrong, my country! England hat nämlich merkwürdigerweise in seiner uneigennützigen, freiheitlichen Idealen dienenden Politik stets profitiert; es hat, um nur von Europa zu reden, Gibraltar, Malta, Ägypten, Cypern eingesackt, es hat gegen alles Völkerrecht Alexandrien und Kopenhagen bombardiert, bei Kopenhagen die dänische, bei Navaryn die türkische Flotte vernichtet und weggenommen, aber es hat dafür, in großmütiger Weise, als ehrlicher Makler Griechenland, Italien und Deutschland durch die Abtretungen anderer bilden geholfen und es will jetzt dieselbe Rolle Serbien gegenüber spielen, indem es dieses sogar auffordert, sich bis an die Adria, Drau und Mur auszudehnen, was ihm nur recht und billig und keinem Anstande zu unterliegen scheint, da nach seiner Anschauung mit Österreich-Ungarn offenbar nicht gerechnet zu werden braucht.

England ist es trotzdem bis jetzt noch fast immer gelungen, die Fiktion von seiner Freiheitsliebe und Uneigennützigkeit in der öffentlichen Meinung aufrecht zu halten, bis vor wenigen Jahren der Welt die richtige Erkenntnis anläßlich des Burenkrieges zu dämmern begann. Der Einfall Jamesons, die Niederbrennung von 5000 Boersfarmen, die Zusammentreibung der Bevölkerung in den mörderischen Konzentrationslagern usw., waren denn doch ärgere Verstöße gegen das öffentliche Recht, als Österreich-Ungarns Hinwegsetzen über eine obsolet gewordene Bestimmung des Berliner Vertrages. Aber trotz dieser dämmernden Erkenntnis scheint es England auch in Zukunft noch gelingen zu wollen, andere Mächte für seine Zwecke auszuspielen und im Bedarfsfalle wieder jemanden zu finden, der ihm die Kastanien aus dem Feuer holt. Scheint es doch jetzt hiezu jenes Rußland ausersehen zu haben, dem es erst vor wenigen Jahren Japan auf den Hals gehetzt hat, ohne Rücksicht darauf, daß es in seinen eigenen Kriegen beim Gegner das Bündnis Weißer mit anderen Rassen als todeswürdiges Verbrechen hinstellt.

Der Sturz des bisherigen Regierungssystems in der Türkei ließ England hoffen, daß die drohende wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands dadurch gemildert werden könnte, daher die plötzlich auflodernde Begeisterung für den „unspeakablen turc".

Was Serbien und Montenegro anbelangt, so berühren wir da die südslawische Frage. De facto leben in Österreich-Ungarn gegenwärtig 5 Millionen Südslawen, im Königreich Serbien und in Montenegro dagegen zusammen bloß 2 Millionen. Die kulturell höher stehenden 5 Millionen österreichisch-ungarischer Südslawen werden sich doch nicht den 2 Millionen niedriger stehenden anschließen. Das Umgekehrte wäre logisch. Den Beweis für die moralische Minderwertigkeit der Reichsserben haben diese durch ihre Königsmorde und Bombenaffären voll erbracht. Die Serben haben auch kein geschichtliches Recht auf Bosnien und die Herzegowina, wenigstens kein

größeres als wir. Das Land bis zum Vrbas gehörte bis zur Türkeninvasion zu Kroatien und hieß auch so, das übrige Land war selbständiges unter ungarischer Oberhoheit stehendes Königreich Bosnien. Die Eroberung durch das serbische Zarenreich der Nemanjiden war so vorübergehend, wie jene Serbiens durch Österreich im 18. Jahrhundert. Ein Volk übrigens, das den Meuchelmord an Königen, Frauen und fremden Fürsten gutheißt, das seine Dynastie ausrottet, Bomben, Verschwörer und Banden auf fremdes Staatsgebiet losläßt oder damit droht, braucht zuerst einen Herrn, der es zur Gesittung erzieht, braucht die starke Hand westeuropäischer Verwaltung, um selbst zur Ruhe zu gelangen und auf daß seinen Nachbarn die Ruhe verbürgt sei. Die Geschichte ist schon über ganz andere Völker zur Tagesordnung übergegangen. Bis dahin aber muß diese Frage im „illyrischen Sinn" gelöst werden, wie dies alle weitsichtigen südslawischen Politiker anstreben; die südslawischen Völker müssen unter einen Hut gebracht werden, gleichgültig in welcher Form — dieser Hut ist aber nur die österreichische Kaiser- oder die ungarische, beziehungsweise kroatische Königskrone.

Das ist eine Angelegenheit, die jedoch nur uns und die Südslawen angeht. Rußland wird wohl früher oder später auf die Rolle des Schutzpatrons der in unsere Einflußsphäre gehörigen Slawen verzichten müssen. Dazu wird es durch seine tristen innerpolitischen Zustände gedrängt werden, sowie durch die Erwägung, daß diese Einmengung in fremde Angelegenheiten auch einmal einen für Rußland sehr unerwünschten Gegenstoß zur Folge haben könnte. Wir möchten nur darauf hinweisen, daß Deutschland mit demselben Rechte sich der wirklich bedrückten Connationalen in Rußland, die kulturell etwas höher stehen als die Falken der schwarzen Berge, Schweden der Finländer und die außerrussischen Polen ihrer, die Annehmlichkeiten russischer Herrschaft genießenden Volksgenossen in Kongreß-Polen erinnern könnten, ganz abgesehen von den zahlreichen mohammedanischen Völkerschaften in Asien. Wir können also Rußland mit vollem Rechte bezüglich der Südslawen zurufen: hands off!

England hat im Grunde an der südslawischen Frage keinerlei Interesse. Es benützt diese Angelegenheit als Hebel, um Deutschland, vor dessen wirtschaftlicher und kriegerischer Kraft den Briten bange wird, zu isolieren, indem Österreich-Ungarn gezeigt werden muß, daß es auf England mehr als auf Deutschland angewiesen ist. Wie sehr England das Deutsche Reich fürchtet, geht auch aus einer Broschüre des englischen Obersten Maude (Entwicklung der Strategie) hervor, die in Deutschland viel bemerkt und auch vom deutschen Generalstab kommentiert wurde. Maude beschäftigt sich mit der Abwägung der militärischen Chancen eines Krieges zwischen England und Deutschland und gestattet dabei tiefe Einblicke in die kriegerische Schwäche der englischen Nation. Er rät seinen Landsleuten, sich mit militärischen Verhältnissen überhaupt mehr als bisher vertraut zu machen und malt der Nation, die bisher „vollständig unbekannt mit der Natur und mit der Größe des Kampfes ums Dasein" ein wahres Schlaraffenleben geführt hat, das Bild Englands nach einem unglücklichen Kriege aus, den er, eine Landung der Deutschen vorausgesetzt, die er durchaus nicht für unmöglich hält, voraussieht. 2000 Millionen Sterling Verlust an Nationalvermögen, meint er, könnten nur durch ein Anlehen hereingebracht werden, für das mindestens 6% Zinsen gezahlt werden müßte. Welcher Gewinn

bliebe dann den englischen Fabrikanten noch übrig, wenn zu den Lasten, unter denen sie jetzt schon seufzen, noch eine Besteuerung von 120 Millionen Sterling dazu käme? Das Kapital würde günstigere Bedingungen aufsuchen — etwa die Kolonien. Ob diese aber dann die Invasion der ihm folgenden 6 bis 8 Millionen Arbeiter ertragen könnten und wollten, ist mehr als fraglich, da schon jetzt das Parlament von Australien sich gegen die Einwanderung sträubt. Der sukzessive Abfall der Kolonien wäre in diesem Falle die Folge davon.

Wenn Österreich-Ungarn fest und ruhig bleibt, so hat es von der gegenwärtigen Konflagration nichts zu besorgen. Seine Tatkraft, allen unerwartet, kam vielen allerdings höchst ungelegen. Serbiens und Montenegros offen deklarierte Feindschaft kann uns recht gleichgültig sein, sie sollte uns aber bewegen Gewehr bei Fuß zu stehen und — um so mehr als wir nicht wissen, ob diesen Ländern nicht doch die militärische Unterstützung einer der Großmächte zuteil wird — uns schon heute zu weitsichtigen militärischen Gegenmaßnahmen und Vorsichtsmaßregeln veranlassen. Es wäre dies ein Caveant consules, welches ganz Europa verstehen würde, gleichzeitig aber das beste Mittel zur Sicherung des Friedens. — Eine Mahnung soll auch noch an unsere Öffentlichkeit gerichtet werden. Jedes Land hat seine inneren Kämpfe und Krisen; unsere Monarchie hat deren bekanntlich sehr viele, was aber in ihrer Zusammensetzung begründet ist. Die Art und Weise jedoch, wie diese bei uns öffentlich besprochen und übertrieben werden, hat wesentlich dazu beigetragen, im Auslande die Meinung von unserer gänzlichen Aktionsunfähigkeit zu erwecken und nur dies kann es erklären, daß sogar die beiden Gernegroß Montenegro und Serbien die unerhörtesten Angriffe auf uns wagten. Heute dem Auslande das Bild der Uneinigkeit und Zerfahrenheit zu bieten, heißt ein geradezu frevelhaftes Spiel treiben, dem die einsichtigen Elemente hoffentlich bald ein Ende setzen werden.

Die Eingliederung Bosniens und der Herzegowina.

Von Dr. Rudolf Gindtner.

Bosnien und die Herzegowina sind wieder Gegenstand allgemeinster Aufmerksamkeit geworden. Seit ihrer Annexion durch Österreich-Ungarn wechseln die Situationen in der internationalen Lage, wie die Bilder im Kaleidoskop und halten alle Welt so sehr in Spannung, daß die höchst bedeutsame Frage der Art und Weise der Eingliederung dieser Länder in den Verband der Monarchie bisher von der öffentlichen Diskussion in Österreich nur nebenhin gestreift wird.

In der letzten Nummer der „Österreichischen Rundschau" hat nunmehr der Agramer Politiker Dr. Josip Frank das allgemeine Schweigen gebrochen und klipp und klar aus nationalen, sowie staatsrechtlichen Motiven die Einverleibung beider Länder und gleichzeitig jene Dalmatiens in das Königreich Kroatien-Slawonien verlangt. Da wir Österreicher an den Gedanken gewöhnt sind, nach wie vor Bosnien und die Herzegowina als ein von Österreich und Ungarn gemeinsam verwaltetes staatliches Gebilde anzusehen, soll hier untersucht werden, was den spezifisch österreichischen Interessen besser entsprechen würde: die Fortbildung des status quo oder die von Dr. Frank vorgeschlagene Lösung der bosnischen Frage.

Zunächst sollen einige Perspektiven dargelegt werden, die sich eröffnen, wenn Bosnien und die Herzegowina ein selbständig verwaltetes Gebiet bleiben. Die allgemeine Anschauung geht bei uns dahin, daß eine Landesregierung mit beschränkten Rechten als Zentralorgan in diesen Ländern fungieren und deren Tätigkeit in einer Anzahl von Verwaltungszweigen durch einen Landtag kontrolliert werden soll. Diesem Landtage würde eine den Landtagen der österreichischen Königreiche und Länder ähnliche Kompetenz zukommen; die oberste Leitung aller Geschäfte bliebe dagegen einem der bestehenden gemeinsamen Ministerien, oder einem neu zu schaffenden vorbehalten.

Bei dieser Lösung der bosnischen Frage wird ein sehr wesentliches Moment nicht ausreichend gewürdigt: die ungeheure Wandlung, welche sich auf allen Gebieten des Staatslebens vollzieht, wenn ein bisher absolutistisch verwaltetes Land in ein konstitutionell regiertes umgeformt wird. Diese grundlegende Metamorphose soll jetzt in Bosnien und der Herzegowina vor sich gehen und muß über kurz oder lang einschneidende Wirkungen erzeugen. Umfang und Inhalt der Verfassung wird überdies durch die eigentümliche staatsrechtliche Stellung dieser Länder mitbestimmt werden; Bosnien und die Herzegowina können ja schon deshalb nicht Reichsland eines Bundesstaates werden, weil ein Bundesstaat Österreich-Ungarn juristisch überhaupt nicht existiert. Da aber beide Länder nach der hier in Betracht gezogenen Lösung weder österreichische noch ungarische Provinzen wären, würden sie nichts anderes, als einen neuen, selbständigen, dritten Staat innerhalb des Verbandes der Monarchie bilden.

Dieser neue Staat ließe sich in seinen Rechten ebensowenig beschneiden, wie die Kompetenz seines Landtages andauernd auf einen engumgrenzten Umfang beschränkt bleiben könnte. Alle Rechte der beiden anderen Staaten der Monarchie würden in analoger Weise Bosnien und der Herzegowina zufallen, unter anderm das Recht der Rekrutenbewilligung, der Anteilnahme an den Delegationen und der Mitbestimmung der Handelspolitik. Da kein übergeordneter Vertretungskörper vorhanden wäre, während in Österreich die den Landtagen entzogenen Befugnisse eben dem Reichsrate zukommen, würde der bosnische Landtag gewiß bald alle diese Rechte mit steigender Impetuosität für sich beanspruchen. Wohnt ja doch allen Staaten, besonders aber den kleineren, ein vehementer Drang nach Entfaltung voller Staatshoheit auf allen Gebieten inne! Die Landesregierung wird aber diesen Aspirationen auf die Dauer weder Widerstand leisten können noch wollen. Der genius loci wirkt ungemein mächtig auf ortsansässige Behörden; auch darf nicht übersehen werden, daß eine bureaukratische Organisation in einem konstitutionell regierten Lande auf die Dauer gar nicht die Kraft hat, elementaren Volksströmungen wirksam Einhalt zu gebieten.

Ist demnach die Haltung der im Lande selbst befindlichen, vom Landtage in mancher Hinsicht abhängigen Verwaltung leicht vorauszusehen, so ergibt sich anderseits für das die bosnischen Geschäfte führende Ministerium eine äußerst schwierige Lage. Diesem würde im Lande vorgeworfen werden, daß es nicht ebendort seinen Sitz hat und dem Landtage verantwortlich ist. In Wien oder Budapest würde diese Zentralstelle aber stets in die fatale Situation kommen, teils den Bestrebungen des eigenen Staates nach Entfaltung seiner Funktionen entgegen zu arbeiten, teils dessen

Aspirationen gegenüber der österreichischen, der ungarischen oder der gemeinsamen Regierung zu vertreten, gewiß eine äußerst komplizierte Aufgabe. Die nach der Sachlage zu erwartende, unvollständige Lösung vieler für Bosnien wichtiger Fragen würde voraussichtlich das Vertrauen zu dieser Zentralstelle im Lande erschüttern und einen Nährboden für die bedenklichsten politischen Quertreibereien geben.

Auf keinem Gebiete des Staatslebens würde ein bosnisches Ministerium und der bosnische Landtag weniger auf Betätigung verzichten wollen und können, als auf jenem der Handelspolitik. Vor dem Eingehen in irgend eine Vertragsverhandlung mit einem ausländischen Staate müßte daher die Verhandlungsbasis nicht nur zwischen Österreich und Ungarn vereinbart, sondern auch mit Bosnien festgestellt werden. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse zweier großer Staaten, wie Österreich und Ungarn, sind schon schwer auszugleichen, kommt aber noch ein ganz anders gearteter, wirtschaftlicher Kleinstaat dazu, der seine Spezialinteressen gewiß radikal vertreten wird, dann wird ein Ausgleich geradezu unmöglich. Wie soll erst mit dem Auslande verhandelt werden, wer soll die Entscheidungen über notwendige Konzessionen rasch treffen, wie endlich ein abgeschlossener Handelsvertrag durch an sich sehr heterogene Vertretungen dreier Staaten glatt durchgebracht werden? Was geschieht dann, wenn ein perfekter Handelsvertrag etwa vom bosnischen Landtage aus politischen Gründen abgelehnt wird?

Hat es Bosnien im Laufe der Zeiten einmal durchgesetzt, an den Delegationen teilzunehmen, dann mag der Minister des Äußern dazu sehen, wie er österreichische und ungarische Großmachts- und noch dazu eine rein slawische Kleinstaatspolitik zu machen vermag. Wird dagegen Bosnien die Gleichberechtigung mit Österreich und Ungarn ständig verweigert, dann werden die Panslawisten und andere Elemente schon dafür sorgen, daß das Land in fortwährender Unruhe bleibt. Durch aufreibende Verfassungskämpfe würden weite Kreise des bosnischen Volkes wieder dazu gelangen, Anlehnung an Elemente außerhalb der Monarchie zu suchen und die bosnische Krise würde bald jene Gestalt annehmen, die eben durch die Annexion definitiv beseitigt werden soll.

Bei Aufrechterhaltung der Sonderstellung Bosniens und der Herzegowina wäre das bosnische Problem eben nur dann mit Aussicht auf dauernden Bestand lösbar, wenn vorher ein österreichisch-ungarischer Bundesstaat geschaffen werden könnte, woran aber bei den derzeitigen politischen Strömungen in Ungarn nicht zu denken ist. Ohne diese Voraussetzung würde die Mitwirkung eines mit allen Rechten ausgestatteten Bosniens das ordentliche Funktionieren des Dualismus fraglich machen, ohne etwas anderes an Stelle des Bestehenden zu setzen. Eine solche Konstruktion müßte auf den wichtigsten Gebieten des Staatslebens ein Chaos hervorrufen, wofür man eine Analogie in der Weltgeschichte vergebens suchen würde.

Aus dem Voranstehenden ist ersichtlich, daß die Alternative der weiteren Belassung eines besonderen Verwaltungsgebietes Bosnien und Herzegowina Gefahren mannigfacher Art in sich birgt. Sucht man aber die Lösung der bosnischen Frage in anderer Weise, dann muß man selbst vom rein österreichischen Standpunkte der von Dr. Frank proponierten Alternative den Vorzug vor anderen Möglichkeiten geben.

Der serbo-kroatische Volksstamm, der in Kroatien und Dalmatien seine kultiviertesten Zweige hat, bevölkert ebenso Bosnien und die Herzegowina. Sind auch die ethnographischen und konfessionellen Verhältnisse dort etwas anders, so bildet doch die einheitliche Sprache und Nationalität ein einigendes Moment, dessen Kraft in unserer Zeit nicht unterschätzt werden kann. Nur mit Kroatien und Dalmatien können die annektierten Länder in nicht allzu langer Zeit zu einem einheitlichen organischen Ganzen zusammenschmelzen. Die Art und Weise der Einbeziehung kann man aber füglich den orts- und volkskundigen Regierungen und Vertretungen der beteiligten Länder überlassen, zumal die allen Zweigen der Serbo-Kroaten eigene, bis an Fanatismus reichende Begeisterung für ihre Nation manche Schwierigkeit leichter ebnen wird. Schließlich sei noch betont, daß der Gegensatz zwischen Serben und Kroaten, die sich nur durch ihre Konfession unterscheiden, keineswegs so tief geht, als es derzeit manchmal den Anschein hat. Serben und Kroaten leben besonders in ländlichen Distrikten meist in voller Harmonie nebeneinander; wie in Kroatien und Dalmatien ist in den neu annektierten Ländern nicht nur die kroatische Bevölkerung, sondern auch ein großer Teil des serbischen Elementes loyal und kaisertreu.

Bietet man den Serben in dem neu zu schaffenden Fünfmillionenstaate eine ihrer Phantasie und ihren Idealen entsprechende Heimat, so werden sie bald zu den durchwegs verläßlichen Gliedern der österreichischen Völkerfamilie zu rechnen sein. Nur das serbo-kroatische Volk wird imstande sein, im Südosten der Monarchie ein staatliches Gebilde zu schaffen, das nicht nur dem Reiche dauernden Frieden verbürgt, sondern auch allen Aspirationen des Auslandes wirksam die Spitze zu bieten vermag. In nicht gar langer Zeit dürften sich dann die Verhältnisse von selbst so gestalten, daß dieser Teil des Südslaventums nicht seine Hoffnungen auf Belgrad und Cetinje richtet, sondern umgekehrt der Bewohner der schwarzen Berge und der serbischen Täler nach Agram, der künftigen Metropole des slawischen Südwestens, gravitiert.

Die Einbeziehung Dalmatiens in diese Kombination erscheint nicht nur deshalb notwendig, weil Bosnien und die Herzegowina, weiterhin Kroatien, Slawonien und Ungarn die Hinterländer dieses bloß einen Küstenstrich bildenden Königreiches sind, sondern auch, weil dieses Land kulturell, wirtschaftlich und national so grundverschieden von allen anderen Gebieten Österreichs ist, daß trotz mannigfachster Bemühungen nähere Beziehungen zwischen seiner Bevölkerung und Österreich nicht geschaffen werden konnten. Dazu kommt noch, daß ein um Bosnien und die Herzegowina verstärktes Großkroatien auf dieses von Österreich territorial getrennte kroatische Litorale eine so große Anziehungskraft üben würde, daß eine Angliederung Dalmatiens an das südslawische Staatsgebilde auf die Dauer doch nicht vermieden werden könnte.

Die spezifisch österreichischen Interessen erheischen vor allem, daß die bosnische Frage in einer Weise gelöst werde, die einen dauernden, ruhigen und sicheren Zustand verbürgt, die ferner zur Stärkung unserer Wehrkraft zu Lande und zu Wasser führt und endlich für alle Zukunft die Möglichkeit der kommerziellen Betätigung in diesen Ländern gewährleistet.

In vorstehenden Ausführungen wurde bereits nachzuweisen versucht, daß ein

stabiler, aussichtsreicher Zustand am sichersten durch Schaffung eines Großkroatiens herbeigeführt werden könnte. Von den Bedingungen, unter denen wir der Neugestaltung zustimmen, wird es dann abhängen, ob auch die weiterhin gekennzeichneten, österreichischen Bedürfnisse vollauf befriedigt werden. Da kann wohl nicht verkannt werden, daß gerade die territorialen Veränderungen eine Gelegenheit geben, unsere Beziehungen zu Ungarn auf eine stabile, allem Parteigetriebe entrückte Basis zu bringen, wie sie kaum jemals wiederkehren dürfte. Ein dauerndes, klares Verhältnis zu Ungarn, gleichzeitig Abschluß eines billigen Ausgleiches mit Großkroatien, Festigung der Beziehungen zu Ungarn und dem südslawischen Länderkomplexe, endlich im Zusammenhange damit Steigerung unserer Wehrkraft und Hebung der Volkswirtschaft: das sind die Früchte, die eine ethnographisch richtige und vollständige Lösung der bosnischen Frage zeitigen wird. Befreit von vielen Sorgen vermöchte der Österreicher an die Ausgestaltung seines engeren Vaterlandes zu schreiten, während die Wacht an der Drina, von einem kräftigen, aufs engste verbündeten, aufblühenden Staate südslawischer Nation bezogen, alle Anwürfe der Panslawisten gegen uns entwaffnen müßte. In dem Wetterwinkel im Südosten würde eine feste Stütze für den Bau unserer altehrwürdigen Monarchie entstehen, ein verläßliches Fundament für unsere Position auf dem Balkan, ein neuer Bürge für den Frieden in Europa.

Die ungarische Unterrichtsgesetzgebung und die Nationalitäten.

Von Scotus Viator.

Eingeleitet von Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer.

Das unter dem obigen Titel der „Österreichischen Rundschau" zur Verfügung gestellte Kapitel aus Scotus Viators demnächst in England erscheinendem neuen Buche kennzeichnet in musterhafter Weise den Unterschied zwischen dem Unterrichtswesen Ungarns und dem anderer Länder und offenbart zugleich, worin die erhebliche Rückständigkeit des ersteren seine Ursachen hat. Während dort, wo es der Unterrichtsverwaltung um die Hebung des Bildungsniveaus ernstlich zu tun ist, die Muttersprache liebevoll gepflegt und gleichzeitig auf natürliche Weise der sonstige Lehrstoff durch sie vermittelt wird, soll die Hälfte der Schuljugend Ungarns — Kroatien-Slawonien ist in der Unterrichtsgesetzgebung autonom — wenigstens der Intention der ungarischen Gesetzgebung nach in einer ihr fremden Sprache unterrichtet werden. Fremd wie die Sprache bleibt der Jugend auch der durch sie vermittelte Bildungsstoff. Die nach der Absicht der ungarischen Gesetzgebung auf einen (den magyarischen) Teil der Volksgesamtheit beschränkte Auswahl der Lehrkräfte zwingt außerdem zur Anstellung zahlreicher ganz ungenügend qualifizierter Elemente.

Über das Ergebnis einer derartig gewalttätigen, von so naturwidrigen Voraussetzungen ausgehenden Gesetzgebung, die an Stelle wirklicher Volksbildung die Pflege eines einem großen Teile der Bevölkerung völlig fremden und überdies schwer zu erlernenden Idioms zum Ziele setzt, kann von vornherein kaum ein Zweifel be-

stehen. So weit die Macht der Verhältnisse selbst die Durchführung einer solchen Gesetzgebung nicht verhindert, kann das Resultat derselben nicht anders als verhängnisvoll sein. Das hat in Ungarn die praktische Erfahrung bestätigt. Wie Scotus Viator zeigt, ist ein erheblicher Teil der ungarischen Unterrichtsgesetze der letzten Jahrzehnte toter Buchstabe geblieben. Das Schwergewicht der Zahl, sowie die durch den magyarischen Chauvinismus freilich in ihrer Geltung erheblich beeinträchtigte gesetzliche Autonomie der verschiedenen Religionsgemeinschaften, in deren Hand ursprünglich das gesamte Unterrichtswesen lag und die noch heute einen maßgebenden Einfluß auf dasselbe ausüben, hat die nichtmagyarische Schuljugend zum großen Teile dem Wirkungsbereiche der staatlichen Unterrichtsgesetzgebung praktisch entzogen. So weit dieses nicht der Fall gewesen, liegen die verderblichen Folgen in dem nach der Anschauung des Verfassers auch heute noch chaotischen Zustande des ungarischen Elementarschulwesens klar zutage.

Scotus Viator leitet seine Untersuchung mit einem kurzen Abriß der Entwicklung des ungarischen Unterrichtswesens in jener Zeit ein, in der dem Lande die selbständige Staatlichkeit fehlte. Das Ergebnis dieser insbesondere in bezug auf den magyarischen Sprachgebrauch wechselvollen Verfügungen jener Epoche sowie des zwischen 1848 und 1867 eingetretenen Wirrwarrs war ein an Anarchie grenzender Zustand des ungarischen Unterrichtswesens zu der Zeit, in der der Ausgleich mit Österreich zustande kam. Nach dem Zensus des Jahres 1869 waren 63% der Bevölkerung Ungarns Analphabeten und weitere 9·7% konnten lesen, aber nicht schreiben. Das 1868 von Josef Eötvös — dessen weitausschauendem Geiste und durchaus liberalen Gesinnung der Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren läßt — eingebrachte Unterrichtsgesetz sucht die Abhilfe auf dem einzig möglichen Wege. Es schreibt die allgemeine Schulpflicht zwischen dem 6. und 12. Lebensjahre mit Wiederholungsklassen bis zum 15. Jahre vor und ordnet die Errichtung von Schulen durch alle Gemeinden an, in denen Schulen von Religionsgemeinschaften nicht bestehen und wenigstens 30 Kinder der Unterbringung in einer Schule bedürftig sind. Die Nationalitätenfrage betreffend will das Eötvössche Unterrichtsgesetz, ebenso wie das Nationalitätengesetz des gleichen Jahres die Rechte der Nationalitäten gewahrt sehen und stellt den allgemeinen Grundsatz des Unterrichtes in der Muttersprache auf. Tatsächlich verringerte sich in dem ersten Jahrzehnt des neuen Regimes die Zahl der Analphabeten fast um 900.000 und der Prozentsatz der schulpflichtigen, aber keinen Schulunterricht genießenden Kinder sank von 52 auf 21 herab. Aber Eötvös starb 1871, Deak hatte in dem 1867er Ausgleiche die Krönung seines Lebenswerkes gesehen und die Nachfolger dieser beiden Männer waren zu schwach, um dem wachsenden magyarischen Chauvinismus noch stand zu halten. Der Gesetzartikel XVIII des Jahres 1879, der jedem Staatsbürger die Gelegenheit zur Erlernung der magyarische Sprache gewahrt sehen wollte, machte diese tatsächlich in allen Elementarschulen zum obligatorischen Lehrgegenstand und forderte von jedem anzustellenden Lehrer zur Erteilung des Unterrichtes im Magyarischen hinlängliche Kenntnis dieser Sprache. Er lieferte die nichtmagyarischen Lehrer der Willkür der staatlichen Schulinspektoren aus und gab dem Unterrichtsminister die Möglichkeit, nichtmagyarischen Schulen, die den gestellten Anforderungen nicht entsprachen, zu schließen oder ihnen durch eine andere Gemeindeschule mit magyarischer Unterrichtssprache eine

gefährliche Konkurrenz zu erwecken. Das Hauptziel des magyarischen Chauvinismus bildete fortab die Magyarisierung der Mittelschulen, welche den magyarischen Mittelstand schaffen helfen, der Bureaukratie den nötigen Zuzug sichern und so die Hegemonie des Magyarentums stützen sollten, während man sich um das Elementarschulwesen verhältnismäßig wenig kümmerte. Seit 1880 hat die Zahl der keine Elementarschule besuchenden Kinder wieder stetig zugenommen. Sie betrug 1881 : 463.000, 1890 : 467.000 und ist vom Jahre 1900, in dem sie 553.000 betrug, bis zum Jahre 1906 auf 646.000, d. i. in 6 Jahren von 18% auf 24% der Schulpflichtigen gestiegen. Das findet darin seine Erklärung, daß sich die Religionsgemeinschaften auf Errichtung von Schulen für ihre eigenen Angehörigen beschränkt sehen, diejenigen mit nichtmagyarischen Glaubensangehörigen aber in der Regel zu arm sind, um Schulen in erheblicher Anzahl ins Leben zu rufen. Die Lücken also können nur durch den Staat und die Gemeinden ausgefüllt werden, da aber jener ausschließlich, diese vorwiegend magyarische Lehrer ernennen, bleibt der Lehrkörper an Zahl wie an Qualität hinter dem Bedarf bedrohlich zurück. Während die Nichtmagyaren 48·6% der Gesamtbevölkerung des eigentlichen Ungarns ausmachen, sind von den 169 Gymnasien und den 32 Realschulen des Landes nur 7·1, beziehungsweise 12·5% nichtmagyarisch, während von den 89 Mittelschulen, die der Staat, die Gemeinden und die römisch-katholische Kirche unmittelbar leiten, keine einzige nichtmagyarisch und nur eine gemischt ist. Nichts aber spricht für die Magyarisierungstendenzen des ungarischen Staates deutlicher, als der bei der Errichtung von staatlichen Elementarschulen geübte Vorgang. 1906 bestanden 2046 solcher staatlicher Volksschulen, aber obgleich die Zahl der sie besuchenden nichtmagyarischen Kinder 118.000 betrug, war die Unterrichtssprache in allen mit einer einzigen Ausnahme ausschließlich magyarisch.

Wir lassen nun den letzten Teil von Scotus Viators Kapitel, das die Entwicklungstendenzen des ungarischen Unterrichts- und Erziehungswesens in den beiden letzten Jahrzehnten schildert und die Unterrichtsgesetzgebung Graf Apponyis aus dem Jahre 1907 eingehend darlegt, folgen:

* * *

Die Volkszählung des Jahres 1890 erbrachte den Beweis, daß die Magyarisierung in keiner Weise so einfach war, wie die parlamentarischen Hitzköpfe dies vermeint hatten; 44% der Bevölkerung gegenüber 47% im Jahre 1880 verstanden keine Silbe ungarisch; und bei diesem Entwicklungstempo wäre mindestens ein Jahrhundert erforderlich gewesen, um die Gesamtbevölkerung mit der Staatssprache vertraut zu machen. Eine vieljährige Erfahrung belehrte die Regierung, was der gesunde Menschenverstand jedes Pädagogen vom Fach von Anfang vorausgesagt hatte: daß eine so schwere Sprache wie das Magyarische nur in magyarischer Umgebung wirksam erworben werden kann, und daß slawische oder rumänische Dorfkinder, die die Schule vielleicht nur die Hälfte des Jahres besuchen und in den übrigen 6 Monaten nur selten eine Silbe Magyarisch sprechen hören, kaum einen wirklichen Fortschritt in der Erlernung dieser Sprache erzielen, sofern nicht der Lehrkörper um ein Vielfaches vermehrt wird. Aus dieser Schwierigkeit, die selbst dort besteht, wo seitens der Kinder und Eltern kein Widerstand stattfindet, wurde

folgender kluge Ausweg erdacht. Die Kinder sollten für das Magyarentum in jenem zarten Alter gewonnen werden, in dem der Geist des Kindes noch unentwickelt ist und die Empfindlichkeit einer photographischen Platte besitzt.

1891 wurde demnach von Graf Csaky ein Gesetzentwurf über die obligatorische Errichtung von Kindergärten und Asylen in dem ganzen Lande eingebracht. Der in die Augen fallende Zweck des neuen Gesetzes war: kleine Kinder, deren Eltern es nicht möglich ist, sie persönlich zu beaufsichtigen, unter gehörige Aufsicht zu stellen, sowie ihre physische Entwicklung zu fördern. Daß das Gesetz nicht bestimmt war, der schrecklich hohen Kindersterblichkeit* entgegenzuwirken, beweist deutlich der Umstand, daß es sich nur auf Kinder zwischen 3 und 6 Jahren bezog. Eine andere Aufgabe erschien den ungarischen Staatsmännern unvergleichlich wichtiger als die Verringerung der Kindersterblichkeit und die Bekämpfung der Wohnungnot, sowie des Mangels ärztlicher Hülfe, also jener Übelstände, auf welche diese Sterblichkeit hauptsächlich zurückgeführt wird**. Diese Aufgabe ist die Magyarisierung der heranwachsenden nichtmagyarischen Generation.

Um nicht der Übertreibung beschuldigt zu werden, möchte ich die unnachahmlichen Worte einer offiziellen ungarischen Publikation wiederholen. Seit 1867, so hören wir hier, hat die Kindergartenbewegung mehr und mehr ihren humanitären Charakter verloren, „et son côté important ressortit tous les jours davantages". Die herrschende Auffassung bezüglich des Sprachenunterrichtes „fait de la question de l'enseignement des enfants un facteur de culture politique. Cette circonstance possède d'autant plus d'importance, qu'il devient de plus en plus évident que l'enfance est l'âge le plus propice pour enseigner la langue hongroise (t. e. Magyar) . . . La mission toute nationale de nos établissements d'enseignement maternel est ce qui les distingue surtout des institutions analogues de l'étranger." Dieser offizielle Kommentar vermöchte in sich selbst die Bestürzung und den Widerspruch der Nichtmagyaren zu rechtfertigen und läßt jede weitere Behandlung des Gesetzestextes als überflüssig erscheinen.

Wäre dieses Gesetz redlich ausgeführt worden, so müßte die ganze heranwachsende Generation die Staatssprache besser beherrschen als ihre Muttersprache und eine tiefe Kluft wäre durch den Vorgang des Staates zwischen Kindern und Eltern geschaffen worden. Aber angesichts der Anwendung der früheren Unterrichtsgesetze kann es nicht verwundern, daß auch das Kindergartengesetz des Jahres 1891 nur sehr unvollständig ausgeführt worden ist. Nach einem Zeitraum von 17 Jahren sind nur 21% der Kinder, die in diese Anstalten gehören, daselbst tatsächlich erschienen und da ein Viertel der Anstalten bloß über den Sommer offen ist, so ist auch diese Zahl in Wahrheit einigermaßen willkürlich und irreführend. 12% des Aufsichtspersonals sind unqualifiziert und selbst wenn man diese mitrechnet, entfällt im Durchschnitt bloß eine Aufsichtsperson auf 90 Kinder. Unter diesen Umständen kann von einem ernstlichen Unterrichte der Kleinen kaum die

* Der Umstand, daß die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren eine erschreckende Höhe erreicht (1906 trafen 37% aller Todesfälle das Alter von unter 2 Jahren), beweist, daß im Interesse der Volksgesamtheit Krippen ein weit dringenderes Erfordernis bilden, als Kindergärten.

** In Budapest sind 740 Häuser pro Mille überfüllt, gegenüber 280 in Wien und Berlin. Auf je 100.000 Einwohner entfallen bloß 26 Ärzte und 61 Hebammen. Bei 50% aller Todesfälle fehlte jeder ärztliche Beistand und bei 39% war die Todesursache nicht festgestellt.

Rede sein und es ist auch schwer zu glauben, daß eine einzige Frau 90 kleine Kinder zu Reinlichkeit und Ordnung anhalten kann. Sie kann sie ohne Zweifel in dem Schwenken von Fahnen und in dem Singen des Kossuthliedes unterweisen, worin nach heutiger Auffassung der magyarische Patriotismus seinen Ausdruck findet; aber sie muß sich gewiß oft vorkommen wie die alte Frau in dem englischen Kindergedichte: „Who had so many children, she did not know what to do."

Die unvollständige Ausführung des Magyarisierungsgesetzes von 1879 wie des von 1891 ist um so bemerkenswerter, weil 3 Jahre nach der Kundmachung des letzteren die Berufung Baron Banffys zur Regierung einen selbst in Ungarn bis dahin unbekannten Ausbruch des Chauvinismus im Gefolge hatte. Aber obgleich der magyarische Nationalstaat nunmehr offen als das große Ziel jedes Patrioten erklärt wurde, obgleich die alten Ortsnamen des Landes durch Parlamentsgesetze unterschiedslos magyarisiert wurden und weitgehende Repressivmaßnahmen gegenüber den Nationalitäten zur Anwendung kamen, blieben die beiden Unterrichtsgesetze, welche die Chauvinisten als so verheißungsvoll betrachtet hatten, doch zum sehr großen Teile auf dem Papier. Zwar bewilligte das Parlament 1896 den erforderlichen Kredit für die sofortige Errichtung von 400 Elementarschulen zum Gedächtnisse des Millenniums, aber 5 Jahre mußten verstreichen, ehe selbst diese scheinbar doch einfache Maßnahme zur vollen Durchführung kam. Nichts veranschaulicht deutlicher die wachsende Korruption und den Niedergang des öffentlichen Lebens in Ungarn, als der Umstand, daß selbst diese Bollwerke des magyarischen Chauvinismus dem Parteigezänke zuliebe und dank dem unaufhörlichen Aufstöbern verfassungsrechtlicher Gravamina vernachlässigt wurden.

Die Lücken in dem Elementarunterrichte waren derart beklagenswert, daß ein wirklich weit schauender Staatsmann alle seine Bemühungen dahin gerichtet hätte, das Bildungsniveau des in der innerungarischen Tiefebene ansässigen Bauernstandes rein magyarischer Abstammung zu heben und diesen so der wirtschaftlichen Krisis gewachsen zu machen, welche Ungarn schon damals bedrohte. Leider gingen jedoch die Ministerien Wekerle und Banffy auf die chauvinistischen Anwandlungen der Mehrheit ein, indem sie in den nichtmagyarischen Gegenden staatliche Schulen mit ausschließlich magyarischer Unterrichtssprache ins Leben riefen und zudem versuchten, in die Autonomie der Schulen von nichtmagyarischen Religionsgemeinschaften eine Bresche zu legen. Obgleich so gut wie hilflos in jeder anderen Beziehung, besaßen die Rumänen und Serben in der gesetzlich verbürgten Autonomie ihrer Kirchen, einer Autonomie, die sich auf die Schulen derselben erstreckte, eine wirksame Waffe gegen die Magyarisierung. Der verwundbare Punkt dieser Kirchen ist ihre ungemeine Armut und die daraus folgende Schwierigkeit, für das Lehrpersonal ihrer Schulen einen entsprechenden Gehalt zu beschaffen. Die Regierung machte sich diese Schwierigkeit geschickt zunutze, indem sie durch Gesetzartikel XXVI des Jahres 1893 600 *K* (in gewissen Fällen 400 *K*) als Minimalgehalt allen Gemeinde- und kirchlichen Schulen vorschrieb. Das war an sich eine völlig gerechte und vernünftige Vorschrift, denn es ist klar, daß selbst bei den primitiven Verhältnissen in vielen Teilen Siebenbürgens oder der nördlichen Karpathen niemand mit irgend welchem Anspruch auf wirkliche Bildung sich um die geringe Summe von 600 *K* zur Übernahme des Lehramtes versteht. Der wahre Beweggrund zur Erlassung

jener Vorschrift aber lag in dem Wunsche, die kirchlichen Schulen zur Annahme einer staatlichen Subvention, die die vorgeschriebene Summe voll machte, zu ermutigen und sie hiezu in vielen Fällen zu zwingen; die Annahme dieser staatlichen Zuwendung sicherte dann dem Staate das Recht der Einmischung in die Leitung der kirchlichen Schulen. Mit anderen Worten, die Regierung hatte das volle Recht, auf der Erlangung eines höheren Niveaus und moderner Methoden von seiten der Schulen der verschiedenen Religionsgemeinschaften zu bestehen. Aber sie verletzte absichtlich die Autonomie der Kirchen, indem sie diesen bei der Ernennung von Lehrern für ihre Schulen Beschränkungen auferlegte. So wurde dem Minister, falls die kirchlichen Schulen auf die staatliche Unterstützung Anspruch erheben sollten, freie Hand zur Auflösung der Schulen gegeben, sofern nach seiner Anschauung „gewichtige Staatsinteressen" dies verlangten und an deren Stelle die Errichtung von staatlichen Anstalten erforderten. Endlich traf das neue Gesetz auch Vorkehrung für die Verfolgung von Lehrern an subventionierten kirchlichen Schulen, sofern jene eines „dem Staatswohle feindlichen Strebens" bezichtigt wurden. Dieser Begriff ward in der extensivsten Weise interpretiert und umschloß „jede Handlung, die gegen die Verfassung, den nationalen Charakter, die Einheit und Unabhängigkeit oder territoriale Integrität des Staates, also auch gegen den gesetzlich vorgeschriebenen Gebrauch der Staatssprache gerichtet war; mochte sie in- oder außerhalb der Schule, auf fremdem Staatsgebiete, mündlich, schriftlich oder durch Druck, durch Bildwerke, Bücher oder andere Lehrgegenstände begangen sein". Diese seltsame Klausel, die den Patriotismus durch Parlamentsgesetze aufzuzwingen strebt, lieferte die nichtmagyarischen Schullehrer der Willkür der chauvinistischen Beamten aus, die jene Vorschrift mit dem der magyarischen Rasse eigenen Feuereifer zur Durchführung bringen. Wo die dürftigen Mittel einer kirchlichen Schule sich den von seiten des Staates erhobenen Anforderungen nicht gewachsen zeigten, wurde an deren Stelle eine staatliche Schule errichtet, wobei die Unterrichtssprache, wie in allen staatlichen Schulen, stets die magyarische war. An anderen Orten hat der Staat Schulen errichtet, obgleich Gemeinde- oder kirchliche Schulen dort schon bestanden und in der Regel waren es diese letzteren, die unter dem ungleichen Wettbewerb am meisten litten*. Doch muß billigerweise anerkannt werden, daß in solchen Fällen die Einwohnerschaft nicht zu Leistungen für die Erhaltung der neuen Schule gezwungen wird, sofern sie bereits die Schulumlagen zur Erhaltung der Unterrichtsanstalt ihrer eigenen kirchlichen Gemeinschaft entrichtet.

Es wäre ungereimt, das Gesetz des Jahres 1893 zu streng zu kritisieren; aber es läßt sich nicht leugnen, daß es einen weiteren Schritt auf dem Wege der Beeinträchtigung des Selbstbestimmungsrechtes der kirchlichen Schulen bezeichnet. Eine Miniertätigkeit von 14 weiteren Jahren war nötig, ehe zu einem neuen Schlage ausgeholt werden konnte. Freilich wäre die Frage des magyarischen Schulunterrichtes weit früher vor das Parlament gekommen, hätten nicht die militärischen Streitfragen, die zu der Krisis der Jahre 1905 bis 1906 führten, die ganze Aufmerksamkeit der Chauvinisten in Anspruch genommen. 1904 wurde eine Kom-

* Wie dies Graf Apponyi in seinem Essay „L'Instruction primaire en Hongrie" (Revue de Hongrie, No. 1, p. 75) artig ausdrückt: „L'enseignement d'état gagne rapidement du terrain sous le regime de libre concurrence, et tout fait présager qu'il en gagnera encore".

mission für das Unterrichtswesen unter dem Vorsitz von Albert Berzeviczy zum Zwecke der Berichterstattung über die Reform des Elementarschulwesens ernannt und diese machte verschiedene Vorschläge, die unter den Nichtmagyaren große Bestürzung verursachten. Der Präsident beklagte in seiner Eröffnungsansprache die Wirkungslosigkeit der bestehenden Gesetzgebung über den obligatorischen magyarischen Unterricht und forderte dringend neue Vorsichtsmaßnahmen. „Der Zweck dessen ist keineswegs, die nichtmagyarische Bevölkerung unseres Landes ihres Volkstums und ihrer Muttersprache gewaltsam zu berauben, vielmehr der, durch Verbreitung einer allgemeinen Kenntnis der Staatssprache ein gemeinsames Verständigungsmittel zu schaffen, das eine nationale Assimilierung ermöglicht. Denn ein Volk, dessen einzelne Glieder einander nicht verstehen, läßt sich wohl als ein geographischer Begriff bezeichnen, seine staatliche Einheit, sein nationaler Bestand aber ist und bleibt eine leere Fiktion. Der Zweck dieser Maßnahmen ist die wirksame Durchführung jener bürgerlichen Rechtsgleichheit, ohne welche die Gleichberechtigung der Nationalitäten keinen Bestand hat, usw. . . ."

Kurz dieser muntere Liberale schlug vor, die magyarische Sprache zum alleinigen Schlüssel zu machen, der das Tor der Rechtsgleichheit aufschließen sollte. Der rumänische Metropolit führte aus, daß der Gesetzentwurf die Grundlagen des Erziehungswesens verletzte, indem er als das Hauptziel des Elementarunterrichtes nicht allgemeine Bildung, sondern die Erlernung einer besonderen Sprache, in diesem Falle der magyarischen, aufstellte. Hier wurde er von Entrüstungsrufen, wie den folgenden, unterbrochen: „Wer so von der magyarischen Sprache spricht, hat kein Recht hier zu sitzen." „So spricht Einer von der magyarischen Sprache, die ihm sein Brot gibt." Die Mehrheit der Anwesenden war von ähnlichen Vorurteilen erfüllt und verriet die gleiche Neigung, die Kenntnis des Magyarischen als das hohe Endziel des gesamten Unterrichtes zu betrachten.

Die Krisis des Jahres 1905 war das unvermeidliche Ergebnis des zügellosen Chauvinismus des ungarischen Parlamentes sowie des verstärkten Bewußtseins, daß keinerlei Repressivmaßnahmen gegenüber den Rumänen und Slowaken von Erfolg sein würden. Das Verlangen nach der magyarischen Kommandosprache war einfach der Versuch, die erziehliche Macht der gemeinsamen Armee in den Dienst der Magyarisierung zu stellen. Dank der festen Haltung des Monarchen schlug dieser Plan fehl, aber das Ungeschick des Grafen Tisza zersprengte die liberale Partei und offenbarte gleichzeitig die künstliche Grundlage, auf der sie durch 40 Jahre regierte. Als die Koalition im April 1906 die Regierung übernahm, betonten ihre Führer den provisorischen Charakter derselben; die Wahlreform aber, die damals als der wichtigste Gegenstand auf ihrem Programme stand, ward bald einer späteren Zukunft überantwortet und eine Anzahl mehr minder reaktionärer Vorlagen der parlamentarischen Sanktion unterbreitet. Unter diesen standen die bekannten Unterrichtsgesetze Graf Apponyis voran, die nunmehr eingehend behandelt werden sollen.

Gesetzartikel XXVI des Jahres 1907 reguliert an der Hand einer genau abgestuften Skala den Gehalt der Lehrer in staatlichen Schulen. Gegen viele seiner Bestimmungen, welche ehrlich auf die Besserung der materiellen Lage und auf erhöhte Tätigkeit der Elementarschullehrer abzielen, läßt sich wenig einwenden. Aber diese Verbesserung in der Stellung der Lehrer geht auf Kosten ihrer Freiheit; sie

werden zu bloßen Beamten, fühlen sich durch Eide, argwöhnische Nachforschung und Aufsicht, sowie durch Strafen gebunden, jeder ihrer Bewegungen wird nachgespürt und all ihr Können muß auf einen einzigen Gegenstand, den Unterricht im Magyarischen, gerichtet werden. Während sie mehr als jemals in der Gewalt ihrer Oberen sind, wird selbst die sehr unvollständige Aufsicht, welche die lokalen Schulbehörden üben, durch Artikel 19 des Gesetzes untergraben. Diesem zufolge kann niemand, der nicht magyarisch zu lesen und zu schreiben vermag, einer lokalen Schulbehörde angehören. Das heißt einfach so viel, als daß in vielen Distrikten die lokale Verwaltung der staatlichen Schulen einer Handvoll magyarischer Beamten überlassen ist, und daß mehr als 90% der Bevölkerung von der Bestimmung über den Unterricht ihrer Kinder ausgeschlossen sind. Es läßt sich natürlich leicht nachweisen, daß der Staat berechtigt erscheint, auf der genauesten Kontrolle über seine eigenen Lehrer zu bestehen, und dies vielleicht um so mehr, weil die Anzahl der staatlichen Schulen im Vergleiche mit den kirchlichen so gering ist. Aber nichts, es sei denn force majeure, vermag den Gesetzartikel XXVII vom Jahre 1907 zu rechtfertigen, der von dem Gehalt der Lehrerschaft in Gemeinde- und kirchlichen Schulen handelt. Dieses Gesetz geht offen und schamlos auf die Magyarisierung der nichtmagyarischen Elementarschulen aus und seine Bestimmungen legen den nichtmagyarischen Kirchen Lasten auf, deren Unerträglichkeit den Urhebern dieses Gesetzes wohl bewußt ist. Es ist in der Tat schwer zu sagen, was hier offenkundiger verletzt wird, die Rechtsgleichheit der Nationalitäten (wie sie Gesetzartikel XLIV des Jahres 1868 garantiert) oder die gesetzliche Selbstbestimmung der Kirchen. Die wichtigeren Bestimmungen dieses Gesetzes lassen sich, so weit sie sich auf die Nationalitätenfrage in Ungarn beziehen, in der nachstehenden Weise zusammenfassen.

A. Alle Lehrer in kirchlichen Schulen gelten als staatliche Angestellte, eine Bestimmung, die einen plausiblen Vorwand für staatliche Einmischung gewährt (§ 1).

B. Der Staat schreibt einen Minimalgehalt für alle Lehrer in kirchlichen Schulen vor. Er stellt damit unerfüllbare Forderungen an die armen nichtmagyarischen Kirchen und nötigt viele ihrer Schulen, eine staatliche Subvention in Anspruch zu nehmen, wenn sie nicht bankerott werden und ihren Betrieb einstellen wollen. Denn die Religionsgemeinschaften gehen des Rechtes, ihre Schulen zu erhalten, verlustig, wenn die nötigen Fonds nicht innerhalb einer bestimmten Zeit aufgebracht werden und die Schulbehörde darauf eine Subvention nicht anspricht (§§ 12 bis 13). Natürlich würden die staatlichen Subventionen mit der größten Bereitwilligkeit entgegengenommen werden, wenn diese nur das allgemeine Niveau des Unterrichtes erhöhen und den Kirchen die Beschaffung tüchtiger Lehrkräfte ermöglichen wollten. Die staatliche Unterstützung aber, die den Schulen der Religionsgemeinschaften angeboten, ja ihnen in vielen Fällen gegen ihren Willen aufgedrängt wird, erscheint von gewissen im hohen Grade vexatorischen Bedingungen abhängig gemacht, die mit der Selbstbestimmung der kirchlichen Schulen aufräumen. Der finanzielle Bedarf dieser wird natürlich geprüft und die Befolgung gewisser auf Unterkunft und öffentliche Gesundheit bezüglicher Vorschriften gefordert. Aber außerdem muß der Lehrer in der Lage sein, magyarisch gehörig zu lesen, zu schreiben und zu unterrichten (§ 15 b); seine Zöglinge müssen den Unterricht im Magyari-

schen in der von der Regierung vorgeschriebenen Weise und in dem so vorgeschriebenen Ausmaße erhalten (§ 19); der Gesamtunterricht im Magyarischen, in Arithmetik, Geographie, Geschichte und staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten darf allein an der Hand des von dem Minister approbierten Lehrplanes erteilt werden und keine Bücher „patriotischen Inhaltes", die von ihm nicht gutgeheißen worden, dürfen im Gebrauche stehen (§ 20). Wo die staatliche Unterstützung 200 *K* übersteigt, hat der Minister ein Veto bei der Ernennung von Lehrern, und wenn er nach einer neuen Ernennung aus „staatlichen Rücksichten" mit der neuen Wahl abermals unzufrieden ist, kann er die Ernennung selbst vollziehen, ohne sich mit der Schulbehörde ins Einvernehmen zu setzen* (§ 21). Durch diese Bestimmung sind die Schulbehörden bei der Ernennung von Lehrern so sehr in die Hand des Staates gegeben, wie der Inhaber einer geistlichen Pfründe in der katholischen Kirche in der Hand seines Bischofs ist. Es ist kaum nötig auszuführen, daß diese Bestimmung darauf hinausläuft, die Ernennung von Personen nichtmagyarischer Gesinnung zu Lehrern zu verhindern. Der Minister ist weiters ermächtigt, gegen Lehrkräfte kirchlicher Schulen (mögen diese eine staatliche Unterstützung erhalten oder nicht) eine Disziplinaruntersuchung anzuordnen wegen Vernachlässigung des magyarischen Unterrichtes, wegen einer dem Staate feindlichen Tendenz, wegen „Aufreizung gegen Konfessionen, einzelne Gesellschaftsklassen oder gegen die Einrichtung des Eigentums und der Ehe", wegen Einmischung in Auswanderungsangelegenheiten oder wegen Gebrauches von Schulbüchern, die vom Minister nicht approbiert worden sind (§§ 22 und 24 (i) a bis e) — während geringere Verfehlungen wie Unsittlichkeit, brutale Mißhandlung der Kinder oder schuldbare Vernachlässigung der eigenen Pflichten der lokalen Schulbehörde überlassen werden. Nichts steht sonst der Aktionsfreiheit des Ministers im Wege, es sei denn die leere Phrase „sofern er seine Maßnahmen im Hinblick auf die Wahrung des Staatsinteresses als nötig erachtet" und so hängt denn ständig ein Damoklesschwert über dem Haupte des nichtmagyarischen Lehrers, der jederzeit dem chauvinistischen Eifer irgend eines Beamten der Lokalbehörde zum Opfer fallen kann.

Hat eine solche Disziplinaruntersuchung die Entlassung zur Folge, so kann ein neuer Lehrer nur vorbehaltlich der Genehmigung des Ministers angestellt werden und eine abermalige Entlassung gibt dem Minister das Recht, die Schule zu schließen und eine staatliche Schule an deren Stelle zu errichten (§ 25). Ist der die Schule leitende Ausschuß mit verwickelt, dann kann die Auflösung sogleich erfolgen, während der Priester, sofern er in die Sache verflochten erscheint, dem Verluste der Kongrua oder des staatlichen Zehnten ausgesetzt ist (§ 27). So geht die ganze Tendenz darauf hinaus, die Lehrer weniger abhängig von den kirchlichen Behörden zu machen und sie zu bloßen Maschinen werden zu lassen, für die jeder Ausdruck einer politischen Meinung in hohem Grade gefährlich ist. Die extensive Interpretation, die der Begriff „dem Staate feindliche Bestrebungen" erfährt, liefert den Schullehrer der Gnade des lokalen Amtsschreibers aus, der, wie wir oben gesehen haben, wenn nicht willkürlich und korrupt, in jedem Falle ultra-chauvinistisch ist.

Endlich sind die Voraussetzungen, unter welchen die staatliche Unterstützung

* Er ist bloß verpflichtet, einen Angehörigen der Religionsgemeinschaft, zu der die Schule gehört, zu ernennen.

gewährt wird, von dem Verwaltungsausschusse des Komitates (der lokalen Behörde für staatliche Schulen) nachzuprüfen, so daß der Umstand, daß die Schulbehörden und deren Lehrer bereits allen Vorschriften betreffend Lehrplan, Lehrerprüfung usw., entsprochen, nicht als hinreichend gilt. Die Ungerechtigkeit dieser Bestimmung wird offenbar, wenn man sich erinnert, daß die Verwaltungsbehörde gerade aus jenen Leuten besteht, von denen unabhängig zu sein für die Nichtmagyaren den Antrieb zur Errichtung ihrer eigenen Schulen bildet.

C. Noch erstaunlicher sind die Bestimmungen des Gesetzes über den Sprachgebrauch.

a) In allen nichtmagyarischen Schulen, ob im Genusse einer staatlichen Unterstützung oder nicht, müssen die Kinder in der vom Minister vorgeschriebenen Weise und während der so vorgeschriebenen Zeit im Magyarischen unterrichtet werden, „so daß das Kind nichtmagyarischer Zunge bei Vollendung des 4. Schuljahres seine Gedanken mündlich und schriftlich in magyarischer Sprache verständlich ausdrücken kann" (§ 18), eine Bestimmung, die allen Arten wilder linguistischer Experimente, die sich für die allgemeine Bildung der armen Versuchsobjekte verhängnisvoll erweisen müssen, die Türe öffnet.

b) Eine Bestimmung des bekannten Nationalitätengesetzes sichert den verschiedenen Religionsgemeinschaften das Recht, die Unterrichtssprache in ihrer Schule nach ihrem freien Willen festzusetzen. Das Gesetz des Jahres 1907 erklärt nun mit eherner Stirne, „diese Bestimmung sei so zu verstehen, daß jene die Freiheit haben, als Unterrichtssprache entweder die Staatssprache oder die Muttersprache der Kinder zu wählen, während im letzteren Falle die Vorschriften über die Unterweisung in der magyarischen Sprache natürlich ohne Einschränkung durchzusetzen sind". War der Wille des Parlamentes auf eine Bestimmung solch zweifelhaften Inhaltes gerichtet, so hätte es zum mindesten der Ehrlichkeit entsprochen, den Absatz 14 des Nationalitätengesetzes aufzuheben, statt zu versuchen, das, was schwarz ist, als eigentlich weiß zu interpretieren. Aber dieses Gesetz hat lange genug der schicklichen Aufgabe, die Meinung des Auslandes über die magyarische Duldsamkeit zu täuschen, gedient, und so hätte die Aufhebung einer seiner Bestimmungen den Magyaren die Durchführung eines ihrer Lieblingsschachzüge unmöglich gemacht.

c) Wo immer das Magyarische als Unterrichtssprache eingeführt worden, kann dieses niemals mehr rückgängig gemacht werden (§ 18, alinea 2).

d) In allen Fortbildungsschulen ist die Unterrichtssprache magyarisch (§ 18, alinea 3).

e) Wenn der mangelhafte Erfolg des magyarischen Unterrichtes „nicht auf Nachlässigkeit, sondern auf die Unfähigkeit des Lehrers zurückzuführen ist", so ist der letztere zu pensionieren oder zu entlassen (§ 28). Diese Bestimmung würde, buchstäblich durchgeführt, die nichtmagyarischen Schulen ihrer Lehrkräfte berauben, denn es ist einleuchtend, daß ein Fortschritt im Magyarischen nur in einer magyarischen Atmosphäre erzielt werden kann und gerade diese fehlt in nichtmagyarischen Distrikten, wo in vielen Dörfern Kinder nur selten ein magyarisches Wort außerhalb des Schulgebäudes vernehmen.

Anderseits kann der Minister über Anregung des staatlichen Schulinspektors den Lehrern der von Religionsgemeinschaften gegründeten Schulen „für besondere

Dienste" auch besondere Vorteile zuwenden, was natürlich nur eine verhüllte Anspielung auf die Magyarisierung bedeutet (§ 4). Mit anderen Worten: auf den Unterricht im Magyarischen wird eine Prämie gesetzt und die Lehrerschaft ermuntert, der magyarischen Sprache den Vorrang vor der Muttersprache einzuräumen.

D. Große Aufmerksamkeit wird in dem Gesetze äußeren Formen und Symbolen gewidmet. Das ungarische Wappen hat auf der Außenseite sowie innerhalb jeder Schule angebracht zu werden, an Gedenktagen ist die nationale Flagge zu hissen, Bilder aus der ungarischen Geschichte haben in den Klassenräumen zu hängen (§ 17); nichts aber, was sich auf Geschichte oder Geographie des Auslandes bezieht oder im Auslande hergestellt wurde — mit anderen Worten — nichts, was die Rumänen oder Slawen an ihre nahe Verwandtschaft mit den Nachbarvölkern Ungarns erinnern könnte, ist unter irgend welchen Umständen erlaubt. Die Bildnisse kirchlicher Würdenträger werden zwar geduldet, alles aber, was die Slowaken an ihre Heiligen Cyrill und Method, die Serben an den heiligen Sava zu erinnern vermöchte, würde als schlimmster Verrat betrachtet werden. Weiters werden alle Schulen, selbst jene in ausschließlich von Nichtmagyaren bewohnten Distrikten verhalten, auf den Gebäuden magyarische Inschriften anzubringen, magyarische Formularien und Drucksorten zu benützen und ihre Zeugnisse magyarisch auszustellen, eine Bestimmung, deren Engherzigkeit und schikanöse Natur zu mehr Feindseligkeiten Anlaß geben dürfte als andere, die in Wahrheit weit tyrannischer sind.

Der Zweck von alldem enthüllt sich in jener Bestimmung, die den Lehrer gesetzlich zwingt, „in der Seele der Kinder die Anhänglichkeit an das ungarische Vaterland, das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der ungarischen Nation, sowie (dieses scheint an zweiter Stelle zu stehen) das religiöse und sittliche Empfinden zu ermuntern und zu kräftigen" (§ 27). Hier begegnen wir der fixen Idee der magyarischen Politik, daß der Patriotismus Millionen unwilliger Kehlen heruntergepreßt werden könne, während er doch eine sittliche Idee darstellt, die sich je nach Volkstum und Glauben in der mannigfachsten Weise verkörpert*.

E. Offenbar zu demselben Zwecke soll fortab allen Lehrern in kirchlichen und

* Graf Apponyi sagt (auf Seite 80 der früher zitierten Schrift), daß die Schulen gute *ungarische* Staatsbürger hervorbringen müssen. Das wird freilich jedermann zugestehen; aber unglücklicherweise versucht der Staat, in seinen Schulen gute *magyarische* Staatsbürger großzuziehen. Es heißt nichts als mit Worten spielen, wenn man sagt, daß es „den Kindern freisteht, ihr nationales Idiom zu behaupten und auszubilden", wenn sie zu derselben Zeit sowohl im Kindergarten wie in der Elementarschule hartnäckig in einer anderen Sprache unterrichtet werden und der Staat nicht die geringste Vorkehrung für die Unterweisung in jenem nationalen Idiom in den staatlichen Schulen trifft. „Es darf", so fügt Graf Apponyi hinzu, „kein Zweifel über die völlige und ausschließliche Zugehörigkeit zu dem Vaterlande gelassen werden", ein Standpunkt, gegen den nichts einzuwenden ist, so lange er nicht in dem beschränkten magyarischen Sinne interpretiert wird. Wenn Graf Apponyi aber dann versichert, daß das Unterrichtswesen in Ungarn „innerhalb der Grenzen jenes Grundsatzes eine Freiheit wie nirgends sonst in der Welt genießt", so verfällt er vielleicht unwillkürlich in eine jener leeren deklamatorischen Phrasen, mit welchen ich während meiner Reisen durch Ungarn beständig abgespeist wurde. Patriotismus läßt sich nicht gesetzlich erzwingen, nicht einmal Dorfschulmeistern gegenüber und es heißt alle Gedanken von Duldung in den Wind schlagen, wenn man jene, die von der Vaterlandsliebe eine von der eigenen abweichende Auffassung haben, als „Verbrecher und Verräter" erklärt, die man „ebensowenig als eine andere Form von Unsittlichkeit" zu dulden vermöchte.

Gemeindeschulen ein Loyalitätseid abverlangt werden. Der Eid enthält nichts, wogegen ein vaterlandsliebender Nichtmagyar Stellung zu nehmen vermöchte, und unterscheidet sich nicht von jenem, der in staatlichen Schulen auferlegt wird; indessen sind mehrere unnötig verletzende Bedingungen mit ihm verbunden. Er muß vorerst in Gegenwart des Regierungsinspektors, nicht in Gegenwart der Leitung der Schule, der der Lehrer selbst angehört, abgenommen werden. Weiters ist er in magyarischer Sprache abzulegen, ein Umstand, der naturgemäß von den anderen Nationalitäten des Landes als unnötige Geringschätzung empfunden wird. Drittens aber setzt die Weigerung, den Eid abzulegen, den Lehrer der Verfolgung wegen „dem Staatswohle feindlicher Bestrebungen" aus. Der Eid wird mit anderen Worten wie eine Pistole behandelt, die ein Straßenräuber seinem Opfer vor den Kopf hält. Der aus Gewissenspflicht Opponierende würde in Ungarn schlecht fahren.

Unter so weittragenden Bestimmungen wie jener des Apponyischen Unterrichtsgesetzes kann das Selbstbestimmungsrecht der kirchlichen Schulen nur wenig mehr als ein bloßer Name werden. Seine offenkundigste Verletzung vielleicht aber bilden jene Bestimmungen des Gesetzes, welche alle Bücher, selbst Katechismen und kirchliche Textbücher der Approbation des Unterrichtsministers unterwerfen und diesen in äußersten Fällen ermächtigen, einen Priester von der Erteilung des Religionsunterrichtes zu suspendieren.

Es ist noch zu früh, um die wahrscheinlichen Folgen des Gesetzes vom Jahre 1907 zu behandeln, denn ein Umschwung von Grund aus, wie er hier beabsichtigt wird, läßt sich in der kurzen Zeitspanne eines Jahres nicht vollziehen. Aber es wird dem Leser schon deutlich sein, daß das ganze Gesetz auf staatliche Einmischung in der rücksichtslosesten und gehässigsten Form hinausläuft und daß die Machtvollkommenheit, die den Religionsgemeinschaften auf dem Gebiete der Erziehung noch bleibt, entweder vom guten Willen des Staates abhängt oder überhaupt ernstlich nicht mehr in Betracht kommt. Die bitteren Worte eines rumänischen Abgeordneten scheinen hier ihre Bestätigung zu finden; denn das Gesetz des Jahres 1907 ist wenig besser als „eine Ergänzung des Strafgesetzes, die zur Spionage ermutigen und den Lehrkörper demoralisieren wird". Die gegenwärtige Unterrichtspolitik der Magyaren beruht auf zwei von Grund aus falschen Voraussetzungen, erstlich darauf, daß Patriotismus sich durch Parlamentsgesetze schaffen läßt und zweitens, daß die Sprache die einzige Grundlage des Volkstums bildet. Keines von beiden ist wahr, und wenn das ungarische Parlament schon seine Augen vor dem beredten Beispiele von Irland und Schottland verschließen will, so sollte es sich erinnern, daß die Hauptführer der Nationalitäten in Ungarn eine magyarische Erziehung nicht genossen haben und die magyarische Sprache doch vollständig beherrschen.

Aus einer Saar-Biographie.

Von Anton Bettelheim*.

Im Frühjahr 1869 hatte Saar eine freundliche Wohnung in Döbling genommen mit der Aussicht aufs Kahlengebirge. Im „Exzellenzherrn" beschrieb er genau das Haus, Alleegasse Nr. 13, in dem er sich eingemietet: „zwei Stockwerke hoch, in einer langen mit Bäumen bepflanzten Gasse aufragend, hielt es die Mitte zwischen Villa und Zinsbaute und blickte dabei mit seinen Fenstern auf ein wahres Wipfelmeer von Gärten, auf die weitgedehnte Stadt, auf die grünen Auen der Donau — bis in das goldene Marchfeld hinein." Beim ersten Schritt vor die Tür seines Hauses sah er das (in den „Wiener Elegien" besungene) taubenumflatterte Dach der Döblinger Kirche; bei jedem Wetter schlenderte Saar Morgen für Morgen durch Gassen und Seitengäßchen, in denen dazumal noch, wie es in einer Novelle heißt, „Villen mit niederen Hütten und hölzernen Scheunen abwechselten"; in jeder Beleuchtung sah er das im Schlußkapitel der „Marianne" zauberhaft in Mondlichtglanz getauchte Grinzinger Weingelände; die tiefgreifenden Wandlungen, die das 1869 noch lange nicht zu Wien eingemeindete Döbling in der Folgezeit durchmachte, werden in der „Geschichte eines Wienerkindes" treulich verfolgt; in Döbling spielt das „Requiem der Liebe", in der Silbergasse zeigt man heute noch das Haus des „Burggrafen"; „Die Hochzeit des Herrn Ständl" hat die unter Arthaber gebauten Garten- und Palmenhäuser des Wertheimsteinparkes zum Schauplatz, und in der allerletzten Novelle Saars „Die Pfründner" führt Saar über die Türkenschanze zum neuen auf freier Höhe gelegenen Döblinger Gottesacker, auf dem er, der letztwillig bat, von einem Ehrengrab auf dem Zentralfriedhofe für ihn abzusehen, seinem testamentarischen Wunsche gemäß bestattet wurde. In den 37 Jahren, die seit seiner Niederlassung in Döbling bis zu seinem Tode liegen, ist Saar oft zu langen, langen Aufenthalten in die Steiermark und nach Mähren fortgezogen; ununterbrochen hat er eigentlich nur in seiner letzten Lebenszeit in dem Vorort gewohnt, in dem Beethoven die Eroica und Theodor Körner manche Dichtung vollendete. Gleichwohl wurde er wie ein Wahrzeichen von Döbling angesehen; Kinder und Mägde grüßten ihn als Honoratioren; die Ortsansässigen freuten sich, so oft er ihre Tafelrunde beim „Hirschen", im „Nußwaldl" oder „Zögernitz" aufsuchte; befreundete Dichter und Literaten, Schneegans, Speidel, in späteren Zeiten auch Kalbeck fanden sich mit ihm in Preyers weinberühmtem „Stüble" zum Abendtrunk zusammen; in der Familie seines treuen vortrefflichen Arztes Dr. Siegmund Pollak war er ein stets willkommener Gast, nirgends aber wurde Saar als „Herzog von

* Der Zweigverein Wien der deutschen Schiller-Stiftung, den Ferdinand v. Saar testamentarisch zum Erben seiner Urheberrechte eingesetzt hat, beauftragte Anton Bettelheim und Jakob Minor mit der Veranstaltung einer Gesamtausgabe der Werke Saars, die Weihnachten 1908 in 12 Bänden im Klassiker-Verlag Max Hesse, Leipzig, erscheinen wird. Die Texte hat Minor mit größter philologischer Sorgfalt herausgegeben, die Biographie A. Bettelheim übernommen. Der hier mitgeteilte Abschnitt ist ein Auszug aus dem dritten Kapitel seiner die Gesamtausgabe einleitenden Darstellung von Saars Leben und Wirken. Nach den früheren Saars Jugend und künstlerische Erstlinge („Heinrich IV." und „Innocens") behandelnden Kapiteln wendet sich Abschnitt III der Krisis im Schaffen des Dichters, dem fast sieben Jahre währenden Stillstand in seiner Produktion zu.

Döbling" freudiger begrüßt, fürsorglicher aufgenommen, als in dem von ihm so getauften „Goldenen Haus", in der Villa Wertheimstein.

Im Krankenzimmer des als Feuilletonredakteurs der „Neuen Freien Presse" nach Wien berufenen Dichters Moritz Hartmann hatte Saar 1870 dessen Döblinger Nachbarin Josephine v. Wertheimstein getroffen. Wer sie gekannt und geliebt hat (so schrieb ich in einem Nachruf), sollte niemals wieder ganz unglücklich werden, denn nur ein Wesen von solcher Vortrefflichkeit vermag uns arme Menschenkinder mit den Wirren und Widersprüchen der Weltordnung einigermaßen zu versöhnen. Eine Brünnerin, die Tochter eines angesehenen Kaufherrn, die Schwester der Großindustriellen Max und Julius v. Gomperz und des Hellenisten Theodor Gomperz, war Josephine in den vierziger Jahren als Gattin des Prokuristen von Rothschild nach Wien gekommen; strahlende Schönheit und Herzensschönheit, eine dem Kühlsten sich mitteilende Wärme des Gemütes, geistige Regsamkeit, echte Begeisterungsfähigkeit für alles Große in Kunst und Leben hatten Josephine schon in ihrem Wiener Heim in der inneren Stadt, dem Deutschen Haus in der Singerstraße, zum Mittelpunkt eines Kreises gemacht, der legendarisch in der Geschichte der Wiener Gesellschaft fortlebt: Grillparzer und Schwind, Bauernfeld und Rahl, Joseph Unger und Anton Rubinstein, Dessauer und Moritz Hartmann, Schmerling und (in seinen liberalen Anfängen) Alexander Bach zählten zu den Stammgästen des Kreises, in dem jeder willkommen war, der solchen Segens reiner Weiblichkeit würdig war, denn vor dem milden Blick dieser guten Menschenkennerin bestand kein unverdienter Ruhm. Der Lärm der Welt, der Glanz großer Namen hielt hier nicht vor. Der Wert einer Persönlichkeit wurzelte nach ihrer Empfindung im Gemüt, sie beurteilte jeden nach seinem Charakter. Von der häßlichen Namensjagd, die in so manchem anderen Salon der Hochfinanz getrieben wird, war in der Umgebung dieser seltenen Frau nichts zu merken. So hoch sie wahre Überlegenheit schätzte, so schwärmerischer Begeisterung sie fähig war für den ringenden wie für den sieghaften Genius, von so beschämender Anspruchslosigkeit sie gegen den unscheinbarsten ihrer Gäste war, in ihrer Würde hat sich diese fürstliche Frau niemals das Geringste vergeben. Es war eine Auszeichnung für jedermann, der ihren Umgang genießen durfte und in diesem Sinne haben Prinzessin Reuß, Fürstin Salm und Gräfin Dönhoff-Bülow wie Gleich zu Gleich mit ihr verkehrt. Wo immer sie erschien, als Patientin des böhmischen Naturdoktors Pich in Horschitzka, im Pariser Freundeskreise von Prosper Mérimée oder im Zillingsdorfer Asyl für verwahrloste Kinder, überall bezwang sie aller Herzen durch den Adel ihrer Haltung und Gesinnung, une reine poétique de la société viennoise, wie Saint-René-Taillandier sie nannte. Genoß sie also, dank ihren wundervollen Naturgaben, schon als Mädchen und junge Frau die Achtung und den Anteil der Besten, so wuchs dieses Mitgefühl ungemessen, als ein tragisches Schicksal sie berührte. 1866 verlor sie innerhalb weniger Tage ihren einzigen Sohn, einen begabten Bildhauer, durch Scharlach. Ein Schlag, der dieses reiche Mutterherz zermalmte. Josephine verfiel in eine schwere Gemütskrankheit; über drei Jahre verweigerte sie die Aufnahme jeder Nahrung und nur der Aufopferung ihrer Mutter, einer Siebzigerin, war es im Verein mit der Kunst der Psychiater zu danken, daß Josephine am Leben blieb und sich allmählich erholte. Als sie nach solchen Leiden und Prüfungen anfangs nur in engerem, später in weiterem Gesellschafts-

kreise sich zeigte, war sie so gut und schön, wie ehedem: nur gereifter und weiser als zuvor, womöglich noch empfänglicher für jedes fremde Mißgeschick, hilfreich und fürsorglich für alle wirklich Bedürftigen, die zärtlichste Mutter ihrer ebenbürtigen Tochter Franzi, ein leuchtender Spiegel aller Frauentugend. In diesen erregten Zeiten ihrer Rekonvaleszenz begegnete sie Saar zum ersten Male: das blasse Gesicht abgemagert, das Auge wie von innerer Glut durchleuchtet, der Geist geschäftig, den Wundererscheinungen der Kriegszeiten des Jahres Siebzig zu folgen. An einem Herbstabend las sie nahen Bekannten ein paar Gelegenheitsgedichte vor; das Phänomen eines dazumal über Wien rasch aufziehenden und schwindenden Nordlichtscheins war sinnreich mit dem märchenhaften Aufsteigen und Versinken des dritten Napoleon in Beziehung gebracht. Sonst behielt sie ihre sparsamen dichterischen Regungen für sich; nur Saar, der ihr bei Hartmann freundlichen Eindruck gemacht und durch seine Erstlinge lieb geworden war, fragte sie gelegentlich um willig gewährten Rat und freimütig gefälltes Urteil. Ihre Dichtungen, gering an Zahl, waren kein müßiges Spiel zur Unterhaltung des Witzes und Verstandes, sie brachen unaufhaltsam aus dem tiefsten Gemütsquell hervor. Mancher Gefühlserguß der außerordentlichen Frau, wie die schweren Erinnerungen an ihre Krankenzeit „In der Nacht“, sucht seinesgleichen:

Wenn ich gar oft in finstrer Nacht
Nach einem schwerem Traum erwacht,
In Schreck und Angst gebadet;

Das Nachtlicht zuckt im Winkel dort
Und Schatten jagen fort und fort
Gespenstig durch das Zimmer.

Mit stieren Augen schau ich drein
Mein Herz klopft laut in Angst und Pein
Dort stehn ja die Gestalten.

Die eine lange hebt die Hand
Die andre tastet an der Wand
Die dritte wälzt sich auf der Erde.

Ich kann die Züge nicht recht sehen
Da sie so ganz im Schatten stehen . . .
Da schleichen sie zu meinem Bette.

Ich werf mich jählings hin zur Wand,
Bedeck die Augen mit der Hand,
Ich mag das Gräßliche nicht sehen.

Da hör' ich's vorsichtig sich nahn!
Und leise knisternd tritt's heran
Und lehnt sich schwer auf meine Kissen.

Ich fühl' den heißen Atem wehen
Mir über Hals und Arme gehen,
Mein Blut rauscht durch die Adern.

„Sie haben fürchterlich geschrien“
So spricht die Krankenwärterin —
Ich atme auf — sie stand an meinem Bette.

Ein andermal schildert sie mit erstaunlicher Anschaulichkeit das Umsichschlagen eines zur Schlachtbank geschleiften Stiers; der Pöbel jauchzt:

Du jubelst, o Volk
Es freut dich der Sieg
Will's dich nicht mahnen
Das eigne Geschick?
Überkommt dich kein Ahnen
Kein Hellseherblick —?

Reinste Freude erfüllt sie, wenn sie eine gleichgestimmte Seele findet:

Verständnis.

Es sind des Herzens Fühlefäden,
Die taub doch hören, blind doch sehen,
Die alles sagen und doch nicht reden
Von Herz zu Herzen blitzschnell gehen.

Wie oft ein feines stummes Nicken,
Ein feines Lächeln um den Mund,
Ein schnell verstandnes rasches Blicken,
Dir offenbart des Herzens Grund,

Aus solchem Blicke lacht ein Himmel,
Ein Meer von Seligkeit ersteht,
Wenn in dem schalen Weltgewimmel
Urplötzlich dich ein Herz versteht.

Gleich beim ersten Zusammentreffen zeigte Saar solches „Verständnis" für die grenzenlose Güte Josephine v. Wertheimsteins. Ehrerbietig folgte er ihrer Ladung. In eine Märchenwelt meinte er zu treten, als sie ihn in dem berühmten Gewächshaus ihres Parkes empfing. Der Hausherr und die Haustochter nahmen ihn mit gleichem Wohlwollen auf. Seine absichtslos geäußerte Vorliebe für Blumen gab den Damen willkommnen Anlaß, ihm wiederholt Prachtstücke des Gartens in seine nahe kahle Dichterklause zu senden. Die altbewährte Gastlichkeit der Villa Wertheimstein wurde auch diesem neuesten Bekannten ein Labsal. Mit den Künstlern, die Josephinens Lieblinge waren, Bauernfeld und Lenbach, verstand er sich so leicht und gut, wie mit dem großen Rechtslehrer und Staatsmann Joseph Unger; ihren Brüdern und Schwestern war er von Anfang ein lieber, im Laufe der Jahre immer freundschaftlicher sich anschließender Ehrengast. Die Stunde, in der er zum ersten Male über die Schwelle der Villa Wertheimstein trat, schlug ihm für sein ganzes kommendes Leben zum Segen aus. Wie viel Trost, Anregung, werktätige Hülfe alle guten Geister des „goldenen Hauses" ihm mit der Zeit gewähren würden, ahnte Saar am wenigsten in den ersten Monaten seines Verkehrs mit Josephine v. Wertheimstein.

Seine Not war, da er keinen Heller verdiente, immer ärger geworden. Eine kleine Erbschaft hatte den Literaten Eduard Mautner veranlaßt, eine Stelle an der Hofbibliothek aufzugeben: ermutigt durch die Fürsprache von Friedrich Halm und Minister J. N. Berger bemühte sich Saar um dessen Nachfolge:

„Wenn ich eine Stelle in der k. k. Hofbibliothek erhalten könnte", schrieb er in seinem Gesuch vom 13. Mai 1870, „so würde ich dies als das größte Glück

betrachten, das mir zuteil werden kann. Denn nicht allein, daß mir sodann volle Gelegenheit geboten wäre, meine Kenntnisse zu erweitern und abzurunden, es würde auch meine Existenz gesichert sein und ich könnte mich, unbekümmert um literarischen Erwerb, in meinen Mußestunden mit ganzer Seele den reinsten und höchsten Zielen der Kunst zuwenden. — Was meine Befähigung zum Dienste eines Hilfsarbeiters betrifft, so hoffe ich den Anforderungen im ganzen genommen wohl entsprechen zu können. Die französische und italienische Sprache ist mir ziemlich geläufig, in der lateinischen und griechischen finde ich mich zurecht, und was mir an eigentlicher Bildung gebricht, werde ich, da es mir an einem gewissen Überblick nicht mangelt, durch Eifer und Aufmerksamkeit zu ersetzen suchen."

Ende Juli 1870 erhielt Saar den abweislichen Bescheid des damaligen Direktors der Hofbibliothek Hofrat Birk. „Mit meiner Stelle kam es wie vorausgesehen", schrieb er an Moritz Hartmann. „Man hat mir zwei ‚gelehrte' Mitbewerber vorgezogen. Soll mir noch jemand mit einer Anstellung kommen. Jetzt fühl' ich's wieder so recht, daß ich in der Kunst wurzle und ich will, wenn's sein muß, mit zufriedenem Herzen an ihr zugrunde gehen. Wenn man schon an die vierzig Jahre mitläuft, macht man sich über den Rest weniger Sorgen." „Auch jetzt haben mich die Götter gesegnet", heißt es in demselben Brief, „und ich suchte die Gastreundschaft meines alten Kameraden in „Schwert und Feder", Milow, der sich Ihnen auf das allerschönste empfiehlt, mit Ehren zu nützen. Meine Novelle hab' ich fast bezwungen und zwei Tragödien gären mir im Hirn. Selbst der Krieg mit seinen dräuenden Schrecken vermag mich nicht aus der Stimmung zu bringen; ich halte mir die Sache absichtlich fern, so lang es angeht."

Wiederum hat Milow dem Freunde sich hülfreich erwiesen. Krankheitshalber schied er (als Hauptmann) aus der Armee und ließ sich mit seiner trefflichen Frau und frischen Kindern auf einem kleinen Anwesen in der Steiermark, Ehrenhausen an der Mur, nieder. Neben dem von Milow bewohnten Häuschen befand sich „das Stöckel", eine Baulichkeit, die Saar eingeräumt wurde. „Ich habe mich", so meldet er Weilen Ende Juni 1870, „hier schon ziemlich eingelebt und da ich für mich ganz allein ein kleines Häuschen bewohne, also ganz ungestört bin, so hoff' ich in diesen zwei Monaten etwas zustande zu bringen." „Ich bin wirklich neugierig, ob ich noch die Freude erleben werde, eine fertige Arbeit von mir zu sehen; der Fragmente sind schon zu viele. Milow ist gegenwärtig mit dem Ordnen seiner kleinen Wirtschaft beschäftigt, die wirklich ganz nett ist. Sie deckt gerade die Bedürfnisse des Hauses. Ehrenhausen ist ein gar öder und trauriger Ort, in welchem man kaum Menschen sieht. Seit einigen Tagen ist eine fliegende — in der „Wandertruppe", der „Gedichte" nicht vergessene — Truppe hier, die im Wirtshaussaal Vorstellungen gibt." Von der Freundestreue des Ehepaares Milow gehegt, „spann Saar langsam seinen Goldfaden". Seine Muße forderte nach dem Wort der „Wiener Elegien" ernsteste Sammlung. Leichtigkeit oder gar Leichtfertigkeit des Schaffens war niemals seine Sache. Der schlichten Natürlichkeit in den ersten Briefen der „Marianne" merkt der schärfste Kenner nicht an, daß der Poet jede Zeile zwanzigmal umgeschrieben hat; welche selbstgeschaffne Pein der Künstler zu besiegen hatte, bis die kleinste Wendung die eigene Feinhörigkeit nicht mehr verletzte, lehrt der Vergleich mit den zahlreichen Umarbeitungen der scheinbar am nachlässigsten hingeworfenen

Lieder Heines und bezeichnender noch das Martyrium Flauberts, seine affres bis zur Bewältigung des spröden Stoffes in spröderer Prosa. „Sie glauben gar nicht", so schrieb er an Marie Ebner am 7. September 1872, „welche Mühe mir diese kleine Novelle macht. Vielleicht fünfzigmal hab' ich sie wie einen Handschuh gedreht und gewendet, große Stöße beschriebenen Papiers liegen vor mir — und doch hab' ich noch immer nicht die rechte Gliederung hinein bringen können." Mit solcher Strenge paart sich Fülle des Schaffens nur selten. Saar war und blieb zeitlebens ein äußerst langsamer Arbeiter, am langsamsten in den bösen sieben Jahren unwillkommener Brache von 1865 bis 1872. Größeren, als Saar, Schiller und Otto Ludwig, wurden Übergangszeiten derartiger unfreiwilliger Unterbrechung ihrer Produktion Anlaß zu theoretischer Vertiefung. Auch unser Dichter hat in diesen Zeiten der Irre seine Kenntnisse als emsiger Autodidakt auszubreiten gesucht; den stärksten Einfluß auf sein Denken übte unausgesetzt Schopenhauer; von seiner Vertrautheit mit dem System des Philosophen gibt Saars Lebenswerk Zeugnis; Schopenhauers Lehre vom Mitleid, Schopenhauers Metaphysik der Geschlechtsliebe wird bewußt und unbewußt in so mancher Novelle aus Österreich exemplifiziert; und welchen Dank nach der Meinung Saars die Menschheit diesem Meister schuldete, hat er in der seinen Namen tragenden Ode der „Nachklänge" wuchtig verkündet: Neid, Undank, Abfall, Haß seien über das Grab hinaus Schopenhauers Los:

Doch still auch flüchtet zu dir noch hin,
Das Leid der Edlen, segnen Befreite dich,
Die du empor geführt im Leben
Zu der Erkenntnis erhabnem Gipfel.
Und wenn die Menschheit, endlich zurückgebracht
Vom letzten Irrwege, schaudernd am Abgrund steht:
Dann zittert auch vielleicht dein Name
So wie Erlösung auf aller Lippen.

Gleichzeitig mit dem Philosophen begann ein Erzähler vorbildlich auf Saar zu wirken: „der Romantiker des Realismus", wie ihn Berthold Auerbach genannt hat, der Meister der russischen Novelle, als den Paul Heyse ihn begrüßt hat: Iwan Turgénjew. Welche Spuren er in der europäischen Erzählungskunst hinterlassen, seit Mérimée in Frankreich und (der von Saar als kritischer Wegweiser viel zu Rat gezogene) Julian Schmidt in Deutschland seine Fürsprecher wurden, wird und muß noch von Berufenen gesagt werden; schwerlich ist er irgendwo nachhaltiger studiert, wärmer gewürdigt worden, als in Österreich: Marie Ebner hat die stärksten Anregungen von ihm empfangen und nach echter Künstlerart durchaus selbständig um- und fortgebildet; ältere und jüngere Kenner von Ferdinand Kürnberger bis auf Alfred Berger haben bedeutende Analysen seiner Art und Kunst gegeben; der von Saar bis zur Überschätzung hochgehaltene Sacher-Masoch stammte in seinen ersten und besten, durch Entartung noch nicht verzerrten Leistungen unverkennbar aus der Schule Turgénjews. Saar selbst wurde sich im Lauf seines Lebens immer klarer darüber, daß er — nicht für seinen Dichterberuf, wohl aber für die Wahl seiner Stoffe und der Erzählermanier — Turgénjew entscheidende Impulse zu verdanken hatte. Nicht nur Äußerlichkeiten, wie die bis zum Übermaß bevorzugte Form der Ich-Erzählung, der innerlich bedingte höchstpersönliche Zug in Turgénjews

Schilderung von Land und Leuten, seine Moll-Tonart, seine Fähigkeit, in die mit den geschärften Sinnen des Naturmenschen geschaute Heimatsgegend und Stammesart die eigene Seele zu legen: all das und viel, viel mehr noch traf mit den geheimsten Instinkten Saars zusammen, wurde dem noch Jahre und Jahre mit historischen Tragödien ehrlich und fruchtlos sich abmühenden österreichischen Dichter eine Erleuchtung.

Als Saar nach ein paar Monaten aus Ehrenhausen wieder nach Döbling heim mußte, fiel ihm seine künstlerische und seine Lebensnot schwer aufs Herz: doppelt schwer, wenn er zu rauschenden Festen geladen wurde; so schrieb er im März 1871 nach einer großen Soiree im Hause der Schwester Josephinens, Baronin Todesco: „Beust, die neuen Minister, Schmerling, Halm, Dingelstedt, Laube, Lewinsky, Gabillon samt Frau, eine Menge höherer Militärs und Bureaukraten, viele Finanzgrößen waren anwesend und ich kam mir mit meinem fadenscheinigen elfjährigen Frack sonderbar genug zwischen den ordenbeladenen Herren vor. Der prachtvolle Saal, die reichgeschmückten Frauen, die Klänge der Musik: dies alles versetzte mich in einen Taumel, der angenehm und wehevoll zugleich war. Ich lehnte mich an eine Säule und blickte ins Gewühl hinein, wie in einen Traum. Später konnte ich meine Augen nicht von einem Fräulein Biedermann abwenden. Eine entzückende Schönheit! Ein solches Profil, einen solchen Wuchs, eine solche Noblesse der Erscheinung hab' ich nie gesehen. Man wollte mich ihr vorstellen. Ich bedankte mich. Wozu auch?" Es ist nicht das erste und nicht das letztemal, daß Saar, wie der Literat der „Marianne", von „all den Leuten, die einem ihre schimmernden Prunkgemächer öffnen, mit dem drückenden Gefühl scheidet, daß man ihnen doch eigentlich nichts ist — und auch nichts sein kann". Unschlüssig geht er im Frühjahr 1871 mit sich zu Rate, wohin er sich wenden soll? Nach einiger Überlegung verzichtet er auf Linz, wohin Major Heillinger ihn ladet, und auf die wiederum gebotene Gastfreundschaft der Baronin Knorr. Er bleibt in Döbling.

Arbeitsam unterwirft er die Heinrich-Tragödien einer eingreifenden Selbstkritik und mit Opfern erkauften, geänderten Neuausgabe. Eifrig studiert er Darwin, an dem er (wie Vischer) den Mangel philosophischen Ausblicks beklagt: „merkwürdig ist es, wie nahe Darwin an Schopenhauer streift, wie sich die Lehren gegenseitig beleuchten und ergänzen und traurig ist es, daß Darwin Schopenhauer nicht kennt und nicht kennen will." Angeregt beschäftigt er sich mit Treitschkes Charakteristiken von Kleist, Hebbel, Otto Ludwig, auf die Theodor Gomperz ihn hinwies. Zum ersten Male liest er Gottfried Kellers „Romeo und Julie auf dem Dorfe" und anerkennt die Novelle mit rückhaltloserem Lobe, als die Shakespeare-Studien Otto Ludwigs. Willig läßt er alle wahren Meister gelten, allein weh, bitter weh tut ihm (wiederum wie seinem Doppelgänger in der Marianne) „das hohle ästhetische Gewäsch, die anspruchsvolle Aufgeblasenheit der Mitstrebenden". Fünf Jahre nach dem ersten Erscheinen des „Innocens" kündigt ihm der Verleger eine zweite Auflage an, für die Saar sogar 100 Gulden Honorar bezieht; so sehr den nicht Verwöhnten dieser bescheidene Erfolg erfreut, des Eindrucks kann er sich nicht erwehren, daß ihn fast niemand als Poeten kennt und liest; es erregt seine Galle, wenn er schweigend in einem Literatenzirkel einmal die Äußerung mit anhören muß „alle jetzt lebenden Schriftsteller überragt Hamerling weitaus", in anderen Gesellschaften ähnliche Orakelsprüche vernimmt: „Shakespeare, Goethe, Hamerling,

Makart stehen in einer Reihe" oder „es gibt gegenwärtig gar keinen Dramatiker" oder „Heyse ist doch der einzige Novellist". Gereizt durch das „niederträchtig harte Lobverschlucken" oder Vergessen seiner eigenen Arbeiten wird der Wehleidige scharf und bitter; kränkend erschien es ihm auch, daß der Vorort Weimar trotz herzlicher Befürwortung der Würdigkeit Saars durch den Obmann der Zweigstiftung Wien, Kompert, sich nur zögernd zu einer in zwei Raten zahlbaren Ehrengabe von 150 Taler bewegen ließ.

Und selbst dem verschwiegenen Beichtiger Milow, dem er von der Beendigung leidiger, lästiger Liebeshändel Andeutungen machte, hatte Saar nicht von neuen Widerwärtigkeiten berichtet, die ihn nicht zur Ruhe kommen ließen. Zwei anonyme, im August 1871 an Josephine v. Wertheimstein und deren Schwägerin Karoline v. Gomperz-Bettelheim gerichtete ungefähr gleichlautende Briefe baten um Rettung des Dichters aus einer seine Existenz ernstlich bedrohenden Geldklemme. Saar (so hieß es in den Zuschriften) habe sich an den Anonymus um ein Darlehen von 500 bis 600 Gulden gewendet. Außerstande, seinen Wunsch zu erfüllen, ergriff den Unbekannten der Gedanke, „da Saar Hülfe haben muß, um ihn nicht in Wucherhände fallen zu sehen, die Adressatin, von deren Freundschaftsbeweisen er enthusiastisch spricht, von diesen seinen Geist lähmenden Verhältnissen zu unterrichten". Josephine v. Wertheimstein beschied den völlig ahnungslosen Dichter zu sich; mit welchem Zartgefühl sie eingriff, zeigen seine Zeilen vom 1. September 1871:

„Hochverehrte Frau! Schon an jenem denkwürdigen Vormittag, an welchem ich zum ersten Male das Glück hatte, mit Ihnen in Ihrem Hause verkehren zu dürfen, trug ich eine unaussprechliche Verehrung für Sie mit mir fort. Diese Verehrung hat sich im Laufe der Zeit zur reinsten innigsten Bewunderung, zu einem fast leidenschaftlichen Gefühl der Anhänglichkeit ausgebildet, so daß es mir, so oft ich Sie sehe, zumute wird, als sollt' ich mich Ihnen zu Füßen werfen, auf daß Sie Ihre Hand mild auf mein Haupt legten und ich gestärkt, gereinigt, gut, edel und getrost mein Dasein weiterlebe. In Ihnen ist wie bei niemand auf Erden jede edle menschliche Regung so ganz, so voll entwickelt; Sie sind von einer Feinheit und Zartheit des Empfindens und Denkens, die mich oft genug mit innerlichem Jubel erfüllt hat — warum sollte ich die Hülfe, die Sie mir mit so viel Güte und Noblesse anbieten, nicht freudig annehmen und Sie in tiefstem Herzen dafür segnen? Hoff' ich doch auch noch zu erweisen, wie ernst, wie streng ich es mit der Kunst gehalten. Aber wissen muß ich, auf welche Art Sie zu so direkter Kenntnis meiner Bedrängnis gekommen?"

Eine Frage, die bis zur Stunde nicht beantwortet werden konnte; nach der Handschrift läßt sich nicht einmal sicher sagen, ob ein Mann oder eine Frau die Feder zu dem anonymen Brief angesetzt hat. Was im Augenblick geschehen konnte, hat Josephine v. Wertheimstein reichlich und freudig getan und so schwere Sorgen auch noch in der Folge über den armen Dichter verhängt wurden: die Zeiten des finstersten Elends, aus dem der Anonymus durch seinen heilsamen Wink geholfen, waren ein für allemal vorüber. Jene Stunde wurde zur Schicksalswende im Leben und Schaffen Saars.

„Auch mit dem Kundgeben freudiger Stimmungen", so schreibt er nicht lange nachher, Ende November 1871, an Milow, „bin ich vorsichtiger geworden; denn wie oft haben sie mich getäuscht! Wenn ich arbeiten kann, bin ich ein ganzer

Kerl. Da bin ich objektiv, da treib' ich allerhand, nehme alles in mich auf. Wenn's aber nicht geht, da bin ich von allem losgelöst und brüte in meinem elenden Mikrokosmus so vor mich hin. Nicht einmal lesen kann ich; so war's bei mir — wird so bleiben, bis ich endlich noch ein paar Werke geschaffen haben werde, auf denen ich getrost ausruhen kann. Dazu habe ich nun allerdings wieder Aussichten und Hoffnungen und es ist nicht mehr ganz so schwarz vor mir, wie im vorigen Jahre um diese Zeit. Gegenwärtig arbeite ich an meiner Marianne, die ich nun endlich einmal beim rechten Zipfel erwischt zu haben glaube. Ende Januar soll sie druckfertig sein. Dann will ich mich an „Thassilo" machen, den ich ganz neu und völlig verschieden von den bisherigen Auffassungen korrigiert habe. Für den Sommer habe ich mir mein kleines Epos „Die Steinklopfer" zurechtgelegt und im nächsten Winter werde ich meinen „Borromäer" in das fünfaktige Trauerspiel Tempesta umgestalten. Es kann ein vortreffliches Theaterstück werden. Da hast du nun meine Pläne." „Von der literarischen Welt" (so fährt er nach allerhand Beschwerden über vermeintliche Zurücksetzungen fort) „hab' ich mich überhaupt schon längst ganz zurückgezogen und bewege mich nur mehr in der sogenannten guten Gesellschaft, wo man doch hin und wieder auf anständige Menschen trifft und auf gescheite Köpfe, die einem wenigstens aus Klugheit und Takt Achtung und Ehre erweisen. So bin ich mit den Ministern Unger und Stremayr bekannt geworden, die mir wohl wollen, und bei Verleihung der Staatsstipendien in diesem Jahre an mich zu denken versprochen haben. So habe ich auch Aussicht (freilich nur Aussicht) auf eine materielle Unterstützung, die allerdings nur ein Tropfen auf einen heißen Stein sein würde. Wenn ich nur noch zwei Arbeiten bringe, werde ich mir durch meine Konnexionen schon einen kleinen lebenslänglichen Pensionsbetrag (etwa 300 Gulden) herausschlagen und dann bin ich, wenn mir die Familienstiftung bleibt, gedeckt: mit 600 Gulden kann man als lediger Mensch auf dem Lande leben — und das war und ist ja der Inbegriff aller meiner Wünsche."

Gerettet atmet er auf, knüpft folgenreiche Beziehungen mit dem Vaterhaus seiner nachmaligen Frau Melanie Lederer an, freut sich des Umganges mit alten Kameraden (Schramek, Vlahovsky) und deren Familien, erfrischt sich an den Bilderschätzen im Belvedere, bis ein neues Unglück ihn trifft: die Mutter wird so krank, daß er sie zu sich nach Döbling nimmt. „Die arme Frau liegt häufig in schmerzhaften Krämpfen und ist nur mehr ein Schatten. Ich muß jetzt wirklich aufs Schlimmste gefaßt sein." „Bis jetzt", schreibt er anfangs Juni 1872, „hatte sie eigentlich keine Schmerzen zu leiden: nun steht ihr in dieser Hinsicht das Entsetzlichste bevor." Josephine v. Wertheimstein fragt unablässig fürsorglich nach der Dulderin: am 1. Juli schließt Mutter Saar die Augen für immer. „Die Nachwirkungen ihres wahrhaft entsetzlichen Sterbens (sie lag 10 Tage lang unter den fürchterlichsten Schmerzen bei vollem Bewußtsein und in den letzten 3 Tagen erblindet im Todeskampf); das Schmerzhafte des Verlustes an sich; die ekelhaften geschäftlichen Miseren, die sich bei meiner finanziellen Lage doppelt empfindlich an das Begraben der Leiche knüpften, die konventionellen Laufereien und Visiten; alles das hatte mich, wie du begreifen wirst" — so schrieb er 5 Wochen nach dem Begräbnis an Milow — „in die trostloseste Stimmung versetzt, der ich auch jetzt noch nicht entronnen bin. Was nutzt es, daß mir das gastliche „Stöckel" in Ehren-

hausen offen steht? was nutzt es mir, daß mich Altgräfin Salm nach Blansko, Baronin Knorr nach Stiebar ladet?"

Tief und im ersten Schmerz stumm hat Saar die Mutter betrauert. Was ihn bewegte, angesichts ihres Sarges, was er der Dulderin an Dank und Liebe für grenzenlose Hingebung schuldig geworden, hat er erst 10 Jahre später ausgesprochen in einem Gedicht „Dem Andenken meiner Mutter", das allein sein Gedächtnis erhalten müßte.

In der zweiten Augustwoche 1872 folgte Saar dem gastlichen Rufe der Altgräfin nachmals Fürstin Elisabeth Salm nach Schloß Blansko. Die Fürstin, eine geborene Prinzessin Liechtenstein, war auf die Leistungen Saars aufmerksam geworden. Von nicht alltäglicher geistiger Begabung, nahm sie starken Anteil an der Kunst, und versammelte gleichgesinnte bedeutende Persönlichkeiten des Hochadels, Maler, Musiker, Dichter gern um sich. Der Wiener Advokat Dr. Moritz Lederer (der nachmals Vizebürgermeister von Wien und Saars Schwager werden sollte) hatte dem Dichter anfangs August 1872 von unbekannter Hand 500 Gulden überwiesen: die Widmung stammte von Altgräfin Salm, die sich fortan als eine der tatkräftigsten und einflußreichsten Gönnerinnen Saars bewährte. Auf das ehrenvollste empfangen von der Altgräfin und den Ihrigen, aus der Enge und Dürftigkeit seiner Klause mit einem Schlage in die stolzen Räume des alten Herrensitzes versetzt, schilderte er Josephine v. Wertheimstein seine ersten Eindrücke: „Daß das Leben ein Traum sei, ist eine recht abgedroschene Bemerkung, aber wenn ich jetzt auf Blansko in meinem hochgewölbten Zimmer sitze und nach den tannenbewaldeten Bergen hinausblicke, über welche auf blauem Grunde weiße, seltsam geformte Wolken ziehen, da durchschauert mich die Bedeutung dieser Worte tiefer als je. Das Schloß ist reizend gelegen, überall Grün und Blumen, die ganze Gegend, die Sie vielleicht kennen, durch Berg- und Hüttenwerke kräftig belebt. Jagdausflüge, Partien zu Fuß und zu Pferd werden auch meinem verhockten und verweichlichten Menschen zugute kommen." Saar ist im Schloß Blansko bald so heimisch, wie zuvor in Ehrenhausen und in der Villa Wertheimstein. In lebenden Bildern macht er als greiser weißbärtiger König gute Figur. An den langen Winterabenden liest er fremde und eigene Dichtungen vor; improvisiert schnurrige Festspiele, in denen die Kinder der Altgräfin mit ihrem Erzieher, dem Archäologen Dr. Gurlitt mitwirken. Die Altgräfin läßt es sich angelegen sein, die Zukunft Saars sorgenfreier zu gestalten als bisher; sie regte Mitte der siebziger Jahre in aller Stille die Gewährung eines kaiserlichen Jahrgehaltes für den Dichter an und wußte noch andere Freunde seines Talentes, Aristokraten und Finanzmagnaten, zu bestimmen, für eine bescheidene Jahresrente Saars aufzukommen. In Blansko sollte ihm (wie nachmals vom Ende der siebziger Jahre) schon seit seinem ersten Eintreffen dauernd ein Gastsitz zu Gebote stehen; noch im Oktober rühmt er Milow sein Leben in Blansko als ein wahrhaft schönes, neidenswertes. Um die Jahreswende ist er in Wien und im Frühling 1873 geht endlich seine „Marianne" in die Welt: wiederum nur ein dünnes Bändchen in Miniaturformat, wie der „Innocens", und wiederum eine runde oder eigentlich eine noch rundere Schöpfung, als die Erstlingsnovelle*.

* Die hier im Texte folgende Charakteristik der Novelle bleibt der Buchausgabe der Biographie vorbehalten.

Man hätte denken sollen, daß ein Meisterwerk von solcher untadeliger Vollendung einmütigen Jubel der stimmführenden Wiener Kritik hätte wecken müssen; in jenen Tagen der Wiener Weltausstellung und des Börsenbruches wirkten indessen nur die ärgsten Sensationen; das neueste Modestück von Sardou, Feuillet und dem jüngeren Dumas wurde dazumal in den Hauptblättern einer Woche häufiger genannt, als Saar in einem Jahrzehnt. Nicht ohne Grund fühlte Saar sich durch dieses „laute Schweigen" der Zeitungen gekränkt. Die Kenner freilich würdigten „Marianne" von Anfang an. Als Paul Heyse für den deutschen Novellenschatz eine Arbeit Saars auszuwählen hatte, hob er die „Marianne" aus; die Gemahlin des Obersthofmeisters, Fürstin Marie zu Hohenlohe, die schon in ihren Mädchenjahren als Prinzessin Sayn-Wittgenstein in Weimar durch die Genialität ihrer Natur und ihres Kunstsinnes Friedrich Hebbel reinste Freuden bereitet hatte, überraschte Saar, den sie durch die Altgräfin Salm kennen und schätzen gelernt, durch eine ebenbürtige im Correspondant anonym gedruckte Übertragung der „Marianne" in das Französische. Und der Zeit wie dem Range nach als erste Richterin schrieb Marie v. Ebner-Eschenbach am 7. Juni 1873 dem Dichter:

„Gleich nachdem ich Ihre „Marianne" ausgelesen, wollte ich Ihnen schreiben, lieber Saar. Da Sie mir jedoch gesagt haben, daß Sie im Begriff ständen, Wien zu verlassen, so fürchtete ich, mein Brief würde verloren gehen. Nun bin ich sehr, sehr froh, Sie noch daheim zu wissen und Ihnen den herzlichen Ausdruck meiner Bewunderung mit der Zuversicht schicken zu können, daß er Sie erreicht. Ich hätte zu Anfang meines Briefes nicht sagen sollen, daß ich Ihre Marianne ausgelesen hätte. Die liest man so bald nicht aus, auch wenn man sie wie ich mehrere Male gelesen hätte. Es steht viel in dem kleinen Büchlein, womit man überhaupt niemals fertig wird, worüber man immer von neuem nachdenken muß. Ganz wunderbar ist das Wort: ich habe gelernt entsagend zu genießen. Niemals ist ein Dichter einer Goetheschen Frauengestalt näher gekommen, als Sie mit Ihrer Marianne. Ihre Heldin ist wirklich holdselig. Den „Vortrag", wie die verhaßten Rezensenten sagen, finde ich meisterlich, den Ton des Ganzen edel und natürlich und jede Gestalt, die Sie gezeichnet haben, wenn auch in noch so knappen Konturen, wandelt vor unseren Augen. Ihr kleines Buch hat mir mit einem Wort einen großen Eindruck gemacht. Glückauf, lieber Saar, von ganzem Herzen. Möge die gedrückte Stimmung, in welcher Sie sich jetzt befinden, bald einer besseren weichen; mögen Sie bald die Schwingen heben zu neuem Fluge!"

Der Übersetzer.

Ein literarisches Porträt.

Novelle von Hugo Salus.

(Schluß.)

VIII.

Herr Hausmann war ein ausgezeichneter Verleger und Geschäftsmann, aber er war auch ein angesehener Stadtverordneter und als solcher ein einflußreiches Mitglied der Theaterverwaltung. Der Mensch soll sich nicht zersplittern, dachte er,

und so beschloß er, sein neues Verlagswerk dadurch besser zu verwerten, daß er seine Aufführung im städtischen Theater vorschlug und durchsetzte.

Als Neumann in der nächsten Woche zur Miß kam, da wartete schon Herr Hausmann auf ihn in seiner Schreibstube, er hatte die Manfredübersetzung vor sich liegen und teilte nun dem Nachdichter mit, daß das Byronsche Stück im städtischen Theater angenommen sei. In der Neumannschen Übertragung natürlich.

„Es wird Ihnen Ehre und Ruhm, aber auch etwas Honorar bringen," fügte er hinzu. „Ich habe mich dafür als Stadtverordneter eingesetzt."

„Ich bin gerne damit einverstanden," erwiderte Neumann darauf mit einer Ruhe, die selbst Herrn Hausmann verblüffte, der erwartet hatte, daß der Lehrer in Tränen ausbrechen oder vor Dankbarkeit ihm die Hände küssen werde. „Ich habe natürlich auch schon an eine Aufführung des Manfred gedacht, aber ich bitte schön, die kann in der Form, in der Byron das Stück geschrieben hat, unmöglich geschehen, es muß einen anderen Schluß bekommen, bitte schön, lesen Sie sich meine Nachdichtung noch einmal genau durch, Sie werden zugeben, daß dieser Schluß ganz unmöglich ist. Darüber habe ich schon reiflich nachgedacht. Ich werde Ihnen morgen einen Schluß bringen, in Versen natürlich, den ich schon entworfen habe, und darin Astarte noch einmal erscheint und dem mit Gott und der Welt Zerfallenen ihre Verzeihung spendet; die Geister der Hölle frohlocken über seine Verdammnis, aber die reingewordene Liebe Astartes reinigt auch ihn und rettet ihn."

Er wußte dabei wahrhaft nicht und konnte es auch nicht wissen, Michel Neumann, der Goetheverächter, daß er mit seiner Verbesserung des Manfred die Ähnlichkeit dieses dramatischen Gedichtes mit einer Dichtung Goethes noch auffälliger machte. Und er fuhr fort, und darauf kam es ihn doch hauptsächlich an:

„Natürlich wird durch diesen Schluß aus der Nachdichtung ein ganz anderes Stück, und, ich bitte schön, ich wünsche, daß auf dem Theaterzettel stehe: „Manfred, ein Schauspiel nach dem dramatischen Gedichte des Lord Byron von Michel Neumann." Sie werden mir zugeben, daß das nur recht und billig ist."

Herr Hausmann schaute den erregten Neumann recht verständnislos an, er sagte nur: „Merkwürdig, sehr merkwürdig," dann verabschiedete er Michel und ließ ihn zu seiner Base in das erste Stockwerk emporsteigen. Und er gab jedenfalls das „unverbesserte" Manuskript, das ihm gehörte, noch in der gleichen Stunde in die Druckerei.

Am Abend aber, als er mit seiner Frau und Base beim Abendbrot saß, brachte er die Mitteilung von der Theateraufführung des Manfred, die ihm einen warmen Händedruck Marys eintrug, und dann sprach er von dem unbegreiflichen Benehmen des Herrn Bitteschön und seiner Verbesserung.

Da griff sich Miß Mary an das Herz, daran sie den Brief ihres vergötterten Lords trug, sie schaute mit abwesenden Blicken in die Weite und dabei sagte sie nur: „Herr Neumann ist wahnsinnig. Herr Neuman ist ganz bestimmt wahnsinnig!"

Sie lachte nervös auf, sie stellte in ihrem Geiste den armseligen Lehrer Michel Neumann neben den glänzenden Lord, den Übersetzer neben den sprühenden, glühenden Dichter und dann sagte sie sehr bestimmt:

„Ich will nicht mehr, daß er zu mir kommt, ich will ihn nicht mehr bei mir sehen."

„Was hast du ihm geantwortet?" fragte Frau Hausmann gleichzeitig, indem sie die Erregung ihrer Verwandten mit einer ruhigen Handbewegung dämpfte.

„Ich habe das Manfredmanuskript noch heute zum Druck gegeben, es wird selbstverständlich ohne die famose Verbesserung erscheinen. Aber ich fürchte, auf der Bühne wird man dem Drängen Neumanns nachgeben müssen, er verhindert sonst die Aufführung, die ich sehr gern durchsetzen möchte. Das kann der Übersetzung nur nützen, ich glaube aber, Mary, daß du Recht hast, der Kerl ist vielleicht verrückt, aber seine Übersetzung liest sich doch sehr gut. Wenn er nur von dem Glauben ablassen wollte, daß er ein Dichter ist!"

„Ein Dichter!" lächelte Miß Mary, „der ein Dichter!"

Sie ging sehr bald in ihr Zimmer, dort aber nahm sie ihr Heiligtum, den Brief ihres herrlichen Lords aus dem Mieder, und dann saß sie noch lange bei ihrem Schreibtisch und schrieb einen sehr verständigen und empörten Brief nach Pisa an den Lord, darin sie ihm von dem Verbrechen berichtete, das an seinem Werke begangen werden sollte — „verbieten Sie diese Entheiligung," schloß der Brief, „dulden Sie nicht, Lord, daß ein lächerlicher (droll) Bube Ihr großes Werk verhöhne!" Sie fühlte sich glücklich und ganz auf ihrem Posten. Und sie schickte den Brief am nächsten Morgen nach Italien.

IX.

„Ich bin doch nicht toll," sagte beim Müllerschen Mittagstisch Michel Neumann, „ich lasse mir mein Werk nicht verkleinern, ich bin doch kein Übersetzer; ich habe schon in den beiden ersten Akten des Manfred wesentliche Veränderungen und, wie ich wohl sagen darf, Verbesserungen angebracht, Verbesserungen, die dem deutschen Empfinden entsprechen, und nun habe ich auch einen Schluß aus Eigenem hinzugedichtet, der dieses dramatische Gedicht erst zu einem versöhnendem Abschluß bringt. Ich werde Ihnen jetzt den Schluß vorlesen und Sie werden mir zugeben, daß er so kräftig wirkt, wie irgend ein Satz aus dem Byronschen Original. Ich bitte Sie, Frau Müller, jetzt verbieten Sie, daß die Magd hereinkommt. Ich möchte jetzt nicht gerne durch das dumme Weibsbild gestört sein."

Er nahm sein Manuskript und las seine 40 Verse, die er dem Manfred angehängt hatte, die Szene: der sterbende Manfred, die Erscheinung Astartes, vor. Im Turmfenster erscheint der Geist von Manfreds Schwester. Bengalische Beleuchtung.

Er las mit starker Stimme, sein rechter Arm war weit ausgestreckt, im Eifer seiner Erregung hob sich der Dichter von seinem Sessel und nun, da die Geisterstimme Astartes erklang, flüsterte und sang er geheimnisvoll und dabei schaute er siegreich seine Tischgenossen der Reihe nach an. Er hatte schon oft gesagt, daß er ein ausgezeichneter Deklamator sei und daß er gern einmal seine Gedichte öffentlich vortragen wolle, denn jeder Schauspieler müsse seine Dichtungen ruinieren, wenn er sie zwischen seine groben Kiefer nehme.

Die Zuhörer waren ganz still, sie fürchteten sich ein wenig vor Neumann, und die jungen Studenten kämpften mutig mit dem Lachen, da sie den richtigen

Ernst für den singenden Dichter da nicht aufbringen konnten. Aber verstohlen stießen sie einander unter dem Tische mit den Füßen. Da war aber auch glücklicherweise die Vorlesung zu Ende, allgemeiner Beifall, während dessen die Unwürdigen einander leise Winke gaben und Grimassen schnitten.

„Wir werden schon bei der Aufführung dafür sorgen, daß Ihr Manfred gewürdigt werde," sagten sie dann, und plötzlich dröhnte ein ohrenbetäubendes Beifallsklatschen und Bravorufen durch das Zimmer, so daß Frau Müller entsetzt aus der Küche hereingelaufen kam und in das Chaos hineinschrie: „Der Hauswirt wird kündigen, seien Sie doch stille, das ist lächerlich!" Es war eine vielversprechende Probe für den Beifall, den diese kräftigen Jünglingshände im Theater hervorrufen würden. Stand doch die Ehre des Müllerschen Mittagessens auf dem Spiele.

Nachmittags war die Miß nicht zu sprechen, als Neumann zur Lektion kam; sie sei erkrankt, hieß es, und werde Herrn Neumann sagen lassen, wann sie die Stunden wieder aufnehmen könne, indessen sei das Honorar in diesem Briefumschlage. Er nahm das Geld, er dachte sich nichts dabei, und als Herr Hausmann ihm die ersten Korrekturbogen der Manfredübertragung übergab, da schaute er nur rasch nach dem Titel, der aber noch nicht gesetzt war. „Das kommt zum Schlusse," sagte Herr Hausmann.

„Und hier ist meine Manfredbearbeitung für das Theater mit meinem Schlusse." Damit überreichte Herr Michel dem Verleger sein neues Manuskript.

„Das hat für mich als Verleger keinen Wert," erwiderte Herr Hausmann, „unser Vertrag bezieht sich nur auf die Übersetzung."

Verblüfft schaute ihm Michel ins Gesicht: „Sie werden mir zugeben," sagte er dann, „daß ich nicht einwilligen kann, daß Sie meine Nachdichtung drucken, wenn ich ein ganz neues Stück aus dem ursprünglichen Manfred gemacht habe. Ich bitte schön, das werden Sie doch einsehen."

„Das sehe ich nicht ein," erwiderte Herr Hausmann ganz ruhig. „Ich habe bei Ihnen eine Übersetzung des Manfred bestellt," er wiederholte scharf, „eine Übersetzung, es ist weiter nichts darüber zu reden."

„Ich bitte schön, da ist noch sehr viel darüber zu reden," rief Neumann. „Ich habe heute Mittag mein Stück einem Kreise von sehr würdigen und ernsten Literaturkennern vorgelesen und sie waren ganz hingerissen von meinem Schauspiel. Ich werde nicht gestatten, daß Sie meine Werke verkürzen. Ich bitte schön!"

„Ich halte mich streng an meinen Vertrag," entgegnete Hausmann. „Wenn Sie Ihr Stück, wie Sie es nennen, dem Theater einreichen wollen, Herr Neumann, dann tun Sie es gerne. Ich aber werde die Übersetzung in der Form drucken lassen, in der ich sie von Ihnen übernommen habe. Und damit holla!"

Er ließ Michel stehen und ging in die Druckerei. Der Dichter stand noch eine geraume Weile auf seinem Flecke, er hatte eine pathetische Rede auf den Lippen über Willkür und Vergewaltigung der Kunst, aber er sah, daß er sie nicht in die leere Luft reden konnte, da zerpreßte er ein: „Niederträchtiger Banause!" zwischen den Zähnen, dann hob er drohend den rechten Arm und ging knirschend von dannen:

„Die Öffentlichkeit wird ihr Urteil sprechen. Ich lasse mich nicht vergewaltigen. Ich bin ein Dichter!"

X.

Literarhistorisch sind die jetzt folgenden Ereignisse nicht ganz sicher festzustellen. Aus einer Mitteilung des „Leipziger Anzeigers" vom 3. September 1823 erhellt, daß dem Theater ein Stück „Manfred, ein Schauspiel nach dem dramatischen Gedicht von Lord Byron von Michel Neumann" übergeben wurde, und daß kurz danach in den beiden literarischen Blättern, dem „Merkur" und „Neuen Parnaß", ein erbitterter Kampf ausbrach zwischen Michel Neumann und einem Unbekannten, der seine Klinge sehr erregt führte und der Byron gegen die Kühnheit eines Dichterlings verteidigte, welcher das Werk des großen Briten in lächerlicher Überhebung zu seiner eigenen Arbeit umstempeln wolle.

Auffällig ist der Umstand, daß in einer Erwiderung des „Neuen Parnaß" der Brief Byrons zum Teile abgedruckt erscheint, in welchem er von „traduttore, traditore" spricht, und daß einige Wochen später der „Leipziger Anzeiger" die Verlobung der Miß Mary Alton mit Herrn Karl Wolffhardt anzeigt, einem älteren Junggesellen und Bibliothekar, der im „Neuen Parnaß" sehr oft über Kunst und Theater Berichte veröffentlichte und der als der Kritiker der modernen Leipziger galt.

An diesem Tage war die Stimmung beim Müllerschen Mittagstisch eine sehr gedrückte. Bevor Michel erschien, hatten die jungen Leute viel hin und her geredet, was nun Herr Neumann zu dieser Verlobung sagen werde, sie waren überzeugt, daß er die Miß liebe und daß ihn dies Ereignis sehr erschüttern müsse. Aber Neumann kam mit einem höhnischen Lächeln zum Essen, er fühlte sich scheinbar über den ganzen Streit erfreut, bei dem immer wieder sein Name genannt wurde, und sprach nur so nebenhin davon, daß sich das verrückte englische Frauenzimmer mit dem alten Bücherfresser verlobt habe, was er beiden vom Herzen gönne. Er hatte von dem Briefe Byrons an Hausmann nie gesprochen, von dieser Überhebung des englischen Adeligen, mit dem er sich nun leider eingelassen hatte und durch den seine vielen poetischen Pläne so unwiderbringlich lange Zeit auf ihre Ausführung hatten warten müssen. „Ich werde ihm und den Leipzigern schon beweisen was ich kann!" so sprach er oft mit sich, und in seinem Herzen wuchs allmählich ein Haß gegen Byron, der scheinbar dem jüngeren Dichter seinen Erfolg nicht gönnte, jedenfalls aber ein recht frecher und verzärtelter Aristokrat war.

Zur gleichen Zeit erschien im Verlage von Hausmann in Leipzig die freie Übertragung des „Manfred" von Byron, besorgt durch Michel Neumann, und wurde viel gekauft, da der Verleger in allen Leipziger und vielen großen Zeitungen anderer Großstädte eine Erklärung abdrucken ließ, welche von dem Streite Neumanns mit dem städtischen Theater in Leipzig berichtete und auseinandersetzte, daß diese Übertragung nichts mit jenem dem Theater eingereichten Stücke zu tun habe, vielmehr eine ziemlich getreue Übersetzung sei, die Hausmann bei Herrn Neumann bestellt habe.

An alle diese Blätter schickte Michel Neumann gleich darauf eine Berichtigung, welche in äußerst erregter Weise dartat, daß diese Übersetzung eine Nachdichtung sei, daß er sich ganz entschieden gegen die Bezeichnung seiner Dichtung als Übersetzung verwahre, und kund tat, daß er zum „Manfred" des englischen Dichters

einen Schluß für das Theater hinzugedichtet habe, der dem deutschen Empfinden entspreche, was niemand besser beurteilen könne als er, der selbst ein deutscher Dichter und tief in den Geist des englischen Werkes eingedrungen sei. Er setzte sich in leidenschaftlicher Erregung in dieser Berichtigung mit dem Lord auseinander, der ganze Groll gegen den Engländer sprach aus den Worten seines Nachdichters, er nannte seinen „Manfred" ein Dichterwerk, das für sich allein bestehen könne, und erklärte Byron für unfähig, über ein deutsches Geisteswerk zu urteilen.

Das ganze literarische Leipzig nahm Anteil an dem Kampfe, einige Verleger und Stadtverordnete, die Hausmann natürlich nicht wohlwollten, — denn solche Eifersüchteleien soll es schon damals in Leipzig gegeben haben, — erklärten in der Theaterkommission, das Stück Neumanns solle aufgeführt werden, während jener auf der Ausführung des Byronschen „Manfred" in der Übertragung Neumanns bestand, wie sie in seinem Verlage nun schon in zweiter Auflage erschienen sei.

So wogte der Kampf hin und her, als plötzlich ein Brief des Lord Byron aus Argostoli auf Kephalonia in Leipzig eintraf.

XI.

Die Zeitungen hatten schon vorher Nachrichten über den Entschluß des Dichterlords gebracht, den Griechen in ihrer bedrängten Lage zu Hülfe zu kommen. Das englische Komitee der Philhellenen hatte Byron zu seinem Mitgliede gewählt und er hatte beschlossen, wieder nach seinem geliebten Griechenland aufzubrechen, um an dem Befreiungskampfe der Hellenen sich zu beteiligen. Die Engländer um Hausmann hatten daraufhin in Leipzig ein Griechenkomitee gegründet und in den Zeitungen Aufrufe veröffentlicht, die zu Beiträgen für die edlen Hellenen und ihren herrlichen Retter Byron aufforderten. Die Gegenpartei, die von den Griechenfreunden natürlich die „Türken" genannt wurden, eiferten mächtig gegen diese zwecklose Begeisterung, und auch zum Müllerschen Mittagstisch erstreckte sich die leidenschaftliche Parteinahme. Die jungen Männer waren alle Griechen und nur die zwei bis drei älteren Herren schienen noch zu zögern, bis sich der Dichter erklärt hätte; sie waren überzeugt, daß er für Byron eintreten werde, der Dichter für den Dichter, obgleich er sich, wie er oft sagte, um Politik nicht kümmerte; er hatte die Teilnahme Byrons als für einen Dichter ungehörig und nur aus seiner Eitelkeit entsprungen erklärt, er selbst würde sich nie, das könne er beschwören, in so maßloser Weise vordrängen; als ihn aber die Studenten baten, er möge für eine Veranstaltung zugunsten der Griechen einen Prolog dichten, da hatte er nicht nein gesagt, und heute brachte er das recht schwungvolle Poem in Hexametern zum Mittagstische mit, um es vorzulesen. Das Manuskript in der Hand stand er aufgerichtet am Kopfende des Tisches und sprach mit rollendem R, die E in den Endungen der Wörter deutlich hervorhebend, seinen Prolog.

Natürlich kam im entscheidenden Augenblicke die Magd herein und brachte die Zeitung.

„Blöde Gans, marsch heraus! Man sollte das Weibsbild erschlagen!" skandierte der Dichter unbewußt in seine Hexameter hinein, und dann las er unter riesigem Jubel der jungen Leute seinen Prolog zu Ende. Er setzte sich dann, um ihnen, wie er das immer tat, die einzelnen Feinheiten und Beziehungen der Dichtung zu

erklären. Indessen aber war es am unteren Ende des Tisches auffällig still geworden. Einer der Studenten hatte einen Blick in die Zeitung getan und sie seinem Nachbar dann weiter gegeben, und bald wußte es der ganze Tisch bis auf Neumann, daß ein Brief Byrons darin abgedruckt war, englisch und in deutscher Übersetzung, und daß er „an den Übersetzer meines dramatischen Gedichtes Michel Neumann" überschrieben war. Und einer nach dem anderen, der den Brief gelesen hatte, machte ein langes Gesicht, und keiner traute sich den Dichter da oben in seiner Rede zu unterbrechen und seine auf einmal hervorgeloderte Griechenbegeisterung zu löschen. Dann aber riefen sie Herrn Berger ins Nebenzimmer und ließen ihn den Brief lesen.

Dieser Brief war nun freilich sehr schlimm. Er sprach davon, daß der Lord von sehr geschätzter Seite erfahren habe, daß Herr Michel Neumann, dem er das Recht zu einer Übersetzung seines „Manfred" erteilt habe, sich an diesem Dichtwerke vergriffen und es „verbessert" habe, und erklärte dies für ein freches Unterfangen eines Stümpers, der kein Gefühl für die Dichtkunst habe und den wohl alle gutdenkenden und verständigen Deutschen als eine lächerliche Person erkannt hätten.

Denn wenn ein Dichter daran gehe, das Werk eines andersssprechenden Poeten zu übersetzen, dann tue er es aus Begeisterung für das Werk, das ihm heilig sein müsse, und nichts unterscheide die Übersetzung durch einen Dichter von der eines Nichtdichters deutlicher, als die Treue, da jeder echte Dichter wissen müsse, aus welchen heiligen Gefühlen ein Dichtwerk begonnen und geschaffen werde. Herr Michel Neumann habe ihm seinerzeit brave und gebildete eigene Gedichte geschickt; wie empört wäre aber dieser Herr, wenn etwa Byron diese Verse „frei" nachdichten würde, obgleich sie durch diese Umarbeitung vielleicht nicht Schaden nehmen würden. Nun wage er aber gar an sein dramatisches Gedicht mit „Verbesserungen" heranzutreten, die Byron freilich nicht kenne, die er sich aber auf das Entschiedenste verbiete.

Es schmerze ihn tief, gerade bei einem Deutschen solche trübe Erfahrungen zu machen, einem Zeit- und Stammesgenossen jenes Mannes, den er von allen Lebenden am innigsten verehre, des großen Deutschen Goethe; von dem ihm noch vor seiner Abreise nach Griechenland in Livorno ein poetischer Gruß erreicht und beglückt habe, der ihm bei seinem neuen Unternehmen Kraft und Mut verleihen werde.

Es erscheine ihm darum jetzt, da er für eine heilige Sache in den Kampf ziehe, kleinlich und störend, sich um einer Dichtung willen in eine Fehde einzulassen. Er tue es seiner Freunde in Deutschland wegen, die er grüße, und deren Begeisterung er jetzt nicht so sehr für seine Werke, als für sein Werk, die Griechenbefreiung, erflehe.

In dieser gerechten und hohen Sache wisse er sich mit allen edeldenkenden Menschen eines Sinnes.

Dies war der Brief. Berger ließ die Hand mit dem Zeitungsblatt betroffen sinken; im Zimmer daneben aber hielt Michel Neumann seinen Griechenprolog in der erhobenen Rechten und sprach immer noch von den verborgenen Schönheiten seines Gedichtes, so daß seine Stimme ganz deutlich bis in das Nebenzimmer herein-

tönte. Da wußte sich Herr Berger nicht anders zu helfen, er trat mit dem Zeitungsblatt in der Hand an den Dichter heran und reichte es ihm wortlos.

Und Michel Neumann ließ seine Hand sinken, er durchflog die Zeilen Byrons, sein Gesicht verzerrte sich zu einer schauerlichen Grimasse, dann erhob er sich und stürzte blaß und die Zähne aufeinanderpressend von dannen.

Die Tafelrunde aber saß noch einige Minuten sprachlos um den Tisch herum. Herr Berger nahm den Griechenprolog vom Tische und steckte ihn schweigend zu sich. Dann gingen die jungen Leute auseinander.

XII.

Als Michel Neumann in seine dürftige und unwohnliche Stube gekommen war, da hatte er sich zuerst auf sein Bett geworfen und sein Gesicht in die Kissen verwühlt. Er hatte das Gefühl, er müsse sich verstecken, ein unerträglicher Ekel füllte sein Herz, er war überzeugt, daß ihm bitter unrecht geschehen sei. „Oh, diese undankbaren Schurken,“ wimmerte er in das Kissen hinein, „dieser Lord, dem ich meine beste dichterische Kraft gewidmet habe, dem ich nützen wollte und der mir nun im Wege steht, der sich breit und protzig vor mich hinstellt, um meinen Namen in den Schatten zu drängen! Ich hasse ihn, ich hasse ihn! Und dieser Schuft von Verleger, diese Närrin Mary, die ich mein Deutsch gelehrt habe, diese niederträchtigen Zeitungen, die über mich herfallen! Alle, alle sind gegen mich aus Neid und aus Eifersucht, sie wollen mich unterkriegen. Aber ich lasse mich nicht unterdrücken,“ er sprang aus dem Bette, „ich werde dem Lord einen Brief schreiben, der soll ihm die Augen öffnen, er soll merken, daß er es mit einem Dichter zu tun hat.“

Schon standen ihm die ersten Zeilen klar vor Augen: „Im Kampf der Geister hat der Geist zu richten!“ Er nahm einen Bogen Papier und schrieb mit großen Zügen darauf:

An Lord Byron!

und darunter diese Zeile, als ob er ein Gedicht zu schreiben hätte. Da fiel ihm aber sein Griechenprolog ein und welche Freude seine Gegner haben müßten, wenn sie davon hören würden, daß der von Byron Abgelehnte vorher noch eine so begeisterte Hymne auf den „neugeborenen Griechenhelden“ gesungen habe, der Ekel übermannte ihn vom neuen und er blickte ratlos ins Leere.

Und dann stieg langsam und immer deutlicher der Gedanke in seinem Hirn empor, daß er mit Byron sprechen müsse, daß er ihm gegenübertreten und ihm seine Verachtung, seine Verachtung und seinen Haß ins Gesicht schleudern müsse, ein Dichter dem anderen, ein Aufrechter dem anderen, daß er ihm sagen und beweisen müsse, was er alles für ihn getan von seiner freien Übertragung an bis zur dramatischen Neugestaltung des „Manfred“ und zu dem Griechenprolog. „Auge in Auge,“ wiederholte er laut und immer lauter, denn er wollte das häßliche Gefühl los sein, das sich in ihm regte, daß er morgen wieder durch die Gassen dieser Stadt gehen, mit Menschen verkehren müsse, die den Brief Byrons in der Zeitung gelesen hatten, und plötzlich ward es ihm klar, daß er Leipzig und seinen hämischen und unwürdigen Bewohnern entfliehen müsse, daß er Hausmann und die Miß nicht mehr sehen wolle, und daß er zur Müller nicht mehr gehen könne,

da ihm diese Schmach widerfahren. „Nur weg von hier, fort aus dieser Stickluft!" Und er nahm seine Feder noch einmal zur Hand und schrieb wie ein Feldherr, der seinen Plan gefaßt hat, unter die erste Zeile:

Ich komme, Byron, sei gefaßt!

Und in der Tiefe seiner verwirrten Seele flatterte sogleich der Gedanke auf, wie dieser Entschluß zur Abreise, wie diese Tat sich in seiner Biographie ausnehmen werde, klar stand der Satz vor seinem Blicke: „Er folgte ihm, um Rechenschaft von ihm zu fordern."

„Da drückte Byron dem deutschen Dichter die Hand, er zog ihn an seine Brust und küßte ihn. Und dann kehrte Neumann nach Leipzig zurück und seine Mitbürger erfuhren, wie ein Dichter sich rächt. Und „Manfred," das gemeinsame Werk der beiden Dichter Byron und Neumann oder Neumann und Byron . . ."

Er nahm noch einmal die Feder zur Hand, dies „Manfred, das gemeinsame Werk der beiden Dichter" schrieb er noch dazu, es sollte sich in seinem Zimmer finden, wenn sie ihn suchen kämen.

Und noch am selben Abend verließ Michel Neumann seine Heimatstadt.

Was weiter aus ihm wurde, ist unbekannt geblieben. Die drei Abgesandten der Müllerschen Tafelrunde, Berger und zwei Studenten, fanden sein Zimmer leer, und nur der Abschiedsbrief mit seinen mystischen drei Zeilen lag auf dem Tische. Den nahmen sie an sich und brachten ihn fassungslos und besorgt heim zu den ängstlich wartenden Genossen. Und dort legte ihn Berger zu dem Griechenprolog Neumanns, um ihn bis zur Wiederkunft des Dichters aufzubewahren.

Eine Zeitlang hat sich dann, seltsam genug, die Legende erhalten, Lord Byron habe in Missolunghi einen Deutschen, der ihn zu sprechen wünschte und der einen sehr erregten Eindruck gemacht habe, abgewiesen. Und dieser sei dann in der Schar der Türken aufgetaucht; und beim Ausfalle der Griechen gegen die Türken am 19. April 1824 habe sich dieser Deutsche ganz nahe an den heldenmütigen Lord herangeschlichen, und Byron sei durch seine Kugel gefallen.

Es ist eine Legende. Denn Lord Byron ist im Bett gestorben und kein Mensch kann sagen, wohin Michel Neumann sich gewendet hat, nachdem er Leipzig verlassen.

Und diese seine Biographie, die Biographie eines vergessenen Dichters, kann nicht mit den stolzen Worten schließen, die ihr Held sich gewünscht hat.

Sie endet inhaltslos und traurig, wie ein verwehtes Selbstgespräch im Nebel, inhaltslos und leer, wie sein Leben gewesen . . .

Der Goldpirol.

Wiener Künstlergeschichte von Ernst Decsey.

„— O doch, es schadet mir! und wie's mir schadet, weiß ich am besten!" rief der totenbleiche Geiger aus und drückte die Hände vors Gesicht. „Zuerst kommt's in alle Blätter. Und wenn mitleidige Gemüter hundertmal von „plötzlichem Unwohlsein" reden und dergleichen, es bleibt die Tatsache aufrecht: Willy Appeller ist stecken geblieben. Im Festkonzert! Er hat nicht weiter können! Umgeschmissen! Ein Skandal!"

Allmählich war es in dem kleinen Künstlerzimmer leer geworden. Die Damen, die den Ohnmächtigen neugierig umflattert hatten, waren davongerauscht, die wenigen Verehrer in gedrückter Stimmung weggegangen, wie von einem Leichenbegängnis. Noch immer lag Appeller auf dem Ledersofa. Er schien sich schon etwas erholt zu haben, hörte aber auch jetzt nicht auf die Trostsprüche des Doktors und des mageren Pianisten, der immer wieder auf ihn einsprach: „Und so wunderschön waren Sie im Adagio, so wunderschön, das Flageolet wie Vogelton —"

„— Ruhig, Sie Esel!" schrie Appeller und stand mit einem Male auf. Er nahm vom Tische die Geige und legte sie vorsichtig in den Kasten. Plötzlich wendete er sich zu dem bestürzten Pianisten: „— Nein, recht haben Sie: es schadet mir nicht. Aber es bringt mich um. Glauben Sie, es ist mir zum ersten Male geschehen? Nein. Aber so schrecklich war's noch nie. Da gibt's nur ein Mittel: nicht wieder spielen, abtreten vom Schauplatz, verschwinden! Nein, nein, bitte, lassen Sie mich! Das ist keine Stimmung; das ist ein Entschluß." Er fuhr mit der Hand durch die blonden Ringelhaare. „— Ich ziehe mich zurück. Ach, hätt' mein Vater mich lieber Handwerker werden lassen."

Spät nachts brachte man Appeller im Wagen weg und bettete ihn im Hotelzimmer mit großer Mühe zur Ruhe.

*

„— Herr Graf," sagte Appeller mit einem matten Lächeln, „Herr Graf, Sie haben recht. Ich bin Ihnen seit gestern Aufklärungen schuldig; aber es sind ganz andre, als Sie vielleicht erwarten. Vor allem das Eine: Ich habe die Dame früher nie gesehen und weder hatt' ich eine Ahnung, daß sie Ihre Gattin sei, noch wollte ich sie irgendwie „behexen"."

Der Graf schien bei diesen Worten ruhiger zu werden, richtete seine glattglänzende Frisur und warf einen fragenden Blick auf den leidenden Künstler, dem er bis jetzt nicht ins Auge gesehen hatte. Appeller stützte den Kopf in die Hand und sprach über den Tisch, woran der Graf mit seinem Begleiter saß:

„— Meine Herren, so ganz schuldlos bin ich freilich nicht. Und wenn meine Schuld auch nur darin besteht, daß ich — gestern einen Blick ins Publikum warf. Ich tu' es sonst nie, ich kann's nicht, ich darf's nicht. Dieses Mal war ich prinzipienlos — mit welchem Erfolge, haben Sie gesehen. Unsereiner erlebt ja viel; aber etwas so Geschmackloses wie diesen neuen Festsaal habe ich nie erlebt — leer und unruhig zugleich — dann die aufgeblähten Ausschußmitglieder darin, die bewundernden Provinzdamen, kurz: so kam es, daß ich nach der Gräfin, die ganz vorne saß, wie nach einem dekorativen Punkte sah. Da bemerkte ich, daß sie immer unruhiger nach mir blickte, daß ihr großes, schwarzes Auge Glanz bekam, daß es zuletzt feucht und flirrend wurde. Verzeihen Sie — es irritierte mich, und ich kippte um. Mein Gott, wie viele Künstler gibt's nicht, die es vielleicht befeuert hätte! Allein, lieber Graf, ich bin kein Paganini redivivus und Dämonie posieren? — Das tut man heut nicht mehr. Die gnädige Frau, höre ich, hat sich von ihrem Anfall schon erholt; und hoffentlich wird auch Ihnen leichter, wenn Sie alles — kurz, meine Herren, seien Sie etwas geduldig: ich will Ihnen die Geschichte dieses Abends erzählen: es ist zugleich die Geschichte meiner Jugend."

*

„Ich gehöre eigentlich zu den schwerblütigen Leuten, die das Leben erst dann fühlen, wenn sie sich's recht schwer gemacht haben, und die eine schöne Abendstunde erst genießen, wenn sie wehmütige Erinnerung geworden ist. Und so sehe ich meine Jugendtage an, die niemals wiedergekommen und doch immer wirken. Ich bin ein Wiener Kind aus einem alten Zimmer, das auf den Hof ging und zur Hälfte Wohnung, zur Hälfte Werkstatt war. Am Fenster saß mein Vater mit gebeugtem Rücken und sah mancher alten Spindeluhr ins morsche Eingeweide. Er arbeitete mit Innigkeit: ob es ein nervöser, kleiner Ticker war oder eine schwere Pendeluhr, die nur selten den Mund auftut, wie ein gewichtiger Redner — er sah die Uhren nicht als Passagiere an, sondern kam zu jeder in ein Verhältnis. Der echte Uhrmacher, wissen Sie, ist ein Edelmann des Handwerks: er hat's im Gemüte, im feinen Ohr und in der feinen Hand. Zwei Künstler hausten also in dem Hofzimmer beisammen: der alte Herr mit der schwarzen Lupe im Auge; ich, mit der Geige unterm Kinn. Wir plagten uns beide redlich.

Eines Tages geigte ein neuer Mann bei mir im Zimmer: ein kleiner dicker Wiener, der in Grinzing allabendlich Triumphe feierte. Seine Geige war voll Ton und Wärme, voll vom Wiener Weh und Wiener Witz, und wenn mir heute manchmal gesagt wird, ich s ä n g e auf der Geige, so muß ich lächeln, denn der „große Virtuose" hat's von einem Heurigenspieler. Er war mein erster Lehrer.

Mit ihm übte ich im uhrendurchlärmten Laden die ersten Etüden und wenn er nicht zugegen war, so horchte der Vater, wie die Geige kratzte. Sein Ohr erreichte mich, ob auch die Kuckuckuhren noch so wichtig schrien; und wenn ich bloß den Kopf, worin die Lupe stak, sich nach mir drehen sah, so wußte ich: oho! das war schon wieder falsch! Mein Vater war mein erster Kritiker.

Eines Tages kam er mit einem neuen Musiker ins Haus. Es war ein zierlicher, verwundert um sich blickender Gesell, ein Goldpirol, der aus dem Hausgarten zugehüpft sein mochte. Der Vogel blieb bei uns und war für meine ganze Laufbahn von Bedeutung. Er grub sich ein Versteck, dort, wo das feuchte Holz des Fußbodens faulte und vermorschte. Erst Aftermieter, wurde er allmählich mein Kamerad, mein Freund, mein Spielgenosse. So oft ich geigte, kam er aus dem Loch, das aufgezogene Pult bot unten in der leeren Schiene einen hohlen Raum, hier saß der Goldpirol, piepte still von Zeit zu Zeit, vergnügt oder geärgert und sah mit seinen kleinen schwarzen Vogelaugen dem Auf- und Niederstrich des Bogens nach. Der Vogel war mein erstes Publikum.

Drei Jahre waren wir so schön beisammen, da trat ganz unerwartet ein schmerzliches Ereignis ein, das seine Wirkung — bis gestern Abend übte. Die Lampe brannte auf dem Werktisch und mein Vater lauschte, draußen ging einer auf und ab, der auch den Geigentönen horchte. Ich spiele und es klingt so weich und wunderschön, wie es noch nie geklungen hatte, zum ersten Male fühle ich geheimen süßen Stolz, spüre die unbestimmte Macht sich in mir regen und genieße nur mich und höre nichts vom Geräusche der Pendel im Laden.

Mit einem Male aber höre ich, daß es zu meinen Füßen still ist, ganz atemstill. Zum ersten Male höre ich den Vogel nicht und sein Gepiepe. Ich breche ab. Beklommen rufe ich dem Vater zu. Er hebt die Lampe hoch und leuchtet. Da sitzt der kleine Sänger, breit und aufgeblasen. Der gelbe Schnabel öffnet sich und

schließt sich lautlos; die Kehle stumm. Das Herz fängt mir zu hämmern an. Ich nehme ihn auf, fühle noch die Wärme meines Freundes durchs Gefieder. Da legt er schon das Köpfchen matt zur Seite, die Augen drehen sich und er ist tot. Mein erstes Publikum war gestorben."

*

So erzählte der Geigenkünstler Wilhelm Appeller. Alle saßen still und schwiegen. Eine Pause entstand. Der Graf wartete eine Weile. Dann schob er den Mund spitzig zusammen und sah seinem Begleiter ins Gesicht. „Was soll man damit machen?" war die unhörbare Frage. „Harmlosigkeiten; ein Querkopf", lächelte der andere mitleidig zurück und drückte die Augen zu. „Tja," sagte der Graf, indem er sich erhob: „wir wollen nicht länger aufhalten, Sie möchten sich zurückziehen" — wobei er zwischen Höflichkeit und Verlegenheit kämpfte.

Appeller, der bemerkte, was zwischen beiden vorging, erhob sich gleichfalls: „Erlauben Sie. Eigentlich hab' ich das alles nicht erzählt, damit Sie's verstehen; sondern damit ich's verstehe." Und fuhr wie im Selbstgespräche fort, indem er, jede Erwiderung abschneidend, die Worte langsam nahm und sie betonte: „Ich kann den Vogel nicht vergessen, der unter meiner Geige starb. Und jedesmal, wenn ich sehr schön, wenn ich sehr tief spiele, wenn ich an die Grenzen komme, seh' ich ihn und höre auf. Ich muß es. Denn ich fürchte, daß immer ein Auge bricht, oder ein Herz entzwei geht. Es ist töricht. Aber ich habe diesen Aberglauben, weil Musik immer Sehnsucht erregt, und wir an der Schwelle des festen Daseins stehen, wenn uns die Augen überlaufen."

Er ging hinaus. Man hat ihn niemals wieder spielen hören.

Die Finanzpolitik der Gemeinde Wien.

Von Wolfgang Madjera.

> „Durch die Gemeinde führt der Weg zur sozialen Politik."
> W. H. Riehl, „Land und Leute" (10. Aufl.), S. 130.

Alle Formen der Natur und der Kultur unterliegen gemeinsamen Gesetzen der Entwicklung. Ihren Werdegang bestimmt das Zusammenspiel aller wirkenden Kräfte der Welt. An jeder Form arbeiten durch Jahrhunderte und Jahrtausende unzählige geschäftige Arme unsichtbarer und sichtbarer Mächte und Gewalten. Und dennoch steht der unerfahrene Mensch, das kurzlebige Geschöpf, all den Gestalten und Gebilden, die ihn umgeben, gegenüber, als wären sie niemals anders gewesen. Erst wenn er den Erscheinungen nähertritt, wenn er das Auge an den Bildungen und Gesetzen der Vergangenheit geübt hat, leuchtet ihm das kunstvolle Mosaik immer klarer entgegen, aus dem sich das Gesamtbild jeder gegenwärtigen Form zusammensetzt. Das Warum und Wozu findet seine erschöpfende Antwort in dem Woher.

Auch über Zweck und Beruf der Gemeinde würden nicht so unklare und widersprechende Begriffe in der Öffentlichkeit verbreitet sein, wenn man sich ihres Ursprunges besser bewußt wäre. Die erste und ursprüngliche Form der Gemeinde

war die Markgenossenschaft, die Vereinigung zu gemeinsamer Bestellung von Feld und Flur, also zu ausgesprochen wirtschaftlicher Tätigkeit. Indem sich mit der Zeit, wohl hauptsächlich unter dem Einfluß des zunehmenden Handels und Gewerbes, von dem ursprünglichen Gemeineigentum das Sondereigentum loslöste, nahmen zwar die Anforderungen, die man an die Gemeinde stellte, eine vorwiegend andere Richtung, indem die unabhängig gewordenen Wirtschafter von ihr zunächst die Beibehaltung und Weiterbildung des Schutzes verlangten, der früher um des höheren Zweckes der gemeinsamen Wirtschaft willen von der Gesamtheit gewährleistet wurde. So verblieb denn der Gemeinde die Sorge für die Sicherheit der Person, des Verkehrs und der Gesundheit und, als der augenfälligste Überrest der alten, viel innigeren Gemeinschaft, die Fürsorge für verarmte Gemeindemitglieder. Außerdem aber behielt die Gemeinde einen Teil der früheren Gemeinwirtschaft bei, was ja vollkommen den Bedingungen ihres Ursprunges entsprach. Sie behielt, ja sie vermehrte auch nach Bedarf den Besitz von Grundstücken und Unternehmungen, die nach wie vor entweder der Gesamtheit zur Benutzung und Verwertung offen standen, wie etwa Gemeindeweiden und Forste, oder die von ihr zugunsten der Gesamtheit verwaltet wurden.

So entstand eine gewisse Zweiteilung des Wirkungskreises der Gemeinde, indem ihrer nach dem öffentlichen Rechte geordneten Fürsorgetätigkeit die dem allgemeinen Privatrechte unterliegende Verwaltung ihres Grundbesitzes und ihrer Unternehmungen gegenübersteht. Die Zusammengehörigkeit der beiden Kreise aber offenbart sich in der finanziellen Ordnung des Gemeindehaushaltes, indem durch das Verhältnis aller Einnahmen zu allen Ausgaben die wirtschaftliche Lage des einen und ungeteilten Rechtssubjektes, der Gemeinde, zum Ausdruck gelangt.

Den Inbegriff der Grundsätze und Absichten, nach denen die Gemeinde ihre Ausgaben feststellt, ihre Einnahmen ordnet und die Zwecke beider bestimmt, bezeichnen wir als die Finanzpolitik der Gemeinde.

Es ist nun eine in unseren Tagen häufig aufgeworfene und leider oft mit einer durch Nebenabsichten bedingten, leidenschaftlichen Unsachlichkeit beantwortete Frage: ob die im Wiener Rathause betriebene Finanzpolitik denn als eine gesunde bezeichnet werden könne? Man spricht von „gewagten Spekulationen", von „Überschuldung" und von „Leichtsinn". Aber man erbringt für diese Behauptungen keine Beweise, die einer unvoreingenommenen Betrachtung standhielten. Denn wollte man sie erbringen, dann müßte man dartun, daß die Ausgaben der Gemeinde mit den Bedürfnissen einer modernen Weltstadt von zwei Millionen Einwohnern im Widerspruche stehen; dann müßte man dartun, daß die Einnahmen der Gemeinde auf eine die Bewohner der Stadt mehr als billig bedrückende Weise beschaffen werden; dann müßte man dartun, daß die Zwecke, welche die Finanzpolitik der Gemeinde verfolgt, des gemachten Aufwandes an Ausgaben und Einnahmen nicht wert sind.

Vor allem muß, wenn wir auf diese Punkte etwas näher eingehen wollen, eines festgestellt werden: die Gemeinde ist kein Vermögenssubjekt, das sich nach dem Grundsatze der heutigen Privatwirtschaft, über die Deckung des Lebensbedarfes hinaus ein möglichst großes Barkapital zu sammeln, zu richten hätte. Zu einer solchen dauernden Ansammluug ist die Gemeinde nicht befugt, da sie im Falle

namhafterer Ersparnisse verpflichtet wäre, die Umlagen ihrer Mitglieder sofort ebenso herabzusetzen, wie sie dieselben bei Abgängen zu erhöhen berechtigt ist.

Man muß sich ferner erinnern, daß die Gemeinde im Gegensatze zur einzelnen Persönlichkeit ein zeitlich nicht beschränktes Vermögenssubjekt ist, daß daher ihre finanzielle Gebarung auf weitaus größere Zeiträume berechnet sein kann und soll, als jene des Privaten, weshalb auch der Maßstab der Privatwirtschaft auf sie nicht ohne weiteres angewendet werden darf.

Man hat endlich in Betracht zu ziehen, daß in einer so weit ausgreifenden Wirtschaft mit ganz anderen Summen gerechnet werden muß, als im Hause des kleinen oder selbst des wohlhabenden Mannes. So sei beispielsweise erwähnt, daß sich der Wert des Eigentums der Gemeinde Wien zu Ende des Jahres 1907 auf *K* 935,443.065 belief und daß das reine Aktivum, der Überschuß der Aktiven über die Passiven, [von *K* 185,910.413 im Jahre 1896 auf *K* 356,202.068 im Jahre 1907 anwuchs, was, nebenbei bemerkt, auf eine schlechte Gemeindewirtschaft wohl nicht schließen läßt.

Schon diese außerordentliche Bewegung — es berechnet sich trotz einer Steigerung des Passivstandes von *K* 149,939.236 auf *K* 579,240,996 für die oben angegebene Zeit der jährliche Zuwachs des reinen Aktivstandes durchschnittlich mit rund *K* 15,481.000 — schon diese außerordentliche Bewegung deutet an, welche umfangreiche Arbeit in diesen Jahren geleistet worden sein muß.

In der Tat, die Werke, die seit dem Jahre 1896 geschaffen worden sind, sprechen durch ihren bloßen Bestand aufs deutlichste die Absichten und Ziele aus, denen die maßgebende Mehrheit der Gemeindevertretung und ihr voran der an eigenen, großzügigen Gedanken so reiche Bürgermeister Wiens das Ausgabenwesen der Gemeinde dienstbar gemacht wissen wollten. Durch die Vereinigung der ehemaligen Vorortegemeinden mit Wien im Jahre 1890 war der Stadt ein neuer, weiter Rahmen der Entwicklung gegeben worden. Diesen Rahmen galt es nun auszufüllen. Gebietsteile waren zugewachsen, die trotz ihrer ländlichen Verhältnisse der Segnungen der Großstadt teilhaftig zu werden begehrten. Die gegenüber den früheren Aufgaben der städtischen Verwaltung ungemein erschwerte Anforderung trat nun heran, den Bedürfnissen jener äußeren Zone gerecht zu werden, gleichzeitig den älteren Teil des Stadtgebietes aus in mancher Beziehung rückständigen Verhältnissen zu befreien und schließlich für das ganze Gemeindegebiet sozialpolitische Verbesserungen zu schaffen, wie sie dem wissenschaftlichen Vorkämpfer der Partei, dem Freiherrn v. Vogelsang, vorgeschwebt haben mochten, als er die Worte schrieb: „Daß wir dem vom Christentum gesättigten Geiste, der uns aus dem Staate und der Gesellschaft unserer Vorfahren entgegenleuchtet, in den idealen Formen der Gegenwart ein neues irdisches Erscheinen schaffen, mit warmem Herzen und rührigen Händen, das ist der hohe, edle Beruf dieser Epoche"*.

Schon diejenigen Herstellungen und Besorgungen, zu denen die Gemeinde in ihrem engeren Wirkungskreise zufolge ihres Statutes berufen ist, nahmen infolge der Erweiterung des Gemeindegebietes beträchtlich gesteigerte Ausgaben in Anspruch. So stiegen die Auslagen für Straßenzwecke von *K* 7,684.760 im Jahre 1892 auf

* „Die sozialen Lehren des Freiherrn Karl v. Vogelsang". Aus dem literarischen Nachlaß zusammengestellt von Dr. Wiard Klopp. St. Pölten 1894. S. 56.

rund K 16,000.000 im Jahre 1906, jene für Herstellung und Erhaltung der Kanäle von K 678.540 im Jahre 1893 auf K 3,172.691 im Jahre 1906, jene für das Volksschulwesen von K 12,730.476 im Jahre 1892 auf K 26,285.245 im Jahre 1906. Mußten doch seit 1896 mehr als 100 öffentliche Volks- und Bürgerschulen neu erbaut werden!

Wohl die gewaltigste Ausgabe aber, die der Gemeinde Wien aus der Einverleibung der Vororte erwuchs, wird durch die notwendige Versorgung der neuen Gebietsteile mit Trinkwasser verursacht. Daß zu dieser Versorgung nicht etwa hygienisch bedenkliches Filterwasser, sondern die reine Flut von Hochgebirgsquellen gewählt wurde, wird ungeachtet der hohen Kosten niemand der Gemeindeverwaltung zum Vorwurfe machen, dem die Gesundheitsverhältnisse der wachsenden Großstadt nicht gleichgültig erscheinen.

Hatte die gegenwärtige Gemeindevertretung diese und andere Mehrauslagen als natürliche Folgen eines Ereignisses auf sich zu nehmen, für das nicht sie die Verantwortung traf, so trat sie auf einem anderen Gebiete der Finanzwirtschaft aus vollkommen freier Entschließung in vollständig neue Bahnen ein. Es begann die Zeit der Verstadtlichung von Unternehmungen, an deren Betrieb die Allgemeinheit hervorragend interessiert ist, somit eine den modernen Verhältnissen angepaßte, teilweise Rückkehr zu den uralten Grundsätzen der Gemeinwirtschaft. Auch hierin wurden die Lehren Vogelsangs verwirklicht, der als „einen Grundgedanken der christlichen Sozialordnung die dem kapitalistischen Privateigentumsbegriff entgegengesetzte Idee des nationalen, gemeinsamen, ideell geteilten Eigentums" erklärt hatte*. Noch deutlicher sehen wir den von der Gemeinde beschrittenen Weg durch Adolf Wagner als den richtigen bezeichnet, der über die Errichtung öffentlicher Anstalten durch Selbstverwaltungskörper sagt: „Hier steht wohl noch eine bedeutende Entwicklung in Aussicht, je mehr man von dem Bestreben abkommt, eine Menge wichtiger gemeinnütziger Einrichtungen der Aktiengesellschaft zur Ausnutzung zu überlassen, und sie in finanziell recht vorteilhafter, für das Gemeinwohl jedenfalls günstigerer Weise auf Rechnung des interessierten Selbstverwaltungskörpers ausführt und betreibt"**.

So vollzog sich denn hier in Wien eine Entwicklung durchaus im Sinne der modernen Volkswirtschaftslehre. Zunächst wurde mit kühner Hand die Verstadtlichung der Gaserzeugung angebahnt. Anstatt veraltete, abgenutzte Einrichtungen zu übernehmen, schuf man ein neues, tadelloses, dem Stande der Technik entsprechendes Werk. Bald folgte die Errichtung selbständiger Elektrizitätswerke. Und so war für Wien der Warnungsruf nicht ungehört verhallt, den der bekannte Sozialreformer Adolf Damaschke in seinen „Aufgaben der Gemeindepolitik"*** hatte ertönen lassen: „Das Monopol der Beleuchtung ist früher vielfach von den Gemeinden dem privaten Großkapital überantwortet worden. Schon jetzt versteht man es kaum, wie unsere Väter selbst ausländischen, z. B. englischen Aktiengesellschaften das Beleuchtungswesen deutscher Städte ausliefern konnten. Die neuen, großen Umwälzungen auf dem Gebiete der Beleuchtung rufen hier zu besonderer Wachsamkeit auf."

* A. a. O. S. 51.

** Adolf Wagner, „Finanzwissenschaft", 3. Auflage, I, S. 104.

*** 5. Auflage, S. 253.

Im Zusammenhange mit der Errichtung der Elektrizitätswerke vollzog sich die Übernahme und der Ausbau der städtischen Straßenbahnen. Infolge der seither durchgeführten Verstadtlichung der größten Stellwagenbetriebsunternehmung befindet sich derzeit der überwiegende Teil des Verkehrswesens von Wien im Besitze der Gemeinde, abermals im Sinne Damaschkes, der das Verkehrswesen als „eines der wichtigsten Monopole unserer größeren Gemeinden" und dessen Überlassung an Privataktionäre einen „sozialen Widersinn" nennt*.

Wie die Beförderung der Lebenden, so wird auch jene der Toten gegenwärtig durch die Gemeinde besorgt. Die Folge davon war die Ermäßigung des Preises der untersten Begräbnisklassen, die ungefähr 63% aller Leichenbegängnisse umfassen, um je *K* 5 bis 10, die Verbilligung der Beistellung besserer Leichenwagen auch für diese Klassen und die Herabsetzung der früher berechneten, manchmal ziemlich beträchtlichen „Spesen" auf einen kaum mehr nennenswerten Betrag.

Besonders den dienst- und arbeitsuchenden Bevölkerungsschichten kam die Errichtung einer unentgeltlichen Dienst- und Arbeitsvermittlung durch die Stadt zugute.

Die zum fünfzigjährigen Regierungsjubiläum des Kaisers gegründete städtische Lebens- und Rentenversicherungsanstalt entsprang nach den Worten des Bürgermeisters Dr. Lueger in der Gemeinderatssitzung vom 11. Februar 1898 der Erkenntnis, „daß das Versicherungswesen in unserem Vaterlande Österreich noch nicht jene Beachtung gefunden hat, welche es eigentlich genießen sollte". Der Zusammenbruch vieler Versicherungsanstalten habe, so führte der Bürgermeister aus, das Mißtrauen der Bevölkerung erweckt. Das Agentenunwesen und auch die schlechte Verwaltung hätten die Schuld daran getragen. Beiden Übelständen wolle die städtische Anstalt begegnen. Insbesondere solle die in Frankreich viel gründlicher eingebürgerte Lebensversicherung gepflegt werden.

Ähnlichen Erwägungen, daß die bestehenden Anstalten den Bedürfnissen der Bevölkerung nicht genügen, entsprang die Gründung einer städtischen Zentralsparkassa mit Gemeinderatsbeschluß vom 20. Oktober 1905. Der Berichterstatter, Vizebürgermeister Dr. Porzer, betonte damals, der Betrieb einer Sparkassa liege entschieden im Rahmen des Tätigkeitsbereiches einer Gemeinde; denn es sei in ihrem Interesse, den Sparsinn der Bevölkerung zu heben und jene Gelder, die durch den Sparsinn der Gemeinde zufließen, in die richtigen Kanäle zu leiten. Nach § 1 des Sparkassastatutes ist der Zweck der Anstalt, „zur Belebung der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit jedermann, besonders aber den minder bemittelten Volksklassen, Gelegenheit zu bieten, Ersparnisse ohne Schwierigkeit und Zeitverlust als Kapital sicher und fruchtbringend anlegen und nach Bedarf wieder beheben zu können". — Gewiß ist hier eine volkswirtschaftlich bedeutsame Aufgabe für die Gemeinde umschrieben, die Aufgabe, nach dem Ausdruck Damaschkes** „ein ehrlicher Makler für ihre Angehörigen zu sein, die sich mit Vertrauen an ihre Einrichtungen wenden".

In den Kreis der neuen Gemeindeunternehmungen gehören auch der Ratauskeller und das Brauhaus der Stadt Wien. Keine dieser beiden Einrichtungen ist

* A. a. O. S. 256.

** A. a. O. S. 258.

als eigentliches Erwerbsunternehmen gedacht. Der Rathauskeller, nach dem Muster vieler deutscher Städte zunächst ein Stück altbürgerlicher Romantik, das Einheimischen und Fremden eine Sehenswürdigkeit und eine gastliche Stätte des Beisammenseins innerhalb der stolzen Burg städtischer Selbstherrlichkeit bieten soll, hat dank seiner verläßlichen Führung durch die Gemeinde nicht nur ein Vorbild unbedingter Echtheit des köstlichen Trunkes aufgestellt, sondern auch den nur zu wenig gewürdigten niederösterreichischen Weinen zahlreiche neue Freunde geworben und so den redlichen Gastwirten der Stadt ebenfalls Nutzen gebracht, außerdem aber den Weinbau Niederösterreichs mächtig gefördert. Denn nicht weniger als *K* 6,031.620 sind von der Gemeinde Wien seit der Gründung des Rathauskellers für den Weineinkauf verausgabt worden.

Das Brauhaus der Stadt Wien jedoch, dem vorläufig erfreuliche Rechnungsabschlüsse nicht blühen, erweist gleichwohl der Allgemeinheit einen großen Dienst, indem es durch seine Konkurrenz eine Erhöhung der Bierpreise hintanhält und so, wie man ganz richtig bemerkt hat, den Gemeindemitgliedern weit mehr erspart, als es die Gemeinde kostet.

Während die Aufwendungen, die für die eben angeführten Unternehmungen gemacht werden, nach den Grundsätzen privater Wirtschaft behandelt werden müssen, dient ein ansehnlicher Teil der in den letzten Jahren erwachsenen Auslagen idealeren Interessen der Gemeindeglieder und hier wird natürlich auf Deckung durch Eingänge nur sehr wenig zu rechnen sein. Und doch, wer würde es wagen, ein Werk der Menschenliebe zu tadeln, wie das allgemeine Versorgungsheim, das an Stelle einer unreinlichen Kaserne ein bequemes, lichtes, luftiges Gebäude in reiner Luft setzte und das nach dem Willen des Bürgermeisters alten Eheleuten, die man auseinandergerissen, die Gemeinsamkeit ihrer letzten Tage wiedergab, oder wie das Kaiserjubiläums-Spital, für dessen Bau die Gemeinde den Betrag von *K* 10,000.000 gewidmet hat und das dem obdachlosen Umherwandern und Zugrundegehen armer Kranker, wie es leider dank dem Unvermögen berufenerer Kreise keine Seltenheit war, ein Ziel setzen soll? Wer hat den Mut, den geistvollen Gedanken der Schaffung eines Wald- und Wiesengürtels inmitten des beständig wachsenden, staubigen und glühenden Häusermeeres der Großstadt zu tadeln, durch den nicht nur der landschaftliche Zauber Wiens vor der sinnlosen Verwüstungswut roher Bauspekulanten bewahrt, sondern auch dem Städter ein stets sich erneuernder Vorrat reiner und frischer Luft für immer gesichert werden soll? Wer ist so kurzsichtig, die Beträge grollend nachzurechnen, die zur Herstellung zahlreicher öffentlicher Gartenanlagen im Laufe der letzten Jahre verwendet wurden? Gleicht nicht z. B. die Veränderung, die vor dem Arsenal aus einer Wüste einen herrlichen Park schuf, dem Zauberwerk eines freundlichen Märchengeistes? Wird nicht der Fremde, an dessen Gunst jeder Stadt gelegen sein muß, wenn er hier vom Süden, Osten oder Norden kommt oder wenn ihn die Westbahn nach Wien führt, schon beim Eintritt in die Stadt die günstigste Vorstellung von ihr empfangen? Und sind nicht auch dem Einheimischen die immer noch nicht zu umfangreichen grünen, blumigen Inseln zu gönnen, in deren Bereich er nach des Tages Arbeit Hände und Augen rasten, auf deren staubfreien Wegen und Plätzen er seine Kinder gesichert vor den Gefahren der Straße sich ergötzen lassen kann? Man durchwandere an einem Sommerabend diese An-

lagen. Man wird kaum ein leeres Plätzchen finden. Von 3,430.000 *m*² im Jahre 1895 sind die Bestände der öffentlichen Garten- und Zieranlagen auf 8,375.000 *m*² im Jahre 1906 gestiegen. Damals entfielen auf 10.000 Einwohner ungefähr 2·27 *ha* öffentlicher Gartenanlagen, gegenwärtig hat sich dieser Anteil auf 4·27 *ha* und, wenn man nur die Bezirke I bis XX in Betracht zieht, sogar auf 4·37 *ha* erhöht. Damit behaupten wir allerdings einen Vorrang gegenüber Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., wo auf 10.000 Einwohner nur 1 bis 2 *ha* entfallen, werden aber beispielsweise von Leipzig und Magdeburg übertroffen, wo auf die gleiche Bewohnerzahl 5½, beziehungsweise 16 *ha* kommen, ganz zu schweigen von den englischen Städten. Wer die Gefahren kennt, denen die menschliche Gesundheit in der Atmosphäre der Großstadt ausgesetzt ist, wer bedenkt, daß man der Tausende hinwürgenden Tuberkulose den Namen morbus Viennensis, „Wiener Krankheit", beigelegt hat, der muß gestehen, daß gerade hier in Wien eine Hauptbedingung der Volkswohlfahrt erfüllt wird, wenn möglichst große und zahlreiche Oasen geschaffen werden, in denen die durch des Lebens Not und der Bauunternehmer Gewissenlosigkeit in luft- und lichtlose Kerker gesperrten Familien aus dem Volk ihre Lungen zu lüften vermögen.

Wenn alle diese gemeinnützigen Einführungen und Unternehmungen der letzten 12 Jahre zur Durchführung gelangen konnten, war dies nur mit Hülfe einer arbeitstüchtigen bewußten Beamtenschaft möglich, deren Kenntnisse und Fähigkeiten der nicht immer leichten Aufgabe gewachsen waren, die vielfach ungewohnten, neuartigen Forderungen zu verwirklichen, die an sie herantraten. Um so mehr muß es wundernehmen, wenn auch an der Steigerung der Gehalte, Diäten und Gebühren dieser Beamten manchmal abfällige Kritik geübt wird. Kann es denn wirklich als übertrieben bezeichnet werden, daß sich die ordentlichen Bezüge der systemisierten Beamten von *K* 8,482.422 im Jahre 1895 auf *K* 15,454.808 im Jahre 1906 erhöhten, während eines Zeitraumes, in dem sich das Gemeindegebiet von 17.812 *ha* auf 27.308 *ha*, also um weit mehr als die Hälfte seines Umfanges, ausdehnte und in dem sich die Einwohnerzahl um 447.000 Köpfe vermehrte? War es denn nicht eine selbstverständliche Pflicht der Gemeinde, die Bezüge ihrer Beamten, die bei einer im knappen Rahmen des Allernotwendigsten vorgenommenen Personalvermehrung viel stärker als früher ausgenutzt werden, wenigstens halbwegs den außerordentlich in die Höhe geschnellten Preisen aller zum Leben notwendigen Dinge anzupassen? Wahrlich, für die Gemeinde gilt, wie für jeden Unternehmer, der Satz: Wer gut bedient sein will, muß gut bezahlen!

Wer unserer bisherigen Darlegung, die nur im weiten Umriß die bedeutendsten Leistungen der Gemeindeverwaltung streifen konnte, unvoreingenommen gefolgt ist, wird sich sagen müssen, daß die gesteigerten Ausgaben der Gemeinde teils durch die aus dem Anwachsen der Großstadt sich ergebende Notwendigkeit, teils durch die Reform der Gemeindewirtschaft im Sinne moderner Sozialpolitik durchaus gerechtfertigt sind.

Da diese Tatsache allzu machtvoll in die Augen springt, befaßt sich die abfällige Kritik auch weniger mit den Ausgaben des Gemeindehaushaltes — es sei denn, daß immer wieder die für den Ruf und den Fremdenverkehr der Stadt so förderlichen Empfänge großer Kongresse im Rathause getadelt werden,

was an den klugen Sinn des Hausvaters erinnert, der mit der Sparsamkeit bei den Zündhölzchen beginnen will. Mit viel größerem Nachdruck wird die Art angefochten, auf welche die Gemeinde ihre erhöhten Ausgaben deckt, auf welche sie ihre Einnahmen regelt.

Der Gemeinde stehen, insofern sie nicht aus ihrem Grundbesitz und ihren Unternehmungen Einnahmen bezieht, zwei Wege zu Gebote, um ihren gesteigerten Bedarf zu decken: die Erhöhung der Gemeindeumlagen und die Aufnahme von Darlehen. Das erstere Mittel ist weder volkstümlich noch ist es in gewissen Fällen gerechtfertigt. Denn eine Belastung, die jeder Bewohner der Stadt am eigenen Leibe verspürt, erweckt selbstverständlich allgemeinen Unwillen; es wäre aber auch eine ganz ungerechte Heranziehung der Steuerkraft, wenn etwa zur Anlage von Unternehmungen, deren Betrieb das aufgewandte Kapital amortisieren und verzinsen soll, den Bürgern Beträge abgenommen würden, die ihnen weder verzinst noch zurückerstattet werden. Für solche Fälle erscheint die Aufnahme von Darlehen als der einzig angemessene Weg; sie ist auch unbedenklich, „weil", wie Adolf Wagner* sagt, „die Schulden hier bei der Gemeinde gewöhnlich zur Herstellung wichtiger, gemeinnütziger, oft zugleich einen Ertrag zur Deckung der Zinsen und wohl noch Überschüsse darüber hinaus gehender Anstalten und Einrichtungen halb privatwirtschaftlichen, halb Gebührencharakters dienen".

Es gab eine Zeit, in der die Gemeinde beide Arten der Geldbeschaffung nebeneinander anwandte. Im Jahre 1874 nahm sie zwei Anlehen im Gesamtbetrage von *K* 80,000.000, vornehmlich zur Ausführung des neuen Rathauses und anderer öffentlicher Bauten, auf, erhöhte aber außerdem die Umlagen von 6% auf 9½% vom Mietzinsgulden. Im Jahre 1878 wurden diese Umlagen auf 9¼% ermäßigt. Seit 1901 sind sie auf 8¼% herabgesetzt; doch wird diese Verminderung durch die der Gemeinde vorgeschriebene Hinaufrückung des Zuschlages zur Hauszinssteuer von 21% auf 25% ausgeglichen, so daß allerdings seit 1878 keine Ermäßigung, aber auch keine Erhöhung der Gemeindeabgaben eingetreten ist.

Der Gemeindevertretung erübrigte also zur Durchführung des umfangreichen Programmes, das sie als notwendig und zeitgemäß erachtete, nur die Aufnahme von Darlehen. Die Anleihe von 1898 (*K* 60,000.000) hatte der Errichtung städtischer Gaswerke, jene von 1900 (*K* 30,000.000) der Errichtung städtischer Elektrizitätswerke, jene von 1902 (*K* 285,000.000) der Übernahme und Vervollständigung der Straßenbahn, dem Bau einer zweiten Hochquellenleitung und sonstiger öffentlicher Bauwerke zu dienen. Im Jahre 1908 endlich wurde die Aufnahme eines Anlehens von *K* 360,000.000 beschlossen, von dem jedoch einstweilen nur ein Betrag von *K* 200,000.000 (*K* 150,000.000 fix, *K* 50,000.000 in Option) zur Begebung gelangte. Diese Anleihe ist vornehmlich für die Ausgestaltung aller Unternehmungen der Gemeinde und teilweise auch für Straßenherstellungen, Kanalisierungen, Approvisionierungszwecke, Kohlenversorgung, Wohlfahrtseinrichtungen und für den Wald- und Wiesengürtel bestimmt.

Besonders die Aufnahme des letzten großen Anlehens ist von mancher Seite ungünstig beurteilt worden. Man wies darauf hin, daß sich das reine Aktivum des Gemeindehaushaltes zu Ende des Jahres 1907 auf *K* 356,000.000 belaufen habe

* „Finanzwissenschaft", 3. Auflage, I, S. 109.

und daß die neue Anleihe dieses ganze Aktivum übersteige. Aber dem gegenüber ist zu erwidern, daß die Anleihe ja nicht sofort, sondern im Verlaufe von 90 Jahren zurückzuzahlen ist, daß sich das reine Aktivum trotz vorhandener Anleihen bisher, wie bereits erwähnt, durchschnittlich um *K* 15,500.000 jährlich vermehrt hat und daß die städtischen Unternehmungen — mit Ausnahme des Brauhauses — die für sie aufgewandten Beträge bisher aus ihren eigenen Einnahmen verzinst und rückgezahlt haben, daß daher das gleiche auch für die Zukunft zu erwarten ist. Mehr aber noch: diese Unternehmungen haben sogar einen namhaften Reinertrag abgeworfen, der den übrigen Bedürfnissen der Gemeinde zugute kommt und der als Rückerstattung jener Beträge aufzufassen sein wird, die aus der Anleihe zur Deckung regelmäßiger Gemeindeauslagen (Straßenherstellungen, Kanalisierungen u. dgl.) verwendet werden. Auch dies ist beanständet worden, wie man sieht, ohne Grund. Denn es haben beispielsweise die städtischen Gaswerke, abgesehen von der durch sie geleisteten öffentlichen Beleuchtung im Werte von mehr als *K* 9,000.000, seit ihrer Errichtung bis zum Ende des Jahres 1907 einen Reingewinn von *K* 19,472.506, die Elektrizitätswerke einen solchen von *K* 15,761.748 und die Straßenbahnen einen solchen von *K* 10,744.500 an die Gemeinde abgeführt. Daraus folgt, daß auch jenes weitere Schlagwort einer gegnerischen Kritik, „unsere Nachkommen seien durch die Gemeindeverwaltung noch auf 90 Jahre hinaus mit Schulden belastet“, die Tatsachen falsch beleuchtet. Denn unsere Nachkommen werden von einer Belastung nichts verspüren; hingegen werden sie alle die Vorteile genießen, welche die mit steigendem Ertrag betriebenen städtischen Unternehmungen der Allgemeinheit gewähren.

Daß diese Unternehmungen tatsächlich die Bürgschaft wachsender Ertragsfähigkeit in sich bergen, daß sie bei zielbewußter Verwaltung durch ihre Einnahmen der Gemeinde auch weiterhin ermöglichen werden, von einer Erhöhung der Umlagen zur Deckung ihrer sich stetig vermehrenden notwendigen Ausgaben abzusehen, sei schließlich durch einen Hinweis auf den gegenwärtigen Wert einiger städtischer Unternehmungen im Vergleiche zu den durch ihre Erwerbung und Einrichtung entstandenen Auslagen, also zu ihrem ursprünglichen Werte, verdeutlicht: Der Nettoaufwand für die Errichtung der städtischen Gaswerke belief sich auf *K* 75,275.711. Auf Grund der Reineinnahme des Jahres 1907 berechnet sich der Wert (Ertragswert) der Werke unter Zugrundelegung einer 4%igen Kapitalisierung mit *K* 118,616.400. Dem Nettoaufwand für die Errichtung der Elektrizitätswerke von *K* 63,232.536 steht ein Ertragswert von *K* 92,557.600, jenem für die Verstadtlichung des Leichenbestattungswesens von *K* 2,362.740 ein Ertragswert von *K* 3,703.833 gegenüber.

Eine besonders erfreuliche Erscheinung aber hat der Erfolg der neuesten Anleihe zutage gefördert, indem sich bei ihrer Aufnahme zeigte, daß der Kredit der Gemeinde sich im Vergleich zu früheren Jahren wesentlich gehoben hat. Während nämlich die Anleihe von 1902 noch zu den festen Umrechnungssätzen von 100 *K* = = 85 Mk. = 105 Fr. = 43 sh = 50·30 holl. fl. = 20 Dollars in Gold aufgelegt werden mußte, ist das jüngste Anlehen nur mehr in Kronenwährung ausgegeben worden, was die Gemeinde bei den Zinsenzahlungen von den Schwankungen der Valuta unabhängig macht und ihr unter Umständen recht bedeutende Mehrzahlungen erspart. Das Anlehen von 1902 wurde ferner zum Kurse von

94½, jenes von 1908 aber zum Kurse von 95⅛ (beziehungsweise für die Option 95⅜) begeben. Die ältere Anleihe mußte endlich zum Teil bei der Deutschen Bank in Berlin aufgenommen werden, während der Abschluß der neuen Anleihe mit der österreichischen Bodenkreditanstalt und Länderbank, somit lediglich im Inlande, erfolgen konnte.

So scheint wohl die Erwartung gerechtfertigt, daß sich der Weg, den die Gemeinde zur Regelung ihrer Einnahmen eingeschlagen hat, als ebenso vorteilhaft erweise, wie die Erfüllung der großen sozialen Absichten, denen ihre ansehnlich gesteigerten Ausgaben dienen. Es ist vorauszusehen, daß die Steigerung dieser Ausgaben sich nicht im gleichen Maße fortsetzen wird, wie bisher; es wird wohl weiteren Einverleibungsgelüsten angrenzender Gemeinden, deren Erfüllung den Begriff der „Stadt" schließlich aufheben und die Kosten der Verwaltung ganz unverhältnismäßig erhöhen würde, nicht mehr so leicht entsprochen, es wird auch in der Frage der Verstadtlichungen, nachdem die für die Gemeinde und ihre Angehörigen wichtigsten Betriebe der Privatspekulation entzogen sind, eine langsamere Gangart eingeschlagen werden. Aber auch die Weiterbildung des Vorhandenen erfordert bedeutende Mittel und rastlose Denkarbeit. Und darum sollte jeder, der eines guten Willens ist, sich wohlwollend, einsichtig und leidenschaftslos alles dessen freuen, was die Gemeindeverwaltung Wiens im Laufe der letzten 12 Jahre auf sozialem Gebiete, auf den Gebieten der Nächstenliebe, der Gesundheitspflege, des Verkehrs, der Stadtverschönerung geleistet hat; jeder sollte aber auch bemüht sein, hier in seinem Wirkungskreise fördernd mitzuhelfen, nicht durch starre Verneinung, nicht durch jenen Widerspruch, der nur von politischer Überreiztheit genährt wird, sondern durch sachlichen Rat, durch sachliche Kritik und, wenn es sein muß, durch sachliche Opposition. Niemand ist genötigt, sich den politischen Anschauungen jener Partei, der die Mehrheit der Gemeindevertretung angehört, zu unterwerfen, wenn das Weltbild, das er im Innern trägt, ein anderes ist, als jene Partei es sich ausmalt. Was aber von jedem ehrlichen Manne gefordert werden kann, ist, daß er nicht leugne, was allen sehenden Augen sichtbar ist. Ein solcher wird zugestehen müssen, daß die Finanzpolitik der Gemeinde Wien eine Großzügigkeit aufweist, wie sie ihr niemals zuvor eigen war, daß diese Finanzpolitik sich bisher auch erfolgreich bewährt und daß sie das Gemeinwohl in außerordentlicher Weise gefördert hat. Und so möchte ich diese Betrachtung mit den Worten schließen, die Adolf Damaschke an das Ende seines Buches „Aufgaben der Gemeindepolitik"* setzt:

„Innerhalb der Gemeinde ist es am schwersten, der Sache der sozialen Gerechtigkeit zu dienen. Hier handelt es sich meist um die unmittelbarsten wirtschaftlichen Interessen der einzelnen. Hier stoßen hart im Raume sich die Sachen — aber sollte nicht gerade deshalb die tatkräftige Mitarbeit aller, die wirklich das gemeine Beste suchen, zwingende Pflicht sein? — In unserer Zeit großer sozialer Entscheidungen hat unser Volk ein Recht, zu erwarten, daß diejenigen, die in unseren Gemeinden eine Verantwortung tragen, sich nicht damit begnügen, sozialpolitisch gleichsam aus der Hand in den Mund zu leben und nur für die Bedürfnisse des Tages zu sorgen, sondern daß sie nach großen Gesichtspunkten planmäßig ihre für den Einzelnen und für die Gesamtheit so bedeutsame Arbeit verrichten."

* 5. Auflage, S. 272.

Randglossen zum „Interview“.

Wien, 11. November.

Nun hat auch der Reichskanzler gesprochen und die Parteiführer haben ihre Kümmernisse zum Ausdruck gebracht. Mit großer Genugtuung scheinen die Politiker Deutschlands den Verlauf der Gerichtssitzung zu verfolgen, die über den Kaiser gehalten wird. Da ist es wohl auch dem Ausland — Österreich bleibt wohl hier ausgenommen — nicht übelzunehmen, daß ein ähnliches Gefühl der Genugtuung allenthalben still oder offen gehegt wird. Gute Tage sind's nicht, die Deutschland jetzt durchmacht. Ob der Kaiser, ob er allein hieran schuld trägt?

Bald werden es zwanzig Jahre sein, daß Bismarck aus dem Amte scheiden mußte, weil er dem jungen Kaiser ein gewisses Maß von selbständigem Vorgehen nicht zugestehen wollte. Der deutsche Politiker sprach sich damals laut und vernehmlich in stattlicher Majorität für den jungen Herrscher und gegen den Schöpfer des Deutschen Reiches aus. Von den höchsten Kreisen bis zu jenen Organen der öffentlichen Meinung, die für den kleinen Bürger das politische Urteil zu besorgen hat, ward ein Gefühl froher Erleichterung zur Schau getragen und als der gestürzte Riese ungebärdig um sich schlug, gab es nur eine Stimme strengsten Tadels. Nahezu zwei Jahrzehnte sind darüber vergangen und ein ähnlicher Fall steht zur Erörterung. Äußerungen des Kaisers sind, willkürlich zusammengestellt, in England veröffentlicht worden. In ihrer formlosen Art konnten sie keine Überraschung bereiten. Die persönliche temperamentvolle Art des Kaisers muß man in Deutschland schon längst gewöhnt sein. Sie sind aber in England, wie es sich jetzt herausstellt, mit ausgezeichnetem Erfolg benutzt worden. Nun aber organisiert sich in der deutschen Öffentlichkeit eine arge Entrüstung und unter den Äußerungen schärfsten Tadels und Bedauerns wird beschlossen, daß der Kaiser sich dem steifen Zeremoniell eines landesüblichen Konstitutionalismus fortan stillschweigend zu beugen habe. Was also einstens dem jungen Kaiser Wilhelm gegenüber einem Bismarck bereitwilligst zugebilligt worden war, das soll jetzt dem nun fünfzigjährigen deutschen Kaiser und Könige von Preußen verboten werden. Dazu kommt noch, daß Bismarck in seinen schwersten Zeiten wiederholt mit der Hartnäckigkeit des alten Kaisers zu kämpfen gehabt: Wegen des Veto des strengen Rechners Delbrück hatte er den Sturz Rechbergs nicht verhindern können und wichtige Projekte waren von ihm aufgegeben worden, weil sie an der wirtschaftlichen Auffassung des alten Herrn gescheitert waren. Bismarck wußte also, warum er an den jugendlichen Nachfolger seines verehrten Herrn jene Forderung gerichtet hatte. Das Interview des „Daily Telegraph“ jedoch zeigt den Kaiser zweifellos wärmstens bemüht ein Werk zu vollbringen, das von der gesamten Nation gründlichst gewünscht wird. Trotzdem ereilt ihn heute die Acht und der Bann des deutschen Politikers.

Und dabei darf man in Deutschland doch keineswegs unzufrieden über die Ergebnisse sein, die jenes Maß von Selbstherrlichkeit, das die öffentliche Auffassung in Deutschland damals dem kaiserlichen Jüngling in seinem Konflikte mit Bismarck eingeräumt, gezeitigt hat. Im schweren Ringen mit einer hartnäckigen Opposition hat er dem Deutschen Reiche eine mächtige Flotte geschaffen. Das feindselige Verhältnis zu den besiegten französischen Nachbarn ist durch seine persönliche Haltung

zweifellos gemildert, gebessert worden. Und auch ein bedeutsamer Akt rückhaltloser Umkehr infolge einer starken öffentlichen Kundgebung sei hier in Erinnerung gebracht: die Zurückziehung der Zedlitzschen Schulvorlage. Deutschland besitzt in Kaiser Wilhelm eine reich begabte, hochempfindende Herrscherpersönlichkeit, deren Eingebungen von begeisterter Vaterlandsliebe getragen werden, und die bestrebt ist mit der gründlichsten Aufmerksamkeit den großen nationalen Strömungen und bewegenden Zeitideen nachzugehen. Die Höhe seiner Stellung steigert selbstverständlich für das Auge und Ohr der politischen Öffentlichkeit die Seh- und Schallerscheinungen. Sicherlich machen seine Kundgebungen nur zu oft einen ganz anderen Eindruck als den beabsichtigten, wiederholt hat er der Alltagsmeinung zuwidergehandelt und gesprochen. Er lebt nationalen Zielen und will alles, auch Kunst und Literatur in deren Dienst gestellt sehen, so daß er der modernsten Entwicklung auf diesen Gebieten nicht selten fremd und abweisend gegenübersteht. Bekanntlich hat solches Verkennen junger Entwicklungstriebe der Verehrung für den großen Friederich keinen Schaden gebracht und daß der Kaiser mit seiner impulsiven Art, mit dem Reichtum seines Wesens das gesamte geistige Leben des Erdkreises beschäftigt, anregt, das werden vielleicht nur deutsche Beurteiler zu behaupten unternehmen.

Was hat nun jenes vielberufene Interview gebracht? Vor allererst erhält man allerdings einen recht bösen Eindruck bezüglich der Art seiner Zusammensetzung. Wenn ein sensationslustiger englischer Publizist oder Dilettant willkürlich die nach Zeit und Thema verschiedenen Einzelheiten zusammengestellt hat, so darf dies gewiß nicht verwundern. Wenn aber diese Redigierung irgend ein höherer Beamter des kaiserlichen auswärtigen Amtes für möglich erachtet, dann muß man allerdings mit Bedauern feststellen, daß die großartige Schulung, die Bismarck und unter ihm Lothar Bucher in der deutschen Reichskanzlei durchgeführt, gänzlich verloren gegangen ist. Mit welcher unerbittlichen Feinfühligkeit hat nicht Bismarck die ihm vorgelegten, für Tageszeitungen bestimmten Artikel begutachtet! Man kann sich den wesentlichen Inhalt des Interview in einer anderen Fassung und dann völlig einwandfrei vorstellen. Als der wichtigste Punkt erscheint das Bestreben des Kaisers, ein gutes Verhältnis mit England herbeizuführen, zu mindesten ein gebessertes. Mit Entrüstung hat, wie uns allerseits gekündet wird, der Deutsche vernommen, daß er nach der Meinung des Kaisers in großer Mehrheit keine freundlichen Gefühle für den gewaltigen wirtschaftlichen Nachbarn jenseits des Kanals hege. Aus den zornigen Entgegnungen konnte man aber nur Furcht wegen dieser vermeintlichen Enthüllung entnehmen, die Tatsache wird wohl schwerlich bestritten werden können. Warum auch? Der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands, seine Eroberungen auf dem Weltmarkte ließen ihn überall auf den englischen Konkurrenten stoßen, bezüglich dessen man sich auch wiederum nicht verwundern darf, wenn er sich mit allen wirtschaftlichen und politischen Mitteln dagegen wehrt. Für den industriellen Aufschwung mußte der Schutz einer starken Flotte geschaffen werden, der Engländer ist also nicht bloß der handelspolitische Rivale, er hat auch die notwendig gewordene Erhöhung der Steuern bewirkt und das prägt sich im Volksbewußtsein aus. Arbeitgeber wie Arbeitnehmer wissen, was England für sie bedeutet. Da gibt es kein Beschönigen, kein sentimentaler Hinweis auf historische Erinnerungen, auf dynastische Verwandtschaft oder

auf die Gemeinsamkeit humanitärer Ideen. Die Nebenbuhlerschaft besteht und die ernste Sorge um die Abwehr, wenn die englische Politik auch fernerhin durch alle ihr zu Gebote stehenden Mitteln die aufstrebende wirtschaftliche Macht zurückzudämmen bemüht sein sollte. Große Nationen haben aus solchen nationalen Empfindungen und Sorgen kein Hehl gemacht, sondern dieselben genommen als eine andere Art von Patriotismus. Niemals hat die politische Welt Englands ihre Gefühle gegen den französischen Erbfeind verleugnet und bezüglich Deutschlands beobachtet die englische Öffentlichkeit keineswegs ein besonderes Maß von Zurückhaltung. Niemals hat Frankreich seine Revanchegefühle zu vertuschen gesucht, und noch in den ersten Zeiten der Annäherung an England konnte man die hämischesten Wendungen gegen die Eigensucht Albions in der ernsthaften französischen Presse lesen, und nur in Deutschland zittert kleinbürgerlicher Sinn, wenn die Tatsache dieser gegnerischen Gesinnung festgestellt wird. Und mit diesem sonoren Ausdruck nationalen Empfindens ist in England und Frankreich noch ein ganz besonderer Sinn für politische Würde verbunden. Sicherlich haben die politischen Versuche und Unternehmungen des König Eduards manche scharfe Gegnerschaft in England gefunden, mauche besorgte kritische Einschätzung seitens der parteimäßigen Opposition. Aber das bedeutsame Wort der englischen Verfassungslehre, nach dem der König kein Unrecht tun könne, gilt auch hier. Niemals würde das englische Parlament unter der Zustimmung der Öffentlichkeit ein solches trauriges Bild darbieten wie der gestrige deutsche Reichstag und es ist bezeichnend, daß Fürst Bülow seine Ausführungen mit der mahnenden Äußerung einleiten mußte, daß er an die Wirkung im Auslande zu denken habe.

In den ersten Jahren seines heftig umstrittenen ministeriellen Wirkens, hat Bismarck wiederholt seiner Überzeugung energischen Ausdruck verliehen, daß sich niemals ein preußischer König zu einem konstitutionellen Schattenkönig herabnötigen lassen werde, und dies hoffe er auch zum Besten des Vaterlandes. Damals haben ausgezeichnete und begeisterte Patrioten, wie Treitschke, wie Benigsen ihm aus dem Grunde ihres Herzens beigestimmt. Heute wird kein ähnliches Mahnwort laut. Ob zum Besten der Nation?

Elga.

Eine Studie von Francis Wolf-Cirian.

Vielleicht sind wenig Städte der Welt so geeignet, dem kunstliebenden Laien, der sich durch keinerlei Vorurteil der Tradition und der Pietät sein unbefangenes Urteil trüben läßt, die tiefe Ehrfurcht vor den Meisterwerken der Malerei verflossener Jahrhunderte einzuflößen wie München. Da stehen in der alten Pinakothek vor den Murillos und Rubens, vor den Tizians und Dürers brave Maler und kopieren die blühenden oder tiefen Farben, die mit reifster Kunst gemalten Gestalten, an deren Vollendung wir uns so gewöhnt haben, daß sie uns wie bei den uns alltäglich begegnenden Schöpfungswundern der Natur schon als etwas Selbstverständliches erscheinen. Aber ein einziger forschender Blick auf eine Kopie ringt uns sofort die große Ehrfurcht vor jenen Meisterwerken ab. Es ist oft nur eine ganz kleine, scheinbar unbedeutende Abweichung vom Original, eine längere

oder kürzere Linie, eine härtere Farbe, ein weniger tiefer Schatten — doch welch ein Unterschied, viel tiefer als die Differenz zwischen der Arbeit der Hand und jener der Maschine! Und dann wandert man von der Pinakothek zur Schack-Galerie und steht ergriffen, in ehrfürchtigem Erstaunen vor den Kopien nach den großen Italienern, die Lenbach für den Grafen Schack gemalt — eine Kongruenz in Farbe und Zeichnung zwischen Original und Kopie, die sich neben der andachtsvollen Bewunderung ein tiefes psychologisches Interesse erzwingt . . .

Den gleichen seelischen Prozeß löst in der Literatur die Behandlung desselben Stoffes durch verschiedene Dichter aus, wenn auch natürlicherweise hier von Original und Nachahmung nicht gesprochen werden kann. Daher ist nicht nur für den Literaturforscher, sondern auch für den laienhaften Kunstgenießenden der Vergleich verschiedener Dichterwerke, die den gleichen oder einen ähnlichen Stoff behandeln, nicht nur interessant, sondern auch wesentlich geeignet, ihm das Verständnis für hohe, für wahre Kunst zu erschließen.

Gerhard Hauptmann hat die Novelle Grillparzers „Das Kloster von Sendomir" dramatisiert — hier stellt sich der Vergleich von selbst ein, erhält aber erst seine große Bedeutung durch eine Zusammenstellung mit einem anderen modernen Werke, das mit dem Kloster von Sendomir scheinbar nicht die geringste Wesensverwandtschaft teilt, in Wahrheit aber trotz des ganz verschiedenen Milieus und der ungleichen Handlung der Grillparzerschen Dichtung viel näher steht als das Drama Hauptmanns: das ist Marie v. Ebner-Eschenbachs Roman „Das Schädliche". Und da ist es denn von unsagbar köstlichem Reiz zu verfolgen, um wieviel verwandter Marie v. Ebner-Eschenbach mit ihrer in der Gegenwart spielenden, mit „modernen Augen" geschauten Erzählung dem großen Landsmann ist als der Dramatiker Gerhard Hauptmann, der sich in äußeren Dingen mit so viel photographischer Treue an die Novelle Grillparzers hält. 1828 schreibt der Dichter des Ottokar und des Treuen Diener das Kloster von Sendomir und siebzig Jahre später faßt Ebner-Eschenbach den Charakter der jungen Heldin in dieselbe Facette wie Grillparzer seine Elga; nur daß sich bei der modernen Dichterin uns sofort das Charakteristikum der Heldin in das moderne Wort faßt, das Grillparzer sicherlich nicht gekannt hat: moral insanity. Wie in „Das Schädliche" das Sittengesetz in der unerbittlichen Strenge seiner höheren, auf die Ziele der Menschheit gerichteten Satzungen den Tod des Individuums fordert, das jenes höhere Sittengesetz verletzt, so richtet Grillparzers Starschensky nicht die Ehebrecherin, sondern vernichtet in Elga „das Schädliche an sich", die unverbesserliche Verlogenheit und die elende Feigheit, die jenes Weib unter das Niveau der Tiermutter hinunterreißt.

Nicht eine Sekunde lang fragt man sich, inwieweit Grillparzers Elga für die unglückliche Heldin der modernen Dichterin Richtung gegeben hat. Man fühlt, daß hier jede Anschauung, und wäre sie auch ganz unwillkürlich, ganz unbewußt geschehen, ausgeschlossen ist. Aber für Grillparzers Kunst und ihren Ewigkeitswert gibt es wohl nicht leicht eine so empfindliche Goldwage wie die Ähnlichkeit seines Problems mit einem des zur Neige gehenden Jahrhunderts, das auch in Dostojewskys Romanen Raskolnikow und die Brüder Karamasow als Komplementärfarbe hineinspielt, das Problem: darf ein Einzelner in eigener Sache Richter sein über Tod und Leben?

In keinem seiner Werke liegen auf der Frauengestalt so tiefe Schatten wie auf Elga; es ist, als wäre sie in dunklen Samtkleidern auf dunklem Hintergrund gemalt, so daß alles Licht des Bildes nur auf ihr Gesicht fällt. Aber auch dieses Antlitz nur im Profil und daher fremd, geheimnisvoll, rätselhaft. Das mag kein Zufall sein. Was wir von Elga erfahren, nimmt seinen Weg durch Starschenskys Seelenkunde, seine Kenntnis des weiblichen Herzens. Und diese ist ganz unzureichend. Bis zu seiner Bekanntschaft mit Elga hatte sich Starschensky von den Frauen ganz fern gehalten; er wußte nichts vom Weibe, kannte die Frau nicht einmal als Mutter. Bei Gerhard Hauptmann lebt die gute, edle Mutter Starschenskys in seinem Hause, er wurde von ihr erzogen, sie ist seine Vertraute, seine Freundin. Grillparzer geht bei der Charakteristik Starschenskys viel folgerichtiger vor. Sein Held ist der Typus des starken, einfachen, gesunden Mannes mit seiner strengen Rechtlichkeit und Wahrhaftigkeit, mit der Herzensgüte eines Neufundländers und der etwas kleinlichen Pedanterie Bancbans, ein Kriegsmann von untersetztem Körperbau. Ihm fehlt alles Feminine, Weiche, Biegsame, er hat für das Seelische im Weibe kein Organ. Er braucht das Weib, aber er ist nicht vom Weibe abhängig. Und wenn ihn auch das Sinnenleben für eine Zeitlang glücklich sein läßt, ihn zu einem neuen Leben emporschwingt, so ist es doch nur das Niedere, das sinnliche Bedürfnis, das ihn dem Weibe zuführt. Mit dessen Innenleben hat er nichts gemein, im Gegenteil, es ist ihm etwas Fremdes, seiner Natur Entgegengesetztes, mit dem er sich doch nicht finden kann. Nie hat sich Starschensky um das Seelenleben Elgas gekümmert, sie war ihm eine terra incognita von Anfang bis zu Ende. Auch in den langen Jahren seiner Buße grübelte er, forschte er nicht nach dem Charakter seiner Frau, blind ging er an dem Innenleben Elgas vorbei, blind rannte er in sein Verhängnis. Ihm fehlt der Schlüssel zu der Seele seines Weibes, er kennt nur die Handlungen Elgas, wird sich über deren Motive nicht klar. Und eben darin, in der knappen, sparsamen Charakteristik, die unsere Phantasie zu so viel eigener Arbeit anregt, in dem geheimnisvollen clair obscur dieser Novelle, aus deren Halbschatten doch die brennendroten Farben der Leidenschaften blutig hervortreten, liegt der kaum zu definierende Reiz der Erzählung.

Elga besitzt jenes Fluidum des „Weibchens“, das unmittelbar, ohne kupplerische Hülfe koketter Verführungskunst, sofort wirkt. Starschensky wurde von der Liebe augenblicklich ergriffen, als Elga im Dunkeln seine Hand ergriff. Allerdings, der Starost war „reif für die Liebe“. Sein gänzlicher Mangel an Umgang mit Frauen, seine bisher gebundene Phantasie und Sinnlichkeit knechteten ihn zu einem willfährigen Opfer der Liebe und eben das Abenteuerliche des Vorfalles reizte den bisher so einsam, so verschlossen lebenden Grafen mit dem ganzen Reichtum seiner gesammelten und aufgesparten Leidenschaft. Er erkennt in der Finsternis einen weißen Hals und weiße Arme und seine noch nicht desillusionierte Phantasie, die rege, starke Einbildungskraft des Halbbarbaren, raunt ihm blitzartig ins Blut, daß zu diesem leuchtenden Weiß, zu der weichen Hand, der jugendlichen Stimme, deren Schluchzen und Zittern sein Herz bereits gerührt, für ein weicheres Gefühl empfänglich gemacht, auch das Übrige stimmen müsse.

Während die Barbara des armen Spielmannes durch ihr Äußeres verurteilt ist, die grobe Sinnlichkeit, das niederste Begehren wachzurufen, hat Elga von der

Natur die siegreiche Schönheit edelster Vollendung erhalten, die durch den Kontrast von Haar und Auge, die pikante Oberlippe, die üppigen Formen des jungen Körpers bei schlanker Biegsamkeit mit stärkstem Reiz auf das Spiel der Einbildungskraft wirkt, auf das Gesetz der Illusion, in dem idealen Körper die ideale Seele vorauszusetzen. Und diese berückende junge Schönheit, dies Sonntagskind der Natur, lebte in bitterster, verzweifelter Armut. Grund genug für den großmütigen und einfachen Starschensky, der nichts von der Lebensroutine seiner Landsleute an sich hatte, um für Elga die Zärtlichkeit und Wärme des Schützers zu empfinden.

Der Umschlag in der Lage Elgas und ihres Vaters von ärgstem Elend zur gesellschaftlichen Wiedereinsetzung war zu groß, die Freude des Mädchens, sich endlich wieder in anständigen Kleidern zu sehen, zu lebhaft, die Hoffnung auf eine lachende Zukunft zu hinreißend, als daß der Kuß, mit welchem Elga für sein Bemühen, seine Fürsorge dankte, nicht aufrichtig gewesen sein sollte. In jenen Tagen stellt der edelmütige Graf für die Tochter des verarmten Starosten eine glänzende, genußreiche Zukunft dar — da identifiziert sie die Person Starschenskys mit dem Lose, das ihr an seiner Seite winkte und darum war es wohl keine Komödie, keine berechnete Koketterie, wenn ihr Auge gedankenvoll und betrachtend auf ihn geheftet war und er einige Male nur durch schnelles Zurückziehen seiner Hand es verhindern konnte, daß Elga einen Kuß darauf drückte. Noch hat des jungen Mädchens Seele nicht seinen Halt verloren, noch kämpft sie mit ihrem Vater um ihre Liebe, ihr Glück. Oginsky, der Genosse ihrer Kindheit und Jugend, sollte zurückkehren und das glänzende Los an Starschenskys Seite verblaßt neben dem Silberglanze ihrer Liebe zu Oginsky. Aber ihre Verlogenheit — nicht des Wortes, sondern des Tuns — kündigt sich schon jetzt an. Vor Starschensky heuchelt sie Sitte und Wohlerzogenheit, wie sie ihrem Stande als Adelige entspricht, indes sie sich durch die gemeinen Ausdrücke und Schimpfworte ihres Vaters durchaus nicht verletzt fühlt: sie ist ihrer Umgebung würdig.

Und nun beginnt Elgas sittlicher Verfall, in seinem Ursprung von der Entartung ihres Vaters und Oginskys eingeleitet, in der Folge dann ein Produkt ihrer rein sinnlichen Natur. Der Starost achtet nicht der Tränen seiner Tochter, sie nicht mit dem Grafen, sondern mit Oginsky zu verheiraten, mehr noch, er kauft das Herz seines Kindes von ihrem Geliebten los und dieser geht auf den schmählichen Handel ein. Wohl haben hier scheinbar Vater und Geliebter den tiefen moralischen Fall Elgas auf dem Gewissen . . . aber hatte sie nicht an Starschensky ein ebenso hohes sittliches Muster wie an Vater und Geliebten das Beispiel schlimmster moralischer Entartung? Jede Frau mit einer stolzen Seele und einem auch noch so geringen Hab und Gut von Selbstachtung müßte nach diesem herzlosen feigen Verrat des Geliebten sich in bitterstem Ekel von ihm abwenden und in die Arme des edlen Grafen flüchten — Elgas niedere Leidenschaft setzt mit einem einzigen Sprunge über alle Moral hinweg. „Auch bekenne ich, mit der Tochter des Starosten Laschek unerlaubte Gemeinschaft gepflogen zu haben; vor und nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Starschensky" bekennt Oginsky dann 3 Jahre später. Gebrandmarkt, ehrlos bis in die Wurzel, steht das Liebespaar vor uns. Oginsky läßt sich für Geld seine Ansprüche an Elga abkaufen und hält nicht einmal diesen Pakt ein . . . . ist seine oder Elgas Leidenschaft so gewaltig,

daß sie alles zertrümmert, was an Rechts- und Ehrbegriff ihn ihm noch erhalten ist? Es ist anzunehmen, daß hier Elga die Verführerin war. Vielleicht, daß sie ihn, nachdem sie von dem schmählichen Handel Kenntnis erhalten, aufgesucht, ihn mit Vorwürfen überhäuft, über ihren Schimpf und ihr klägliches Los in Schluchzen ausgebrochen; daß der wie so viele charakterlose Menschen weichmütige Oginsky ihre Tränen nicht sehen konnte, sie seiner ewigen Liebe versichert, sich selbst als das unselige Opfer ihrer gemeinsamen bitteren Armut hingestellt hatte. Vielleicht, daß sie ehrlich bleiben und voneinander für immer Abschied nehmen gewollt, daß aber dann die Leidenschaft sie übermannte und sie im Sinnestaumel auf Ehre und Gewissen vergaßen. Vielleicht, daß anfangs, bei den nächsten heimlichen Zusammenkünften, das Schuldbewußtsein sich regte. Aber die Leidenschaft riß alle Schranken nieder und das Schuldbewußtsein zerstob in dem Wirbel von Zerstreuungen, von Geräusch und Glanz des berauschenden Hoflebens. Die Feste folgten einander — wie hätte da Elga Einkehr in sich selbst halten, die übergroße Kraft zur Umkehr finden sollen? Schwer konnte ihr das Lügen nicht werden, gehörte sie doch gleich ihrem Vater, ihren Brüdern zu den Deklassierten, den Entgleisten, deren Leben längst auf unsicherer Basis ruht und zu der Liederlichkeit fahrenden Volkes herabgesunken ist, die aber ihre vornehme Abkunft nicht vergessen können. Gerhard Hauptmann gibt Elga einen Zug ins Große, Geniale, der ihrem Tun den Charakter des Liederlichen nehmen müßte, wenn diese Elga nicht genau so verlogen wäre wie die Grillparzers. „Ich habe schon einige Male steile Berge müssen ersteigen. Es lockte mich etwas hinauf . . . ich wollte der Sonne, dem Himmel und dem lieben Gott näher sein; was weiß ich! . . . Der Tod geht einem zur Seite, fast sichtbarlich, und jagt einen immer tiefer ins Leben: hie kalt, hie heiß, hie Grausen, hie Glück . . . Ich stehe ganz gut mit dem Tode, besser, als ihr mir zutraut. Er verdirbt mir die Laune nicht halb so wie euch. Als ich damals am Krankenbette des Vaters stand, ohne Brot, ohne Geld, in einer Spelunke von Warschau, da rief ich ihn und erkannt ich ihn. Und weißt du, was er mich lehrte, Mutter? Er lehrte mich lachen! Er lehrte mich auf eine ganz besondere Weise über vielerlei ernste Dinge des Lebens lachen." Gerhard Hauptmann sucht Elga zu adeln, ihren Treubruch vor ihrem Gewissen zu rechtfertigen. Diese Elga schafft sich selbst ihre Moral, kraft ihrer geistigen Souveränität. Und sie darf es. Wer mit dem Tode Zwiesprache hält, wer den tiefen Blick des Triumphators ohne Wimpernzucken erwidert, dem bleibt im Auge etwas von der Erhabenheit des Weltgeistes: er lernt nach größeren Begriffen werten, lernt die eisernen Gesetze erkennen, dem jedes Individuum kraft seiner Blutmischung untertan, lernt es, sich selbst verstehen und die eigene Schuld als etwas Unabwendbares erkennen — aber er wird sie mit tiefem Leid erkennen und das Bewußtsein der eigenen Sünde und ihrer Freisprechung durch sich selbst ist von einer ans Erhabene streifenden Trauer über die elenden Niedrigkeiten der menschlichen Natur begleitet. Aber Menschen von dieser Höhe der Lebensauffassung sind niemals geborene Lügner. Das aber ist Gerhard Hauptmanns Elga und darum ist sie unrichtig geschaut. Wer sich so leicht und schnell in die Lüge findet, wie sie in der Szene mit Dortka, der ist kein wahrhafter Mensch. Ja, in der sechsten, der Schlußszene, da ist Elga wahr und da wird sie auch groß, da entsühnt sie sich selbst. Stärker als der Lebenstrieb, der sie bei der Lüge ver-

harren, als Meineidige an ihres Gatten Seite treten heißt, ist ihre Liebe zu Oginsky und ist ihre innere Wahrhaftigkeit. Röchelnd wirft sie sich über den Toten und bekennt sich zu ihm, und wenn sie voll Haß, Grauen und Ekel vor dem Grafen zurückweicht, dann stimmen wir in dieses Verdammungsurteil ein: der Starschensky Gerhard Hauptmanns ist Masochist schon von der Szene an, wo er den Schmetterling an Elgas Brust zerdrückt. Widerlich ist sein grausames Spiel mit Oginsky, widerlich der Zynismus, in dem er sich gefällt, widerlich der Hohn, mit dem er Elgas Lügen geißelt und verabscheuenswert seine haltlose Schwäche, nachdem Elga ihre Größe wiedergefunden, ihre verbrecherische Liebe bekannt. Flehentlich nähert er sich ihr, die ihm unverhüllt ihren Haß zeigt, und damit schnellt die Wage seines Wertes blitzschnell hinunter und Elga überragt hoch den erbärmlichen Gesellen.

Damit aber verschiebt sich das ganze Problem. Starschensky richtet nicht wie bei Grillparzer das verletzte Sittengesetz, zu dessen Hüter er sich durch seine eigene ethische Reinheit berufen glaubt, der Starschensky Hauptmanns tötet den Nebenbuhler, den er beneidet und der noch im Tode Sieger bleibt über ihn. Dieser Starschensky ist feige. Bei Grillparzer stellt sich der Graf dem verworfenen Edelmann zum Zweikampf und will ihn zum Fechten zwingen, bei Hauptmann wird Oginsky überfallen und von den Dienern getötet. Sein Starschensky stellt den toten Oginsky der Ehebrecherin gegenüber, der des österreichischen Dichters den lebenden. Ist sich Gerhard Hauptmann in der Charakterzeichnung Starschenskys treu geblieben? Zeigt nicht sein Graf anfangs eine Kindlichkeit der Seele, die sich nur die ganz gesunden, ganz intakten, ungebrochenen Menschen bewahren und wohl zu dem bis zum Schlusse seelisch unverbrauchten, beinahe etwas einfältigen Starschensky Grillparzers paßt, nicht aber zu dem späteren Masochisten, der seine Opfer foltert? Bei unserem Dichter hat der Graf bis zu seinem Zusammentreffen mit Elga keinen Umgang mit Frauen gehabt und seine gesunde, durchaus reine Sinnlichkeit beschwingt seine etwas schwerfällige Seele, daß er nun die ganze Welt mit Liebesaugen betrachtet wie einer, dem plötzlich die Gabe verliehen wird, die Sprache der Vögel und anderer Naturwesen zu verstehen. Diesen psychologischen Vorgang behält Gerhard Hauptmann bei seinem Grafen bei; dieser versichert seiner Mutter, er habe, ehe er Elga kennen gelernt, zwanzig Jahre wie im Kerker gelebt, lichtlos, widerwillig schimmeliges Brot nagend. Aber ist es denkbar, daß der spätere grausame Feigling aus einer schweren und doch kindlichen Seele heraus einsam und menschenscheu mit seiner Mutter lebte, daß ihm „sinnieren, grübeln, sorgen und bangen“ im Blute liegt? Nein, der Starschensky des Anfanges ist jener des Schlusses nicht mehr. Geniale Naturen mit der Zwiespältigkeit ihres Wesens, mit den reichen Charakteranlagen von oft ganz heterogener Natur, können durch ein schicksalschweres Ereignis mit einem Male scheinbar „verwandelt“ werden, daß eine Seite ihres Wesens aus ihrem bisher latenten Zustand plötzlich gelöst wird, die anderen edleren Eigenschaften, die ihren Träger bis zu dieser Zeit determinierten, unterdrückt und dadurch der ganze Charakter ein anderes Gepräge gewinnt, zum Erstaunen aller Seelenunkundigen. Aber Starschensky ist das Gegenteil von Genialität und so ist er gleichsam der Formel, die ihm Gerhard Hauptmann verlieh, entwischt und sein Wesen zuckt nun in unwahrer Tragik durch das Drama. Diesen

Mann mußte die stolze Adlernatur Elgas verachten und ihr Ehebruch mußte in ihren Augen als etwas jenseits von Gut und Böse Stehendes erscheinen, weil es für sie unentrinnbare Notwendigkeit ist.

Nicht auf diese Elga, auf diejenige des österreichischen Dichters paßt es, was der Hausverwalter von seiner Herrin zu Dortka sagt: „Sie war eine Dirne, als er die Bettlerin fand in den Straßen von Warschau. Ein Ungeziefer, das er auflas und heimbrachte. Ein Vampyr ist sie und trank ihm das Blut aus der Brust."

Die Elga Grillparzers ist nicht das komplizierte Wesen Hauptmanns, in ihr steckt nicht ein Dämon der Sünde, der stärker ist als sie. Sie sinkt einfach immer tiefer hinunter in das rein Animalische wie hunderte ihrer Landsleute. Starschensky sieht sich durch die Verschwendung seiner Schwäger zu größter Sparsamkeit genötigt und erkennt die Notwendigkeit, auf seinen Gütern zu leben und den Hof zu verlassen. Elga willigt zu seiner großen Überraschung sofort ein. Das mag anfangs wohl hauptsächlich die Folge ihrer Schwangerschaft sein. Aber Elga lebte mit ihrem Gatten noch zwei Jahre nach ihres Töchterchens Geburt in ländlicher Abgeschiedenheit, ohne je den Wunsch nach einem weniger einförmigen Leben zu verraten. Wie kam das? Sie, die früher so gern bei den Festen geglänzt, deren Geschmack für rauschende Lustbarkeiten sich im ersten Jahre ihrer Ehe immer bestimmter ausgesprochen hatte, begnügte sich jetzt mit den häuslichen Freuden. Und doch ist dieser Zug an Elga nicht falsch. Ihre aufs materielle Genießen gerichtete, immer mehr in das rein animalische Leben verfallende Natur ist vollständig zufrieden. Wäre sie reich gewesen und Oginskys Frau geworden, hätte sie ihm die Treue gewahrt und eine der „tugendhaften" Frauen abgegeben, deren negative Moral in den meisten Fällen ihr einziger Vorzug ist. Elga wurde „satt", befriedigt; ihre Sinne durch Oginsky, ihre Ansprüche an Wohlleben, Luxus und Bequemlichkeit durch ihren Gatten, die geringen Anforderungen ihres Herzens durch ihr Kind, das Kind ihrer Sünde. Die Elga Grillparzers hat denselben gebieterischen, ja tyrannischen Lebenstrieb wie jene des modernen Dichters, aber bei jener ist er noch ganz Instinkt, noch ganz Urform, eben nichts anderes als elementarer unbezähmbarer, noch ganz unbewußter, dunkler Trieb — bei Hauptmanns Elga ist der tolle Lebensgenuß, der sie zu Ehebruch und Lüge treibt, ein Symbol für den gewaltigen Zweikampf, den vor ihren Augen Leben und Tod miteinander fechten. „Einst werd' ich Staub sein, aber heute leb' ich." Ihr Charakter erhält durch ihr eigentümliches Verhältnis zum Tode eine höhere Weihe, es ist etwas von der Kraft eines Übermenschen in ihr, für den dieses kurze Dasein nicht hinreicht, um sein ganzes ungestümes Wollen, seinen immensen Lebenstrieb auszutoben. Hauptmann läßt sie ganz richtig sagen: „Nimm Leben von mir, ich habe genug für zwei". Der Tod ist ihr großer unerbittlicher Gegner, weil er ihr Ich einst vernichten wird und er ist zugleich ihr einziger Freund: da das Erdendasein oder wenigstens die Zeit- und Gesellschaftsschicht, in der Elga lebt, ihren ungeheueren Glückshunger nie befriedigen, das Übermaß ihrer Lebensenergie nie zum vollen restlosen Ausleben bringen kann, so ist der Tod die Erlösung einer qualvollen Halbexistenz. Elga und ihre Brüder werden beständig gehetzt von dem bleichen Gesellen, der so ruhig, so unbewegt gleichmäßig hinter ihnen daherreitet auf seinem schwarzen gespenstischen Rosse und der ihre Kindheit, ihre Jugend mit seinem Verwesungshauche erfüllte... „Es lohnt

nicht, das Leben langsam und zahm zu leben." „Es kommt mir vor, als liefen wir alle herum mit dem abgebrochenen Speer im Rücken", sagen die beiden Brüder.

Von dieser höheren Artung, von dieser unseligen inneren Gebrochenheit, von diesem tragischen Drang zum Verbrechen als Erlösung von der Todesfurcht, als Betäubung der inneren Lebensangst hat die Elga Grillparzers gar nichts. Sie ist trotz ihres Todes kein tragischer Held. Die Formel ihres Charakters ist einfach genug: wenig Widerstandskraft der guten Elemente gegenüber den brutaleren, übermächtigeren Anlagen. Lebenstrieb in seiner einfachsten, rohesten Form; Dirnencharakter mit der Lüge und der Heuchelei als der instinktiven Schutzwaffe primitiver Naturen; grobe Sinnlichkeit ohne Phantasie; Abneigung gegen edle, wahrhafte Naturen und Vorliebe für Menschen ihresgleichen. Elga hat nichts von der schillernden und deshalb oft berückenden Flitterseele der Jüdin von Toledo, nichts von der Aufrichtigkeit der anderen Ehebrecherin, der treulosen Frau König Ottokars, wenn sie auch deren Verachtung des Gatten teilt.

In der Einsamkeit ihres Landlebens versumpft ihr Charakter vollständig, auch ihre Phantasie, die gefährliche Mitgift schöner koketter Frauen, ist versiegt, wenn sie jemals vorhanden war. Nichts ist geblieben als die satte Freude am Besitz, die animalische Lust an dem Wohlleben, das mit seiner reichen Bequemlichkeit, seiner ruhigen Behaglichkeit so wohltuend abstach von der häßlichen, widerlichen Armut ihrer Jugend, von der angstvollen Unsicherheit ihrer früheren Existenz. Aber diese laue Woge rein physischer Lustgefühle wurde nicht vom Silberschaum der Dankbarkeit gekrönt. Elga verachtete ihren Mann, schätzte ihn gering genug ein. So wenig Starschensky das Seelenleben Elgas kannte und verstand, so wenig begriff Elga den Charakter ihres Mannes. Sie war ihm nicht Gattin, nicht Geliebte, sie war für ihn — kraft ihrer Natur — nur die Dirne. Ihre Macht über ihn baute sie auf keinen anderen Felsgrund als den seiner Sinne und — überschätzte in wahrem Dirnentume diese Macht.

Starschensky trug unbewußt immer das tiefe, ahnungsvolle Mißtrauen gegen seine Gattin in sich. Da sich sein Verhältnis zu ihr nicht auf der Übereinstimmung ihrer Seelen aufbaute, nur auf der rein physischen Leidenschaft, so lauert in seinem tiefsten Innern das rein instinktive Mißtrauen in die Treue der Sinne, um sofort auf sein Opfer loszustürzen, als sich nur ganz vage Verdachtsgründe, bei den nächtlichen Besuchen in der Warte sei Elga im Spiel, erheben. Im Gefühle seines Unrechtes, d. h. in dem Wahne, Elga sei rein und unschuldig, empfindet dann der großmütige Graf nach seinem reinen Weibe eine von den Schlacken rein sinnlicher Leidenschaft befreite Sehnsucht, wie er sie „in den Tagen des ersten Begegnens, der bräutlichen Bewerbung kaum je empfunden".

In der Szene nach Dortkas vermeintlicher Entlarvung ist Elgas Dirnencharakter, ihre kaltblütige Verlogenheit, ihr schauspielerisches Talent fast typisch gezeichnet. Ihre stille Wut darüber, daß Dortka ertappt ist und Starschensky nun wachsam werden würde, äußert sich in der Kälte und Teilnahmslosigkeit, mit der sie ihn anfangs bittet, die Ruhe des Hauses nicht durch sein lautes Schelten zu stören. Sie hat für ihren Gatten die dirnenhafte, boshafte Verachtung, weil er ihr wahres Wesen nicht durchschaute, ihre Maske für ihr wahres Gesicht gehalten. Darum fürchtet sie ihn nicht, unterschätzt ihn, hält ihn für den willenlosen Sklaven

seiner Leidenschaft. Der Instinkt der Deklassierten gibt ihr das Verteidigungsmittel zur Hand, die Rolle des Anklägers zu übernehmen, um nicht in die des Angeklagten verfallen zu müssen und mit den Tränen und dem Verschließen der Schlafzimmertür macht sie von dem Requisit jeder sittlich angefaulten Frau Gebrauch. Nicht umsonst läßt Grillparzer den Mönch berichten, der Graf sei wie vom Donner gerührt gewesen. Daß eine edle Frau ein Mädchen in unmittelbarer Umgebung behalten will, das leichtfertig einen Liebhaber hat, verstieß gegen jede Ehrbarkeit und Sitte. Um so unfaßbarer mußte es dem Grafen darum erscheinen, daß sich die Gräfin mit dem sittenlosen Mädchen identifizierte, um der Dienerin willen Partei gegen ihren Gatten nahm. Mit einem Male tat sich dem gequälten Manne der ganze Abgrund auf, der zwischen ihm und seiner Frau gähnte und die verschlossene Tür des Schlafzimmers offenbarte ihm symbolisch Elgas Auffassung der Ehe und des Weibes.

In der Stille der Nacht hat Elgas leichtfertige Mißachtung ihres Gatten ihr den Kriegsplan diktiert. Ihre Verstellungskunst übt auf den einfachen, geraden Starschensky seine Wirkung, sein Verdacht wird eingeschläfert, wie von einem wohltuenden Narkotikum mit denkkraftbetäubender Wirkung. Starschensky wollte, mußte an Elga glauben und so schloß er die Augen vor dem aufdämmernden Lichte tödlicher Wahrheit, bis das Porträt Oginskys jeden Zweifel erstickt. Und Elga ist immer noch ruhig, vertraut auf die unbesiegbare Macht ihrer Schönheit, unterschätzt den Verstand ihres Gatten. Sie setzt bei dem von Warschau zurückgekehrten Grafen ihr Spiel fort. Wenn sie sich am Morgen nach seiner Rückkehr beklagt, daß ihr Gatte sie vernachlässigte, ist diese Unzufriedenheit echt; baute sie doch ihre Ehe nur auf der Leidenschaft auf, ohne eine Ahnung zu haben, daß seelische Gemeinschaft, Pflichtgefühl und Treue ihren Gatten an sie fesseln könnten, auch wenn die heiße Liebe der Sinne erloschen wäre. Ihre niedrige Seele, jeder Hochherzigkeit, jedem großmütigen, edelsinnigen Verzeihen verschlossen, weiß nicht, daß Naturen wie Starschensky auch Fehler des Temperamentes verzeihen, wenn nur eines nicht brüchig wird: die Aufrichtigkeit. In der Beschränktheit ihres ethischen Horizontes lügt sie den Gatten an, will ihm eine Liebe vortäuschen, die er, der Großmütige Gerechte, von dem jungen, schönen, lebenslustigen Weibe gar nicht verlangt, erkennt nicht, daß der Graf noch immer nicht den Glauben an den edlen Kern ihrer Natur verloren hat. Er wäre bereit, ihr zu verzeihen, daß sie ihn, den schwerfälligen Mann, nicht liebt; er hofft, daß sie in den Zerstreuungen des genußliebenden Warschau Oginsky vergessen lernt. Sie aber heuchelt; dieselbe Frau, die gegen ihren Gatten für die Dienerin Partei nahm, glaubt jetzt ihm das herrliche Gedicht der großen Liebe bis über den Tod vortäuschen zu können. Ihr Doppelspiel bebt nicht davor zurück, ihren Buhlen, den Vater ihres Kindes, um dessentwillen sie die Ehe bricht, als den schlechtesten unter all den schlechten Genossen ihrer verworfenen Brüder zu bezeichnen ... Starschensky muß sich abwenden, um nicht seinen bitteren Zorn schon jetzt zu verraten. Ach, nur wahr sollte sie sein, wahr und aufrichtig, nicht so durch und durch verlogen. Das ist sein großer Schmerz. Nicht, daß sie Oginsky liebt, erfüllt ihn mit so tiefem Weh, sondern ihre schreckliche Verlogenheit. Aber wurmstichig von Kindheit an, aufgewachsen neben einem sittlich niedrig stehenden Vater, an der Seite verkommener Brüder, fehlt ihrer Intelligenz das Organ

für sittliche Forderungen. Sie krankt an moral insanity und all ihr Denken ist daraus zu erklären. Darum traut sie auch ihrem Gatten, dessen verändertes Wesen ihr doch auffällt, sofort zu, im Turme eine glückliche Geliebte verwahrt zu haben. Nicht Eifersucht ist es, was sie darüber empfindet, nur die Sorge, jetzt als Geliebte entthront zu sein und ihre Macht über ihn zu verlieren. Und keine Reue, keine Scham, auch keine stolze aufrichtige Wallung — nichts als Lug und Trug, nichts als die feige Furcht, die materiellen Vorteile, die ihr diese Ehe gebracht, etwa einbüßen zu müssen. So durch und durch erstorben ist jedes sittliche Gefühl in ihr, daß sie beinahe von ihrer eigenen Schuldlosigkeit überzeugt ist. Daher ihre Anklagen, daher ihr fortgesetztes Leugnen, als Starschensky in seinem unendlichen Weh dennoch zögert, die Strafe, die er für sie bestimmt hat, über sie zu verhängen. Noch einmal gibt er ihr oder vielmehr sich und dem verletzten Sittengesetz die Möglichkeit einer Rettung. „Bevor du eintrittst, schwöre mir, daß du selber nie eines gleichen Fehls dich schuldig gemacht, daß du rein seist an dem Verbrechen, dessen du zeihst deinen Gatten ... Wenn du einen Makel, ich will nicht sagen ein Brandmal darin entdeckst, so tritt nicht ein in dieses Gemäuer!" Umsonst! Grillparzer hat hier das Wesen der moral insanity meisterhaft gezeichnet. Gerade darin, daß sie sittliche Makellosigkeit und Hoheit simulieren, auch nicht den leisesten Fehler zugeben will, zeigt sich ihre sittliche Verblendung, die Verschobenheit ihrer moralischen Anschauungen, der gänzliche Zusammenbruch jeder gesunden Ethik. Eine Frau, die durch die Macht ihres Blutes, ihres impulsiven Temperamentes schuldig geworden, hätte wenigstens einen Augenblick betroffen über ihre Sünde nachgedacht, diese als solche und damit auch das echte Bild moralischer Intaktheit erkennend; für Elgas moralischen Gesichtswinkel ist dieses so vollständig verschoben, daß sie auch nicht den kleinsten Makel zugeben will, unwissend, daß geringe Makel die Satelliten auch großer Charaktere sind. Um eine unmögliche Reinheit zu bekräftigen, zögert sie nicht, auf das Haupt ihres Kindes einen Meineid zu schwören — da überwältigt den Grafen der Ekel vor der verruchten und zugleich bornierten Verworfenheit dieser Frau und das Gericht nimmt seinen Lauf. Nicht Elga, seine Gattin, nicht die Ehebrecherin richtet Starschensky. Sein riesengroßer Haß hat nichts Persönliches an sich. Er rächt das beleidigte Sittengesetz, das auch von dem Menschen jenen Wahrheitszug fordert, den selbst das Tier verkörpert. Das Tier lügt nicht, das tut nur der Mensch. Darum sinkt ein durch und durch verlogener Mensch unter das Tier hinab. Starschensky darf richten — er handelt nicht aus persönlichen Motiven, handelt nicht aus Leidenschaft, nicht im Jähzorn. Alle Subjektivität ist ihm fremd. Selbst den Feigling, den wortbrüchigen Edelmann tötet er nicht, er fordert ihn zum Zweikampfe, sein eigenes Leben preisgebend. Und als das elende Weib im Staube vor ihm ihn um ihr armseliges Leben bettelt, da leuchtet noch einmal das Große, das Erhabene seiner Natur auf. Gnade soll sie finden, wenn noch ein Funke Menschlichkeit in ihr brennt. Doch als Elga diese Probe nicht besteht, da sie ihr Kind töten will, um das eigene Leben zu retten und dadurch unter das mütterliche Tier sinkt, da tötet Starschensky das fluchbeladene Weib mit derselben mitleidlosen, ganz objektiven Entschlossenheit, mit der man eine giftige Schlange vernichtet.

Marie v. Ebner-Eschenbach hat in ihrer Novelle „Das Schädliche" dasselbe

Problem gefaßt, die moral insanity des Weibes und die selbstverständliche, die angeborene hohe Ethik des gesunden intakten Mannes. Graf Franz tötet sein unseliges, entartetes Kind, das Schädliche, nicht selbst, aber in einer seltsamen, von dem kategorischen Sittengesetz in seinem Innern herbeigeführten Lähmung verhindert er es nicht, daß das schöne junge Geschöpf, sein eigenes heißgeliebtes Kind, erschossen werde — ein Richter wie Starschensky. Ebner-Eschenbach läßt den Grafen berichten: „Ich wollte aufschreien: „Zurück!" aber das Wort starb mir im Munde. Alle Pein der Vergangenheit und Gegenwart, alle Schauder vor der Zukunft ballten sich in eine Anklage zusammen. Sie lebt zum Unheil eines jeden, der ihr naht, ist das Schädliche; fort mit dem Schädlichen aus der Welt. Das Schicksal walte! Laß es geschehen!" Und Marie v. Ebner-Eschenbach wandelt mit der somnambulen Sicherheit über die schwindelerregenden Höhen der Psychologie und Philosophie dahin wie der Meister, der dann als Greis die Gedichte der jungen Gräfin Dubsky begutachtete und beide begegnen sich mit dem gigantischen Russen in der philosophischen Auffassung des „angeborenen Gewissens". „Zahlreiche Seelenmessen wurden gestiftet für die Ruhe derjenigen, die eine rasche Gewalttat hinweggerafft in der Mitte ihrer Sünden; um Vergebung für den Unglücklichen, der in verdammlicher Übereilung Verbrechen bestraft durch Verbrechen." Und bei Ebner-Eschenbach heißt es: „In seiner Beichte gibt der unglückliche Vater ein mit verzweiflungsvoller Leidenschaft geführtes Plaidoyer für die Todesstrafe. Es ruft auf zum Vernichtungskampfe gegen das Böse und der feurige Haß, der aus ihm flammt, hat etwas Hinreißendes. — In diesem Haß hat der Mann Rettung vor dem Zweifel gesucht, der ihn mit wachsender Qual bedrängt haben mag."

Als Grillparzer seine Novelle schrieb, hatte er bereits Medea gedichtet. Die Kindesmörderin will ihre Tat ebenso büßen wie Starschensky die seine. Noch folgt auf eine Schuld, die, wie von einer höheren, unentrinnbaren Notwendigkeit diktiert, begangen werden muß, die große Sühne — eine grundverschiedene Anschauung von Grillparzers späterer Lebensauffassung. König Alfonso wird durch seine Schuld zu neuen Königstaten angespornt — Starschensky geht an ihr seelisch zugrunde.

Ob der Stoff zu der Novelle frei erfunden ist? In den Stoffen und Charakteren ist kein ähnlicher verzeichnet, überhaupt kein Stoff aus der polnischen Geschichte. Ob ihm ein zeitgenössisches Ereignis, ein Bild, ein Gedicht Anlaß zu der Erzählung gegeben, wir wissen es nicht. Aus der Darstellung selbst läßt sich kein Schluß ziehen. Das Helldunkel, die beklemmende Stimmung, die über der ganzen Novelle schwebt, der pastose Pinselstrich, die gleichsam hinter dunklen Schleiern wandelnden Gestalten geben uns keinen Aufschluß. Starschensky hat manche Züge mit Bancban gemein und wurde von dem Dichter mit einer allerpersönlichsten Eigenschaft ausgestattet: dem Behagen an sich selbst. Sonst aber weist er eine feste Entschlossenheit und gesammelte Tatkraft auf, die den Helden Grillparzers selten eignet. Ob er aber ganz objektiv gehalten ist, ob der Dichter nicht in dieser Gestalt Gerichtstag hielt über sich und seine Sinnlichkeit, die ihm nach seinen Tagebuchblättern und seinen Gedichten, in hohem Grade eigen war? Und Elga? Sie ist in seinen Werken ihre eigene Gattung, mit keiner anderen seiner Frauengestalten verwandt, nicht mit der ehebrecherischen Kunigunde, nicht mit der Dirne von Toledo.

Ihr Wesen, ihre Art wiederholt sich nicht mehr, beschäftigt seine Phantasie nur ein einziges Mal. Niemand hat nach dem Zusammenhang dieser Elga mit den Frauen des Grillparzerschen Lebenskreises geforscht. 1827 stirbt Charlotte v. Paumgarten, heiratet Marie v. Smollenitz, steht Katharina im Hintergrund. „Gemeinheit stand, wo einst ein Engel flog . . .“ „Zwei Sphinxen ruhen an der verborgenen Schwelle, das Götterhaupt dem Tierleib angefügt“, heißt es in seinem Gedichte „Jugenderinnerungen im Grünen“. Dennoch stand keine jener Frauen zu Elga Modell, sie scheint lediglich auf den bunten Teppich seiner Phantasie gestellt — eine Gestalt der Moderne. Sie spukt in den Ehebruchsdramen und Romanen: die Dirne in all der wunderbaren Pracht ihrer Schönheit und der ruchlosen Verworfenheit ihres Charakters — der Fluch des Mannes.

Die Wiege unserer Tonkunst.

Von Dr. Ferdinand Scherber.

Was die Tonkunst vor Jahrhunderten erzeugte, das ist in Luft zerflossen, für uns unwiederbringlich dahin. Erst der jüngsten Gegenwart ist es gelungen, den Gesang, diesen fessellosen Botschafter unseres Fühlens, im Phonographen einzufangen. Der Beginn der Notierungskunst — es ist eine Kunst für sich — die Neumenschrift, deren Zeichen wie kribbelnde, krabbelnde Fliegenfüße über den Worten sich verwirren, kauert wie eine rätselhafte Sphinx, die uns mit starren, leblosen Augen entgegensieht. Die Mensuralnotenschrift, die die Note nach ihrer Dauer im Verhältnis zueinander, wenn auch noch nicht zu einer Einheit, dem Takte, mißt, macht dem quälenden Zustande so ziemlich ein Ende.

Daß die Musik von ihren Uranfängen bis zur verwickelten Orchesterpartitur eines Strauß oder Reger einen langen und mühsamen Weg zu machen hatte, ist klar. Man nimmt an, daß der mehrstimmige Gesang sich langsam entwickelte, von grausamen Quinten- und Sekundenparallelen, zwischen denen sich Terzen und Sexten wie harmonische Schmuggler einschlichen, nach und nach zu dem Verbote der Parallelen kam, die Terzen als Lieblings- und Schoßkinder aufnahm, bis Rameau diese Intervalle mit dem Schutzmantel der Theorie und des Systems umgab. Wo aber die mehrstimmige Musik zuerst auftauchte und wie sie sich von ihrem unbekannten Ursprungsorte fortbildete, das ist noch heute dichter und rätselreicher Urwald, den fast ausschließlich Hypothesen, kühne und zwerghafte, beleben.

Als Anwalt einer neuen Hypothese, die bei einigen älteren Schriftstellern nur Vermutung ist, tritt Dr. Viktor Lederer in dem Buch: „Über Heimat und Ursprung der mehrstimmigen Tonkunst“ auf. Der Verfasser ist ein musikalischer Bernard Shaw, ein leidenschaftlicher Keltenfreund. Die Wiege unserer Tonkunst — meint er — sei in England, und zwar in Wales, bei den reinrassigen Nachkommen der alten Kelten zu suchen. Dort habe unsere Musik vom ersten Lallen bis zum klaren Gesange alles gelernt.

Wenn die Kelten zur Lösung eines Rätsels herbeigerufen werden, kann man schon ein bißchen mißtrauisch werden. Die Kelten waren — wie Cäsar und Strabo versichern — ein leichtsinniges Volk. So müssen sie auch heute noch her-

halten, meist, wenn unsere Weisheit zu Ende ist. Man könnte leicht den Spottvers machen:

Wenn man nichts mehr erklären kann,
dann fängt man mit den Kelten an.

Driesmans („Das Keltentum") spürt jedem einzelnen Blutstropfen in uns nach, sondert die einzelnen Tröpfchen nach ihrer Herkunft; nachdem diese aufräumende Arbeit beendigt ist, geht es an das Ausklopfen der Hypothesen. In seinem ehrs geistvollen Buche, in dem Driesmans recht wütend gegen Andersgläubige loszieht, findet sich zwischen allen Zeilen die Behauptung: Wir sind den Kelten in höherem Sinne tributär und wenn wir kühne und hoffnungsvolle Taten begehen, so ist es eigentlich der alte Kelte in uns, der sie begeht. Von ähnlichem Geiste ist Lederer beseelt. Es ist eine laute Neigung, die ihn an die Kelten fesselt. Übersteigen wir den Wall von keltischer Literatur, den der fleißige und belesene Autor aufgeworfen. Er verlegt sein Hauptquartier in die Zeit Heinrichs V. (1413 bis 1422), des „königlichen Heinz" Falstaffs und nachmaligen Siegers von Azincourt. Sein Generalquartiermeister ist ein bisher wenig benutzter, wenn auch schon seit 45 Jahren gedruckter, ehrwürdiger Kodex: Elmhams „Liber metricus de Henrico Quinto". Von Heinrich V. wurde danach die mehrstimmige, polyphone Musik, die bei den Walisern längst üblich war, in die Kirche aufgenommen, von der sie die Bulle des Papstes Johann XXII. „Docta sanctorum" (1322) verbannt hatte. Die Barden, die Pfleger der mehrstimmigen Tonkunst, werden Kirchensänger. Das Konzil von Konstanz, der erste Weltkongreß, wie es der Verfasser nennt, tagt zur selben Zeit. Kaiser Sigismund, dem die Sorge um die erfolgreichen Beratungen des Konzils zu ausgedehnten Reisen nach Frankreich, England und Spanien treibt, lernt in England die ihm neue Kunst kennen und ist begeistert von englischer Musik, wie er selbst in seinem Abschiedscarmen sagt. Herzog Johann von Burgund mit König Heinrich V. gegen Frankreich verbündet, sagt zwar nichts, aber der Verfasser glaubt, daß die mitgezogenen Sänger diese Kunst nach Paris und von da in die niederländischen und burgundischen Besitzungen des Burgunderherzogs gebracht haben. In Konstanz erfolgt dann die förmliche Rezeption der britischen Tonkunst auf dem Kontinent. Interessant ist, daß der Autor durch Shakespeare auf die Wahrheit — oder was ihm als Wahrheit seiner Forschung erscheint — aufmerksam gemacht wurde. Man sollte wirklich kaum glauben, wie durchtränkt von musikalischen Aperçus und Anspielungen der Shakespearsche Dialog ist. Hier strömt eben alles zusammen, was die damalige Zeit bewegt, erregt und zusammenhält; deswegen vermag man daraus immer neue Schätze zu heben. Man braucht nur die Worte in ihrem, nicht in unserem Sinne zu deuten. Vielleicht deutet Lederer zu viel und sucht Bedeutung, wo keine ist, gewiß aber ist das bezügliche Kapitel in seinem Buche der ergebnisreichste musikhistorische Kommentar zu Shakespeares Werken. Und so gewahren wir bei diesem Genie, neue noch nicht recht gesehene Züge.

Die vom Verfasser aus reicher Literatur mit heißem Bemühen gewonnene Überzeugung läßt sich in die Behauptung zusammenfassen: Nicht die Niederländer haben den grandiosen Dom des Kontrapunktes und damit die Grundlage der heutigen Musik gebaut, wie man besonders seit Kiesewetter annimmt, nein, die Einwohner des Inselreichs, die Nachfolger der alten Kelten, die Bewohner des

unwirtlichen, bergumstarrten Wales sind die Apostel unserer Kunst. Dadurch, daß Haberl in seiner Monographie „Wilhelm Dufay“ das Leben dieses Gründers der niederländischen Schule um fast ein Menschenalter später ansetzt als das des englischen Komponisten Dunstable, ist es Lederer möglich, seinen Behauptungen die nötige Stütze zu geben. Er schildert eine große englische Komponistenschule des 15. Jahrhunderts vor der niederländischen und nennt Namen, die uns nicht bloß wälsch, ja kauderwälsch klingen, so fremd sind sie uns. Seinem Werke hat er eine Vorrede apárt vorausgeschickt. „Keltische Renaissance“, worin die überaus fettgedruckten Worte stehen: „Unsere Geisteskultur verdankt direkt den alten Britanniern und Scoten, den Kymren und Iren mehr, als den Griechen, Römern und den gesamten Orientalen zusammengenommen.“ Beide Werke sind nicht im Tone ausgewundener Gelahrtheit geschrieben. Ihr Stil ist stellenweise sehr aufgeregt. Wahlversammlungsstil. Denn Lederer ist ein Demagog des Keltizismus. Ein herrischer Sturmwind fegt durch die Zeilen und treibt dichte Wolken von Worten auf; zerfetzte Metaphern, zerbrochene Tropen, Gedankenstriche, Fragezeichen, ein Staub von Interpunktionen wirbeln durcheinander. Dagegen stechen Stellen archaistischen, breiten, lehrhaften Tones merkwürdig ab. Als wäre Staub aus den durchforschten mittelalterlichen Folianten haften geblieben.

Ob nun das Buch und seine vorausreitende Vorrede der Kritik standhalten wird, wer weiß es? Wir sind heute an solche umstürzende Hypothesen schon so gewöhnt, daß uns nichts mehr verblüfft und also gegensätzlich stimmt. Es scheint nur, daß unsere Zeit für ein so abschließendes, weitumfassendes Urteil noch nicht reif genug sei. Es fehlen die halbwegs lückenlosen Überblicke über die Musik der Niederländer, Franzosen und Italiener, der anderen bisher wenig beachteten Nationen ganz zu geschweigen. Die Niederländer sind vom Autor den Engländern dienstbar gemacht. Aber die Italiener überraschen schon im 14. Jahrhundert in ihren Madrigalen und Caccien, wie Riemann (Handbuch der Musikgeschichte) richtig bemerkt, mit einer reich entwickelten Instrumental- und Vokalmusik, die schon von Harmonien, wie von hell leuchtenden Säulen gehalten wird. Wo sind die Vorboten dieses musikalischen Frühlings? Die Kette ist noch lange nicht geschlossen. Nur einzelne Ringe liegen von unserer Erkenntnis erfaßt da. Womit die Musikgeschichte gegenwärtig kämpft und ringt, das sind Detailarbeiten. Würde man nicht das Ledererschе Werk mit seinem vielleicht etwas gellenden Titel ein bißchen gedämpft als Grundlage einer Geschichte der Musik in England freudig und ohne weiteres Mißtrauen begrüßen? Zumal Willibald Nagels Forschungen durch Lederer vielfach berichtigt erscheinen. Unter allen Umständen muß man sich hüten, den Wert theoretischer Werke für die Geschichte der praktischen Tonkunst zu überschätzen*. Was in gelehrten Traktaten ängstlich destilliert und emsig gesammelt wird, zerflattert im Lichte des Lebens oft in eitel Dunst. Theorie und Praxis — die alten häufig im Hader lebenden Geschwister. Wer wollte nach den heute noch üblichen Kompositionslehren die Praxis der neudeutschen Komponistenschule auch nur ahnen?

* Ich habe das selbst erfahren, als ich mit dem bekannten Orientalisten Prof. Müller und mit Prof. Rhodokanakis von einem Araber heimatliche Lieder aufnahm (s. darüber in „Die Musik“, IV. Jahrg., S. 418 ff.)

Weiß man von den musikalischen Favorit-Nationen der Niederländer, Franzosen und Italiener verhältnismäßig nicht allzuviel und gehen selbst die Grundlinien noch in schwankendem Zick-Zack, so lagert in der Musikgeschichte der übrigen Nationen dichter Sand über dem Unbekannten. Selbst in der Gegenwart. Wer von den Musikforschern weiß es, daß in Rußland noch heutzutage nach Neumen singen gelehrt wird*? Die Annahme Lederers, die fahrenden Spielleute des Mittelalters wären sozusagen importierte Roh-Kelten aus Wales gewesen, läßt sich wohl nur in Driesmans Sinne gemildert auffassen. Die Bewohner Wiens würden einen Sänger, der ihnen in keltischer Sprache Neuigkeiten gebracht hätte, kaum verstanden haben. Ein Volkssänger, und das waren die Fahrenden zunächst, muß ja gut volkstümlich sein, wenn er wirken will (Golther: Geschichte der deutschen Literatur, Piper: Spielmannsdichtung). Zudem gibt es ein Gedicht eines Fahrenden, das Mantuani (Geschichte der Musik in Wien) mitteilt, worin die Vaganten als eine Sekte bezeichnet und als „Genossen" nach ihrer Stammeszugehörigkeit aufgerufen werden. Es fehlen die Waliser. Den Ursprung der Fahrenden haben übrigens auch ältere Schriftsteller von den alten Barden und nicht den lateinischen Histrionen hergeleitet.

Die oft gehörte und von Lederer ins Extrem getriebene Behauptung Papst Johann XXII. habe die Mehrstimmigkeit aus der Kirche verbannt, wie man etwa mit einem Besen mißliebigen Staub hinauskehrt, ist ein Irrtum, der sich in den meisten Musikgeschichten findet. Die Bulle richtet sich gegen Sängerübermut und Choralverderbung und der Umstand, daß man einige Intervalle gerade für Festtage und feierliche Messen freigab, ist ein Beweis dafür, daß man dem Volke wie den allzeit etwas eitlen Sängern die Freude nicht verderben wollte oder nicht mehr konnte. Ein Verbot hätte wohl auch nicht viel genützt. Die Entwicklung hat leichte Füße und steigt über alle Gesetze hinweg. Das Gesetz will immer der Wandlung der Sitte nach und kommt wie die Wache gewöhnlich zu spät. Wenn dem Tiroler beim Fensterln auch ein kirchliches Verbot entgegendroht, was macht er? Er geht trotzdem fensterln und eventuell nachher beichten. Das ist das ganze System. Endlich ist der Einfluß, den Byzanz, die griechische oder orientalische Kulturmittlerin, auf unsere Kultur hat, noch lange nicht halbwegs genügend aufgeklärt. Die Funde aus den Gräbern, der auf die Hallstädter folgenden La-Tene-Periode lassen weitreichende phönikisch-ägyptische Einwirkungen erkennen, besonders aber die kunstgewerblichen Funde aus der Merowingerzeit stellen sich wie ein Durchdringen römischen, griechischen, orientalischen und germanischen Einflusses dar. Dieses ruhelose Hin- und Herfluten einander anscheinend fremder Kulturen, die wie eines unendlichen Wassers ewiges Wogen ineinander verfließen, wird sich schwer in einem Buche festhalten lassen. Vielleicht auch nicht in zwanzig. Es gibt eben viele Dinge, die wir mit unserer Schulweisheit nur träumend erfassen können.

Immerhin ist in diesem Buche mit dem Wagemute der Jugend einer Frage, die Riemann, Ambros, Dommer, Forkel u. a. oft nur so nebenbei aufgeworfen und die durch manche Entdeckung dringlicher geworden ist, ob nicht in England viel

* Über die Musik wenig kultivierter Völker vgl. Wallaschek: Anfänge der Tonkunst. Darin auch eine Theorie über Entstehung der Mehrstimmigkeit.

früher als auf unserem Kontinent eine reichentwickelte Musikpflege bestanden habe, unverdrossen und entschlossen an den Leib gerückt worden. Worin da im Wissen geirrt worden sein mag, das wird die Wissenschaft in künftigen Zeiten selbst korrigieren. Wenn aber der Kunst und unserem Leben, das selbst schließlich nur künstliche Täuschung ist, neue Anregung gebracht, unbekannte Quellen waldfrischer Poesie, zarten Frühlingssinnens, das Natur noch mit brünstigen Armen umfaßt, erschlossen werden, sind wir dem Entdecker schon dankbar verpflichtet.

Unsere Kunst hat ein bißchen Aufmunterung höchst nötig. Macht nichts, wenn sie am Ende durch die alten Barden und nicht von unseren Cabarets kommt. Klopstock hat jene vor Jahrzehnten aufgewärmt, Lederer präsentiert uns jetzt heiß gebraten. Wollen sehen, ob sie uns nun besser munden.

Chronik.

Marinewesen.

Das mit Umsicht und Weitblick von Admiral Frh. v. Spaun entworfene und vom jetzigen Marinekommandanten Grafen Montecuccoli ergänzte Flottenprogramm beginnt bereits greifbare Formen anzunehmen. Trotzdem ein Zug ins Große, ein Zielbewußtsein, besonders der gegenwärtigen Marineverwaltung nicht abgesprochen werden kann, verdient es doch erwähnt zu werden, daß ungeachtet der bewilligten Neubauten, das von keinem Geringeren als Tegetthoff 1872 als für die Adria unerläßlich erklärte Minimum von 15 Schlachtschiffen, 8 großen und 16 kleinen Kreuzern noch immer nicht erreicht sein wird.

Aber selbst in dem eng gezogenen Rahmen kann — angeblich infolge finanzieller Bedenken — nicht recht ausgegriffen werden. Die Marineverwaltung hatte ein rascheres Tempo vorgeschlagen und in das nächstjährige Budget entsprechend höhere Posten eingestellt, mußte sich jedoch dem Widerstand der beiden Finanzminister fügen und bedeutende Abstriche vornehmen.

Darnach werden die drei Einheiten der 14.500 Tonnenklasse relativ spät, und zwar Franz Ferdinand 1910, Radetzky 1911, Zrinyi erst 1912 dem schwimmenden Flottenmaterial einverleibt werden können, der Rapidkreuzer Spaun 1910, ein zweiter von derselben Type 1912.

Diese Verzögerung ist nicht nur deshalb zu bedauern, weil unsere Marine dieser Verstärkung dringend bedarf, sondern auch infolge des Umstandes, daß eine vier- bis fünfjährige Bauperiode es mit sich bringt, daß die neuen Schiffe im Augenblicke ihrer Indienststellung eigentlich schon veraltet sind. Ob daran der Ernst der jetzigen politischen Lage, die entgegenkommende Haltung der Delegationen noch etwas zu bessern imstande ist, bleibt abzuwarten.

Unsere aktive Schlachtflotte wird nach Vollendung der Neubauten — nach Tonnengehalt und Stapellauf geordnet — bestehen aus:

Der Turmschiffdivision Monarch, Wien, Budapest mit 5600 Tonnen, 8000 Pferdekräften, 4 schweren (24 *cm*), 6 mittleren, 2 leichten, 18 kleinkalibrigen Geschützen. Stapellauf 1895 bis 1896.

Der Schlachtschiffdivision Habsburg, Arpad, Babenberg mit 8300 Tonnen, 15.000 Pferdekräften, 3 schwere (24 *cm*), 12 mittlere, 12 leichte, 16 kleinkalibrige Geschütze. Fertigstellung 1902 bis 1904.

Der Turmschlachtschiffdivision Erzherzog Karl, Erzherzog Friedrich, Erzherzog Ferdinand Max mit 10.600 Tonnen, 18.000 Pferdekräften, 4 schwere (24 *cm*), 12 mittlere, 14 leichte, 14 kleinkalibrige Geschütze, 2 Breitseit-Unterwasserlanzierapparate für 45 *cm* Torpedos von 5 *m* Länge mit 100 *kg* Schießwollladung. Geschwindigkeit nahezu 20 Seemeilen in der Stunde, Stapellauf 1904 bis 1905.

Die jetzt im Bau befindlichen Turmschlachtschiffdivision Erzherzog Franz Ferdinand, Radetzky, Zrinyi hat je 14.500 Tonnen, 24.000 Pferdekräfte, an schweren Geschützen 4 Stück, 30·5 *cm* und 8 Stück 24 *cm* in Doppeltürmen, 20 Stück 10 *cm* und 6 Stück 7 *cm*, ferner 3 Unterwasserlanzierapparate für Whiteheadtorpedos. Geschwindigkeit 20 Seemeilen.

Kreuzer I. Klasse (Panzerkreuzer): St. Georg 7300 Tonnen, 15.000 Pferdekräfte, 2 schwere, 9 mittlere, 11 leichte, 14 kleinkalibrige Geschütze; Fertigstellung 1903. Kaiser Karl VI. 6300 Tonnen, 12.300 Pferdekräfte, 2 schwere, 8 mittlere, 2 leichte, 20 kleinkalibrige Geschütze, Stapellauf 1898. Kaiserin und Königin Maria Theresia 5200 Tonnen, 9000 Pferdekräfte, 2 schwere, 8 mittlere, 2 leichte, 20 kleinkalibrige Geschütze; Fertigstellung 1895.

Kreuzer 2. Klasse (geschützte Torpedokreuzer): Kaiser Franz Joseph I., Kaiserin Elisabeth je 4000 Tonnen, 8000 Pferdekräfte, 8 mittlere, 2 leichte, 14 kleinkalibrige Geschütze; Bauzeit 1890 bis 1893. Hierzu den im Bau begriffenen Rapidkreuzer Admiral Spaun mit 3500 Tonnen und einem zweiten von derselben Type, dessen Kiellegung jedoch noch aussteht.

Kreuzer 3. Klasse (ungeschütze Kreuzer); Zenta, Aspern, Szigetvar mit 2300 Tonnen (1899 bis 1900), Panther, Leopard mit 1530 Tonnen, 18 Seemeilen Geschwindigkeit.

Ferner 20 Torpedofahrzeuge (Zerstörer), 30 Hochseetorpedoboote, 24 Torpedoboote 1. Klasse, 16 2. Klasse und 6 Unterseeboote (Tauchboote).

Von den letzteren gelangten zwei in Pola nach den Plänen des amerikanischen Ingenieurs Lake zur Ausführung, zwei wurden der Germaniawerfte in Kiel aufgetragen, während zwei die Torpedofabrik Whitehead in Fiume nach holländischem Muster baut.

Die im Bau befindlichen 12 Hochseetorpedoboote werden leider nur ein Deplacement von 100 Tonnen erhalten, während die schon bestehenden neueren Typen (Kaiman) ein solches von 200 Tonnen besitzen, 3000 Pferdekräfte entwickeln und nebst den Torpedolanzierrohren 4 kleinkalibrige Geschütze führen. Ihre Geschwindigkeit beträgt zirka 25 Seemeilen pro Stunde.

Die nach dem 1904 von Yarrow in England gelieferten Musterboote (Huszár) gebauten neuartigen Torpedofahrzeuge, die 1905 gekielt wurden, haben 400 Tonnen, 6000 Pferdekräfte, 1 leichtes, 7 kleinkalibrige Geschütze und laufen mindestens 26 Seemeilen.

Die auf die österreichischen Werften entfallende Quote von 5 Torpedofahrzeugen und 13 Hochseetorpedobooten wurde vom Stabilimento tecnico in Triest bis 1907 ganz abgeliefert, während die in Fiume neugegründete Schiffbaugesellschaft „Danubius" mit dem Baue von 6 Torpedofahrzeugen und 10 Hochseetorpedobooten erst um diese Zeit mit der Arbeit beginnen konnte und diese bis zum Ende des laufenden Jahres zu beendigen hofft.

Erforderlichenfalls könnten zur Schlachtflotte noch gerechnet werden — obwohl sie aus der Schlachtschiffliste gestrichen sind — die 1884 bis 1886 gebauten beiden Turmschiffe Kronprinz Erzherzog Rudolf 6000 Tonnen, 6500 Pferdekräften, 3 schweren (30·5 *cm*), 6 mittleren, 2 leichten, 19 leichtkalibrigen Geschützen und Kronprinzessin Stephanie mit 5100 Tonnen, 8000 Pferdekräften, 2 schweren (30·5 *cm*), 6 mittleren, 7 leichten, 17 leichtkalibrigen Geschützen.

Nur zu lokaler Verteidigung und da beschränkt geeignet, für eine Seeschlacht aber nicht in Betracht kommend, sind die 6000- bis 7000-tonnigen, schwer bestückten aber ganz altartigen Kasemattschiffe Tegetthoff, Custoza, Albrecht.

Die Donauflottille besteht aus 6 Monitoren von 310 bis 448 Tonnen, 7000 bis 1400 Pferdekräften, 1 bis 3 mittleren, einigen leichten, beziehungsweise kleinkalibrigen Geschützen; hierzu treten 6, zum Teil noch im Bau befindliche Patrouillenboote und 1 Torpedoboot.

Von den Monitoren führen die 1904 vollendeten Temes und Bodrog, nebst den normierten 12 *cm* Flachbahngeschützen auch 12 *cm* Haubitzen, welche es ermöglichen, unter allen Wasserstandsverhältnissen auch hinter Uferböschungen stehende Ziele unter Feuer zu nehmen.

Das Anwachsen der Seemacht bedingt naturgemäß auch eine Vermehrung der Personalstände, welche, schon mit Rücksicht auf die der Vollendung entgegengehenden Neubauten, auf 820 Stabspersonen des Soldatenstandes mit 82 Ärzten, 506 Beamten und 14.000 Mann festgesetzt erscheint.

Das sind die nackten Ziffern.

Sie besagen uns allerdings, daß absolut ein nicht unwesentlicher Fortschritt zu verzeichnen ist. Ganz anders verhält es sich aber, wenn man die Flottenprogramme der anderen Staaten ins Auge faßt. Da zeigt es sich, daß wir relativ um ein gutes Stück zurückgeblieben, daß wir die einzige Großmacht sind, die eine Flotte besitzt, die man im günstigsten Fall noch als eine solche zweiten Ranges bezeichnen kann*.

Von parlamentarischer Seite wird stets auf unsere geringe Küstenentwicklung hingewiesen, die angeblich durch die vorhandenen Streitmittel zur See vollauf geschützt ist. Dem muß nun entgegengehalten werden, daß eine Marine, die rein nur auf Basis der Verteidigung aufgebaut ist, ihre Aufgabe nie voll und ganz wird erfüllen können. Auch zur See und hier vielleicht noch mehr als zu Lande, gilt der Grundsatz der Initiative, und derjenige, der schon von Haus aus in die Defensive gedrängt ist, überläßt seinem Gegner alle Chancen des Erfolges. Das Schicksal der Port-Arthur-Flotte, die durch den Überfall der Japaner um zwei ihrer besten Kampfeinheiten beraubt wurde, und sich dadurch in die Defensive gedrängt sah, ist noch in allgemeiner Erinnerung; obwohl den Japanern an Zahl fast ebenbürtig, hat sie während des ganzen Feldzuges fast nichts geleistet.

Auch darf nicht vergessen werden, daß die Adria eigentlich für uns ein Binnenmeer ist, daß wir nicht imstande sind, etwa durch Ankäufe von Schiffen fremder Staaten, wie es eben auch Japan vor der Kriegserklärung getan hat, unser Flottenmaterial zu ergänzen, da Italien durch

* Mit Ausnahme von Rußland, dessen Flotte im Kriege gegen Japan vernichtet wurde; welche Anstrengungen aber gerade das Zarenreich macht, um zur See wieder aktiv zu werden, ist genügend bekannt.

die Sperrung der Straße von Otranto uns hierzu jedwede Möglichkeit benimmt.

Wenn wir bei Besprechung maritimer Fragen immer wieder Italien als unseren Maßstab anerkennen, so liegt die Ursache vor allem darin, daß wir einen Kampf zur See mit England, Frankreich, Deutschland oder den Vereinigten Staaten, infolge der Ungleichheit der Machtmittel, überhaupt nicht diskutieren können, dann aber in dem Umstande, daß wir, als unmittelbare Nachbarn der apenninischen Halbinsel und als Rivalen im Adriatischen Meer, immerhin von Zeit zu Zeit die beiderseitigen Seestreitkräfte Revue passieren lassen müssen.

Unserer gegenwärtigen Schlachtflotte von 9 Schlachtschiffen und 10 Kreuzern mit zusammen 110.360 Tonnen, 208.900 indizierten Pferdekräften stellt Italien 15 Schlachtschiffe 1. Klasse, 5 solche 2. Klasse und 28 sonstige, unseren Kreuzern gleichwertige Kampfeinheiten, mit zusammen 285.407 Tonnen, 445.766 indizierten Pferdekräften entgegen. An Bemannung führen unsere Schiffe 9364 Mann, an Geschützen 585, während die italienischen 18.535 Mann, beziehungsweise 1402 Geschütze zählen.

Der Tonnengehalt unserer im Bau befindlichen Schlachtschiffdivision, inklusive dem noch nicht gekielten 3. Panzer, der eigentlich noch nicht zugezählt werden soll, beträgt 43.500, der des Admiral Spaun 3500, daher zusammen 47.000, mit 80.000 indizierten Pferdekräften, während Italien gegenwärtig 7 Schlachtschiffe 1. Klasse (Vittorio Emanuele III, Napoli, Roma, San Giorgio, San Marco, Pisa, Amalfi) mit 84.152 Tonnen, 131.000 indizierten Pferdekräften, im Bau, beziehungsweise zum Teil schon vollendet hat.

Diese wenigen Ziffern sprechen Bände. Fügen wir noch hinzu, daß bei unseren Schlachtschiffen die schwere Bestückung durchwegs nur aus 24 *cm* besteht und daß selbst bei den im Bau befindlichen Panzern nur je vier 30·5 *cm* Geschütze vorhanden sein werden, während die modernen Bauten des Auslandes deren je zehn führen, daß weiters der Tonnengehalt unserer Kampfeinheiten zwischen 5.600 und 10.600 variiert, und auch die Zukunftsschiffe nur deren 14.500 haben werden, während England, Rußland, Deutschland, die Vereinigten Staaten ꝛc. bis zu 20.000 und mehr Tonnen hinaufgehen — so läßt sich vielleicht auch für den Laien ermessen, wie viel auf diesem, bisher so stiefmütterlich behandelten Gebiete noch zu tun erübrigt.

Deutschland, Italien, die zu Beginn der siebziger Jahre kaum den Ansatz zu einer Flotte besaßen, haben sich zur See zu achtunggebietender Höhe emporgeschwungen und uns weit zurückgelassen. Besonders in unserem nördlichen Nachbarreiche hat man des Kaisers Worte: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Meere“ in ihrer vollen Bedeutung erfaßt und sich nicht geweigert alle Konsequenzen daraus zu ziehen.

Und wenn England mit scheelen Augen, fast ängstlich das Wachstum der deutschen Flotte betrachtet — obwohl diese noch kaum ein Drittel der englischen ausmacht — und die Überlegenheit zur See gegen jede Konstellation aufrechterhalten will, so leitet es dabei keinerlei Sucht nach Lorbeern, sondern nur die Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage des Landes, auf die Interessen von Industrie, Handel, Gewerbe und Ackerbau, die mit dem Zusammenbruch von Englands Seeherrschaft einer Katastrophe ausgesetzt wären.

Und wenn Österreich-Ungarn auch nicht auf Eroberungen ausgeht, die Herrschaft in der Adria, der ungeschmälerte Besitz seiner Küsten und deren Hinterländer ist eine Lebensfrage der Monarchie und die erste Voraussetzung zu einer gesunden und energischen Politik auf dem Balkan.

Dazu ist aber eine, auch ihrer Stärke nach erstklassige Flotte notwendig, eine Flotte, die zu Offensivoperationen im großen Stil befähigt ist, und deren Aktionsradius weit über die Wellen der Adria hinausreicht. Daß die Stärke dieser Flotte nicht an der Länge oder Kürze der Küstenentwicklung kleben darf, sondern in demselben Maße wachsen muß, als der konkurrierende Nachbarstaat oder selbst andere Staaten ihre Machtmittel zur See vermehren, liegt klar auf der Hand und sollte von jedem einsichtigen Politiker, der über den Kirchturm seines Wahlbezirkes hinausblicken kann, beherzigt werden.

A. Hinnenburg.

Feuilleton.

Zum Thema „Wien-Berlin“.

Es ist eines der abgedroschensten Konversationsthemen, eine der abgenutzten Platten für's Gesprächswerkel. Ein Thema, das sich jeder Wiener leistet, der einige Tage in Berlin gebummelt hat, jeder Berliner, der auf seiner Tour nach Italien oder auf einer Geschäftsreise Wien berührt, aber nicht begriffen hat. Nun kommt ein fingerfertiger Journalist und bringt in die Durchschnittlichkeit des Vergleiches einige Ordnung und einige wenige höhere Gesichtspunkte. Alfred H. Fried hat eine Broschüre von ungefähr 100 Seiten* geschrieben, in der er ganz geschickt die wichtigsten Verschiedenheiten des alltäglichen Lebens beider Städte zu-

* Wien-Berlin. Ein Vergleich. Wien und Leipzig, Josef Lenobel.

sammenstellt. Obwohl der größere Teil von Fried's Gedanken, zum mindesten so weit er sich auf Wien bezieht, uns aus den ewigen Klagen unserer Zeitungen und Mitbürger über anzustrebende und nicht erreichte Reformen, über Modernisierung unseres Verkehrs und Vereinfachung der städtischen Einrichtungen bekannt ist, sind doch einige schärfer beobachtete Seiten in seinem Werkchen, die das oberflächliche Urteil aller Welt vertiefen könnten.

Ich glaube dem Verfasser zu dienen, wenn ich gerade dies im Auszug wiedergebe und unterstreiche:

Was man dem Berliner Leben unbedingt als Vorzug zugestehen muß, ist die Wohnlichkeit und Bequemlichkeit des Heims, der auch für den Mittelstand erkämpfte Luxus der Behausung. Des Engländers Spruch: „My house is my castle" schreibt Fried mit Recht, gilt auch für den Berliner. Dem Wiener ist das Heim mehr ein Provisorium, eine zwar notwendige, aber doch mit allen Anzeichen des Vorübergehenden behaftete Einrichtung. In Wien ist die Wohnung vom mittleren Bürgerstand aufwärts, par excellence Winterwohnung, etwas, das im Mai verhängt, eingekampfert und höchstens zur Benützung eines unglücklichen Familienvaters adaptiert wird. Der Berliner in den gleichen Vermögensverhältnissen und in ähnlicher sozialer Stellung geht auf vier Wochen in ein bescheidenes Ostseebad und ist dadurch gezwungen, seine Wohnung das ganze Jahr über wohnlich zu halten. Es dürfte richtig sein, daß der Wiener einen verhältnismäßig größeren Bruchteil seines Einkommens für die Kleidung, vielleicht auch für das Essen, der Berliner einen verhältnismäßig größeren für die Wohnung und ihre Ausgestaltung verwendet. Daß die Hausherren in Berlin an Bequemlichkeitseinrichtungen mehr bieten, ist wohl, wie Fried zu erwähnen vergißt, nicht nur in der rascheren und energischeren Entwicklung der Stadt, sondern auch in den gesünderen Steuerverhältnissen begründet. Was in Wien in zwei oder drei Dutzenden sehr teuerer Zinshäuser erreicht ist: Zentralheizung, Warmwasserleitung, Dienstbotenklosett und -bad ist in Berlin der zweifellose Anspruch jedes wolhabenderen Haushaltes. „Schon beim Eintritt in den Hausflur beginnt die Behaglichkeit und Intimität der Berliner Wohnung. Der Flur und die Treppen sind mit Teppichen belegt, durch Draperien und Vorhänge, durch bemalte Glasfenster und nicht selten durch Blattgewächse und plastische Bildwerke geschmückt. Die Treppe ist aus Holz und bietet in ihrer Farbentönung einen gewissen intimen Reiz, der in Wien gänzlich fehlt. Hier bleiben Flur und Treppe eine Fortsetzung der Straße. Diese dringt also bis zur Wohnungstür vor mit allen ihren Geräuschen und Unbehaglichkeiten. Ein steingepflasterter Flur empfängt uns kalt, die Treppe aus weißem Sandstein geht im weiten Viereck durch ein riesengroßes, aus Stein, Eisen und Mauer gebildetes Treppenhaus. Aus den Küchenfenstern hört man laute Unterhaltungen, nicht selten Zank, Kindergeschrei und den unvermeidlichen Gesang der Köchinnen. In alles das mischt sich die Symphonie der Gerüche, die durch die geöffneten Küchenfenster strömen, und den Inhalt der Kochtöpfe des ganzen Hauses zusammenfassen." Im Gegensatze zu dem Geschilderten ist die Behaglichkeit und friedliche Ruhe des Berliner Treppenhauses zu loben, wogegen man wieder in der italienischen Hitze des Wiener Sommers die Vorzüge der großen Steinmassen und der weitgespannten Außenräume würdigen lernt. Der Vergleich zwischen den Küchen der beiden Großstädte fällt unbedingt zugunsten der Wiener aus. Hier hat die ältere Kultur sichere und bleibende Werte geschaffen. Die Mischung von süddeutscher, böhmischer, ungarischer und italienischer Zubereitung von Speisen ergibt ein schmackhaftes Repertoire, das nach der mitteleuropäischen Farblosigkeit der französierenden Gasthausküche wohltut. Der Berliner hat eine Anzahl Hotels und Weinrestaurants, in denen man auf französische Art gut speist. In den großen Bierpalästen sind einzelne Platten, besonders solche, die durch ihr exotisches Wesen dem Parvenügeschmack schmeicheln, gewählt, der Rest ist schlecht verdauliche Durchschnittskost. An der Wichtigkeit, die der Köchin und ihren Künsten in jedem Wiener Familienleben zuerkannt ist, zeigt sich der solide Grundzug der wienerischen Genußlust. Der Wiener ist viel mehr für eine gleichmäßige Verteilung der Daseinsfreuden eingenommen als für ein exzessives Nachholen des Genusses nach gesteigerter Arbeit. Darin liegt etwas Aristokratisches und darin liegt zugleich nach den physiologischen Grenzen der Genußfähigkeit eine sicherere Gewähr der Lust als im Eiltempo jedes Tuns. Ich glaube, daß es keine Zufallserscheinung ist, daß man nirgends auf der Welt so freudlos und pflichtmäßig „drah'n", nirgends so stimmungslos den leichten Götterwein genießen sieht wie in Berlin. Dem Wiener kommt es darauf an, alle Tage möglichst bequem, möglichst angenehm und heiter zu verbringen, und er empfindet die Arbeit als etwas, das dem Unterhalt dient, oder als eine hygienische Unterbrechung des Vergnügens, selten so wie der Preuße als Erfüllung eines kategorischen Imperativs. Wie viel Fäulnisansatz in dieser Kulturreife liegt, wie viel Schimmel an dieser Süßigkeit klebt, soll hier nicht beurteilt werden. Das aphoristische Wort Frieds, daß der Wiener kultiviert, der Berliner zivilisiert sei, ist gewiß allzu aphoristisch. Es ist eine ähnliche Oberflächlichkeit, wie sie sich in dem Schlagwort vom Niedergang der romanischen Rasse zuspitzt. Schlagworte sind selten so zutreffend wie verletzend.

Frankreich ist ein Staatswesen, das im Kampf der Nationen seine Aufgaben erfüllt, seinen Platz behauptet. Wien ist trotz allem Wehgeschrei und gelegentlichem Zeitungsgeplärre eine aufblühende Stadt, die nur in früherer Zeit den Fehler hatte, mit dem technischen Fortschritt der anderen Großstädte nicht ganz gleichen Schritt zu halten. Wie weit hier die notgedrungene Rücksichtnahme auf das Historischgewordene eines engwinkeligen, noch vor vierzig Jahren von Bastionen eingeschnürten Stadtkerns, wie weit die hügelige Beschaffenheit der meisten Bezirke und wie weit der lässige, vor großen Unternehmungen ängstliche Sinn des Wieners Schuld an diesem Zurückbleiben trugen, läßt sich nicht in der Form einer Broschüre und noch weniger im Rahmen eines Feuilletons auseinandersetzen. Der Wiener Brummer und Murrer wird in Stunden der Einkehr immer dem ererbten Wesenszug die Schuld geben und das Grillparzersche „Capua der Geister" schelten. Es ist so bequem, an die geistigen Keime des Bodens und der Luft und an den hereditären Zwang zur Tatenlosigkeit zu glauben, und selten hat ein Wort der tieferen Einkehr so im Wege gestanden, als eben dieses wunderbar pathetische „Capua der Geister". — Wer sich nicht der lokalen Entrüstung und der lokalen Resignation ergeben will, der muß daran glauben, daß die Wiener Kultur sich mit dem Geiste größerer Exaktheit und Echtheit in allem, mit entschlossenerer Ausnutzung des technischen Fortschrittes erfüllen läßt, ohne daran zugrunde zu gehen. Ältere Kultur vermag alles, was die jüngere spielend annimmt, sich kämpfend anzupassen; sonst wäre das aufblühende Norditalien nicht möglich. Sonst stände England nicht als erster in der Welt und behauptete Frankreich nicht seinen Platz . . .

Der Beschränktheit und Unbequemlichkeit der Wiener Wohnungen z. B. ist ohne große Kulturumwälzung abzuhelfen. Wenn ein Teil der bürgerlichen Bevölkerung noch am Reiz der alten Stadt- und Vorstadthäuser festhält, so schätzt ein anderer doch schon die innere bequeme Ausgestaltung des Heims zu hoch, um nicht den malerischen Rahmen gerne zerschlagen zu sehen, der hier Entwicklung hindert. Und das Wiener Talent müßte nicht nur in dieser, sondern in allen wichtigen Lebensfragen die richtige Komponente finden zwischen der Kulturtradition und den neuen Errungenschaften der Technik. Wien darf kein Venedig werden, in dem die Leute statt in der Gondel in dem reizvollen und aufreizenden Fuhrwerk, das es noch immer zu keiner gemeinverständlichen Taxe gebracht hat, sich Bauwerke besehen. Es soll aber auch nicht nach dem Muster von Berlin sich entwickeln, der Stadt, die den meisten Zweckmäßigkeiten noch immer eine greuliche und stillose Fassade aufklebt. In dieser Beziehung bekundet Berlin seine Untertänigkeit vor dem Historischgewordenen und ist durchaus nicht die amerikanische Stadt der ehrlichen und unverhüllten Maschinenkultur, als die man es gemeinhin preist. Aber es muß zugestanden werden, daß man dort in einzelnen Lebensdingen und nicht allein im Baulichen schon einen Stil gefunden hat, der nicht durch Dissonanzen verletzt. Das Warenhaus Wertheim ist in seiner Art etwas Vollkommenes. Die Architektur Metzls stimmt hier ganz zu der Inneneinteilung; die Einteilung ist der Ausstattung und diese dem Zweck, der besten Auslage und dem bequemsten Einkauf alles Gebotenen, aufs beste angepaßt. Ebenso fand ich das neue Hebbeltheater und ebenso den Saal der Reinhartschen Kammerspiele in ihrer Zweckdienlichkeit und in der architektonischen Durchführung vollendet. Auch das, was den Normalreisenden immer wieder in Entzücken versetzt, sei anerkannt: Die Berliner Automobildroschke ist das praktischeste, bequemste und netteste Lohnfuhrwerk, daß sich für die ebenen Straßen einer Großstadt vorläufig denken läßt. Die Berliner Stadtbahn ist technisch tadellos, wenn auch die Bahnhöfe und Steige keinen so trostlosen Aspekt bieten müßten. Berlin hat ein Dutzend modernst eingerichteter Hotels, während Wien, dessen Fremdenverkehr doch nicht unbedeutend ist, sich mit einem modernen Ringstraßenhotel begnügen muß. Das Straßenbahnnetz Wiens ist in den letzten Jahren gut und bequem ausgebaut worden, doch fehlen noch die Anschlüsse entsprechender elektrischer oder Zahnradbahnen nach den Höhen des Wienerwaldes. Es fehlt — wenn uns auch der Wiener Geschmack vor der übertriebenen Registrierung und Wegweisung der Wiener Waldnatur bewahren möge, wie sie etwa die „Sächsische Schweiz" den Touristen bietet — noch manche Einrichtung, die Wiens Umgebung zu besserem Gemeingut machen würde, als sie jetzt ist. . . Aber ich komme aus dem Referieren ins Erzählen und möchte doch noch erwähnen, daß Herr Fried auch eine Charakterisierung der Wiener Gemütlichkeit und der Berliner Arroganz versucht. Bekanntlich läßt sich die Gemütlichkeit weder genau definieren, noch kann man den Begriff in fremde Sprachen übertragen, was seine unsicheren Grenzen genugsam kundgibt. Nach der negativen Begriffsbestimmung eines norddeutschen Satirikers besteht die Gemütlichkeit darin, daß sich einer die Grobheit des anderen gefallen läßt. Arroganz könnte man dann als umgekehrte Gemütlichkeit bestimmen. Und in diesem Sinne ist das arrogante Wesen des Berliners vollkommen zu billigen, während die Wiener Gemütlichkeit zweifellos verwerflich ist. So einfach aber scheint es mit der Charakterologie der beiden Großstädte doch nicht zu liegen. Die Wiener Gemütlichkeit beruht wohl auf der Anpassungskraft des mit slawischen, romanischen und anderen Elementen vermischten

süddeutschen Wesens; sie wird aber auch gestützt von einer höfischen und bürgerlichen Kultur, die in der Kongreß- und Biedermeierzeit bis in die Schichten des untersten Bürgertums gedrungen ist und von der heute auch der Handwerker und der Arbeiter ein gewisses Teil von Äußerlichkeiten und Innerlichkeiten hat. Der Wiener hält sehr viel auf Formen und in vielen Fragen bedauerlich wenig auf den strikten Rechtsstandpunkt. Er ist Skeptiker und findet es nicht der Mühe wert, sich über jeden kleinen Eingriff in seine persönliche Freiheit zu echauffieren; der angenehme, versönliche Moment ist ihm mehr wert als das sieghafte Durchführen eines kleinen rechtmäßigen Vorteils. Deshalb ist der Wiener, selbst zu Übertretungen geneigt, auch nachsichtig für die Übertretungen anderer, konziliant und stets bereit eine kleine Unbequemlichkeit zu dulden, wo er auch kein Bedenken hätte, selbst eine zuzufügen. Artistisch gesehen, steht er zweifellos hoch über dem Berliner, hat ein viel reicheres Maß von Lebenskunst, ist über die Primitivität und Pedanterie der bürgerlichen Gefühle hinaus. Von der sozialen Seite gemessen, steht er dem Berliner durch den Mangel strengen Ordnungssinnes und geraden einfachen Gemeingefühles nach. Aber hierüber nach Kürnberger, der die Wiener Gemütlichkeit mit dem schärfsten Hohn der Überlegenheit analysierte, Neues sagen zu wollen, wäre vermessen . . . Für den Kampf des Daseins, für die Arbeit und das Geldverdienen ist die sichere, wenn auch rücksichtslose Abgrenzung von Interessen, die im preußischen Wesen und im Berliner Leben liegt, zweifellos vorzuziehen. Jenseits der Arbeit ist Wien eine der herrlichen Städte, die es geben kann, und das Wienertum in seiner liebenswürdigen Mischungs- und Anpassungsfähigheit als gastlicher Boden kaum zu übertreffen. Aber auch hier möchte ich den Fragen der Wiener Entwicklung nicht pessimistisch gegenüberstehen. Eine alte Kultur läßt sich disziplinieren, so lange sie noch nicht versteinert ist. Mit der fortschreitenden Sozialisierung ist auch die klarere Ehrlichkeit, die größere Ordnung, der bessere Begriff von Freiheit in eine Volksmasse zu bringen, die den anderen Vorzug hat, auch im Alltäglichen das Ästhetische zu finden und im nüchternen Abgrenzen des Nützlichen nicht ganz aufzugehen. In diesem nüchternen Abgrenzen liegt das Unleidliche des berlinerischen Wesens — so weit man in dem weit forgeschrittenen Gemenge dieser Großstadt von einheitlichem Wesen sprechen kann. Dieses Ausbeuten jedes kleinen Vorteils, den die Regel und das Recht bieten, ist eben die Kehrseite des strengeren preußischen Ordnungssinnes. Daß es nicht immer angenehm ist, unter Menschen einherzugehen, die ihr Leben so streng, pünktlich und ordentlich eingeteilt haben und denen jedes Überflüssige nach der Seite des Liebenswürdigen und Ästhetisch-Spielerischen hin als ungerechtfertigte Verschwendung erscheint, kann jeder, der aus phantasievollerer Gegend kommt, in Berlin ausproben. Aber wir wollen hoffen, daß auch hier ein Ausgleich möglich ist, der jedem der beiden Großstädter etwas Gutes gibt, ohne ihm sein Bestes zu nehmen.

Philipp Frey.

*

Burgtheater.

(Donnerstag den 27. Oktober: König Ottokars Glück und Ende, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Franz Grillparzer. — Der unmögliche Grillparzer-Zyklus.)

In der letzten Jahresversammlung der Grillparzer-Gesellschaft hat der Schriftführer, Professor Reich, dem Burgtheater seine Sünden gegenüber Grillparzer mit dem gewohnten Freimut vorgehalten. Denn dieser höchst gefällige und opferwillige Mann, dem die Grillparzer-Gesellschaft zum guten Teile ihre dominierende Stellung unter den literarischen Vereinen der Residenz verdankt, kennt in Sitzungen und in Versammlungen keine Rücksicht und keine Scheu; er ist imstande seinem Bruder die ärgsten Unterlassungssünden zum Vorwurf zu machen und von dem Burgtheaterdirektor das Unmöglichste zu verlangen. Denn eine Unmöglichkeit ist heute ein Grillparzer-Zyklus im kaiserlichen Haus; und daß er das wirklich ist, gehört wohl zu den traurigsten Symptomen unseres öffentlichen Lebens.

Der Gedanke ist ja an und für sich so naheliegend, daß man sich wundern müßte, wenn er dem Burgtheaterdirektor nicht schon ab und zu nahe getreten wäre. Man hat mit dem in Berlin entthronten Schiller trotz den aufgewendeten hohen Kosten gute Geschäfte gemacht; freilich nicht so gute wie mit der „Anna Karenina" und mit der „Puppenschule", aber doch ehrenvollere für den alten Ruf des Burgtheaters. Über Lessing und Goethe führte dann die gerade Straße auf Grillparzer — die man ja gewiß auch gewandelt wäre, wenn sich nicht in den drei österreichischen Dramen Grillparzers Hindernisse entgegengestellt hätten, die unüberwindbar schienen.

Vor einigen Monaten ist in tschechischen Blättern davon die Rede gewesen, daß man gegen die Aufführung von Grillparzers „König Ottokar" zum Jubiläum des Kaisers am 2. Dezember entschiedenen Einspruch erheben werde. Man traut seinen Ohren nicht! Ein Werk des größten österreichischen Dramatikers, das auf die Persönlichkeit des Stifters der Dynastie alles Licht fallen läßt und in den Ruf ausklingt: „Heil! Heil! Hoch Österreich! Habsburg für immer!" — ein Stück, das man, wenn es nicht da wäre, für diesen Zweck erfinden müßte, das sollte zur Feier des kaiserlichen Regierungsjubiläums in seinem eigenen Hause, im Hause eines Habsburgers unmöglich sein? Die Burgtheaterbehörden antworteten auch sogleich kleinlaut und demütig. Die Direktion, deren Sache der Mut ja niemals und

nirgends gewesen ist, veröffentlichte eine Erklärung, daß sich der Obersthofmeister die Entscheidung vorbehalten habe und diese Entscheidung fiel natürlich, wie es nicht anders vorauszusehen war, gegen Grillparzer aus. Und wer sind denn die, vor denen die Hoftheaterbehörden so rasch die Segel gestrichen haben? Es sind die, denen es ein Greuel ist, daß auf dem Marchfeld der böhmische Löwe dem habsburgischen Adler unterlegen ist. Ich will es nicht aussprechen, mit welchem Namen man anderswo solche Leute benennen würde; für österreichische Patrioten wird sie auch die Hoftheaterbehörde nicht ansehen. So lange das Burgtheater nicht auf dem Graben in Prag, sondern auf dem Franzensring in Wien steht, wird das Preislied auf den ersten Habsburger, den Gründer der Monarchie, und das Loblied auf die Wiener doch noch in ihm erlaubt sein, wenn auch nur an solchen Tagen, wo die Herren Tschechen nichts dagegen einzuwenden haben . . . Ich weiß mich mit Millionen guter Österreicher und mit Hunderttausenden von Wienern eins, wenn ich sage, daß man in dieser Sache nicht hätte die Waffen strecken dürfen.

Daß unter solchen Verhältnissen von einem Grillparzer-Zyklus nicht die Rede sein kann, liegt wohl auf der Hand. Da ist ja noch ein anderes Stück, in dem auch der zweite Rudolf den Tschechen ein Dorn im Auge sein könnte; und welchen Widerhall müßte sein Fluch auf Prag unter dem Eindruck der jüngsten Ereignisse bei dem Burgtheaterpublikum finden:

„und also — fluch ich dir,
die du die Wohltat zahlst mit bösen Taten."

Mit einem wahren Neid dürfen wir um drei Jahrzehnte zurückblicken, wo der „Bruderzwist im Hause Habsburg" wochenlang auf zwei Wiener Bühnen, auch auf der des Burgtheaters, gespielt wurde. In früheren Jahren hätte man ja vielleicht dem Burgtheaterdirektor raten können, denen, die den Kaiser Rudolf mit seinem Majestätsbrief nicht vertragen, die Libussa mit ihrem Loblied auf das goldene Prag als Gegengabe zu verabreichen. Heute freilich, wo die Prager den deutschen Dichter selber Lügen gestraft haben, würden seine Worte über die tschechische Kulturmission wie Peitschenhiebe auf sie niedersausen, und sie verlangen sie wohl selber gar nicht zu hören.

So bleibt es also immerhin dankenswert, wenn von den zwölf Grillparzerschen Dramen nach der Wiederaufnahme des „Ottokar" wenigstens sechs im Repertoire des Burgtheaters möglich sind. Die Inszenierung des „Ottokar" hat sich etwas lang hinausgezogen; und da von ihr so lang und so viel die Rede war, hat man sich am Ende auch mehr von ihr versprochen, als sie gehalten hat. Vieles war beim Alten geblieben, im guten wie im schlechten Sinne. Und da war es wieder sehr lehrreich zu beobachten, wie Herr Sonnental sich in seinem Rudolf (seit alten Zeiten eine seiner besten Rollen) immer noch zu behaupten wußte; während Herr Devrient seinen ehemals so glänzenden Zawisch durch siegesbewußtes und gewichtiges Auftreten von vornherein um alle Leichtigkeit brachte und wieder den Beweis lieferte, daß man im Burgtheater heute nicht mehr lernt, sondern nur mehr verlernt. Die kleinen Rollen waren nicht immer in guten Händen: Seyfried Mehrenberg wurde z. B. von Herrn Basch gespielt, der überhaupt in letzter Zeit mehr in den Vordergrund tritt, als dem Burgtheater gut tut. Wozu hat man denn Herrn Gerasch? oder leidet auch dieser hoffnungsvolle Jüngling schon an dem Größenwahn, der am Franzensring unter den Nichtjubilaren epidemisch ist, und hält er sich für eine Rolle zu gut, die einst Josef Wagner, Fritz Krastel und Ernst Hartmann, ohne Weigerung gespielt haben? Grillparzer gegenüber gibt es keine Absage; das sollten sich diese jungen Herren merken und froh sein, wenn sie mit dabei gewesen sind! Sonst machte sich in den kleineren Rollen, wie das jetzt öfter vorkommt, der Mangel an Blick für charakteristische Äußerlichkeit bemerkbar: zu einem Kanzler nimmt man nicht Herrn Sommer und zu einem kaiserlichen Herold ist der größte und stärkste Mann gerade groß genug. Ob der Ottokar von Hornek von einem Österreicher gespielt wird oder nicht: die Hauptsache ist, daß er gut gespielt wird. Von Herrn Muratori, dem der breite, biedere Ton versagt ist, war das von vornherein gar nicht zu erwarten; seine Rhetorik ist die enthusiastische des Marquis Posa, nicht die volkstümliche des steirischen Reimchronisten. Um endlich auf den böhmischen Löwen zu kommen — Ottokar war zum ersten Male Herr Reimers. Daß er diese schwierige Rolle völlig und gleich beim ersten Male ganz gedeckt habe, wird kein Billiger verlangen. Den größten unter seinen Vorgängern ist das nicht gelungen; und ein glückliches Zusammentreffen zwischen der besonderen Individualität eines Schauspielers und der Rolle wird beim Ottokar immer das Entscheidende bleiben. Das Wesen des Herrn Reimers ist leichter, freundlicher und edler — deutscher, als das des Slawen Ottokar. Er packt die Rolle zwar gleich anfangs kräftig an, aber man fürchtet sich nicht vor ihm. Er ist seinem vorletzten Vorgänger, der die Rolle unter seine schwächsten zählte, auch durch die Wucht und Fülle des Sprechtons überlegen; er hätte den Ton in den ersten Szenen sogar noch breiter und dicker nehmen dürfen. Er hat an die Rolle einen ehrlichen Fleiß gewendet, und dieser Fleiß hat sich in der ersten Hälfte auch gelohnt. Da wo sich aber der Held nach innen kehrt, da versagt er zwar nicht ganz, wie man wohl hätte befürchten können, aber ein stärkerer Eindruck gelingt ihm nicht mehr. Er darf den Abend trotzdem zu seinen besten zählen.

Um aber zuletzt wiederum auf das garstige politische Lied zurückzukommen: eine Belehnung des Ottokar mit Mähren findet im Burgtheater nicht statt, und Rudolf von Habsburg darf ihn nicht als seinen Lehnsmann und Bruder begrüßen und küssen. Es geht dem toten Grillparzer mit seinem „Ottokar" nicht viel besser, als es dem lebendigen ergangen ist. Es muß wirklich kein Vergnügen sein, in Österreich ein Klassiker zu sein! J. Minor.

Rundschau.

15. Oktober. Feierliche Inauguration des neuen Rektors der Wiener Universität Professor Dr. Franz Exner. — Der mährische Landtag fordert die Regierung auf, in Brünn eine deutsche und eine tschechische Universität zu errichten. — Im böhmischen Landtag kommt es zu tumultuösen Vorgängen. Nachts findet ein Ministerrat in Wien statt, in welchem die Vertagung des böhmischen Landtages beschlossen wird. — In Belgrad finden große Demonstrationen gegen Österreich statt, während welcher der Kronprinz eine kriegerische Rede hält.

16. Die Minister Dr. Fiedler und Praschek geben infolge der auf Wunsch der deutschen Abgeordneten erfolgten Vertagung des böhmischen Landtags ihre Demission. — Der deutsche Botschafter in Wien v. Tschirschky überreicht dem Kaiser in Budapest ein Handschreiben Kaiser Wilhelm II.

17. Der Vorarlberger Landtag wird geschlossen. — Antideutsche Demonstrationen in Prag.

18. In Prag und Budweis kommt es zu heftigen tschechischen Exzessen gegen die Deutschen. — In Belgrad exzediert die Menge und bedroht die österreichisch-ungarischen Kaufleute, deren Geschäfte zum Teil beschädigt werden. — Enthüllung des Stelzhamer-Denkmals in Linz.

19. Im Ministerium des Äußern in Wien beginnen die Handelsvertragsverhandlungen mit Rumänien. — Schriftsteller Heinrich Pollak (geb. 1834) in Wien †. — Der Görzer Landtag wird wegen der Obstruktion der koalierten liberalen Italiener und klerikalen Slowenen vertagt. — Im Heeresausschuß der österreichischen Delegation erstattet Kriegsminister Baron Schönaich sein Exposé über den Zustand der Wehrmacht. — Im Vierer-Ausschuß der ungarischen Delegation erstattet Finanzminister Baron Burian ein ausführliches Exposé über die inneren Reformen in Bosnien und der Herzegowina. — Der rumänische Gesandte am Wiener Hof Al. E. Lahovary überreicht dem Kaiser sein Abberufungsschreiben.

20. Grundsteinlegung des Jubiläumsspitales der Gemeinde Wien. — Schriftsteller Leopold Stieböck (geb. 1841) in Wien †. — Boykottbewegung gegen Österreich-Ungarn in Kairo. — In Czernowitz findet ein Meeting statt, in welchem die Fusion der rumänischen Parteien ausgesprochen wird.

*

Politische Übersicht. Die Nervosität und Spannung der internationalen Lage ist noch immer nicht in Abnahme begriffen. Zu den Balkansorgen, welche von der Newa bis zur Themse ganz Europa bedrücken, ist vorübergehend durch den nunmehr wohl beigelegten Zwischenfall in Casablanca eine leichte Verstimmung zwischen Deutschland und Frankreich getreten. Zwar waren sofort erfolgreiche Bemühungen dahin gerichtet, zu verhindern, daß diese Verstimmung in eine Spannung zwischen beiden Mächten ausarte; aber aus der immerhin tiefgehenden Wirkung, welche dieser an sich so geringfügige Vorfall im Gefolge hatte, kann auf eine starke Anhäufung von Elektrizität in der politischen Atmosphäre geschlossen werden. — Uns wäre ein neuerliches Auftauchen französisch-deutscher Differenzen höchst unwillkommen gewesen. War doch gerade in der letzten Zeit Frankreich in der Art und Weise der Behandlung der Balkanfragen ein wenig von England abgerückt und wir durften hoffen, daß die Republik bemüht sein werde, die gegen uns gerichteten Spitzen der englisch-russischen Politik etwas abzuschleifen. Wenn die letzte deutsch-französische Verstimmung nicht völlig, bis auf den letzten Rest aus der Welt geschafft würde, so müßten wir damit rechnen, daß Frankreich die englischen Bestrebungen zur Einkreisung Deutschlands wiederum mit größerem Nachdrucke unterstützen und hiermit auch nachhaltiger dem mot d'ordre Englands folgen würde: Österreich-Ungarn müsse darüber belehrt werden, wie wenig nutzbringend ihm gegenwärtig das Bündnis mit Deutschland sei. — Schon im Sommer mutete man uns eine Extratour mit den Westmächten zu. Englands Haltung gegenüber der Annexion ist die Antwort auf unser damaliges Refus. Man will uns klipp und klar beweisen, daß England unsere Balkanpolitik jederzeit zu kontrekarrieren vermag — obwohl oder vielmehr weil sie auf Deutschlands diplomatische Unterstützung zählt, während um den Preis unserer Bündnistreue die werktätige Hülfe Englands für unsere Balkanbestrebungen am politischen Markt käuflich wäre. So dubiose, jeder politischen Moral baren Geschäfte mag England abzuschließen gewöhnt sein, Österreich-Ungarn ist es nicht und fester denn je steht daher heute unser Bündnis mit Deutschland. — Daß diese Tatsache durch den Besuch Kaiser Wilhelms in Wien aller Welt demonstrativ bekundet wurde, hat im gegenwärtigen Augenblicke unschätzbaren Wert. Und doppelt wertet für uns dieser Akt der Bündnistreue des deutschen Kaisers, weil er gerade jetzt erfolgte, zu einer Zeit, zu welcher Kaiser Wilhelm alle Ursache gehabt hätte, gewisse Vorgänge oder vielmehr Unterlassungen bei der Annexion Bosniens und der Herzegowina übel zu vermerken.

Dieser für uns erfreuliche Lichtblick darf uns aber nicht über die Schwierigkeiten der im übrigen so düsteren internationalen Lage hinwegtäuschen. Rußland, dessen Diplomatie anfangs die Annexion mit ziemlichem Gleichmut hinzunehmen schien, hat sich nun immer mehr und mehr in eine uns wenig wohlwollende Haltung drängen lassen. Nur ein überkluger Optimismus vermochte eine Art Entgegenkommen Rußlands in der Tatsache zu erblicken, daß die russische

Antwortnote nicht von „Kompensationen", sondern „bloß" von „Vorteilen" für Serbien und Montenegro sprach. Diesen superklugen Wortdeutungen gegenüber steht das Faktum des Empfanges des serbischen Kronprinzen durch den Zar und die nur allzu deutliche Ermunterung, welche die serbischen Ansprüche und das unerhörte Vorgehen des serbischen Volkes in Petersburg erfahren haben. Serbien befindet sich mitten in den fieberhaftesten Kriegsvorbereitungen. Ein Kriegsanlehen wurde bewilligt, Geschütz-, Munitions- und Lebensmitteltransporte sind ohne Unterlaß unterwegs, die Armee wird in fliegender Eile auf den Kriegsfuß gesetzt — — — und dem allen wird Rußlands und Englands Sympathie offiziell bekundet. Hier sehen wir den Geist Tscharykows walten, den wir vor Jahren als einen — — ganz eigenartigen Diplomaten in Belgrad kennen lernten, und von dem ein Serbe selbst, der einstige Ministerpräsident Georgevics höchst wunderbare Dinge zu erzählen weiß. Pašić aber findet den Mut, um nicht zu sagen die Unverfrorenheit, in Petersburg zu erklären, er hoffe „Österreich-Ungarn werde unter dem Drucke der Mächte keinen Krieg heraufbeschwören". Dem allen können wir die Langmut des Starken entgegensetzen, was uns aber nicht hindern darf, auch unsererseits die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Als ein höchst erfreuliches Symptom, und als neuerlicher Beweis, daß die Kroaten in der Stunde der Gefahr stets treu zu uns halten, sind die Ereignisse bei der Generalversammlung der Starčević-partei. Insbesondere die Bildung einer Nationalgarde zur Abwehr der in großer Zahl an unserer Grenze stehenden serbischen Banden muß als dankenswerter Akt patriotischer Gesinnung bezeichnet werden — und als geradezu unverständliche Verblendung erscheinen die Ausführungen einzelner ungarischer Blätter, welche hierin die Aufforderung zum offenen Aufruhr gegen den ungarischen Staat erblicken wollen!

Ziemlich unverändert scheint die Lage in der Türkei zu sein. Die Boykottbewegung gegen österreichische Waren und Schiffe hat noch immer nicht nachgelassen und da inzwischen andere Handelsverbindungen angeknüpft werden, ist der uns treffende Schaden jedesfalls ein dauernder. Die jungtürkischen Komitees, die offiziell der Boykottbewegung entgegenzutreten scheinen, insgeheim dieselbe aber nach Kräften schüren, sollten sich doch fragen, ob diese ihre Haltung eine kluge ist. Der geheime Kampf zwischen dem Sultan und den Jungtürken dauert fort und ist trotz der allmählichen Auswechslung der Jildizbesatzung, trotz des Auffahrens von Kanonen an den erhöhten Punkten Konstantinopels, und obwohl die Armee zu größerem Teile im Lager der Jungtürken steht, noch immer nicht zuungunsten des Sultans entschieden. Dem strenggläubigen Mohammedaner graut bereits vor einem Parlament, in welchem auch viele Christen Sitz und Stimme haben werden — — die Gleichberechtigung des Giaurs erscheint den meisten als ein Ding der Unmöglichkeit, und es wird sich erst zeigen, ob die Herren, die in Paris und London sich westeuropäisches Denken und freiheitliche Phrasen angeeignet, das türkische Volk besser in seiner Psyche erfassen und besser zu leiten verstehen werden, als der kluge Herrscher im Jildiz, der auch gleichzeitig als religiöses Oberhaupt verehrt wird. Der Ausgang dieses Kampfes steht auf des Messers Schneide. Darum wäre es vielleicht klüger, wenn die Jungtürken nicht durch Aufrechterhaltung der Boykottbewegung unsere Gegnerschaft erwecken würden, bis sich in uns vielleicht eines Tages die Frage regt, wie es denn wäre, wenn wir unseren Einfluß zugunsten des Sultans in die Wagschale werfen würden!

* * *

Im Verlaufe der letzten 2 Wochen ist die schon lange latent gewesene österreichische Ministerkrise zu vollem Ausbruche gelangt und Baron Beck hat seine Demission gegeben. Bis jetzt scheint ein großer Portefeuillehandel die sachlichen Fragen in den Hintergrund zu drängen, die Personenfragen machen das Eingehen auf den Kern der Krise unmöglich, deren Lösung überdies durch die große Zahl der Portefeuillewerber erschwert wird. —

Als Vorspann für die Arbeitsfähigkeit des Parlaments wird vielleicht nebst der Verstaatlichungsvorlage der Gesetzentwurf über die soziale Versicherung dienen — obwohl diesem, was die Versicherung der Selbständigen anbelangt, begründete, schwerwiegende Bedenken entgegenstehen.

Dieser Entwurf wird wohl noch eingehend der Prüfung bedürfen, ehe wir die Frage werden beantworten können — — ob wir so schwere, dauernde Lasten auf uns nehmen dürfen — vielleicht selbst zum Schaden einzelner Berufsklassen, denen das Gesetz zu Nutzen kommen soll. — — — Auch unsere finanzielle Lage ist heute keine solche mehr, daß wir leichten Herzens Experimente wagen dürfen, dies um so weniger, als sich uns in der nächsten Zeit unabweisliche Investitionen wirtschaftlicher Natur aufdrängen werden. So ist unser interurbanes Telephonnetz ganz außerordentlich rückständig und unzulänglich. Eine Reihe der wichtigsten Relationen sind bereits derart überlastet, daß das Publikum sich wiederum gezwungen sieht, zum telegraphischen Verkehr zurückzukehren und nur eine wirklich groß angelegte Aktion vermöchte diesem unseres Staates unwürdigen Zustande ein Ende zu bereiten. Auch die Schiffahrtspolitik weist — seit Fort sie in so unglücklicher Weise in die Hand genommen — eine gewisse Stagnation auf und wird es auch hier größerer Mittel be-

dürfen, um den toten Punkt zu überwinden. Ebenso verlangt die klaglose Führung und Modernisierung des Staatseisenbahnbetriebes neue, große Investitionen und wird die in Aussicht gestellte Sanierung der Landesfinanzen an den Staatssäckel sowie an die Steuerkraft der Bevölkerung nicht geringe Anforderungen stellen.

Es ist nur zu hoffen, daß die Deutschen den unverzeihlichen Fehler, den sie bei der letzten Ministerkrise durch Auslieferung des Handelsportefeuilles an tschechische Parteipolitiker begangen haben, jetzt nicht wiederholen werden. — Gerade dieses Ressort benötigt zu seiner Leitung Personen, denen die Gesamtinteressen höher stehen als kleinliche Parteipolitik und die Deutschen, als die vornehmsten Träger des wirtschaftlichen Lebens Österreichs, müssen am meisten darunter leiden, wenn im Barbarastift einseitig nationale Tendenzen das Übergewicht erlangen.

* * *

Den Magyaren ist es gelungen, die Zustimmung der Krone zu einer Wahlreform zu erhalten, welche der Willkür Tür und Tor öffnet. Es war vorauszusehen, daß die herrschende Partei nur eine solche Änderung des Wahlrechtes zugeben werde, welche auch weiterhin der magyarischen Minorität die Hegemonie sichert. Dieses Ziel strebt aber der Gesetzentwurf in einer, wie uns scheinen will, allzu rücksichtslosen Weise an, und Sozialdemokraten wie Nationalitäten werden dieses Danaergeschenk wohl nicht widerspruchslos hinnehmen.

Wien, 11. November 1908.

Leopold Freiherr v. Chlumecky.

*

Von den Opernbühnen. Die erste Novität dieses Jahres in der Hofoper ist vorüber, so gründlich vorbei, daß es fast keinen Sinn mehr hat, von ihr noch zu sprechen. „Das süße Gift“, Text von Frehsee, Musik von Gorter, ist mit zwei Aufführungen ein für allemal für Wien erledigt. Nun, auch in früheren Jahren, unter anderen Direktoren, sind neue Opern so schauerlich durchgefallen, und nicht immer mit Unrecht. Aus der letzten Zeit Mahlers ist uns noch der „Polnische Jude“ von Camille Erlanger in unangenehmer Erinnerung. Doch, was diesmal den Fall noch bedenklicher macht, ist das unwillkürliche Gefühl, es hier nicht mit einer Einzelerscheinung zu tun zu haben. Die Direktion macht gar so viel Anstrengung, uns zu „erziehen“, daß man in dem „Süßen Gift“ eine harte pädagogische Maßnahme zu erblicken geneigt ist. Sie mußte fehlschlagen; doch die Absicht bleibt verdächtig. So kann es ernstlich nicht weiter gehen. Begreiflich ist es, wenn man nach den Aufregungen der letzten Jahre, nach dieser im guten wie im schlimmen nervenaufpeitschenden Direktionsführung Mahlers, nach sanfteren Lockungen Verlangen trüge. Wir wollen nicht jedesmal mit der äußersten Anspannung bis zur Erschöpfung Kunst genießen, und es ist ein natürliches Verhältnis, wenn jetzt ruhigere Zeiten folgen. Die Direktion hat also nicht bloß recht, wenn sie dieser Stimmung entgegenkommt, sondern sie kann auch kaum anders, da sich in ihrer künstlerischen Leitung mit Notwendigkeit die allgemeine Stimmung ausdrücken muß. Allein sie darf niemals die Führung verlieren, und die Führung darf nicht just dem Ziele zusteuern, das der süße Pöbel auch aus eigenem fände. Wenn der Weg über das „Süße Gift“ geht, dann ist ein schmähliches Ende gewiß. Das ist hoffentlich nur Gespensterfurcht — aber die Angst ließe sich am leichtesten bannen, raffte man sich in der Hofoper wieder zu einer Tat auf. Ein Künstler, dem die Neuinszenierung des „Siegfried“, auch des „Josef“ möglich war, müßte durch sein Handeln jede Furcht und jeden Zweifel ersticken können. Daß ihm das Publikum entgegenkommt, erleichtert seine Aufgabe. Mag er für Amüsement sorgen, wofern er nur der großen künstlerischen Aufgaben nicht vergißt! Anderseits bedeutet es eine Gefahr, wenn das Publikum sich gar zu leicht zufrieden gibt. In Wien ist man seit Jahren so sehr nach schönen Stimmen ausgehungert, daß man bei jeder, die sich findet, in eitel Jubel ausbricht. Nur so läßt sich der unleugbare Erfolg eines Burrian erklären. Ein prachtvoller Tenor, sicherlich; mit Schaudern aber sieht und hört man ihn den Tristan singen, von dem ihn äußerlich und innerlich so gut wie alles trennt. Doch er zieht die Leute ins Haus; für eine Weile scheint es auch so zu gehen, und über den Gast übersieht man auch eine so nachlässige Vorstellung, wie es „Tannhäuser“ nun schon seit geraumer Zeit ist. Wir haben einen Oberregisseur, einen szenischen Leiter in der Hofoper: kann Herr v. Wymetal ruhig sitzen bleiben, wenn er diesen „Tannhäuser“ sieht? Hier die notwendigsten Verbesserungen kurzerhand — es geht auch ohne Neustudierung! — vorzunehmen, scheint uns eine wichtigere Aufgabe, als den „Bajazzo“ neu zu inszenieren, so sehr man auch dieser noch immer zugkräftigen Oper eine Auffrischung gönnt. Nach dieser einen Probe soll Herr v. Wymetal nicht beurteilt werden. Hoffentlich ist sie für seine Art nicht typisch; denn in ernsteren Fällen wäre solch Aufdringlichkeit der Regie, die auf die Musik keine Rücksicht nimmt, kaum erträglich.

In Einaktern, neuen und neueinstudierten, ist ein groß Teil der künstlerischen Kräfte unserer Hofoper verzettelt worden. Grund (angeblicher oder wirklicher): man sucht für das erfolgreiche „Aschenbrödel“ ein passendes Gespann. Du lieber Gott! „Aschenbrödel“ in allen Ehren, es ist noch immer von Johann Strauß, steht daher hoch über allem, was man in der letzten Zeit an Ballettmusik erlebt hat, und sein

Erfolg soll ihm nicht verkümmert werden — indes, als Zentrum, als Punkt, um den sich alle künstlerischen Sorgen der Hofoper drehen, ist es denn doch nicht recht geeignet. Da soll man aus diesem Grund auch mit dem „Süßen Gift" Mitleid haben: es ist ja nur ein Einakter, ein ganz kleiner! Gibt es aber nur solche Einakter, dann muß man eben auf sie verzichten. Kein Einsichtiger wird von Weingartner mehr verlangen als von Mahler, nämlich, daß er die Opern sich selber schreibe. Doch am Ende bedeutet die Sucht nach Einaktern wiederum nur einen Ausweg dafür, das musikalische Vergnügen so bequem und harmlos als nur möglich zu machen?

Mit der Harmlosigkeit plagt uns nicht die Hofoper allein. Das Raimundtheater entdeckt einmal wöchentlich, daß es zu etwas Besserem geboren sei, nennt sich dann „Komische Oper" und führt „Martha", jetzt auch noch das „Glöckchen des Eremiten" auf. Das soll Kunst unter das Volk tragen! Das Volk aber zieht es vor, entweder wirklich große Kunst zu hören oder billigere Ergötzung an der Operette oder an der Heurigenmusik zu finden, schale Mitteldinge liebt es nicht. Doch die „Komische Oper" will ernst genommen werden und hat auch die „Zauberflöte" herausgebracht. Schlecht natürlich; das wäre nicht das Schlimmste. Allein, wie soll man dem künstlerischen Ernst trauen, wenn diese Oper nur als Lückenbüßer zwischen Operetten der seichtesten Art erscheint? Wir leben doch nicht in Laibach oder Preßburg, daß solch üble Mischung an einer Bühne nützlich oder notwendig wäre! Dr. D. J. Bach.

*

Wiener Theater. Die Eröffnung von zwei neuen Theaterunternehmungen, Ensemble-Gastspiele von Sarah Bernhardt und Mimi Aguglia, der Abschied des Ehepaares Ludwig Martinelli von der Bühne des Deutschen Volkstheaters und dazu noch etliche Erstaufführungen, das sind für zwei Wochen doch der Theaterereignisse genug und es bedurfte einer besonderen Strategie, um von der Überfülle das wichtigste zu erhaschen.

Im Johann Strauß-Theater vollzog sich der Eröffnungsakt unter dem Vorwande einer Festvorstellung zur Feier des Regierungsjubiläums vor geladenem Publikum, das im Festkleid erschienen war. Die Aufführung der umgearbeiteten Operette „Indigo", die unter dem Titel „1001 Nacht" schon auf der Sommerbühne von „Venedig in Wien" und in der Volksoper ihre Schuldigkeit getan hat, war kaum geeignet, die Notwendigkeit des neuen Theaters zu erweisen. Allein das neue Musenheim führt nun einmal den Namen des Wiener Walzerkönigs im Schilde, es mußte also mit einem Werk des Namenspatrons der Anfang gemacht werden, und sei es auch mit einem verfälschten. Die wohl noch ungleiche Aufführung ließ übrigens gute Ansätze zu einem Ensemble erkennen und das ist die künstlerische Vorbedingung für die Zukunft eines neuen Theaterbetriebes.

Hat also die Operette im Johann Strauß-Theater eine neue Pflegestätte gewonnen, so ist ihr zugleich auch eine verloren gegangen: Danzers Orpheum, das als Harmonie-Theater ins Leben getreten war, ist auf dem Umwege über das Variété und die Operette zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgekehrt. Es nennt sich jetzt Neue Wiener Bühne, und wo einst Jongleure und Akrobaten, Chanteusen und all die flotten Geister zu Hause waren, die Gabor Steiner beschworen hatte, um „Wien bei Nacht" zu stimulieren, soll jetzt das literarische Unterhaltungsstück gepflegt werden. Glück auf! Eine neue Decke verleiht dem Zuschauerraum ein vornehmeres Aussehen und an Stelle der Tische sind Sperrsitze getreten. Nur der Wintergarten, wo auch jetzt noch getrunken und Wiener Nachtmusik produziert wird und auch noch geraucht werden darf, erinnert noch an die jüngste Vergangenheit des Hauses. Die Eröffnungsvorstellung brachte einem geladenen Publikum die deutsche Uraufführung der Komödie „Der König in Paris" von G. A. Caillavet und Robert de Flers, der ein guter Ruf vorausgegangen war. In der Tat: es ist eine ungemein witzige, nur etwas zu breit ausgesponnene Satire auf die französische Republik und ihre politischen Vertreter, die sich radikal die Marseillaise aufspielen lassen und dazu devot „Vive le roi!" rufen. Die Darstellung dieser literarisch temperierten und erotisch garnierten Boshaftigkeit wies zwar keine hervorragenden schauspielerischen Persönlichkeiten auf, sie war aber auf ein hoch achtbares Mittelmaß gedrillt und erfreute auch ein leichtes Tempo im Spiel und Dialog: immerhin ein verheißungsvolles Ergebnis, das einen guten Regisseur und einen starken künstlerischen Willen voraussetzen läßt.

Sarah Bernhardt gönnt sich noch immer keine Ruhe. Wieder war sie in Wien und wieder wandte sie sich an die Pietät für ihre ruhmreiche Vergangenheit. Diesmal brachte sie in ihrem Rundreisekoffer sogar zwei neue Stücke mit: ein romantisches Versspiel „Les Bouffons" von Miguel Zamacoïs und ein Schauspiel „Adrienne Lecouvreur", das aber mit dem bekannten des alten Scribe nur die Titelheldin gemein hat, sonst eine von ihr selbst, für sich selbst geschriebene Komödie ist. Überraschte Sarah Bernhardt dort durch ihren Wagemut, als mehr denn sechzigjährige Frau in einer Hosenrolle aufzutreten und einen Liebhaber zu spielen, so berührte es hier seltsam, die müde Frau, die auf der Bühne eine Meisterin der raffiniertesten

Tricks ist, als Schriftstellerin sich in dilettantischer Unbeholfenheit ergehen zu sehen. Und merkwürdig: so viele Effekte sie auch in dem Stücke zusammengetragen hat, es wollten von ihnen doch keine starken schauspielerischen Wirkungen ausgehen. Nur in ihrer Sterbeszene war zu spüren, daß diese Frau frühere Generationen zu erschüttern vermochte, war zu erkennen, was sie den Franzosen, dem Volk der schönen Rede und Gebärde, einst gewesen . . .

Die Welt ist rund und muß sich drehen. Gegenwärtig ist Sizilien in zwei Gastspieltruppen auf Reisen; die eine unter der Führung von Mimi Aguglia, die andere unter der von Giovonni Grasso. Die Bekanntschaft jener haben wir bereits hinter uns, die der anderen steht uns noch bevor. Mimi Aguglia wird vielfach als eine Nachfolgerin der Duse angesprochen. Mich will bedünken: mit Unrecht. Weit eher könnte man sie als einen weiblichen Zacconi bezeichnen. Im Gegensatz zur Duse, deren abgeklärter Darstellungsstil von der Leidensgloriole eines schier mystischen Empfindungslebens umglänzt ist, stellt die Aguglia sich als ein unausgegorenes Gemisch von Natur und Virtuosentum dar, das es zuvörderst auf die naturalistische Wiedergabe des klinischen Bildes von seelischen und physischen Leiden abgesehen hat. Hysterische Anfälle und Herzkrämpfe, das sind ihre besondere Spezialität, und sie hat dafür technische Ausdrucksmöglichkeiten, die einfach fabelhaft sind. Allerdings nur in den sizilianischen Messerkomödien, wo alle Konflikte in einem Blutbad ertränkt werden. Tritt sie aus diesem Milieu heraus, dann verliert sie den festen Boden unter den Füßen und man merkt die engen Grenzen ihrer Darstellungskunst. Und ähnlich ergeht es auch ihrer Truppe, die eine lebendige Illustration zu dem deutsamen Wort Goethes ist: „Äußerlich begrenzt, innerlich unbegrenzt.“ Beschränkt sie sich auf ihre primitiven Dorftragödien, dann erreicht sie Wirkungen von ungeahnter dramatischer Wucht, und so schwer es uns ihre Mundart macht, den wie Kaskaden sich überstürzenden Dialogen zu folgen, so leicht macht es uns ihre plastische Gebärdensprache, die Stücke zu verstehen, die sie spielt. Dazu kommt noch das südländische Temperament, das wie ein Samum über die Bühne fegt. Kein Wunder, daß so explosive Dramen wie „Malia“ oder „Cavalleria rusticana“, von diesen sizilianischen Schlierseern dargestellt, wie der Ausbruch eines Vulkans wirken. Wie um anzudeuten, daß es sich bei ihnen um ein Naturschauspiel handelt, haben sie alle den Ätna zum Hintergrund, dessen Prospekt die Truppe als ihr Hauptrequisit mit sich führt. Es ist eine primitive Symbolik, die aber trefflich zu ihren primitiven Mordkomödien paßt.

In einem seltsamen Kontrast zu den dramatischen Gewitterentladungen der Sizilianer steht das feine, ruhige Satirspiel „2×2=5“ von dem dänischen Humoristen Gustav Wied, das im Deutschen Volkstheater durch die Herren Kramer, Homma und Edthofer und die Damen Hannemann, Galafrés, Glöckner und Thaller eine Musteraufführung erfuhr. Dort alles Aktion, hier fast gar nichts davon und das bißchen Handlung, das sich aus den vier Bildern zusammenraffen läßt, besteht eigentlich nur in einem Gesinnungswandel, der, genau betrachtet, gar keiner ist. Die naive Charakterlosigkeit, womit alle, die ideal Gesinnten wie auch die Philister, schließlich den Weg zur Futterkrippe finden, wirkt in ihrer paradoxen Gegenüberstellung so erheiternd, daß man gar nicht anders kann, als mit dem milden Lächeln einer tieferen Erkenntnis zu verzeihen. Noch wäre von einer neuen Operette des Carltheaters zu berichten. „Der Glücksnarr“ ist ihr Titel und Heinrich Berté ihr Komponist. Am meisten gefallen haben einige allzu derbe Balkanaktualitäten, die die beiden Librettisten, A. Landesberg und A. M. Willner, ihrer Märchenhandlung, die Raimund und Offenbach unter einen Hut zu bringen sucht, in letzter Stunde aufgepfropft haben. Der Komponist hat es nicht verstanden, die ihm dargebotenen Situationen musikalisch auszunutzen. Was er gibt, ist nüchterne Kapellmeistermusik, aber ohne die praktische Gewandtheit einer solchen.

Theodor Antropp.

*

Scheffel in Österreich. Den Dichter des „Ekkehard“ und des „Trompeter von Säkkingen“ verbinden, abgesehen von den zahllosen Bewunderern in Österreich, auch geistige Beziehungen mit den schmucken Gauen am Donaustrome und deren Bewohnern. Es ist übrigens ein Verdienst des deutsch-österreichischen Scheffelbundes, der, über Österreich und Deutschland ausgebreitet, längst seinen Hauptsitz nach Wien verlegt hat, den Spuren Scheffels in unseren Landen nachgegangen zu sein. Der Gründer des Bundes, Anton Breitner in Mattsee, scheute weder Mühe noch Kosten, um in seinem stolzen Herrensitz ein Scheffelmuseum anzulegen, das heute gar wertvolle Andenken an des Dichters feuchtfröhliches Erdenwallen, ganz besonders aber reiches, noch nicht zur Gänze veröffentlichtes Handschriftenmaterial enthält. Das Jahrbuch, das Breitner begründete und durch mehrere Jahre die Obmänner der reichsdeutschen Abteilung leiteten, redigierte in den letzten 12 Jahren der am 6. Oktober d. J. im Alter von 43 Jahren verblichene Wiener Obmann des Bundes, Oskar Pach. Wer diese Jahrbücher durchblättert, wird inne, wie sich da alle Scheffelfreunde, zu denen auch unsere besten Dichter wie Ferdinand v. Saar, Ebner-Eschenbach, Stephan Milow, Adolf Pich-

ler u. a. zählten, Jahr für Jahr als treue Mitarbeiter einstellten und zu den zahlreichen Scheffels Muse oder Scheffels Leben behandelnden Arbeiten wertvolle Beiträge beisteuerten. Wer mit Scheffels Wesen näher bekannt und über so manches Rätsel, das uns sein Leben bietet, näher aufgeklärt sein will, wird das Jahrbuch zur Hand nehmen. Mit großer Umsicht, die Pach als vortrefflicher Kenner des Meisters Josephus da bekundete, wußte er manchen Schatz zu heben und dann der Gilde der Scheffelverehrer zu bieten. So erschienen bereits in dem Jahrbuch 1898 viele der Briefe Scheffels an seinen Freund, den Justizrat Schwanitz (Jeremias), die dann später in Buchform Aufsehen erregten. Als willkommene Ergänzungen zu den „Reisebildern" des Dichters sind Pachs Aufsätze selbst, wie z. B. „Scheffel in Toblino" (1900) und „Scheffel im Elsaß" (1901) zu betrachten. Dem Buch Boerschels, in dem in lauter Weise Emma Heim als Scheffels Muse gefeiert wird, trat Pach in scharfer Polemik entgegen. Zu den Mitarbeitern des Jahrbuches zählen auch viele, die den Dichter des „Gaudeamus" noch kannten, so vor allem Johannes Proelß, Thekla Ackermann, Felix Dahn, Alberta v. Freydorf und Dr. Cathiau. Mit besonderer Liebe ist aber Pach den Spuren Scheffels in Österreich gefolgt. In dieser Richtung verdanken wir ihm die Veröffentlichung einer Reihe von Briefen Scheffels an Louise von Kobell, die Tochter des bekannten bayerischen Dialektdichters und an den Staatsrat August Eisenhart unter dem Titel „Scheffel und seine Familie". Diese Dokumente gewähren einerseits tiefen Einblick in Scheffels unglückliches Familienleben, das nicht ohne Einfluß auf seine dichterische Produktion blieb, anderseits aber die Möglichkeit, Scheffel auf seiner Reise nach Österreich zu folgen. Der Dichter war im Dezember 1857 als Bibliothekar des Fürsten von Fürstenberg nach Donaueschingen übersiedelt, wo er auf eine Handschrift des Nibelungenliedes stieß. Von da ab beschäftigte ihn auch der Plan zu einem Wartburgroman, in dessen Mittelpunkt Heinrich v. Ofterdingen stehen sollte; eine Reise ins Donauland, die Heimat des mittelalterlichen Sängers, sollte weitere Anregung bringen. Freund Eisenhart regte den Dichter außerdem an. Scheffel schreibt vor Antritt der Alpenfahrt: „Es wird ein ziemlicher Nibelungenfaden durch diese Fahrt sich ziehen — schad't auch nichts, so haben wir bei schlechtem Wetter Stoff zum Plaudern. Auf Mondsee und St. Wolfgang, der Sommerfrische des alten Regensburger Bischofs Wolfgang, Zeitgenossen Pilgrims von Passau, der wahrscheinlich auch seine Hand in die lateinischen Aufzeichnungen des Nibelungenmeisters Conrad gestreckt hat, bin ich sehr begierig. Hallstatt hat schon zu Thassilos Zeit Sudpfannen und Sudleute gehabt — im Traungau ist mir's jetzt schon heimisch zu Mut. Also mit Gott wohlauf!"

Auf dem Schafberg, wie wir wissen, schrieb Scheffel die ersten Bergpsalmen, er kam nach Ischl, ins Benediktinerstift Kremsmünster, über Enns und Steyr nach Linz. Hier trennte sich Scheffel von Eisenhart, kam aber dann noch nach Freising, wo er Moritz v. Schwind und Feodor Dietz kennen lernte. Dann ging es donauabwärts „auf den Fährten des Nibelungenliedes". Scheffel ließ sich da kein Kloster, keine Burg entgehen: Göttweih, Krems, Aggstein, Dürenstein, ja sogar Maria Taferl und Zelking werden aufgesucht. In der Wachau wurde er allerdings „von einem sintflutlichen Gewitter mißhandelt". Leider kam Scheffels Wartburgroman, das „österreichisch-nibelungische Werk" nicht zustande. Schade! Es wäre sicher ein zweiter „Ekkehard" geworden. Wir verdanken aber dem Dichter aus jener Zeit „Juniperus" als eine Frucht emsiger Studien, die ihm das „freudige Osterland" als einen Herd und Hort wahrhaft volkstümlich deutschen Lebens während der Hohenstaufenzeit gezeigt haben. Eine Reihe von Liedern, die er dem vom Kreuzzug heimkehrenden Biterolf, dem Ofterdinger u. a. in den Mund legt, erschienen dann im Buch „Frau Aventiure". Das sind köstliche Vermächtnisse, die Scheffel uns Österreichern hinterlassen hat. Auf die Beziehungen Scheffels zur österreichischen Scholle, die nach dem Gesagten klar zutage liegen, hat vor allen zuerst Oskar Pach hingewiesen. Dementsprechend hielt er auch, als im Jahre 1903 auf dem Aggstein ein Scheffeldenkmal errichtet wurde, eine begeisternde Festrede und in jüngster Zeit erst suchte er für die Errichtung eines mächtigen Erinnerungszeichens in Gestalt der „Frau Aventiure" an den Gestaden des Mondsees die weitesten Kreise zu interessieren. So hatte Josef Viktor v. Scheffel in dem Dahingeschiedenen nicht nur einen beredten, verständnisvollen Interpreten seiner Muse, sondern auch einen Apostel besessen, der mit seinem Essayisten-Talent und seiner organisatorischen Begabung nirgends gefehlt hat, wo es galt, Meister Josephum in Österreich zu ehren und zu feiern.

W. A. Hammer.

„Österreichische Rundschau", XVII., 4.
Redaktionsschluß am 12. November 1908.
Ausgegeben am 15. November 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Zu den Klassikerausgaben, mit denen der deutsche Buchhandel uns in den letzten Jahren verwöhnt hat, ist unter dem Titel „Goldene Klassiker-Bibliothek“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart) eine neue Sammlung getreten, die bereits mit einer stattlichen Anzahl von Bänden aufwarten kann. Obwohl es uns weder an billigen, noch an gut ausgestatteten Editionen fehlt, müssen wir gestehen, daß es bis jetzt eine Veröffentlichung, die beide Qualitäten in so ausgezeichneter Weise wie die „Goldene Klassiker-Bibliothek“ vereinigt, noch nicht gegeben hat. Bei einem Preise, wie er bisher nur für Ausgaben üblich war, die einen Bücherliebhaber nicht befriedigen konnten, werden hier Bände geboten, deren sich keine Bibliothek zu schämen braucht: stattliches Format, gediegener Einband, gutes holzfreies Papier, großer klarer Druck, geradezu vorzügliche Bilder- und Faksimilebeigaben empfehlen die Sammlung auf den ersten Blick. Über den Vorteil einer Ausgabe mit Zeilenzählung für die wissenschaftliche Arbeit braucht kein Wort verloren zu werden. Die als offiziell geltenden Zählungen, z. B. des Faust nach der Weimarer Ausgabe, sind übernommen. Nicht wenige Dichtungen sind hier überhaupt zum erstenmal gezählt und werden also künftig nach der „Goldenen Klassiker-Bibliothek“ zitiert werden müssen. Die Texte repräsentieren den gegenwärtigen Stand der textkritischen Forschung. Die Werke sind reichlich mit Kommentaren versehen. Im allgemeinen ist ein Lebensbild an den Anfang gestellt, den einzelnen Dichtungen oder Teilen sind Spezialeinleitungen beigegeben und am Schlusse der Ausgabe die Anmerkungen vereinigt. Diese halten sich meist sachlich-erklärend; rein wissenschaftliche Apparate und Lesarten werden vermieden, doch ohne Engherzigkeit.

In jüngster Zeit sind Hebbels Werke und Tagebücher, herausgegeben von Dr. Theodor Pogge (10 Teile in 5 Leinenbände) in wahrhaft eleganter Ausstattung erschienen. Der äußerst billige Preis M. 7.50 ermöglicht sonach auch den Minderbemittelten die Anschaffung dieser Ausgabe, die sich den bisher erschienenen Bänden dieser Klassiker-Bibliothek würdig anreiht. Eine Prachtausgabe in 6 Goldleinenbänden kostet M. 15.—, eine solche in 6 Luxus-Halbfranzbänden M. 20.—.

•

„Der hohe Kurs.“ Unter diesem Titel hat vor kurzem Heinrich York-Steiner in seinem eigenen Verlag ein Schauspiel in drei Akten erscheinen lassen. Der Verfasser, dessen Novellen vielfach mit großem Lob aufgenommen worden sind, begibt sich mit diesem Werk zum ersten Male auf das dramatische Gebiet. Sein Schauspiel beweist, daß er auch hiefür entschiedenes Talent besitzt. Der „hohe Kurs“ schildert den Kampf des ehrlichen Direktors einer Aktiengesellschaft gegen den Verwaltungsrat seiner Gesellschaft, der durch betrügerische Bilanzen die Aktien in die Höhe treiben will.

Büchereinlauf.

Schriften des Zentralverbandes der Industriellen Österreichs. Schulreform und Industrie. Wien 1908. Manz'sche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung I., Kohlmarkt 20.

Die Vererbung als erhaltende Macht im Flusse organischen Geschehens. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit Textabbildungen und 4 Tafeln. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle: Franckh'sche Verlagshandlung.

Die Fürsorge für Volkswohnungen auf dem Gebiete der Steuer- und Verwaltungsgesetzgebung in Österreich. Eine wirtschaftspolitische Studie zur Schaffung eines Volkswohnungsgesetzes. Von Dr. Emanuel Hugo Vogel. Wien 1908. Verlag von Moritz Perles, k. u. k. Hofbuchhandlung, I., Seilergasse 4. Preis *K* 3.—

Bei Kaisers. Aus dem Familienleben des Kaiserhauses. Nach Aufzeichnungen eines alten Hofmannes. Mit Abbildungen. 4. Auflage. Berlin W. 30, Gustav Rieckes Buchhandlung Nachfolger. Preis brosch. Mk. 2.— geb. Mk. 3.—.

Vorspiele. Von Hugo v. Hofmannsthal. Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig 1908. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Melancholien. Verse von Siegfried Östersetzer. Berlin, Leipzig. Modernes Verlagsbureau Curt Wigand 1908.

Das Glaubensbekenntnis eines katholischen Mannes. Von Robert Schwellenbach. 1908. Hermann Walther Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30, Nollendorfplatz 7.

Paul Chaudel. Mittagswende. Deutsch von Franz Blei. München 1908. Verlag von Hans v. Weber.

Der Durst nach Schönheit. Von Krede Ben Heik. Autorisierte Übertragung aus dem Holländischen von Else Otten. Verlagsbuchhandlung Schulze & Co., Leipzig 1908. Broschiert Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — B. Herder Verlag, Wien I., Wollzeile 33.

Soeben ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Staatslexikon. Dritte, neubearbeitete Auflage. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland von Dr. **J. Bachem.** Erster Band: Abandon bis Elsaß-Lothringen. Lex.8° (X S. u. 1584 Sp.). Geb. in Halbfranz M. 18.—.

Diese Neuauflage erscheint in rascher Folge wieder in fünf Bänden, jeder Band in verstärktem Umfang. Der Charakter des Werkes bleibt gewahrt. Manche nicht unwesentliche Erweiterungen durch Aufnahme neuer Artikel und eine weitgehende Umgestaltung der Artikel der zweiten Auflage werden die Neuauflage für die heutigen Bedürfnisse besonders brauchbar machen. Ausführlicher Prospekt kostenfrei vom Verlag.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenhe
Publikation ihrer Arbeiten in Bu
Anfragen an den Verlag für Litt
Kunst und Musik, Leipzig



HOTEL-ANZEIGER.

Abbazia, Österr. Riviera. Kuranstalten der int. Schlafwagen-Gesellschaft. Das ganze Jahr geöffnet. Alle Etablissements vollständig renoviert. Modernster Komfort. Rendezvous der höchsten Gesellschaftskreise. Direktion: **Lucian Crocl.**

ARCO. Hotel-Pension Olivenheim. I. Ranges. Schönste, wärmste und ruhigste Lage Arcos. **L. Rick,** Mitbes. d. Hotel-Pension Sonne, Riva.

Gries bei Bozen. **Hotel Bellevue.** Mildeste Winterstation im deutschen Süden. Nächstes Hotel vom Kurhaus. Kranke werden **nicht** aufgenommen.

Gmunden. Kurhotel Gmun… I. Ranges. Lift, Park, Te… Elektr. Licht. Verbunden mi… und Badeanstalt.

Grand Hotel Imperial, Ragusa (Dalmat.) Haus I. Ranges. Modernste Einrichtg., jeder Komfort, Lift, elektr. Licht, Bäder. Vorzügl. Küche — mäßige Preise. Beste Verbindg. mit den neuen Eilschiffverbindgn. über Triest oder ganz zu Lande per Bahn über Bosnien.

Lussinpiccolo. Park Hotel Cigale. Winterstation, Sommer: Seebäder ganzjährig geöffnet. **Volle Pension K 9** per Tag und Person. Restauration à la carte. Lungenkranke und Tuberkulose finden keine Aufnahme.

Laibach. **Grand Hotel Union.** Haus ersten Ranges.

In vorlieg. Anzeiger kostet 1 … **dieser Größe** pro Monat K 6.— auf 6 Mon. K 30.— bei monatlich zweimal. Ersc…

Wien. **Hotel Bristol.** **Kärntnerring.** Haus ersten Ranges.

WIEN I., Rotenturmstrasse 18. **Hotel Österreichischer Hof.** **F. Hess.** Vornehmes Familienhotel, modernster Komfort.

Teschen **Hotel Central.**

Villach **Hotel Mer…**

KONZERTE DES KONZERTBUREAUS
ALBERT GUTMANN

Inhaber: Hugo Knepler und Franz Kellner

Wien I., Himmelpfortg. 27 (Klavieretablissement).

REPERTOIRE:

Sämtliche Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im Saale **Bösendorfer.**

November:

Mo. 16. **Lilli Lehmann,** ☛ Einziger Liederabend. (Großer Musikvereinssaal).

Mo. 16. **Imre v. Keéri-Szántó,** Klaviervirtuose.

Di. 17. **Elena Gerhardt,** Liederabend.

Mi. 18. **Brüsseler Streich-Quartett,** I. Abonnementabend.

Mi. 18. **Sven Scholander,** Lieder zur Laute. (Kl. Musikvereinssaal.)

Do. 19. **Frédéric Lamond,** Klaviervirtuose. ☛ Einziges Konzert. Beethoven-Abend. Populäre Preise. (Großer Musikvereinssaal).

Do. 19. **Paul Schmedes,** Liederabend. (Brahms-Hugo Wolf.)

Do. 19. **Robert Gregory,** Klaviervirtuose. (Gremiumssaal der W. Kaufmannschaft.) Abends 7 Uhr.

Fr. 20. **Michel Sciapiro,** Violinvirtuose. Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)

Fr. 20. **Olga Samaroff,** Klaviervirtuosin.

*Sa. 21. **Ernst v. Dohnányi,** Klaviervirtuose.*

*So. 22. **Wohltätigkeits-Konzert** unter dem Protektorate der **Fürstin Lubomirska.** Mitwirkend: **Irene Abendroth, Hansi Niese, Hermann Jessen, Professor Pollak.***

Mo. 23. **Max Pauer,** Klaviervirtuose.

Di. 24. **Agnes Bricht-Pyllemann,** Liederabend.

Mi. 25. **Helene Staegemann,** Liederabend.

Do. 26. **Quartett Fitzner,** I. Abonnementabend.

Fr. 27. **Hella Rentsch-Sauer,** Liederabend.

Sa. 28. **Wohltätigkeits-Jubiläums-Konzert** zugunsten des Kaiser Franz Josef-Ferienheims. Mitwirkend: **Selma Kurz, Laura Hilgermann, Paula Müller, Josef Kainz.** (Sofiensaal.)

Sa. 28. **Ernst v. Dohnányi,** II. (letztes) Konzert.

So. 29. **Heine-Feier** des Vereins für Kunst und Kultur. Mitwirkend: **Anna v. Mildenburg, Josef Kainz** und **Adolf Ritter v. Sonnenthal.**

Mo. 30. **Henri Marteau,** II. (letztes) Konzert mit Orchester. (Großer Musikvereinssaal.)

Vorbezugstermin für die Gesellschaft der Musikfreunde von morgen Montag bis einschließlich 11. November.

Mo. 30. **Ilona K. Durigo,** Liederabend.

Österreichischer Lloy…

Fahrten ab Triest
im November 1908.

Nach Bombay . . . . am 3. u. 18. November …
" Kalkutta . . . . " 12. u. 30. November …
" Kobe . . . . " 27. November 1908.

Eildampfer nach Alexandrien jeden Donnerstag 11½ Uhr vormittags.

Eildampfer nach Konstantinopel jeden Dienstag 2 Uhr nachmittags.

Wöchentliche Eil- und Postdampfer nach Dalmatien.

Regelmäßige Fahrten nach Brasilien, Syrien, Thessalien…

Nach Venedig wöchentlich: am Dienstag, Donnerstag, Sam… um Mitternacht.

Vergnügungsfahrten 190…

mit dem neuen Vergnügungsdampfer „THALI…

Die ausführlichen Programme sind in allen Agentien … Reisebureaux erhältlich.

Ärztliche Studienfahrt nach der Adria und an die Riv… vom 10. November bis 4. Dezember.

u. s. w.

Ohne Haftung für Regelmäßigkeit des Dienstes bei Kontu… maßregeln.

Nähere Auskünfte bei der Kommerziellen Direktio… Triest, bei der General-Agentur in Wien I., Kärnt…ring 6 und bei den übrigen Agenturen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Zum zweiten Dezember.

Von Alfred Freiherrn von Berger.

Um die tiefe Empfindung zu begreifen, mit der Österreich und mit ihm die ganze gesittete Welt den Tag begeht, an welchem Österreichs Monarch seit sechzig Jahren die Kaiserkrone trägt, scheint schon die menschliche und gemütliche Seite dieser Feier zu genügen. Sechzig Jahre harter Arbeit, treuer Pflichterfüllung, schwerer Sorge! Vor dem einfachen Mann aus dem Volke, der auf eine solche Zeit redlichen, wenn auch noch so bescheidenen Wirkens zurückblicken darf, drängt es uns, den Hut zu ziehen. Der schlichte Gärtner rührt uns, der als Greis sinnend im Schatten hoher Bäume wandelt, die er einst als fröhlicher, hoffnungsvoller Jüngling gepflanzt hat. Wie erst ein Mensch, dem sechzig Herrscherjahre den Scheitel gebeugt haben. Herrschen heißt entsagen, heißt nicht sich selbst leben, sondern dem ungeheueren Ganzen, das mit seinen nie gestillten, sich mit jedem Tag erneuernden Forderungen das persönliche Dasein und Glück des Menschen, der ihm dient, bis auf den letzten Blutstropfen aufzehrt, heißt einer Sache sich selbst opfern. Wenn ein Mensch dieses Übermenschliche sechzig Jahre lang geleistet hat, dann mischt sich in unsere Rührung auch ein Schauer sittlicher Ehrfurcht, und diese ist es, welche der Jubelfeier unseres Kaisers, die, überall wo Herzen schlagen, welche die Erhabenheit eines solchen Lebensinhaltes zu ermessen vermögen, nachempfundene, höhere Weihe verleiht. Diese Jubelfeier ist nicht ein Ausdruck des Personenkultus, dem unser Zeitalter so leidenschaftlich ergeben ist, sondern sie gilt der ethischen Idee, welche sich in der Persönlichkeit und im Lebenslauf unseres Kaisers symbolisiert, und daher ist sie nicht begrenzt auf einen durch eine bestimmte politische Gesinnung verbundenen Kreis, sondern sie wird, sei es öffentlich oder in der Stille des Herzens, mitbegangen von allen, welche, moderner Machtvergötterung zum Trotz, des Glaubens leben, daß stärker als alle irdischen Gewalten, die unsere Zeit beherrschen und bedrohen, das Sittliche ist. Ist doch die Geschichte unseres Kaisers wie ein Beweis dieser uralten, den Kern aller höheren Weltanschauungen bildenden Wahrheit. Welche Stürme haben während seiner Regierung Österreich erschüttert und aufgewühlt, wie oft haben selbst erleuchtete Patrioten vor dem Zusammenbruch der Monarchie gezittert, was für grausame Schicksalschläge haben den Kaiser und seinen nächsten Familienkreis betroffen! Und heute, an seinem Ehrentag, steht Kaiser Franz Joseph, wie kein anderer Monarch, vor den Augen Europas in ruhiger, beinahe heiterer Größe da und sein Österreich, das so oft totgesagte Österreich, hat trotz des Zwiespaltes der Nationen, der es zerreißt, bei allen Völkern Europas den Glauben an seine innere, zukunftreiche Lebenskraft wieder zu wecken gewußt. Die Japaner schreiben alle Erfolge, welche Volk und Staat erringen, den Tugenden ihres Kaisers zu. Wir wollen so weit nicht gehen, wie diese zwar höfische, aber doch tiefen Sinn

bergende orientalische Staatsphilosophie; aber es gibt keinen Österreicher, der nicht das Gefühl hätte, daß Österreich aus allem äußeren Unglück und innerem Wirrsal neu gekräftigt und verjüngt nur deshalb hervorgehen konnte, weil der Kaiser so ist, wie er eben ist, weil die unbesiegbare Kraft, die er selbst in schweren Tagen aus der ethischen Tiefe seines Wesens schöpfte, sich unbewußt dem österreichischen Staat in allen seinen Organen mitgeteilt hat. Wir Österreicher sehen in größter Deutlichkeit die zahlreichen politischen und nationalen Probleme, welche Österreichs Staatsmänner von Bach bis Beck nicht zu lösen vermocht, an welchen sie ihre Kräfte aufgerieben haben; aber was wir nur allzuleicht übersehen, das ist die ungeheuere Masse an Talent, Pflichttreue, Wissen, Verstand, Fleiß und vor allem an unermüdlicher Geduld, welche die österreichischen Staatsmänner im Kampf mit diesen Problemen betätigt haben. Das Ausland, man glaube dies mir, der ich seit Jahren im Ausland lebe, weiß und würdigt dies besser als wir. Wie oft habe ich aus dem Munde bedeutender Staatsmänner und Politiker Äußerungen der Bewunderung gehört, daß trotz des ungeheueren Verbrauches an politischen Talenten, an welchem Österreich leidet, Österreich und ganz besonders die österreichische Beamtenschaft doch immer wieder Männer hervorbringt und auf den Führerplatz stellt, die befähigt und gewillt sind, den Kampf mit den österreichischen Problemen mit größtem Aufwand an Talent und Willenszähigkeit aufzunehmen, unentmutigt durch die mehr als wahrscheinliche Erfolglosigkeit ihres aufopfernden Mühens. Wer aber diesem, Resignation mit Enthusiasmus wunderbar vereinigenden Typus österreichischer Staatsmänner in das geistige Antlitz schaut, der wird darin etwas wie eine Ähnlichkeit mit ihrem allerhöchsten Herrn entdecken, dem die Unwahrscheinlichkeit des Erfolges die Intensität der Pflichterfüllung niemals gelähmt hat. An dem Beispiel ihres Kaisers haben sich die besten seiner Diener in diesen sechs Jahrzehnten gebildet, und wenn Österreich heute wieder Achtung gebietend in der Welt dasteht, so ist dies nicht zuletzt der Schule zu danken, die die Persönlichkeit des Kaisers gemacht hat. Auf treuer, aufopfernder Arbeit ohne Rücksicht auf den Erfolg liegt ein Segen. In diesem Sinn hat jene japanische Fiktion in Österreich Wahrheit.

Der Kaiser.

Von Dr. Felix Freiherrn v. Oppenheimer.

Der alte Mann geht nach einem Goetheschen Wort des schönsten Vorrechtes verlustig, das Menschen besitzen, des Rechtes nämlich, von seinesgleichen beurteilt zu werden. Dieser Rechtsverlust trifft auch den Kaiser und trifft ihn auch wieder nicht. Von all denen, die seinen Ehrentag heute begehen, haben wenige nur ein anderes Österreich gekannt als das des Kaisers Franz Joseph; die allerwenigsten haben ein solches politisch bewußt, kaum einer mehr hat es politisch selbst wirksam erlebt. Nur im Wege mündlicher Überlieferungen, nur aus alten Drucksachen und alten Briefen vermögen wir jene längst vergangenen Tage, in denen der achtzehnjährige Kaiser den Thron seiner Väter bestieg, wieder vor uns aufleben zu lassen. Aber die mündliche Tradition bleibt unzuverlässig, die schriftlichen Dokumente jener Zeit jedoch sind zum weitaus größten Teil der Niederschlag ihrer leidenschaftlichen

Erregung. Manches verdienstliche historische Werk, diejenigen unseres Friedjung allen anderen voran, hat uns ein wahrheitsgetreues Bild des geschichtlichen Ablaufes wie der inneren Verknüpfung der Ereignisse in manchem Abschnitt der Epoche entworfen, die die Regierungszeit des Kaisers umfaßt. Ein Werk jedoch, das die ungeheuere Wandlung zum zureichenden Ausdruck brächte, die sich in der materiellen und geistigen Kultur der verschiedenen Völker des Reiches, die sich in ihrem politischen Tun und Trachten, in ihrer Stellung zum Gesamtstaat vollzogen hat, ein solches Werk fehlt uns heute noch und muß uns noch fehlen. Einen Begriff der politischen Wandlung aber vermögen wir Jüngeren uns zu bilden, wenn wir an der Hand schriftlicher Dokumente jener Zeit, die dem Regierungsantritt unseres Kaisers unmittelbar voranging, seien es manche Stellen der nachgelassenen Papiere Metternichs, die Tagebücher von Gentz oder die Geheimnisse eines Mediatisierten uns die damalige Auffassung von dem Berufe des Fürsten, von der Stellung des Volkes vor die Seele rufen; wenn wir uns vergegenwärtigen, wie die Bevölkerung nur Steuern zahlte und Rekruten stellte, um ihr politisches Geschick jedoch sich nicht kümmern konnte und sich lange nicht zu kümmern dachte — und wenn wir dann irgend ein Morgenblatt aus der Mitte dieses letzten Novembermonates zur Hand nehmen und uns belehren, wie den Erwählten dieses selben Volkes, seinen Gesetzgebern, die sich seit vielen Jahren keiner schöpferischen legislativen Arbeit gewachsen gezeigt, auch die Leitung der Exekutive, der staatlichen Administration zum so und so vielten Male nicht nur angeboten, nein aufgedrängt wird. Wir staunen dann vor der Naivität jener vergangenen Tage nicht minder wie vor dem politischen Unverstand dieser so übermäßig begehrlichen Gegenwart. Wie ein gewaltiger Regenbogen über Höhen und Niederungen hinweg weltverschiedene Landschaften miteinander verbindet, so bildet die Regierung des Kaisers Franz Joseph eine lebendige Brücke zwischen den Anschauungen von damals und dem Streben von heute.

Auch jenes scheinbaren Vorteiles kurzer Regierungen, daß die Verantwortung für manches Mißgeschick von der öffentlichen Meinung zumal nicht dem Urheber, sondern dem Nachfolger zugeschrieben wird, über dessen Haupte sich die Folgen entladen, muß die Regierung des Kaisers Franz Joseph entraten. Sie muß es, aber sie kann es auch. Denn je weiter diese Regierung fortschritt, um so offenbarer ist der Segen geworden, den sie für die Völker des Reiches zu bedeuten hat. Wie anders würde sie uns heute erscheinen, wenn sie in auch längst vergangener Zeit, beispielsweise nach der schweren militärischen Katastrophe der sechziger Jahre ihr Ende gefunden und diese letzten Jahrzehnte eines beispiellos hingebenden und reichen Schaffens auf allen Gebieten des staatlichen Lebens ihr versagt geblieben wären! Vielen von jenen, die Solferino und Königgrätz miterlebten, schien das Ende dieses ehrwürdigen Reiches sehr nahe gerückt. Unsere Generation aber hat historisch denken und damit begreifen gelernt, daß ein neuzeitliches Österreich, das seinen mannigfachen Völkern gegenüber seine eigene Aufgabe erfüllen sollte, als die führende deutsche Macht nicht mehr zu denken und der Verlust seiner Stellung in Deutschland auch dann nicht zu verhindern war, wenn der größte politische Genius der deutschen Nation nicht gegen uns aufgestanden wäre. Wir alle wissen, daß Venetien und die Lombardei auch mit viel stärkeren Machtmitteln, als Österreich jemals besaß, dem sich bildenden italienischen Staatskörper, wie immer die Würfel auf den böhmischen

und norditalischen Schlachtfeldern fallen mochten, nicht dauernd vorzuenthalten waren und daß, was an Fehlern von österreichischer Seite geschah, nicht allein das Regime der fünfziger Jahre belastet. Nach dem Verlust der deutschen und italienischen Machtstellung war der Balkan das einzig naturgemäße Ziel unserer wirtschaftlichen und politischen Expansion und es ist vielleicht die glücklichste Fügung in der wechselvollen Regierung des Kaisers, daß die endgültige Einfügung der vor 30 Jahren mit so geteilten Gefühlen okkupierten Provinzen in den Habsburgischen Länderkomplex sich nicht nur unter der begeisterten Zustimmung unserer neuen Landsleute, sondern unter der loyalen Unterstützung und Billigung fast aller maßgebenden Politiker in beiden Staaten der Monarchie vollzog. Ein solches Zurücktreten der in dem Kalkül unserer Gegner zu hoch veranschlagten inneren Divergenzen dürfte es der so klugen wie energischen Leitung unserer auswärtigen Politik mehr als jeder andere Umstand erleichtern, die aufgetauchten Wolken für den Augenblick zu zerstreuen. Wir aber sollten aus der in diesen Wochen eingenommenen Haltung unserer kleinen und großen Widersacher — einer Haltung, die das naturgemäße Ergebnis unserer jahrzehntelangen inneren Uneinigkeit und der durch diese bedingten bisherigen großen Passivität in allen weltpolitischen Fragen bildet — die Lehre ableiten, daß wir eines Tages doch um die Erhaltung dieser neuen Provinzen und vielleicht um noch Größeres zu kämpfen haben werden. Und wir sollten fortab in Ungarn wie hierzulande uns keiner Vernachlässigung in der Stärkung unserer Wehrmacht mehr schuldig machen, damit die Armee, dieser Gegenstand der unablässigen Mühe und Sorge des Kaisers, ebenso wie unsere vorzügliche, aber bei weitem zu schwache Flotte sich ihrer großen Aufgabe, wenn diese an sie herantritt, gewachsen zeige.

Haben sich nun infolge weltpolitischer Ereignisse, die zu der Bildung des einheitlichen Italiens und Deutschlands, sowie zu dem nach Königgrätz unabwendbar erschienenen Ausgleich mit Ungarn führten, die territorialen Grenzen wie die Einflußsphäre des alten Österreich namhaft verengt, so sind in diesen Jahrzehnten unsere innerstaatlichen Aufgaben so gewaltig gewachsen, daß wir jene Verengung des äußeren Rahmens nicht so schmerzlich empfinden. Ja, die Bedeutung der Wohlfahrtspflege hat im Vergleich zu der bloßer Macht- und Gebietsfragen in der jüngsten Vergangenheit derart gewonnen, daß das heutige Österreich seinen politisch regsameren Bürgern inhaltsvoller und größer scheint als es das alte ausgedehntere Österreich für seine Bewohner von damals gewesen sein mag. Freilich ist auch der Gang unserer inneren Entwicklung nichts weniger als glatt oder stetig gewesen. Vielmehr wäre es eitel auch nur für die Dauer eines Jubeltages leugnen zu wollen, daß der ewige staatsrechtliche Streit sowie der unablässige, oft in den abstoßendsten Formen sich offenbarende nationale Hader die reichsten Talente unseres öffentlichen Lebens brach gelegt, die Massen in ihrer ruhigen Entwicklung gehemmt und vielen die Heimat vergällt und verleidet hat. Aber nichts wäre törichter als einzelnen oder einem Einzelnen gar die Verantwortung hierfür aufbürden zu wollen. Ein Vorbild, wie die nationalen Bestrebungen von in kultureller Beziehung so divergierenden Völkern miteinander wie mit dem Gesamtstaat zu versöhnen wären, war nirgends vorhanden, auch nicht in der Politik der großen Regenten des 18. Jahrhunderts, die das nationale Problem in seiner heutigen Gestalt und Wucht gar nicht kannten. In einer von dem nationalen Gedanken

beherrschten Epoche die rechte Form für dieses Staatswesen gleichsam intuitiv zu finden und unerschütterlich festzuhalten, ging über Menschengeist und Menschenkraft. Nur die durch Erfahrung gewonnenen Ergebnisse, das ist klar, konnten hier über die rechte Richtung belehren. Ist etwas zu beklagen, so ist es dies, daß man bei keinem politischen System die Früchte reifen und die volle natürliche Rückwirkung eintreten ließ. Aber diese Unrast, welche die letzten anderhalb Jahrzehnte besonders kennzeichnet, liegt sicherlich nicht in der Natur des Kaisers. Das Vierteljahrhundert seiner Regierung vom Ausgleich mit Ungarn bis zum Rücktritt des Grafen Taaffe ist Beweis dafür. Diese Unstetigkeit der allerletzten Epoche ist vielmehr das naturgemäße Ergebnis der nach allem Vorhergegangenen nicht unbegreiflichen Verlockung, den nationalen Parteien, deren Fanatismus jeden Ausgleichsversuch von oben zurückgewiesen, einmal völlig freie Bahn in der Hoffnung ihrer gegenseitigen direkten Annäherung zu lassen. Diese Methode hat die nationale Verständigung indessen nicht viel nähergerückt, die Verwaltung geschädigt und die Regierungsautorität untergraben. Sie hat uns, ohne daß wir recht wissen warum und wie, das allgemeine Wahlrecht gebracht, von dem man vorderhand nur hoffen, aber in keiner Weise bestimmen kann, ob es wirklich die feste parlamentarische Klammer für den Gesamtstaat abgeben werde, die diesem bisher gefehlt. So wenig es mir aber berechtigt scheint, das allgemeine Wahlrecht als das letzte Glied einer organischen Entwicklung hinzustellen, so wenig scheint es mir anzugehen, jenes schon heute als eine verfehlte, durch die Tatsachen widerlegte Maßnahme zu betrachten. Gerade die Art seines Zustandekommens macht es klar, daß ein großer Teil der Voraussetzungen seines zweckmäßigen Wirkens erst im nachhinein geschaffen werden muß. Ob das allgemeine Wahlrecht zur Überwindung der nationalen Gegensätze und zur wirklichen Konsolidierung führen, ob es infolge seiner mangelhaften Vorbereitung diesem Staate nicht immer wesensfremd bleiben und gerade deshalb eine immer größere Absonderung und immer selbständigere Entwicklung der nationalen Gemeinschaften nach sich ziehen werde, darüber kann erst ein künftiges Geschlecht endgültig entscheiden.

Bei der nationalen Gruppierung in Österreich und der im Zuge der Zeit liegenden Entwicklung, die vor Qualität und kulturelle Verschiedenheit die Masse stellte, war eine Schwächung der alten Vormachtstellung der Deutschen in Österreich unausbleiblich. Diese Minderung ihrer Position hat die Deutschen zeitweise verleitet, die Ursachen hierfür in der Beschaffenheit einzelner Einrichtungen, in der Feindseligkeit oder Unzuverlässigkeit einzelner Personen zu suchen, anstatt dort, wo sie wirklich lag: in dem Zug der Zeit, den Gesetzen der Zahl und der aus ihrer eigenen politischen und sozialen Zersplitterung sich ergebenden Schwäche. Nichts aber erschwert eine Heilung so sehr als eine unrichtige Diagnose. Es ist daher doppelt erfreulich, daß in diesen letzten Jahren derjenige Teil der Deutschen Österreichs, der in der Zeit der hochgehendsten nationalen Erregung den Lockrufen falscher Propheten folgte, immer mehr zu einer Haltung zurückkehrte, die der Würde wie den realen Interessen des österreichischen Deutschtums allein entspricht. Wenn Auffassungen wie diejenigen des mährischen Abgeordneten Professor Redlich, der in der letzten Delegation fern von allem Doktrinarismus, aber mit um so größerem sachlichen Nachdruck die wahre und darum unentziehbare Grundlage der Stellung des

Deutschtums in Österreich bloßlegte, die Massen für sich zu gewinnen vermöchten, dann wäre die Sicherheit dafür gegeben, daß die Deutschen in Österreich auch fortab ohne Preisgebung ihrer kulturellen Güter als die treuesten Söhne dieses Reiches sich erweisen werden. Vielleicht darf hier der Hoffnung Ausdruck gegeben werden, daß ein Zusammenschluß des gesamten gut österreichisch gesinnten deutschen Bürgertums auf solcher Grundlage in Zukunft möglich sei.

Wahrlich, nur blinder Chauvinismus vermöchte den gewaltigen Aufschwung zu verkennen, den alle Zweige der heimischen Produktion, den Wohlstand und Bildung in diesen 60 Jahren genommen haben! Hierzu sei nur die eine Bemerkung gemacht! Wir pflegen unsere Fortschritte, insbesondere die unseres Wirtschaftslebens, an den gleichzeitigen Fortschritten der westlichen Staaten, besonders des deutschen Nachbarreiches abzumessen. Dieser Maßstab aber bleibt unzulänglich. Wir müßten, um das Errungene voll zu würdigen, das was wir sind mit dem was wir waren vergleichen, und sofern wir das Ausland zum Vergleiche heranziehen, auch jene besonderen Schwierigkeiten und Widerstände in Rechnung stellen, derengleichen in keinem anderen Lande zu überwinden gewesen sind. Auch sei das Eine niemals vergessen, daß unser Fortschritt, eben weil er sich allmählich vollzog, von jenen schweren Rückschlägen verschont geblieben, die die Begleiter überstürzter Entwicklungen sind; ferner, daß wir als jene, die später kamen und bedächtiger traten, aus manchen anderwärts beobachteten Mißständen lernen und so für spätere Entwicklungsphasen uns auch manchen Vorsprung sichern konnten. Wie Deutschland, dessen wirtschaftliche Machtstellung so viel jüngeren Datums als die Englands ist, dank rechtzeitigen Nutzbarmachens der dort gemachten Erfahrungen England auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge in vielen Beziehungen heute übertrifft, so ist es uns durch ein Netz von einigermaßen künstlichen, im ganzen und großen aber doch zweckentsprechenden Vorkehrungen möglich gewesen, einen namhaften Bruchteil unseres Handwerkerstandes zu neuen Betriebsformen hinüber zu leiten und ihn vor der Proletarisierung zu bewahren. Überhaupt sind wir auf manchem sozialen Gebiete unseren eigenen Weg mit schönem Erfolge gegangen. Und diesen eigenen Weg müssen wir weiter gehen, denn es ist klar, daß ein Staat, der dank seiner Zusammensetzung in nationaler Beziehung naturgemäß neutralisierend zu wirken berufen ist, das Besondere, das er seinen Völkern zu bieten vermag, in unserer Epoche vorzüglich in einer richtig verstandenen Wohlfahrtspflege erblicken muß. Das bedeutet natürlich nicht ein blindes Experimentieren, das der verfügbaren Mittel nicht achtet, so wenig wie eine durch parteipolitische Nebenabsichten verfälschte soziale Reform. Das bedeutet vielmehr gerade das Gegenteil, weil jeder wirkliche gesellschaftliche Fortschritt nur auf sicherer Grundlage und nur mit reiner Gesinnung erreicht werden kann.

Von allen Wandlungen, welche die letzten Jahrzehnte gebracht, ist diejenige, die sich in der Einschätzung menschlicher Autoritäten vollzogen hat, vielleicht die allergrößte gewesen. Unsere Zeit, die so grob nivelliert, hat anderseits neue Wertunterschiede geschaffen, die sich mit den alten konventionellen Unterscheidungen immer weniger decken. Das Ansehen des Kaisers von Österreich aber hatte auch von diesem Wandel der Gesinnungen nur zu gewinnen. Und dies deshalb, weil seine Person nie von ihrer Stellung zu borgen brauchte, die Eigenschaften, die er in dieser

zur Geltung brachte, von dieser vielmehr in Wahrheit unabhängig sind und ihre Würdigung mit der Vertiefung unseres Urteils nur wachsen kann. Das Gute, das der Kaiser in diesen 60 Jahren persönlich gewirkt, ist nicht zu zählen. Aber die Summe dieser einzelnen Taten erschöpft so wenig das Maß seiner Güte, wie die Summe der Ausgabenposten eines Budgets den Herzensdrang eines Menschenfreundes offenbaren kann. Entscheidend bleibt der Quell, dem das alles entsprang, das aus aller Beschränkung des Selbstischen herausgetretene reine Menschentum. Dies hat es ihm auch möglich gemacht, Verkennung und Angriffen gegenüber jene stets unverrückbare Distanz zu bewahren, die seine persönlichen Schmäher uns heute als solch armselige Wichte erscheinen läßt. Dies hat ihn auch in ganz gleichem Grade von aller Bezeugung von Dankbarkeit, von allem äußeren Erfolg und Schein unabhängig gemacht. Die Dankbarkeit der Menge im landläufigen Sinne des Wortes, das hat sich auch im Laufe dieser Regierung wiederholt gezeigt, ist überhaupt ein leeres Phantom. Der Streit seiner Völker, auf dessen Überwindung das innerste Streben des Kaisers gerichtet war, hat weder in den schwersten noch in den erhebendsten Augenblicken seiner Regierung geruht. Die Trennung von Männern, an die den Monarchen vertrauensvolle vieljährige Beziehungen knüpften, ist ihm in der oft schonungslosesten Form angesonnen worden und andere wurden ihm aufgedrängt, denen er als Privatmann mit gutem Grunde den Zutritt hätte verweigern dürfen. Man hat es häufig sagen hören, daß das Verhältnis des Kaisers zu den meisten Menschen, denen er im Laufe seines Lebens entgegengetreten, im Grunde doch nur ein kühles war. Aber dem gegenüber ist zu erinnern, daß für den Monarchen der einzelne Politiker, der einzelne Staatsmann von vornherein kaum viel anderes sein kann, als der Ton für den künstlerischen Bildner. Bei dieser Fülle der Gesichte, die vor dem Kaiser in zwei Menschenaltern vorbeigezogen, bei dieser unvergleichlichen Gelegenheit, so viele so in ihrer engen Begrenzung, mit all ihrem kleinen persönlichen Ehrgeiz zu betrachten, ist es in Wahrheit nicht hoch genug zu schätzen, daß der Kaiser kein Menschenverächter geworden ist. Wie sehr ihn das Alter mild und weise und keineswegs trocken oder kalt gemacht, dafür spricht nebst zahllosen Beweisen werktätiger Liebe vielleicht am deutlichsten jenes bei der Huldigung der Wiener Schuljugend gefallene, so einfach innige, rührende Wort: „Je älter ich werde, um so größere Freude habe ich an den Kindern."

Ein ungeheuerliches Geschick, das nicht in den Erlebnissen der Zeitgenossen, nur in den Mythen der Alten seinesgleichen findet, hat den Kaiser in herzzerreißender Weise seines Bruders, seiner Frau, seines Sohnes beraubt. Es hat ihm auch den letzten Trost genommen, der Souveränen sonst beschieden ist, die Frucht seiner Mühen und seiner Sorgen dem Nächsten seines Blutes zu überliefern. Der Kaiser aber war größer als sein Geschick. Indem er's überwand, hat er der Welt bewiesen, was sein Beruf sein kann und, was er ihm ist. Ja vielleicht waren es diese letzten und schwersten Schläge, die ihn zu jener höchsten Stufe der Selbstentäußerung erhoben, in der man ihn nun staunend wirken sieht. Eben um dieser willen aber löst die Betrachtung dieses einzigen Lebens in unseren Herzen Empfindungen aus, die fernab liegen von alledem, was Fürsten sonst mit ihren Völkern verbindet. Und eben darum gilt heut manche Träne und manches innige stumme Gebet dieser durch sein Tun wie durch sein Leiden uns gleich ehrwürdigen und gleich teuren Gestalt.

Kaiser Franz Josephs Balkanpolitik.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky.

Ein schöner Zufall hat es gefügt, daß des Kaisers Jubeljahr auch zu unvergänglicher Bedeutung in der Geschichte des Reiches wurde. Oder war es doch kein bloßes Spiel des Zufalls, war es vielleicht eine Fügung ausgleichender Gerechtigkeit, welche dem vom Schicksale oft so hart Betroffenen die erhebende und versöhnende Genugtuung gewähren wollte, eigenhändig den Schlußstein zu einem der bedeutendsten seiner Lebenswerke setzen zu dürfen? Zu einem Werke, welches von Anfang bis zu Ende des Kaisers ureigenste Schöpfung ist! Das Wort, es sei der Kaiser sein eigener Minister des Äußern, hat bei wenig anderen Geschehnissen so zutreffende Bedeutung wie bei diesem vor 30 Jahren unternommenen Schritt, mit welchem die Monarchie ihre Balkankarriere begann.

Im Jahre 1875 war es, als anläßlich der Kaiserreise nach Dalmatien die ersten Fühler nach Bosnien und der Herzegowina ausgestreckt wurden. Kirchenfürsten aus der Herzegowina kamen nach Ragusa, dem Kaiser zu huldigen und in der Krivošje wurde eine Deputation bosnisch-herzegowinischer Notablen empfangen. Mit einem großen Apparat war diese Kaiserreise in Szene gesetzt worden, doch nur wenige der hohen Funktionäre, welche den Monarchen begleiteten, wußten bei Beginn der Reise, welch weitgestecktem Ziele sie dienen sollte. Dann später freilich, als man nach Dalmatien gelangt war, wurde dies den Meisten klar. Nicht bloß der Militär-Statthalter und der Landeshauptmann, auch breitere Kreise sprachen bereits von der Erwerbung des Hinterlandes wie von einem zweifellos bevorstehenden Ereignisse. — Die Ungewißheit schien nicht mehr die Maßregel selbst, sondern einzig und allein den Zeitpunkt zu betreffen, zu welchem sie erfolgen sollte.

Der Umstand, daß der Statthalter in Dalmatien ein General war, brachte es mit sich, daß dieser in direkter Beziehung und unmittelbarerem Verkehre zum Kaiser stand und vom Ministerium nur wenig abhängig war. Hiedurch war auch die Möglichkeit geboten, in Dalmatien eine von der Zentralregierung unabhängigere Politik zu führen. Dies hat Baron Rodich auch getan. Er unterstützte die Kroaten mit aller Macht, obwohl die italienische Partei eine Anlehnung an der deutschen Parlamentsmajorität hatte. Diese Politik nachhaltiger Förderung des südslawischen Elementes in Dalmatien war eben die notwendige Vorbedingung für eine bosnisch-herzegowinische Aktion. Auch hierin zeigte sich die weitausschauende persönliche Politik des Kaisers. So wurde schon damals das Terrain vorbereitet und drei Jahre nach der Kaiserreise folgte die Tat, als sich Österreich-Ungarn durch den Zusammenbruch der Türkei im Kriege mit Rußland und nach dem Frieden von St. Stefano von der Gefahr bedroht sah, daß Serbien und Montenegro sich zusammenschließen und mit Bosnien und der Herzegowina ein uns umklammerndes südslawisches Reich bilden könnten. Da war der Augenblick zum Handeln gekommen. Über Lord Beaconsfields Vorschlag übertrug uns der Berliner Kongreß das zeitlich unbeschränkte Mandat, unsere Verwaltung auf Bosnien und die Herzegowina auszudehnen. Ungeachtet einer kurzsichtigen Gegnerschaft im österreichischen Abgeordnetenhause wurden die beiden türkischen Provinzen okkupiert, die nun nach drei Jahrzehnten den Länderkomplex der Monarchie zu vergrößern berufen sind.

Diese Gebietserweiterung vollzieht sich heute ohne Blutvergießen, ohne Gewalttat, als etwas Selbstverständliches und Langerwartetes. Sowie mit Naturnotwendigkeit eine bestimmte Bewegung die andere auslöst, so folgt dem ersten Schritte — der Okkupation — nun auch in natürlichem Rhythmus der zweite Schritt: die Annexion. Wenn dem so ist — wenn diese Länder wie eine reife Frucht dem zur Ernte Berechtigten in den Schoß fallen, so ist dies eben nur die Folge des klugen, von der Alltagsstimmung unbeirrten Handelns unseres Monarchen.

In dem Bewußtsein der vollen Rechtmäßigkeit unseres Vorgehens wird uns auch Serbiens gutgespielte Entrüstungskomödie keineswegs erschüttern, sondern nur noch mehr bestärken. Wer kann sich mit Fug durch die Annexion in seinen rechtmäßigen Ansprüchen verletzt oder in begründeten Hoffnungen getäuscht fühlen? Der serbische Staat oder das nach Einigkeit strebende südslawische Volk? Selbst fanatische Anhänger des großserbischen Gedankens müssen zugeben, daß Serbien weder einen historisch begründeten noch einen staats- oder völkerrechtlich motivierten Anspruch auf bosnisch-herzegowinisches Territorium besitzt. Der Staat Serbien kann sohin in der erfolgten Eingliederung der einstens von uns okkupierten Provinzen keinerlei Verletzung eines Rechtes, keinerlei Eingriff in eine ihm tatsächlich zustehende Einflußsphäre erblicken. Aber noch weniger als dies: Weder moralische noch ethische und auch nicht kulturelle Gründe kann Serbien für seine Ansprüche ins Treffen führen. Seit Jahrzehnten der Spielball verworfener und gewinnsüchtiger Cliquen, von Herrschern regiert, deren blutbefleckter Thron an ein mittelalterliches Gewaltregime mahnt, bietet Serbien das Bild eines von Staatsstreich zu Staatsstreich wankenden Gemeinwesens. Serbische Dynastien und serbische Staatsmänner haben bis heute alles eher als den Beweis erbracht, daß sie zu einer Kulturmission befähigt und sohin berufen seien, noch andere als die ihrer Herrschaft bisnun unterworfenen Gebiete in ihre Verwaltung zu nehmen!

Aber auch nicht einmal das nationale Gemeinsamkeitsstreben kann Serbien für sich und seine großserbischen Ansprüche in den Vordergrund stellen und geltend machen, ohne auf vollbegründeten Widerspruch zu stoßen. Das Gesetz der Attraktion der Massen übt auch im Werdeprozesse nationaler Einheiten seine Wirkung und wird sie auch in diesem Falle üben, unbekümmert um den Traum eines südslawischen risorgimentos unter Belgrads Führung. Nun stellen Fiume, Kroatien und Dalmatien allein ein geschlossenes, von mehr als 3 Millionen Südslawen bewohntes Gebiet dar, während das Königreich Serbien wenig mehr als 2·2 Millionen Seelen slawischer Nationalität zählt. Wenn wir noch die in Ungarn und Istrien lebenden Slawen zu jenen des kroatisch-dalmatinischen Blocks hinzurechnen, so gelangen wir zu einer Ziffer von fast 4 Millionen, während Serbien und Montenegro zusammen nur 2·46 Millionen slawische Einwohner aufweisen. Ist es nicht geradezu selbstverständlich, daß die Bosnier und Herzegowiner zu der nicht bloß größeren, sondern auch kulturell ungleich höher stehenden Masse österreichisch-ungarischer Südslawen gravitieren und ihr schließlich eingegliedert werden? Bietet nicht die Vergangenheit und Gegenwart einen unwiderleglichen Beweis dafür, daß diesen Völkerschaften unter dem Zepter der Habsburger eine ruhigere Entwicklung und glücklichere Zukunft gewährleistet sein wird, als sie es unter der Herrschaft stets wechselnder Opanken-Dynastien zu gewärtigen hätte. — Es mag zutreffen, daß der serbische

Staat ohne Ausfallstor zur Adria auf die Dauer wirtschaftlich nicht bestehen kann. Diese Erwägungen dürfen und werden an unserer Politik kein Jota ändern. Denn es hieße uns selbst aufgeben, wollten wir dieses serbische Streben jemals als diskutabel bezeichnen.

Wenn wir fest bleiben und wenn wir den in unsere Völkerfamilie aufgenommenen Südslawen ein wohnliches, sie befriedigendes Haus bauen, so wird des serbischen Volkes Sehnen allmählich andere Richtungen annehmen. Große Zukunftsmöglichkeiten bieten sich uns dar und der sie uns erschlossen, ist der Monarch, welcher auf eine nunmehr sechzigjährige Regierung zurückblickt. Wechselvoll war diese lange Spanne Zeit, wechselnd im Glück wie im Unglück. Der größte Erfolg ward dem Kaiser im Jubeljahre beschieden und ein unendlich weittragendes Ereignis hat dieses seltene Fest verschönt!

Columbus und Rauscher als Lehrer unseres Kaisers.

Von Cölestin Wolfsgruber.

Erzherzog Franz Joseph ist in das eigentliche Lernalter eingetreten. Schon sind Lehrer tätig zur Erreichung der Unterrichtsziele. Die Grafen Heinrich Bombelles und Johann Coronini wirken als Erzieher. Die Richtung, welche die Erziehung gibt, nimmt in der Regel bestimmenden Einfluß auf die ganze Zukunft des Zöglings. Daß die richtige Linie eingehalten und das Lebensziel glücklich erreicht werde, fördert wesentlich eine entsprechende Einwirkung des Religionslehrers. Für dieses wichtige Amt bei „Franzi" fand Bombelles den geeigneten Mann in Josef Columbus.

Josef Columbus stammte aus Pulkau in Niederösterreich, wo sein Vater eine Zeitlang Bürgermeister war. Ein Jahr nach Erlangung des theologischen Doktorgrades wurde er zum Hofkaplan und bald auch zum Studiendirektor im höheren Weltpriesterbildungsinstitute ernannt. Hofkaplan Columbus war von ebenso zarter Gewissenhaftigkeit als einnehmendem Wesen. Dies gefiel dem Erzherzog Franz Carl so wohl, daß er ihn nach dem Ableben des Propstes Pletz zum Beichtvater nahm. Acht Tage später, am 11. April 1840, trug ihm Bombelles in hohem Auftrage den Religionsunterricht bei den Söhnen des Erzherzogs an. „Ich betete darüber und erklärte mich tags darauf (Gott weiß widerstrebend. Deus, noli me condemnare) bereit zur Annahme."

Columbus stand im 36. Lebensjahre, als er dies Lehramt antrat; am 15. April hielt er bei „Franzi" die erste Religionsstunde. Mit welcher Gewissenhaftigkeit er seines Amtes waltete, zeigt sein handschriftlicher Nachlaß, der den mit peinlicher Genauigkeit geordneten Lehrgang und die einzelnen sorgfältig ausgearbeiteten Vorträge enthält.

Columbus wirkte nicht bloß unterrichtend, sondern auch erziehend. Er war auch der Beichtvater seines Zöglings und ließ es an gewissenhafter Sorge nicht fehlen. Zum Christkind 1840 widmete er ihm Sintzels Gebetbuch, in das er ihm die Kupfer einbinden ließ: Der kreuztragende Heiland, Mater dolorosa, Franciscus, der Heiland an der Türe klopfend, der Schutzengel. Als er im Oktober 1843 Erzherzog Franz Carl nach Mariazell begleitete, brachte er jedem seiner erzherzog-

lichen Schüler eine kleine Statuette der Mutter Gottes, eine silberne Medaille der Immaculata und einen Rosenkranz mit silbernem Kreuz. Es geschah dies zu derselben Zeit als Erzherzog Franz Joseph aus seiner Kasse „ganz geheim" einem Armen 20 fl. gab, worüber sich die Mutter und der Religionslehrer sehr freuten.

Am 30. April 1842 empfing Erzherzog Franz Joseph die erste heilige Kommunion. Columbus benützte schon die Vorbereitungsstunden, um namentlich die Gründe für gewissenhafte Erfüllung der Berufspflichten seinem Zögling, „wie Gewichter in sein Gewissen hineinzuhängen". Am Vorabende verrichteten Franzi, seine Brüder und die Eltern die heilige Beichte. Über die Erstkommunion merkte sich der seeleneifrige Religionslehrer an: „Dies magna! Der Tag der ersten Kommunion des Erzherzogs Franz Joseph. Ich las die Messe um 1/28 Uhr in der Josephikapelle. Der Altar war schön mit Blumen geschmückt, 12 Lichter waren angezündet, Bragato (Hofkaplan der Kaiserin) ließ sich nicht abhalten, er assistierte mir. Am Fuße des Altars war ein Betschemel mit 3 Sesseln hergerichtet, auf welchem in der Mitte der Erzherzog Franz kniete, zu beiden Seiten seine Eltern, rechts von ihm der Vater, links die Mutter. Im ersten Stuhle waren seine Brüder Ferdinand, Maximilian und Karl Ludwig mit dem Grafen Bombelles. Im Oratorium waren zugegen: Kaiser und Kaiserin, Erzherzog Ludwig, Erzherzogin Klementine und Tochter Karoline. Vor der Kommunion hielt ich eine Anrede. Als zweite Messe hörten die Herrschaften die 9 Uhr Messe (Segenmesse). Ich wurde zu Tisch geladen bei dem Erzherzog Franz Joseph, wobei nur noch die Grafen Bombelles und Morzin waren. Auch der Erzherzog leistete dabei nur assistentiam corporalem, da er später mit den Eltern speiste. Vor Tisch wurden die Geschenke gezeigt, die Erzherzog Franz zur Erstkommunion bekommen hatte. Von der Mama das Gebetbuch von Zwickenpflug mit wunderschönen Worten, die die Erzherzogin hineingeschrieben hatte; von Papa ein elfenbeinernes Kruzifix, an dessen Fußgestelle eine metallene Platte mit der Inschrift: Meinem lieben Sohne Franz bei Gelegenheit des Empfanges der ersten heiligen Kommunion zugleich mit seinen Eltern am 30. April 1842 von seinem ihn innig liebenden Vater Franz Carl; von der Kaiserin Mutter ein sehr schönes gemaltes Kruzifix." Columbus selbst widmete seinem Zögling zur Erinnerung an den großen Tag das lateinische Meßbuch in Handausgabe (Manz) und das Büchlein: der Herr ist mein Anteil. Als nach 3 Jahren (4. März 1845) Erzherzog Ferdinand Maximilian die erste heilige Kommunion empfing, bemerkte die genau achthabende Erzherzogin Mutter, wie sich doch die Charaktere der beiden Brüder ganz verschieden gezeigt hätten, indem Franzi bei seiner Erstkommunion „ganz ruhig" geblieben und „wie verklärt" gewesen sei, Ferdinand dagegen vor Ergriffenheit geweint habe.

Die einfache und vernünftig abhärtende Lebensweise der Prinzen erwirkte feste und blühende Gesundheit. Der Unterricht erlitt infolge Erkrankung keine nennenswerte Störung. Während eines kleinen Unwohlseins des „Franzi" vom 30. Jänner bis 5. Februar 1843 dauerte der Unterricht uneingeschränkt fort. Wenig Berücksichtigung fanden die Feuchtblattern, die sich anfangs 1844 ankündigten und den Erzherzog vom 4. bis 8. Jänner im Bette festhielten. Doch erteilte Columbus seinen gewöhnlichen Unterricht „am Bette sitzend" in Anwesenheit der Erzherzogin Mutter. Am 16. d. M. durfte Erzherzog Franz Joseph wieder zum kleinen Ludwig kommen.

Am folgenden Tage stellte sich aber bei ihm plötzlich ein starkes Fieber ein und da am selben Tage Ferdinand und Karl die Feuchtblattern bekamen, lagen die älteren 3 Erzherzoge zu Bette. Franz stand zwar schon nach 4 Tagen wieder auf und setzte seine Studien fort, fühlte sich aber andauernd nicht ganz wohl. Da brach bei ihm am 15. April der Scharlach aus. Der Verlauf der Krankheit war aber ein so günstiger, daß der Erzherzog nach 8 Tagen wieder aufstehen durfte. Columbus jammerte über seine „Karenz", da er nur bei den jüngeren Brüdern zum Unterricht erscheinen durfte. Endlich am 22. Mai wurde die Absperrung aufgehoben, die Brüder bezogen hierauf ihre gewöhnliche Wohnung und tags darauf wurde der Unterricht wieder aufgenommen. In Rücksicht für Franz zog Erzherzogin Sophie diesmal als die Erste mit den Kindern schon am 25. Mai nach Schönbrunn. Der Peter- und Paulstag traf den Erzherzog Franz abermals im Bette. Türckheim setzte ihm 6 Egel. Am 6. Juli durfte der Patient aufstehen, doch erst am 14. Juli die Studien wieder fortsetzen. Am 27. Juli begaben sich die Eltern mit den Kindern nach Ischl und von da an fiel in der ganzen Lernzeit auch nicht eine Stunde durch Krankheit aus.

Schon war die Stufe der Erkenntnis und geistigen Reife erreicht, auf der es rätlich schien, mit Philosophie und ius canonicum einzusetzen. Im Juli 1844 begann die Suche nach Lehrern. Die Stelle für Philosophie war leicht besetzt. Columbus wies auf den Direktor der orientalischen Akademie Abt Othmar v. Rauscher hin. Die Hoheiten stimmten bei. Am 21. Juli nahm Rauscher an, am 29. Oktober hatte er Audienz bei den erzherzoglichen Eltern. Rauscher stellte in seinem Programme Ziel und Richtlinien seines Unterrichtes auf. „Der Philosophie" — schrieb er — „in richtiger Auffassung und Abgrenzung kommt ein hoher Wert, eine umfassende Wirksamkeit zu. Während alles menschliche Wissen durch den Begriff bedingt ist, lehrt sie den Begriff selbst verstehen und schützt vor jener Begriffsverwirrung, unter deren Schutz das Falsche den Schein des Wahren borgt." Über seine Aufgabe, Erzherzog Franz Philosophie vorzutragen und über sein Bemühen, sie mit Erfolg zu lehren, äußert er sich in einem Schreiben an Kardinal Schwarzenberg: „Man hat mir den Unterricht in der Philosophie bei dem ältesten Sohne des Erzherzogs Franz Carl übertragen und dies ließ sich natürlich nicht ablehnen. Nun habe ich zwar wöchentlich nur 3 Stunden zu geben; indessen wird es im Sommer, da ich nach Schönbrunn fahren muß, mich doch 3 Vormittage kosten, und was die Hauptsache ist, ich weiß kein Lehrbuch anzuempfehlen. Die deutsche Philosophie befindet sich in einer verworrenen Übergangsperiode; sie ringt nach einer klärenden Krise, welche jedoch noch keineswegs eingetreten ist. Kants Mängel und Verstöße sind hinlänglich nachgewiesen; aber alle Versuche, über ihn hinwegzukommen, sind zum Teile ohne alles für die Wissenschaft wichtige Ergebnis geblieben, zum Teile haben sie zu weit schlimmeren Irrtümern geführt. Ich sehe mich also genötigt, zum Behufe meiner Vorträge einen Abriß der Philosophie zu verfassen und ich brauche Ew. Eminenz nicht zu sagen, daß dies keine kleine Arbeit ist, um so mehr, da alles nach den Bedürfnissen eines Prinzen, welcher zwar reiche Talente besitzt, aber erst im 15. Jahre ist, berechnet sein muß." Am 6. November begann er den Unterricht. Ernst und gemessen wie immer hob Rauscher also an: „Seit nicht weniger als dritthalbtausend Jahren besteht eine Wissenschaft, welche den einladenden Namen der Liebe zur Weisheit

trägt. Weisheit ist aber eine Vollkommenheit der Erkenntnis, wo sie zugleich den Willen durchgreifend bestimmt, und bezeichnet hiermit das höchste Ziel menschlicher Geistesentwicklung, so daß das Streben nach wahrer Weisheit sich von selbst als die wichtigste Aufgabe unseres Lebens darstellt. Allein die wahre Weisheit besteht in der richtigen Erkenntnis Gottes und unserer Pflichten, verbunden mit einer Kraft und Weisheit der Willensrichtung, durch welche wir der Erkenntnis entsprechend handeln: sie ist daher durch die wahre Religion bedingt und wirklich entstand die Philosophie durch das Bestreben, für die Mängel einer tief gesunkenen Religion Ersatz zu finden. Für den Griechen und Römer war die Philosophie die Quelle, aus welcher er seine Überzeugungen von Gott und Pflicht schöpfte. Dies kann sie für keinen des Namens würdigen Christen sein: denn ihm leuchtet ein höheres Licht." Die beiden Erzieher waren's zufrieden. Insbesondere äußerte Coronini „seinen Respekt vor Rauscher, wohl sei es hoch gewesen, so daß auch die Erwachsenen gespannt sein mußten". Der, dem die Vorlesung galt, äußerte, er habe die Sache nicht recht verstanden, es sei immer von Wahrheit gesprochen worden, es sei ihm konfus vorgekommen. Kein Zweifel, Rauscher hatte den philosophischen Anflug zu hoch genommen. Doch nicht lange und der Schüler folgte dem Gedankenfluge des Lehrers. Er bewunderte diesen Lehrer vor den anderen „als gelehrt". Rauscher behandelte der Reihe nach allgemeine und besondere Seelenkunde, die an sich betrachtete und die angewandte Denklehre, Metaphysik und Ästhetik. In der „praktischen Philosophie" suchte er die Lehren der theoretischen Philosophie auf die Bestimmung der menschlichen Handlungen anzuwenden und aus dem Begriffe Gottes und des Menschen und der Tatsache des Gewissens die Gesetze der Freitätigkeit abzuleiten.

In dieser Zeit wurden Erzherzog Franz Joseph auch schon verschiedene Ehrungen zuteil. An seinem Geburtstage 1843 wurde er zum Obrist und Regimentsinhaber ernannt. Öffentlich erschien er in Oberstenuniform zum ersten Male bei der Grundsteinlegung zum Monument seines Großvaters im inneren Burgraum (18. Oktober). Im September 1844 erhielt Erzherzog Franz den preußischen schwarzen Adlerorden. Es war dies sein erster Orden. Am 24. November wurde ihm das goldene Vlies erteilt. Die Vesper am Vortage und das Hochamt am Festtage hielt der Erzbischof. Zur Zeremonie im Rittersaale waren alle Lehrer auf der Tribüne anwesend. Während des Hochamtes erteilte Columbus bereits wieder Unterricht bei den Erzherzogen Ferdinand und Karl, die dem Ritterschlage beigewohnt hatten.

Der Unterricht wurde sorgsam überwacht. In treuer Muttersorge wohnte diesem Erzherzogin Sophie oft an, erwartete wohl auch nach der Stunde den Lehrer und verlangte genauen Bericht. Mitunter ließ sie die Stunden in ihrer Kammer geben. Am 1. Dezember 1844 erging von Bombelles an alle Lehrer der Auftrag, schriftliche Monatsberichte zu erstatten. Streng waren die Semestralprüfungen, sie dauerten mindestens 4 Tage. An 2 Tagen waren die schriftlichen Prüfungen. Jeder Lehrer bekam ein gebundenes Heft; in dieses schrieb er die Fragen, die Erzherzoge hatten die Antworten beizusetzen. Der Lehrer trug hierauf die Korrekturen und sein Urteil ein. Eine stattliche Reihe dieser Prüfungshefte ist noch erhalten. Unmittelbar daran schlossen sich durch 2 oder 3 Tage die mündlichen Prüfungen. Die erleichtert aufatmenden Lehrer und Schüler lud der Erzherzog

Vater jedesmal zu einer Prüfungstafel. Als die Prüfungen nach dem 1. Semester 1846 (25., 27. April schriftlich; 28., 29., 30. April mündlich) heranrückten, verständigte Bombelles die Lehrer, daß er beabsichtige, eigene Examinatoren zu laden; doch die Bedenken der Lehrer brachten ihn von diesem Vorhaben ab. Ein Blick auf die Prüfungstafel (30. April 1846) vermittelt uns eine schnelle Kenntnis des ganzen Lehrerstabes. Die Sitzordnung war folgende: 1. Erzherzog Franz Joseph, 2. Erzherzog Ferdinand, 3. Erzherzog Carl, 4. Oberst Hauslab, 5. Graf Morzin, 6. Weyda, 7. Tschipulka, 8. Columbus, 9. Fick, 10. Graf Coronini, 11. Bolza, 12. Leydolt, 13. Doré, 14. Fränzl, 15. Bombelles, 16. Oberst vom Regiment Heß, 17. Dullinger, 18. Bobics, 19. Geiger, Klaviermeister, 20. Baron Gorizutti, 21. Hoffer, 22. Geiger, Zeichenmeister, 23. Löschner, Offizier, 24. Wittek, Hauptmann, 25. Cappler, Oberleutnant bei der Kavallerie, 26. Abt Rauscher, der seinen Platz zur Rechten des Erzherzogs Franz Joseph hatte.

Man muß über den Fleiß und die Ausdauer der Prinzen billig staunen, wenn man bedenkt, daß im Sommer der Unterricht um 6 Uhr begann und nur vereinzelt eine Stunde des Tages freigelassen war. Erzherzogin Sophie konferierte deshalb Ende November 1846 mit Bombelles und Coronini. Sie sei besonders besorgt wegen Franzi, der heuer so viel zu lernen habe. Doch beide sagten, es sei nicht anders möglich. Sie würden aber die Vorsicht anwenden, daß er niemals mehr als 3 Stunden nacheinander habe.

Man müßte sich geradezu verwundern, wenn sich die tief eingreifende Gärung nach Neugestaltung, die sich der weiten Lande unter Österreichs kaiserlichem Adler bemächtigte, unter den Erziehern und Lehrern der Prinzen am Kaiserhof nicht fühlbar gemacht hätte. Noch im März 1844 konnte Erzherzogin Sophie ihre lebhafte Befriedigung darüber aussprechen, daß sie bisher bei der Wahl der Lehrer immer glücklich gewesen sei. Doch schon im Jänner des folgenden Jahres beklagte sie die beständigen Reibereien zwischen Bombelles und Coronini, die sie immer auszugleichen habe. Da „das Schisma in der Kammer" immer größer wurde und man öfters die Besorgnis aussprach, daß das gespannte Verhältnis mit der Zeit zum Nachteil der Erziehung ausschlagen könnte, waltete die hohe Frau immer wieder als Friedensvermittlerin. Sei für die Details Coronini vortrefflich, so habe Bombelles im großen einen sehr richtigen Blick. „Ich gehe immer von dem Grundsatze aus, daß sich das Vollkommene nicht erreichen läßt; überall ist etwas."

Besonders wirksam wurden die beiden Strömungen bei der Suche nach neuen Lehrern. Gemäß einer Verordnung Josephs II. hatte sich der Lehrer der Theologie an das von der Studien-Hofkommission approbierte Lehrbuch zu halten, so daß er auch nicht das Geringste abändern oder beisetzen durfte. Seitdem war die Theologie in Österreich eine amtliche. 1809 war Rechbergers „Handbuch des österreichischen Kirchenrechtes" als Lehrbuch vorgeschrieben worden. 1834 wurde diesem Handbuche die Eigenschaft eines vorgeschriebenen Lehrbuches entzogen. Es war dies der erste Schritt, der die Absicht der Regierung kundgab, den Grundsätzen dieses Buches nicht mehr beizupflichten. Nun rangen die beiden Richtungen um die Herrschaft und lange wogte der Kampf. Dies zeigte sich auch recht deutlich, als es sich darum handelte, dem Erzherzog, der einst über Österreich herrschen sollte, einen Lehrer des kanonischen Rechtes zu geben. Die Leitung der juridisch-politischen

Studien des Erzherzogs übernahm Staatsrat Freiherr v. Pilgram. Er hatte schon wiederholt keineswegs freundliche Auseinandersetzungen mit Rauscher gehabt. 1836 lieferte dieser von Metternich beauftragt, eine Arbeit über die Regelung der Eheangelegenheiten in Österreich. Staatsrat Pilgram, zur Beurteilung autorisiert, faßte sein Urteil in die Worte: „Den Grundsatz vorausgesetzt, habe ich wider das Einzelne der beantragten Bestimmungen nichts einzuwenden, allein dem Grundsatze werde ich niemals beistimmen." Als Rauscher ihm sagte, es ließe sich die Sache durch einen einzigen Paragraphen ins rechte Geleise bringen, antwortete jener: „Ja das glaube ich Ihnen, aber was wird das für ein Paragraph sein." Im folgenden Jahre brachte das Kölner Ereignis die Geister in große Aufregung. Metternich setzte zur Regelung der Angelegenheit der gemischten Ehen eine Kommission ein, deren Referent Rauscher war. Doch Pilgrams entschiedener Einspruch schlug Rauschers Arbeit tot. Metternich wurde kopfscheu. So kam es, daß er Bischof Lonovics (Csanád) nicht Rauscher, mit dem Staatskanzleirat Jarcke nach Rom schickte. Ihre Verhandlungen erwirkten das Breve (1841) mit den Instruktionen für Österreich und Ungarn. In dieser Lage der Dinge hatte der Antrag, Rauscher oder Jarcke als Lehrer des kanonischen Rechtes zu bestellen, geringe Aussicht verwirklicht zu werden. Pilgram ließ die Wahl zwischen Meschutar, der damals Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht war, und Columbus. Dieser erhob Einwendung. Er habe dieselben Grundsätze wie Rauscher, auch stimme das neue Amt vielleicht nicht ganz zu dem des Religionslehrers. Allein, so oft er auch auf Rauscher hinwies, wurde ihm bedeutet, daß es mit diesem nicht gehe, weil ihn Pilgram nicht wolle. Dieser wiederholte immer, Rauscher sei zu „hochkirchlich", „der würde uns ganz römisch machen". Für Columbus sprach entscheidend der Umstand, daß er im Frintaneum Vorträge aus dem Kirchenrechte hielt und es bei den theologischen Rigorosen prüfte. So verfertigte denn Columbus eine Programmschrift, in der er auch anmerkte, er wolle sich eines Buches (etwa Helfert) bedienen. Am 2. November 1846 begannen Columbus (Kirchenrecht) und Fränzl (Naturrecht) ihre Vorträge.

Große Freude machten den drei jungen Erzherzogen ihre Ferienreisen. Im September 1844 unternahmen sie eine Reise durch Tirol; weit größer war die Studienreise im folgenden Jahre. Sie ging am 25. August von Schönbrunn aus nach Ischl, von da „über die Gebirge nach Gastein, Tirol, Verona, Venedig Triest, Mariazell". Am 5. Oktober trafen die Reisenden in Wien ein. Erzherzog Franz Joseph brachte dem verehrten Lehrer Columbus aus Mariazell „eine gemalte schmerzhafte Muttergottes". Die Rückseite zierte der Name des Spenders. Dies Bild hing beim Bette des Lehrers bis zu seinem Tode. 1847 reisten die Prinzen nach Böhmen und Sachsen und kamen am 1. Oktober wieder heim.

1847 las Rauscher mit Erzherzog Franz auch lateinische Klassiker: Senecae tragoediae, Tibullus und Ovidius; gleichzeitig wurde noch Geschichte der Philosophie und die Entwicklungsgeschichte der altrömischen Verfassung vorgetragen.

In diesem Jahre wurde der Unterricht aus Dienstesrücksichten unterbrochen. Erzherzog Franz reiste am 15. Jänner in Begleitung von Bombelles und Coronini zum Leichenbegängnis des Erzherzogs Palatin; er schwebte damals in Lebensgefahr, da die Pferde durchgingen, zum Glück aber an eine Mauer anliefen, so daß die Wagenstange zerbrach. Am 14. Oktober reiste der Erzherzog um 3 Uhr

morgens mit Coronini nach Pest, um als kaiserlicher Kommissär den Erzherzog Stephan als Statthalter von Ungarn einzuführen. Daß der Erzherzog die Mission so vortrefflich ausführte, bereitete seiner Mutter eine große Freude. Vom 11. bis 16. November finden wir Erzherzog Franz Joseph in Preßburg, wohin er mit seinem Vater und dem Kaiser wegen Eröffnung des Landtages und der Wahl des Palatins gekommen war.

Im Beginn des Jahres 1848 machte Columbus selbst Bombelles aufmerksam, daß es vielleicht den Erzherzog Franz etwas genieren dürfte, aus der Religion Semestralprüfung zu machen, „weil es ja im Jus nicht mehr gewöhnlich sei". Man beschloß, von der Prüfung dieses Gegenstandes abzusehen. Übrigens stand am 9. April in der „Wiener Zeitung", daß am 6. April die Ernennung des Erzherzogs Franz Joseph zum Statthalter in Böhmen erfolgt sei. Damit würde ohnehin aller Unterricht bei ihm aufgehört haben. Da aber die ganze Angelegenheit ins Stocken geriet, wurde der Unterricht fortgesetzt.

Natürlich brachte das an Aufregungen so reiche Jahr 1848 auch in den Unterrichtsbetrieb einige Störung. Unmittelbar zwar vermochten freilich selbst die Märztage eine Unterbrechung nicht zu bewirken. So schickte am 14. März in aller Früh Rauscher an Columbus ein Billett: „Ich habe heute von 10 bis 12 Uhr bei den Erzherzogen Unterricht und besorge, bei der Burg möchte das Gedränge zu groß sein. Daher werde ich mir erlauben, um ³/₄10 Uhr zu Ihnen zu kommen und Sie zu bitten, mich durch den Augustinergang führen zu lassen. Welcher Tag war gestern!"

Am 24. April (Ostermontag) hatte Columbus bei Franz Unterricht in der Wohnung der Erzherzogin Mutter. Es war die letzte Religionsstunde. Nach derselben offenbarte der Erzherzog, daß er schon am nächsten Tage zur Armee abreisen werde. In der Tat begab sich Franz Joseph am 25. April von der Parade der Nationalgarde auf dem Glacisweg unmittelbar auf die Reise nach Verona. Sein Begleiter und Kammerherr war Graf Mensdorff. Angelus Domini comitetur Eum, betete Columbus. Die Mutter aber hatte schon zwei Tage früher einen Brief an Radetzky vorausgeschickt: „Mein Teuerstes, mein Herzblut, übergebe ich Ihren treuen Händen! Leiten Sie mein Kind auf Ihrer Bahn, so geht er gut und mit Ehren; seien Sie ihm ein guter Vater, er ist dessen wert, denn er ist ein braver ehrlicher Junge und seit seiner Kindheit mit Leidenschaft dem Soldatenstand ergeben. Mein Sohn wird Ihnen sagen, wie innig und tief ich Ihren und Ihrer Truppen Ruhm und treue Tapferkeit empfinde und bewundere, wie in dieser an seltenen Männern so armen Zeit ich mich an Ihrer hervorragenden Persönlichkeit erfreue und stolz darauf bin, daß Sie uns angehören!"

Am 17. Mai um 3 Uhr nachmittags erfolgte von der Bellaria aus die Flucht des Kaiserpaares nach Innsbruck. Was ist Wien ohne Kaiser? Die Abwesenheit des Hofes wurde schmerzlich empfunden. Am 24. Mai luden P. Edmund Götz, Prior des Stiftes Schotten, und Leopold Max Horni, Stiftsdechant bei St. Peter, mehrere Geistliche für abends 5 Uhr in den Speisesaal des Barnabitenkollegiums bei St. Michael zu einer Besprechung „über eine an Se. Majestät zu entsendende Deputation des Wiener Klerus". Am 3. Juni machten sich die gewählten Deputierten, Abt Sigismund Schultes von den Schotten, Dom-

kustos Salzbacher und Franz Tiller, Pfarrer am Hof, auf den Weg nach Innsbruck, die Rückkehr des Kaisers zu erbitten. Auf dem Heimweg begegneten sie in St. Johann dem Burgpfarrer Feigerle und Domherrn Columbus, die sich eben an den Hof nach Innsbruck begaben. Am 11. Juni kamen sie in der Hauptstadt Tirols an, wo Columbus sofort den Unterricht bei den Erzherzogen Ferdinand und Karl aufnahm. Ganz gleichzeitig traf Erzherzog Franz von der Armee ein und hörte nach Verlauf einiger Tage wieder Vorträge aus dem Kirchenrechte.

In Wien gestaltete sich die Lage immer bedrohlicher. Abt Rauscher schrieb am 15. Juni an Columbus: „Bei uns herrschen die Radikalen vollständig und knechten Wort und Schrift ebenso vollständig als Sedlnitzky, nur in entgegengesetzter Richtung. Pillersdorf macht immer Zugeständnisse.“ Für den 22. Juli war die feierliche Eröffnung der konstituierenden Reichsversammlung in Wien bestimmt. Die Frage, wer sie eröffnen würde, bewegte die Geister. Abt Rauscher schrieb am 2. Juli an Columbus: „Ich wollte, ich wäre auf irgend einer fernen Insel und hörte nichts von all den Schlechtigkeiten und Torheiten, welche an der Tagesordnung sind. Ein paar Tage hat man jetzt von Pillersdorf gar nichts, also auch keinen neuen Beweis von Feigheit und Kopflosigkeit gehört. Aber eine Besserung ist, so lange er Ministerpräsident ist, nicht zu erwarten. Warum der Kaiser den Reichstag nicht in Person eröffnen will, kann ich nicht begreifen. Man wird doch nicht gleich bei der Eröffnungsfeierlichkeit eine Sturmpetition machen.“ Nach der Eröffnung des Reichstages durch Erzherzog Johann bestand eine Zeitlang der Plan, daß Erzherzog Franz Karl sich nach Wien begebe. Die Erzherzoge Ferdinand und Karl sollten ihn begleiten, Erzherzog Franz Joseph aber sollte beim Kaiser bleiben.

Am 25. Juli empfingen die Erzherzoge Franz Joseph, Ferdinand und Karl gemeinsam das heilige Sakrament der Firmung, und zwar von Fürstbischof Johann von Tschiderer. Columbus merkt an: „Früh um 1/2 7 Uhr ging ich zu den 3 Erzherzogen und dann mit ihnen (in Begleitung des Grafen Mensdorf und des Hauptmanns Wittek) in die Sakristei der Hofkirche bei den Franziskanern, woselbst alle beichteten. Dann las ich für sie die Kommunionmesse in der silbernen Kapelle. Um 9 Uhr war die Firmung in der Hofkapelle, die der Fürstbischof von Trient vornahm. Er hielt zuerst eine kleine Anrede vom Altare aus mit Infel und Stab, dann betete ich die 3 göttlichen Tugenden. Dann war die Firmung. Hierauf las der Bischof die Messe, wobei der Burgpfarrer (Feigerle) a dextris und ich a sinistris assistierte. Nebstdem waren noch dabei der Zeremoniär des Bischofs, Baron Altenburger, der Dekan Amberg und 2 Priester der Stadtpfarre. Vom Hof wohnten bei: der Kaiser, die Kaiserin, Erzherzogin Sophie mit dem kleinen Erzherzog Ludwig, Erzherzog Franz Carl. Pate für Franz und Karl war der Kaiser, für Ferdinand Erzherzog Ludwig, dessen Stelle Erzherzog Franz Carl versah.

Es ehrt Wien, daß es sich nach der Rückkehr des Kaisers sehnte. Daß sich aber diese Sehnsucht so äußern konnte, wie es Füster am 29. Juli im Reichstag und das Mitglied der akademischen Legion und Redakteur des Flugblattes „Omnibus“ Julius Krenn, aussprachen, ist weniger ehrend. In diesem Flugblatte lasen die Wiener: „Die Flucht des Kaisers ist an all dem Übel schuld, was Wien seit mehr als zwei Monaten betroffen hat. In Innsbruck ist der Kaiser mit einer chinesischen

Mauer von elenden schurkischen Pfaffen, aristokratischen Volksfeinden und herrschsüchtigen intriguanten Weibern umgeben. Wäre der Kaiser in Wien geblieben, so würde es sicherlich binnen kurzem bis auf den letzten Stein zerstört worden sein." Ganz richtig zeichnet die Lage der Dinge Erzbischof Milde in einem Brief vom 3. August an seinen Kanzleidirektor Eckelhard: „Ich bin sehr in Sorgen, da man jetzt Schach dem König ruft. Gibt man nach, so wird der Verlust des Spieles nur verzögert, gibt man nicht nach, schnell herbeigeführt." Endlich am 12. August kam der Kaiser wieder in seine Stadt. Selbst „Die Geißel" erschien am nächsten Tage in rosig schimmerndem Papier und rief: „Wien jubelt. Der Kaiser ist da! Er ist zurückgekehrt! Er ist wieder in der Stadt seiner freudetrunkenen Wiener." Der Philosoph Günther meldet in einem Briefe aus Rodaun seinem Freund Greif nach Salzburg: „Durch Croy (Kooperator am Hof) und Nemicek (gewesener Erzieher des Grafen Czernin) erfuhr ich, unter welchen Tränen von seiten der kaiserlichen Familie und unter welchem Jubel von Seite des Volkes der Einzug gefeiert worden sei. Der Zug ging direkt nach St. Stephan, wo der Kaiser das Te Deum anstimmen ließ. Ein schöner habsburgischer Zug, der aber Vielen nicht zu Gesichte stand, im Charakter Ferdinands."

Ganz zeitgemäß wendete Rauscher damals die Aufmerksamkeit der Erzherzoge Franz Joseph und Ferdinand auf „die Lehrerin des Lebens", indem er „Geschichte der französischen Revolution" und „Geschichte der englischen Verfassung" vortrug. Am 6. Oktober fuhr Columbus morgens nach Schönbrunn, um von 10 bis 11 bei Erzherzog Franz Joseph Unterrichtsstunde im jus canonicum zu halten. Rauscher, der mit seinem Unterricht anschließen sollte, geriet auf der Fahrt nach Schönbrunn schon unter die verhetzten und aufgereizten Scharen, welche aus den Vororten in die Innere Stadt eilten, um die dort in hellen Flammen ausbrechende Bewegung zu verstärken. Er brachte die Botschaft „von dem Tumult" ins Schloß und blieb die Nacht über in Schönbrunn, wo er am Morgen des nächsten Tages das kaiserliche Manifest verfaßte, „welches Herr v. Krauß nur in einem matten Auszuge bekannt machte". Der Kaiser erklärte zugleich als Zweck seiner neuerlichen Abreise von Wien, einen geeigneten Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus die konstitutionelle Freiheit zu einem wirklichen und dauernden Gemeingut für alle gleich wohltätig wirkend begründet werden könnte. Für den 10. Oktober war der Durchzug des Hofes in Pulkau, dem Geburtsorte des Columbus, angesetzt. Dieser war dahin vorausgeeilt. „Die Ankunft — schrieb er — „erfolgte um $^1/_2$6 Uhr. Ich ging sogleich zu den drei Erzherzogen, die beim Bäckermeister Buttler einquartiert waren und blieb bei ihnen, bis sie zu Tische in den Pfarrhof gingen. Am nächsten Morgen ging ich um 6 Uhr wieder in den Pfarrhof, wo die drei jungen Erzherzoge zu Pferde auf den Kaiser warteten. Ich sprach mit ihnen und nahm Abschied." Columbus fuhr erst am 19. Oktober nach Olmütz ab und kam dort am nächsten Tage um 3 Uhr an. Sofort nahm er den Unterricht wieder auf.

Als der Hof nach Olmütz abreiste, begab sich Rauscher nach Döbling, wo sein Bruder Karl eine Sommerwohnung hatte. Dort erreichte ihn am 20. Oktober die mündliche Post eines Hofkammerdieners, er solle nach Olmütz kommen, weil die Erzherzoge ihre Studien fortsetzen wollten und der Hof wohl über Winter aus-

bleiben werde. Er schrieb augenblicklich an Columbus: „Ich stelle mich vollkommen zur Verfügung des Kaiserhauses und bin bereit, für die Erzherzoge, auf welchen die Hoffnung der Zukunft Österreichs ruht, alles zu tun, was in dem engen Bereich meiner Kräfte liegt. Aber ich kann die Akademie, welcher ich nun im 17. Jahre vorstehe, nicht gleichsam wie ein Flüchtling verlassen und ohne daß ich meine Abreise zu rechtfertigen vermag, wüßte ich nicht einmal einen Paß zu bekommen. Was auch kommen möge, ich bin bereit, so bald abzureisen, als die schon beginnende Belagerung es mir erlaubt. Nur bitte ich, daß ich durch Wessenberg einen Urlaub erhalte." Da in der allgemeinen Unordnung eine Antwort nicht eintraf, richtete Abt Rauscher am 30. Oktober neuerdings ein Schreiben an Columbus. Er gibt darin auch Nachricht von seinen Erlebnissen. „Am 21. Oktober gegen Abend rückten die Truppen in Döbling ein. Die Döblinger, welche früher eine Menge demokratischer Rodomontaden ausgestoßen hatten, riefen Vivat! und brachten Wein und Lebensmittel. Der Sonntag verfloß vollkommen ruhig, die Stellwegen fuhren wie gewöhnlich hin und her, das Heer beschränkte sich darauf, die Lebensmittel abzuschneiden. Doch Montags am 23. Oktober taten die Arbeiter von der Nußdorfer Linie einen Ausfall. Ich beobachtete von dem Garten meines Bruders aus die Bewegungen der Truppen, als die Kugeln plötzlich über unsere Köpfe weg durch die Zweige der Bäume flogen. Gleich darauf donnerten die Kanonen und es erscholl der Ruf, die Soldaten seien geschlagen. Wirklich sahen wir von den Fenstern aus, wie die Soldaten in größter Unordnung in die Neugasse flüchteten. Man hatte die unglaubliche Albernheit begangen, die Kompagnie auf die Hauptstraße ohne alle Deckung vorrücken zu lassen, wiewohl die Offiziere von mehreren Personen, unter anderen von meinem Bruder, erinnert wurden, daß auf dem Linienwalle 2 Kanonen aufgepflanzt seien. Und hätten die Aufständischen nicht zu hoch gezielt, so wäre die ganze Kompagnie von den Kartätschen weggeschwemmt worden. Da wir auf diese Weise in die Mitte des Gefechtes versetzt waren, so hielten wir es für klüger, uns nach Weidling zurückzuziehen, wo wir abends unerwartet ankamen." Die Kämpfe vom 26. und 28. Oktober sah Rauscher vom Leopoldsberge aus. „Ich bitte Gott, daß er meine Schriften beschützt, welche die Frucht von mehr als 20jährigen Bemühungen sind. Um meine Bibliothek, die mich große Summen gekostet, wäre mir auch leid." Zum Schlusse kommt Abt Rauscher auf den eigentlichen Zweck des Schreibens. „Ich wollte, ich wäre gleich Ihnen in Olmütz, aber Sie werden wohl mit mir darin übereinstimmen, daß ich nicht abreisen konnte, ohne für die interimistische Leitung der Akademie zu sorgen. Lebzeltern ersuchte mich aufs dringendste, zu warten, bis er den Minister v. Wessenberg darüber verständigt habe." Noch hatte dieser Brief seine Adresse nicht erreicht, als Wessenberg am Allerheiligentage das Einberufungsschreiben an Rauscher abschickte. „Die Frau Erzherzogin Sophie hat mir den Wunsch geäußert, daß Dieselben bald wieder Ihre Vorlesungen bei den jungen Erzherzogen fortsetzen könnten. Es war mir angenehm zu bemerken, daß die Erzherzoge sich freuen, Dieselben wieder zu sehen und ein Wohlgefallen an Ihren Vorträgen äußern. Ach! nie war das Studium der Geschichte für Prinzen notwendiger als jetzt! Wie die Reiche sich auflösen, wie die Throne fallen, dieses haben wir erlebt; wie aber jene und diese aufrecht zu erhalten, dieses ist noch wenig studiert worden." Nun begab sich

Rauscher sofort nach Olmütz, wo er den Erzherzog Ferdinand Max in Geschichte unterrichtete. Franz Joseph war eigentlich nicht mehr zu diesen Stunden verhalten. Doch erschien er freiwillig, wenn es seine Arbeiten erlaubten.

Indes bereiteten sich wichtige Dinge in Olmütz vor. Die schrecklichen Erlebnisse, namentlich die zweimaligen Fluchtreisen, drückten auf das Gemüt des Kaisers so schwer, daß sein Entschluß, „zu abdicieren" unüberwindlich wurde. Immer weitere Kreise wurden ins Geheimnis eingeweiht. Den Domherrn Columbus beschied Erzherzog Franz Carl am 6. November um $^1/_2$9 Uhr abends, um ihm etwas Wichtiges mitzuteilen, was im Werke sei. Am folgenden Tage sprach nach dem Unterrichte auch Erzherzogin Sophie hierüber. Dennoch hatte Columbus bei Erzherzog Franz Joseph noch am 1. Dezember Unterrichtsstunde. Der Erzherzog ersuchte, ihm am nächsten Tage die heilige Messe zu lesen. „Dies magna" — notiert Columbus — „ich las für den Erzherzog Franz Joseph um 7 Uhr die heilige Messe in der erzbischöflichen Hauskapelle ad implorandum auxilium divinum. Ich nahm missam votivam de beata Maria Virgine, quia semiduplex et Sabbatum. Um 8 Uhr resignierte Kaiser Ferdinand und der neue Kaiser Franz Joseph I. trat die Regierung an. Quod Deus bene vertat! In nomine Domini!"

Columbus und Rauscher haben als Lehrer den Erzherzog Franz Joseph bis zu dem Augenblicke begleitet, da er den Thron seiner Väter bestieg. In der Folge gingen ihre Lebensbahnen äußerlich weit auseinander. Columbus blieb bei den Brüdern Seiner Majestät Lehrer und Seelsorger bis 1860, ging aber in aufrichtig selbstverleugnender Tugendstimmung so weit, daß er sich der Mitra niemals bediente; erst im Sarge wurde sein Haupt mit diesem Abzeichen seiner Würde bekleidet. Hingegen stieg Rauscher empor zu den höchsten Höhen des Glanzes, für die ja sein Geist geschaffen war. Einig aber waren und blieben beide in der unbegrenzten Verehrung für ihren ehemaligen Schüler und nunmehrigen Herrn und Kaiser.

Erinnerungen an die Orientreise Seiner Majestät des Kaisers im Jahre 1869.

Von Geheimen Rat, General der Infanterie Friedrich Grafen Beck.

Vor einiger Zeit legte mir die Redaktion einer illustrierten Zeitung mehrere gelegentlich der Orientreise Seiner Majestät in Konstantinopel und Palästina aufgenommene Photographien mit der Bitte vor, als einer der wenigen noch Lebenden, die diese so hochinteressante Reise mitgemacht, einige Daten über diese Aufnahmen mitzuteilen. Dieser Anlaß erweckte in mir manche Erinnerungen, die ich in den nachfolgenden Zeilen um so lieber mitteilen möchte, als ja nahezu 40 Jahre verflossen sind, seitdem Seine Majestät, unser allergnädigster Kaiser, diese an Denkwürdigkeiten so reiche Reise unternommen hat.

Der Hauptzweck dieser Reise war die Eröffnung des Suezkanals, zu welcher Seine Majestät seine Anwesenheit in Aussicht gestellt hatte. Damit sollte der Besuch der Höfe in Konstantinopel und Athen, sowie ein Ausflug nach Palästina und speziell nach Jerusalem verbunden werden. Den Schluß sollte die Fahrt nach

Ägypten und ein Besuch des Hofes in Kairo bilden. Am 24. Oktober 1869 begab ich mich mit einem Teil der Reisebegleitung nach Ofen und am 25., um 6 Uhr 30 Minuten abends, reisten wir vom Pester Bahnhofe ab.

Im Gefolge Seiner Majestät befanden sich: Obersthofmeister Prinz Hohenlohe, Generaladjutant Generalmajor Graf Bellegarde, die Majore und Flügeladjutanten: Baron Bechtolsheim, Groller, Krieghammer und Graf Üxküll, Ordonanzoffizier Graf Szirmay und Rittmeister Baron Löhneyssen, Dr. Löbel und Kaplan Bela Dudik, der später die Detailbeschreibung dieser Reise verfaßte. Von der Militärkanzlei reisten ich als Oberst und Vorstand derselben, Oberst Kraus und die Offiziale Cezarts und Halkiewicz, von der Kabinettskanzlei Staatsrat Braun, Hofrat Papay und Regierungsrat Hoffmann mit. Zu den Reiseteilnehmern zählten ferner Reichskanzler Graf Beust mit Sektionschef Baron Hoffmann, den Hofsekretären Vranyczany und Teschenberg, weiters Ministerpräsident Graf Andrassy mit den Präsidialchefs Vertesy und Keszkemety, Handelsminister Plener mit seinem Sohn Legationssekretär Dr. Plener, endlich Vizeadmiral Tegetthoff mit Fregattenkapitän Funk und Linienschiffsleutnant Eltz.

Auf der nächtlichen Fahrt durch Südungarn wurde Seine Majestät auf allen größeren Stationen durch Beleuchtung und Feuerwerke lebhaft begrüßt. Am 26. morgens trafen wir in Bazias ein, wo uns die Dampfer „Kronprinz Rudolf" und „Erzherzogin Gisela" erwarteten. Bei Drenkowa wurden des niedrigen Wasserstandes wegen kleine Dampfschiffe bestiegen und nachdem wir die Felsenriffe passiert hatten, setzten wir die Reise mit den größeren Dampfbooten „Boreas" und „Merkur" fort. In Alt-Orsova stieg Seine Majestät ans Land und empfing zahlreiche Deputationen. Sodann ging es wieder weiter donauabwärts, an Adakale vorbei, woselbst uns die türkische Garnison mit Kanonenschüssen und Gewehrsalven begrüßte. Um das Eiserne Tor zu passieren, mußten nochmals kleinere Schiffe verwendet werden, welche dann wieder mit den größeren Dampfschiffen „Erzherzogin Sophie" und „Erzherzog Friedrich" gewechselt wurden, auf welchen wir bis Rustschuk verblieben. Auf der Fahrt sahen wir wegen der leider schon eingetretenen Dunkelheit nur noch die prachtvolle Illumination von Widin, wo von den Wällen ebenfalls mit Kanonenschüssen und Gewehrsalven salutiert wurde. Am Morgen des 27. Oktober wurden wir bei Silistria durch eine lebhafte Kanonade aus dem Schlafe geweckt; großartig war der Empfang in Rustschuk, wo wir um 9 Uhr morgens anlangten und woselbst sich der Serdor Omer Pascha bei Seiner Majestät meldete, dem er mit fünf anderen Funktionären für die Dauer der Reise zugeteilt war. Außerdem war auch unser Botschafter in Konstantinopel, Feldzeugmeister Baron Prokesch, erschienen. Um $^{1}/_{2}$11 Uhr wurde von Rustschuk mittels Separatzuges nach Varna gefahren. Unterwegs nahmen wir unweit von Schumla unter Zelten ein Frühstück ein. Ein in Parade aufgestelltes türkisches Bataillon defilierte dann vor Seiner Majestät. Gegen 6 Uhr abends langten wir in Varna an, woselbst sich Vizeadmiral Tegetthoff meldete. Die Kanonaden begannen sofort wieder von den Wällen und auch aus den neben der Fahrstraße aufgefahrenen Geschützen. Ich fuhr mit Major Bechtolsheim, unserem Diener und der Bagage in einem Wagen nach dem Hafen, den wir nicht ohne Todesgefahr erreichten, da unsere Pferde, durch das Geschützfeuer scheu geworden, durchgehen wollten. Glücklich angelangt, nahm

uns ein türkisches Marineboot auf, dessen Steuermann, ein Marineoffizier, eine Zigarette nach der anderen rauchte und infolge des heftigen Windes unsere im Boot befindlichen Pelze gefährdete. Unsere Versuche in französischer, englischer und italienischer Sprache, ihn vom Rauchen abzubringen, waren vergebens. Er verstand keine dieser Sprachen und wir waren daher während der Fahrt genötigt, die niederfallenden Funken zu unterdrücken. Endlich erreichten wir die „Sultanije", auf welcher Seine Majestät, Graf Beust, Hoffmann, Tegetthoff und ich, sowie auch die türkische Suite eingeschifft wurden. Es sollte nun ein Diner serviert werden, doch entdeckte man zu spät, daß das Tafelservice sich auf einem anderen Schiffe befand. Bis dieses herübergeschafft wurde, war es 10 Uhr abends geworden und kaum hatte das Diner begonnen, als Seine Majestät die Tafel aufhob und sich zurückzog. Wir mußten diesem Beispiele mit halb leerem Magen folgen.

Als wir uns in den Morgenstunden des 28. Oktober, das Schwarze Meer durchkreuzend, dem Bosporus näherten, mußten die Galauniformen angezogen werden. Die Diplomaten hatten für diese Reise im Orient eine eigene Uniform erfunden, und zwar roten Frack mit goldenen Epauletten und Hut mit weißem Federbusch. Seine Majestät stand, einen Tschibuk rauchend, mit uns auf Deck, als Minister Beust in dieser neuen Uniform aus der Kajüte aufsteigend erschien. Als Seine Majestät ihn erblickte, sagte er lächelnd: „Aber ganz der Stallmeister vom Zirkus Renz." Beust lächelte, verschwand und erschien bald darauf wieder in der Geheimen Ratsuniform. Nun kam Sektionschef Hoffmann in seinem roten Frack und wurde von uns mit Hohngelächter empfangen. Wir erzählten ihm die Geschichte von Beust und er war nun in Verzweiflung, weil er keine andere Uniform mit hatte. Erst in Jaffa, wohin ihm ein anderes Kostüm nachgesendet wurde, konnte er seinen roten Frack wechseln.

Die Fahrt durch den Bosporus war großartig. Eine Unzahl Dampfer aller Nationen begleitete unsere Schiffe. Von allen Forts und Kriegsschiffen waren Salute hörbar. Vom Sultan an Bord begrüßt, fuhren Seine Majestät und die ganze Suite nach dem Palaste von Dolma-Baghtsche, in welchem die Vorstellung und hierauf das Diner stattfand. Ich wohnte im Palaste selbst, hatte ein schönes Zimmer, jedoch ohne Tisch und Sessel. Nur mit Mühe konnte ich diese erlangen, um wenigstens meine Arbeiten für den abzufertigenden Kurier ausführen zu können. Der größte Teil der Suite und die hohen Funktionäre wohnten in einem Nebengebäude, wo sich an den schönen Vorhängen Scharen von Wanzen und unter den Diwans zahlreiche Mäuse befanden. Ich kam einmal in dieses Gebäude und fand einen der Herren mit gezogenem Säbel auf einem Diwan stehend, um die Mäuse abzuwehren.

Nachmittags wurden kleine Ausflüge zum Hafen und in die Stadt gemacht. In dieser waren mehrere neue Kommunikationen geschaffen und bereits bestehende erweitert worden, und zwar einfach dadurch, daß man die meist hölzernen Häuser skalpierte. Die auf solche Weise gegen die Gasse gerichteten offenen Wohnräume wurden mit Teppichen und Vorhängen abgeschlossen und die Einwohner lebten darin ungeniert weiter.

Am 29. fand die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten statt; auch die Gärten, das alte Serail, die Schatzkammer, Galata, Tophane 2c. wurden besucht. Über alle

diese interessanten Objekte hat Dudik in seiner Reisebeschreibung sehr ausführlich berichtet. Am 30. Oktober gegen Mittag fuhren wir mit Dampfschiffen nach Beikoz, am asiatischen Ufer des Bosporus gelegen, um die Revue der dort konzentrierten Truppen abzunehmen. Nach einem Gabelfrühstück bestiegen wir die Pferde, meist arabischen Schlages und setzten uns nach dem Abreiten der Front in der Nähe Seiner Majestät auf eine Tribüne, auf welcher sich die Honoratioren von Konstantinopel und auch die ganze Diplomatie eingefunden hatten. Nun wurden Tschibuks und Kaffee serviert und Seine Majestät mußte in Gala sitzend mit dem Tschibuk im Munde die Defilierung abnehmen. An Truppen waren ungefähr 10.000 Mann ausgerückt, die in bester Ordnung defilierten. Nach der Parade begaben wir uns mit den Majestäten in den Kiosk Hunkiar Selesi, ein mit Gold und Seide reich dekoriertes Gebäude, von dessen Balkon man die prachtvollste Aussicht auf den Bosporus hatte. Erst gegen Abend traten wir die Rückfahrt nach Konstantinopel an. Währenddessen waren die Truppen auf beiden Ufern des Bosporus aufgestellt worden, von wo aus sie uns mit einem Schnellfeuer begleiteten, bis wir im Palaste Dolma-Baghtsche wieder eintrafen. Die Stadt und alle Schiffe im Hafen waren beleuchtet, während ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde und Raketen in die Höhe stiegen.

Am 31. morgens begleiteten wir Seine Majestät nach Pera zur Messe und nach dieser in die österreichische Botschaft, woselbst Audienzen erteilt wurden. Nachmittags fand eine Fahrt nach Skutari statt, wo wir uns zu Pferde setzten, um die militärischen Gebäude und auch eine Ausrückung der Artillerie zu besichtigen. Dann ging es in scharfem Ritt bei den Friedhöfen vorbei nach dem Sommerpalast, Beglerbeg, woselbst vor unserer Ankunft der preußische Kronprinz gewohnt hatte. Um 6 Uhr abends trafen wir wieder in Dolma-Baghtsche ein, worauf ein Galadiner im Thronsaale stattfand, dem ein Fackelzug folgte und schließlich wurde noch das Theater in Pera besucht. Am 1. November besichtigte Seine Majestät den großen Basar, während wir uns in den verschiedenen Kaufläden und in der Stadt herumtrieben. Nachmittags fuhren wir in die vielbesuchte Sommerfrische Bujuktere, bei welcher Gelegenheit wir sehr viele Equipagen mit verschleierten Haremsdamen sahen, die aber trotz ihrem Schleier mit uns kokettierten. In Dolma-Baghtsche war gegenüber dem Adjutantenzimmer unseres Kaisers der Harem des Sultans, in dem sich gegen 200 junge Damen befunden haben sollen. Sie schoben ihre Gitter gewöhnlich zurück und blickten mit Binocles auf die Adjutanten hinüber. Der Eintritt in den Harem selbst war aber von Eunuchen scharf bewacht. Nach dem Diner am 1. November verabschiedete sich Seine Majestät vom Sultan und begab sich an Bord des „Greif", eines verhältnismäßig kleinen Raddampfers unserer Marine. Auf dieser vom Linienschiffskapitän Pauer kommandierten Yacht waren auch Fürst Hohenlohe, Graf Bellegarde, Staatsrat Braun, ich, Oberst Kraus, Vizeadmiral Tegetthoff, Fregattenkapitän Funk, Major Bechtolsheim, Dr. Löbl, Pater Dudik und Offizial Cesar eingeschifft. Auf dem Dampfer „Elisabeth" befanden sich: Beust, Graf Andrassy, Minister Plener und dessen Sohn, Sektionschef Hoffmann, Ministerialrat Vertesy und Hofsekretär Dranyczany. Ein dritter Dampfer „Garniano" hatte die übrigen Herren aufgenommen. Gegen 9 Uhr abends wurden die Anker gelichtet und die Fahrt nach dem Marmarameer und den Dardanellen angetreten.

Nach ruhiger Nacht gelangten wir am 2. November gegen 10 Uhr vormittags an Galipoli vorbei und erreichten nachmittags den Ausgang der Dardanellen bei Kum Kalessi. Hier wäre uns beinahe ein Unglück passiert, indem ein Segelschiff, welches seines Steuers nicht sicher war, mit dem Bugspriet auf unseren Radkasten stieß und das ganze eiserne Geländer rasierte. Ich stand in diesem Momente eben mit Tegetthoff auf dem Radkasten selbst. Das Segelschiff verlor seinen ganzen Bugspriet und die Takelage, während wir mit kleinen Beschädigungen davon kamen. Abends war noch ruhige See und ich erinnere mich noch, daß ich in der Höhe von Tenedos ein Allerhöchstes Handschreiben mit ruhiger Hand verfassen konnte. Dagegen war die Nacht recht unangenehm, denn die See war sehr bewegt. Einer der ersten, die von der Seekrankheit befallen wurden, war mein Kajütennachbar Bechtolsheim, den ich ächzen und stöhnen hörte, und darauf auch die Kammerdiener und Leiblakeien, die alle dem erregten Element ihren Tribut leisteten. Der kleine „Greif" schwankte und ich hielt mich schwer in meinem Bette, um nicht herausgeworfen zu werden. Gegen Morgen beruhigte sich die See und am 3. November früh gelangten wir in die Bai von Salamis; bald darauf sahen wir auch die auf hohen Felsen stehende Akropolis und einen Teil von Athen. Gegen 10 Uhr vormittags lief unsere Eskadre im Piräus ein, begrüßt von Geschützsalven.

Wir erwarteten in Gala die Ankunft des Königs von Griechenland. Seine Majestät berief mich noch in die Kajüte, um mir ein Telegramm an Ihre Majestät die Kaiserin zu diktieren. Als ich mit Seiner Majestät wieder auf Deck gehen wollte, befiel mich auf der Treppe plötzlich die Seekrankheit, von der ich mich erst am dritten Tage unseres Aufenthaltes in Athen erholen konnte.

Mit dem König von Griechenland fuhren wir nach dem Bahnhofe und von dort in zirka einer Viertelstunde nach Athen. Daselbst wurden wir vom Bahnhof per Wagen unter Militäreskorte und unter großem Jubel der Bevölkerung in das Königsschloß geführt und dort der Königin vorgestellt.

Der Rest dieses Tages war sowie der folgende den Sehenswürdigkeiten gewidmet. Ich taumelte in meinem Seekrankheitsdusel auf der Akropolis herum und holte mir an einer griechischen Säule, an welche ich angestoßen war, eine ordentliche Beule am Kopfe. Wir besahen den Tempel des Olympischen Jupiters, das Theater des Bacchus, dann jenes des Atticus, die Akropolis, den Theseustempel, den Areopag usw. Am Nachmittag des 4. fand ein großes Galadiner statt, welchem alle griechischen Würdenträger anwohnten. Nach diesem verabschiedeten wir uns und fuhren gegen 10 Uhr abends in Begleitung des Königs unter strömendem Regen auf den Bahnhof. Um 11 Uhr nachts erfolgte die Abreise Seiner Majestät und seines Gefolges, um Mitternacht verließ die Eskadre den Piräus und wir segelten nun gegen Jaffa, während die Panzerfregatten „Erzherzog Max" und „Habsburg" direkt nach Port Said fuhren.

Die See war während der Nacht und während des 5. November nicht sehr ruhig. Die Schiffe wechselten mit Rollen und Stampfen und infolgedessen waren auch mehrere Passagiere nicht gefechtsfähig. Ich war jedoch wieder vollkommen seefest. Nach Mitternacht passierten wir Rhodus. In der Früh war Südwestwind, der eine günstige Ausschiffung bei Jaffa nicht erwarten ließ. Die Stimmung

beim Mittagstisch war daher etwas gedrückt und nicht sehr animiert; auch waren einige Plätze leer geblieben. Am Morgen des 7. befanden wir uns auf der Höhe von Cypern, nachmittags begegneten wir das erste Schiff seit der Ausfahrt aus dem Piräus, gegen abends sahen wir die Leuchtfeuer von Caiffa und gegen 10 Uhr nachts kamen wir vor Jaffa an, wo die Anker geworfen wurden.

Am 8. November sahen wir bei Tageshelle die flachen und sandigen, mit einigen Bäumen spärlich bewachsenen Küsten von Palästina. Hochaufschäumende Wogen zeigten uns, daß die See noch nicht beruhigt war. Bald nach 10 Uhr kam unser Konsul, Graf Caboga, an Bord und wir bestiegen nun die Boote der Eskadre, wobei wir, die Landungstreppe verlassend, einige unfreiwillige Fußbäder nahmen. Die Felsklippen, welche den inneren Hafen umfassen, in den größere Schiffe nicht einlaufen können, passierten wir glücklich. Auf der Landungsbrücke wurde Seine Majestät vom Generalkonsul von Beirut, Baron Weckbecker, den fremden Generalkonsuln, dem Generalgouverneur von Smyrna, Raschid Pascha, dem Gouverneur von Jerusalem, Khiamil Pascha, und anderen Funktionären empfangen.

Bis das nötige Gepäck ausgeladen war und wir unsere Reitpferde fanden, verging einige Zeit; unterdessen wurde das in Jaffa befindliche Franziskanerkloster besichtigt. Dann endlich ritten wir durch die engen Gassen der Stadt auf einen freien Platz hinaus, auf welchem sich die ganze Karawane zur Reise nach Jerusalem versammelt hatte. Hier herrschte reges Leben. Die Eskorte, welche uns nach Jerusalem begleiten sollte, war bereits aufmarschiert; sie bestand aus drei Eskadronen türkischer Kavallerie, jede ungefähr 90 bis 100 Pferde stark, und einer Abteilung Jäger, auf Reitkamelen beritten (eine damals von der Türkei neu formierte Truppe, welche hauptsächlich dazu bestimmt war, die Beduinen in der Wüste zu verfolgen, in welche mit Rücksicht auf den Wassermangel bekanntlich nur Kamele auf mehrere Tage entsendet werden können). Außerdem waren noch etwa 80 Beduinenscheiks und Drusenhäuptlinge auf die Dauer unserer Reise von der türkischen Regierung gekauft worden. Endlich waren etwa 200 Packträger, dann noch Kamele, Esel und Pferde sowie auch zwei Sänften vorhanden. Auf den Packtieren waren Zelte, Küchengeräte, Einrichtungsgegenstände 2c. in reichem Maße verladen und man konnte im Laufe der Reise wiederholt bewundern, mit welcher Geschicklichkeit die Lager aufgeschlagen und die Mahlzeiten bereitet wurden.

Nach einer von den Beduinen ausgeführten Phantasia begann um 11 Uhr der Aufbruch. Eine Abteilung Kavallerie ritt voraus, sodann folgte Seine Majestät mit der Suite zu Pferde, hierauf die Dienerschaft und schließlich wieder eine Abteilung Kavallerie als Nachhut. Eine andere Abteilung Kavallerie ritt als Seitenhut und außerdem begleiteten uns auch die Beduinen, in der ganzen Gegend herumjagend, über alle Karsteine u. dgl. im Galopp herumrasend, auf allen Höhen lärmend und schießend. Unweit Jaffa begegneten wir dem aus Jerusalem zurückkehrenden Kronprinzen von Preußen, der nach freundlicher Begrüßung und nach längerem Gespräch mit Seiner Majestät seine Reise fortsetzte. Um 2 Uhr nachmittags erfolgte die Ankunft in Ramle, wo eine Stunde gerastet wurde. Um 5 Uhr nachmittags wurde bei einem Brunnen, der wenig Wasser bot, kurze Rast gehalten und endlich gegen 8 Uhr abends erreichten wir bei Fackelschein Abu Gosch, wo

bereits die Zeltlager aufgeschlagen waren und sofort nach der Ankunft ein reichhaltiges Diner serviert wurde, bei welchem wie bei allen übrigen weder eingekühlter Champagner noch Gefrorenes fehlten. Nach dem Diner legten wir uns auf unsere Feldbetten.

Am 9. November gegen 1/28 Uhr früh setzten wir unseren Ritt fort. Bei dem Dorfe Kolonia, wo David die Steine aufgelesen haben soll, mit denen er Goliath niederstreckte, machten wir Halt, die Zelte wurden aufgeschlagen und die Reisekleider gegen Paradeadjustierung gewechselt, in welcher wir in die heilige Stadt einziehen sollten. Gegen 11 Uhr vormittags gelangten wir auf einen vor Jerusalem liegenden Höherücken und wurden hier von österreichischen Staatsangehörigen der christlichen und israelitischen Kultusgemeinde empfangen. Als wir der Stadt ansichtig wurden, stieg der Kaiser vom Pferde und kniete nieder, was auch wir taten.

Nun begann der Einzug in die Stadt unter Glockengeläute, Militärmusik und Kanonendonner. Beim Pilgertor stiegen wir vom Pferde und wanderten zu Fuß nach dem Heiligen Grabe. Von französischen Geistlichen (mit Schnurr- und Knebelbart) empfangen, verrichteten wir unser erstes Gebet am Heiligen Grabe unter den Klängen der Orgel, auf welcher der Marsch aus Trovatore gespielt wurde, was unseren religiösen Gefühlen sehr widerstrebte. Sodann begaben wir uns in das österreichische Hospiz, in welchem Seine Majestät und ein Teil des Gefolges untergebracht wurden. Nachmittags ritten wir mit Seiner Majestät auf steilem Pfade in das Josaphattal zum Grabe der heiligen Maria und zum Garten Gethsemane, dann auf den steilen Ölberg und von diesem wieder hinab zum Grabe des Lazarus bei Bethanien und über Gethsemane zurück auf die Westseite der Stadt, wo wir nach 6 Uhr abends bei dem bereits geschlossenen Tor von Damaskus anlangten. Im Hospiz nahmen wir dann ein Mahl ein.

Am 10. November beichteten wir in der Frühe und ich kommunizierte gleichzeitig mit Seiner Majestät in der Kapelle des Heiligen Grabes, ein Lebensereignis, das sich zum zweitenmal nicht wiederholt. Der übrige Teil des Tages war der Besichtigung einiger Schulen, der Kirche des armenischen Klosters, der Synagoge, der verschiedenen Stiftungen und Hospize gewidmet. Nachmittags ritt ein Teil des Gefolges, darunter auch ich, um 1/22 Uhr mit Seiner Majestät durch das Jaffator nach Bethlehem, woselbst wir um 3 Uhr nachmittags ankamen. Seine Majestät wollte anfangs etwas scharf reiten; doch kaum als wir im Galopp waren, stürmte der Generalkonsul Weckbecker ohne Zügel an uns vorbei und bald darauf lag er schwer verletzt vor uns auf dem Boden. In der Folge wurde daher unser Ritt meist nur im Schritte ausgeführt.

Bethlehem bot wenig Interessantes. Merkwürdig war nur der schöne Schlag der nicht verschleierten Weiber, die teilweise christlich waren, und die, wie man sagte, hauptsächlich aus der Vermischung der Rassen während der Kreuzzüge herstammten. Ungefähr um 8 Uhr abends trafen wir wieder in Jerusalem ein.

Am 11. besichtigten wir die Altertümer der Stadt, unter anderem die Omarmoschee, in welcher der mohammedanische Geistliche eine sehr hübsche, erhebende Ansprache hielt. In den unteren Räumen derselben befindet sich auch jenes Felsstück, auf welchem Mohammed seinen Fuß eingedrückt haben soll; ferner die Klagemauer usw.

Um ½1 Uhr mittags wurde der Ritt nach dem Jordan angetreten. In der Begleitung Seiner Majestät waren nur Graf Andrassy, Graf Bellegarde, Hohenlohe, Tegetthoff, Legationssekretär Plener, ich, die Majore Bechtolsheim, Krieghammer, Groller, Üxküll und Rittmeister Graf Szirmay. Eine Eskorte von ungefähr 300 Reitern begleitete uns. Die übrigen in Jerusalem zurückgebliebenen Herren gaben uns große blecherne Flaschen mit, um ihnen Jordanwasser für die Taufe ihrer Sprößlinge mitzubringen. Auch ich mußte einige solche übernehmen.

Wir ritten den Saumweg über Bethanien durch mehrere Schluchten, teilweise zwischen Felsspalten, auch durch einen eiskalten Waldbach hindurch und gelangten gegen 6 Uhr abends an die Elysäusquelle, woselbst die Zelte aufgeschlagen, Fackeln und Lagerfeuer angezündet und von der Eskorte Vorposten aufgestellt wurden. Nach dem Essen sahen wir, einen Hügel hinansteigend, jenseits des Jordan die Lagerfeuer der Beduinen und hörten in der Nähe das Geheul der Schakale und Hyänen.

Am 12. wurde das Lager um 6 Uhr früh verlassen. Beinahe jeder der Herren versicherte im Jordan baden zu wollen, aber kaum daß wir uns diesem genähert, ritt Seine Majestät weiter und die meisten Herren folgten ihm. Ich aber entkleidete mich und mit mir auch Tegetthoff und einige andere Herren, die aber bald das Wasser verließen. Der Jordan hat mich eigentlich enttäuscht. Der Fluß und seine nächste Umgebung haben den Charakter wie unsere March, das Wasser ebenso gefärbt 3 bis 4 Schuh tief, das Flußbett ungefähr 70 bis 80 Schritte breit. Die Temperatur des Wassers war sehr angenehm. Nach dem Bad füllte ich noch meine mitgebrachten Jordanflaschen und als ich mich angekleidet hatte und zu Pferde setzte, war ich mit meinem türkischen Ordonanzkorporal allein. Ich schlug auf gut Glück den Weg zum Toten Meer ein und begegnete nach einem halbstündigen Ritt dem Major Krieghammer, der ebenfalls Seine Majestät suchte. Nachdem wir beim Toten Meer angekommen waren, ohne eine Ahnung zu haben, nach welcher Richtung sich Seine Majestät begeben, beschlossen wir den Weg direkt nach Jericho zu nehmen. Wir ritten in diesen nur aus Ruinen und Erdhütten bestehenden Ort im Schritt ein, wurden aber bald durch eine Menge aus den Erdhütten auftauchender Gestalten umringt und verfolgt. Nun ritten wir, um nicht am Ende zu einem Lösegelde gezwungen zu werden, im Galopp aus dem Dorfe hinaus und bald erblickte ich auch auf einer Kuppe das große Zelt, wo bereits Seine Majestät mit der übrigen Suite beim Dejeuner saß. Nach eingenommenem Gabelfrühstück setzten wir uns nachmittags in Marsch und langten auf demselben Wege um 11 Uhr nachts wieder in Jerusalem an. In der Dunkelheit mußten wir über den Ölberg herabreiten, wobei wir den Pferden, um nicht irgendwo abzustürzen, die Zügel auf den Hals legten.

Am 13. November wurde noch die Messe gehört, worauf um 8 Uhr früh der Abmarsch durch das Damaskustor erfolgte. Nach kurzer Rast bei Abu Gosch erreichten wir gegen 5 Uhr nachmittags Ramle, wo die Zelte bereits aufgeschlagen waren. Nach dem Diner wurden von den Arabern und Drusen Nationaltänze und Waffenspiele aufgeführt; in einer der Zwischenpausen kam einer der Araber, welcher unter dem Hemd auf dem bloßen Körper einen jungen Panther verwahrt hatte, den er Seiner Majestät zum Geschenke machen wollte. Der Panther legte sich ruhig vor

den Füßen Seiner Majestät nieder, erhob sich aber dann plötzlich wie eine Katze und war mit einigen Sätzen, die liegenden Kamele überspringend, in der Wüste verschwunden. Wir legten uns in unseren Zelten nieder, die in der Nacht durch einen starken Regen gehörig durchnäßt wurden.

Am 14. in der Frühe begaben wir uns mit Seiner Majestät zur Messe nach dem Franziskanerkloster, dann wurde um 8 Uhr aufgebrochen und gegen 11 Uhr erreichten wir Jaffa. Die Konsulen waren uns entgegen geritten und trafen uns ungefähr auf dem halben Weg zwischen Ramle und Jaffa. Seine Majestät fragte etwas besorgt wegen des immer stärker werdenden Windes den französischen Konsul über die Möglichkeit der Einschiffung, worauf dieser antwortete, daß diese, wenn der Wind so anhalte, vor mehreren Tagen nicht möglich wäre. Seine Majestät beauftragte infolgedessen den Vizeadmiral Tegetthoff voraus zu reiten und Sorge zu tragen, daß, wenn irgendwie möglich, die Einschiffung noch an diesem Tage bewirkt werde, weil Seine Majestät befürchtete, zur Eröffnung des Suezkanales nicht rechtzeitig einzutreffen. Als wir endlich Jaffa erreicht hatten und gegen den Hafen geritten kamen, schlugen bereits die Wellen über die 5 bis 6 Schuh hohe Mauer in die schmalen Gassen.

Tegetthoff meldete Seiner Majestät, 5 oder 10 Minuten wäre die Einschiffung noch möglich, später nicht mehr. Auf das hin stürmten wir Zunächstbefindlichen auf die ersten zwei Schiffe; in die eine Barke begab sich Seine Majestät mit Hohenlohe, Braun und Bellegarde, in die andere, in welcher der arabische Hafenkapitän war, stiegen Tegetthoff, ich, Bechtolsheim, Kraus und Funk. Kaum daß wir abgestoßen hatten, brach auch schon die Landungsbrücke zusammen und nun begann eine gefährliche halbstündige Fahrt. Da wir nicht mehr durch die Felkklippen zu unseren weit in See liegenden Schiffen hindurchfahren konnten, mußten wir den großen Felsenrand, der den Hafen einschließt, umschiffen. Unser Boot fuhr voraus und sollte dem anderen den Weg weisen. Plötzlich aber, als wir bereits die Felsenzunge passiert hatten, sahen wir das Schiff Seiner Majestät auf gleicher Höhe mit uns, während die haushohen Wellen unsere beiden Schiffe gegen die Felsklippen zurücktrieben. Unsere arabischen Schiffer warfen sich alle Augenblicke zu Boden und begannen zu beten Allah al Allah, dann wurde wieder versucht gegen die Wogen anzukämpfen. Endlich ließ Tegetthoff das Rudern einstellen und das Schiff gegen die Felsen zutreiben und wir machten uns zum Sprung ins Meer bereit. Nach einigen angstvollen Minuten sahen wir die kaiserliche Flagge vom Schiff Seiner Majestät wieder Weg gewinnend zu unserem Schiff „Greif" und nun setzten auch wir mit allen Kräften wieder ein. Ich fragte Tegetthoff, was er getan hätte, wenn das Schiff Seiner Majestät gescheitert wäre. Er sagte mir, er hätte dann auch unser Schiff scheitern lassen, er wäre nicht lebend an Bord gegangen, was ich natürlich fand und dem auch ich beistimmte.

Nach schwerer halbstündiger Fahrt kamen wir nun endlich an die Bordseite des „Greif". Wir mußten aber warten, bis das Boot Seiner Majestät angekommen und Seine Majestät selbst und jeder Einzelne der ihn begleitenden Herren in Hängematten einzeln auf das Schiff hinaufgezogen worden waren. Während dieser Manipulation waren wir stets in Gefahr, vom Rad des „Greif" erfaßt und in das Meer gedrängt zu werden; schließlich gelangten wir doch

wohlbehalten, aber tüchtig durchnäßt auf das Deck des Dampfers. Der letzte, der heraufgehißt wurde, war Major Bechtolsheim. Als Seine Majestät an Bord kam, machte er das Kreuz, dankte Gott für seine Errettung und sagte, nicht um eine Million eine zweite derartige Einschiffung mehr mitmachen zu wollen, was auch wir alle uns dachten. Es war eine wunderbare Errettung aus größter Todesgefahr.

Nur wenige Herren des übrigen Gefolges erreichten noch den „Garniano", während die anderen Herren am Lande verblieben. Graf Andrassy wollte absolut an Bord kommen und versprach den Schiffern soviel als sie verlangen wollten — keiner ließ sich aber verleiten, den Versuch zu wagen.

Wir verließen mit dem „Greif" ungefähr um 2 Uhr nachmittags die Rhede von Jaffa, während die „Elisabeth" und der „Garniano" erst am anderen Tage folgten. Unsere Anker waren schnell gelichtet, nachdem sie eigentlich schon infolge des Sturmes gekappt waren und das Schiff ohne festen Halt herumtrieb. Wir fuhren in der Nacht längs der syrischen Küste, trafen am 15. November früh einen Teil der englischen Eskadre, die durch den Sturm zerstreut worden war und bedeutende Havarien erlitten hatte.

Gegen 9 Uhr morgens kamen wir nach Port Said, wo wir von den vielen anwesenden Schiffen festlich begrüßt wurden. Kaum waren die Anker gefallen, erschien der Khedive an Bord, dann der Prinz Heinrich der Niederlande, ferner, für uns besonders interessant, Herr v. Lesseps, dann meldeten sich noch verschiedene österreichische Deputationen usw.

Am 16. früh kamen die beiden Schiffe „Elisabeth" und „Garniano" ganz unbehelligt nach Port Said, nachdem sich der Sturm gelegt und das Meer beruhigt hatte. Würde damals auf unserem Ritte der französische Konsul nicht die Schauermär von einem vierzehntägigen Sturm dem Kaiser vorgebracht haben, so hätten wir mit einem 24stündigen Aufschub unserer Abfahrt Ägypten ohne Gefährdung erreichen können.

Bald nach unseren Schiffen kam der Kronprinz von Preußen eingelaufen und späterhin die Kaiserin Eugenie, der Seine Majestät alsbald auf dem „Aigle" einen Besuch abstattete. Nachmittags erfolgte die festliche Einweihung des Kanales in Gegenwart aller Majestäten und Prinzen unter Kanonendonner und arabischem Gebet usw. Abends fand dann große Beleuchtung statt.

Am 17. begann die Fahrt durch den Kanal. An der Tete der „Aigle" und nach diesem der „Greif"; dann kam die „Grille" mit dem Kronprinzen von Preußen usw. Von 9 Uhr vormittags fuhren wir bis 5 Uhr nachmittags, um in den Timsahsee zu gelangen. Hier blieben wir die Nacht über.

Am 18. in der Früh kamen nach und nach die anderen Schiffe an, die langsam den Kanal passierten; nachmittags gingen alle höchsten und hohen Herrschaften mit den Suiten ans Land. Wir besahen uns die verschiedenen arabischen Volkstrachten und Volksspiele und betraten dann den Palast des Vizekönigs, wo ein großes Ballfest stattfand.

Es waren Menschen aller Nationen und politischer Färbungen und darunter auch sehr viele kompromittierte Ungarn und Italiener versammelt. Graf Andrassy sagte mir plötzlich, er habe erfahren, daß auch einige sehr gefährliche Personen anwesend

seien, die vielleicht ein Attentat gegen Seine Majestät unternehmen könnten. Ich vereinigte mit Andrassy sofort unauffällig die Herren unserer Suite um Seine Majestät und drängte zur Einschiffung. Da erfuhr ich denn, daß das Ballkomitee und die Festordner, welche quasi Spalier bildeten, zum größten Teile französische Detektivs waren. Bis 12 Uhr hatte diese Unterhaltung gedauert; Seine Majestät begab sich hierauf zum Schiff, während wir noch den Kunststücken der Fakire und einigen ägyptischen Tänzerinnen zusahen. Am 19. morgens wurde der Namenstag Ihrer Majestät der Kaiserin an Bord des „Greif" gefeiert und nachmittags begann dann die Abfahrt unter dem regelmäßig von unserer Kapelle gespielten „partant pour la Syrie", während die französischen Schiffe stets mit der Volkshymne antworteten. Wir kamen bis in die Bitterseen, von welchen am 20. November um 7 Uhr früh die Weiterfahrt erfolgte. Nachmittags erreichten wir das Rote Meer und verankerten uns in der Nähe des Bahnhofes von Suez.

Nach herzlicher Verabschiedung Seiner Majestät von der Kaiserin Eugenie verließen wir das Schiff und fuhren mit einem Separatzug so langsam nach Kairo, daß wir statt 7 oder 8 Uhr abends erst um 11 Uhr nachts daselbst anlangten. In den Straßen wurden wir überall von den ägyptischen Truppen, die als Spalier aufgestellt waren, mit ihrem „Schock ia Schar" begrüßt; wir fuhren dann auf das linke Nilufer in das vizekönigliche Schloß Gesireh, in welchem auch ich wohnte, während ein großer Teil des Gefolges, darunter auch die Minister, in dem Harem, der geräumt worden war, untergebracht wurde.

Am 21. November erfolgte dann die Besichtigung der Stadt, der Moscheen, der Zitadellen und schließlich des Landsitzes des Khedive. Abends war großes Ballfest im Kasr el Nil. Großartig waren die Eindrücke, die wir überall in Ägypten empfingen, wo uns die Hieroglyphen auf eine 4000jährige geschichtliche Vergangenheit des Landes wiesen. Am 22. November waren Empfänge, nachmittags fand ein Rennen mit Pferden und Kamelen statt und abends eine Festvorstellung im Neuen Theater. Am 23. waren wieder Moscheenbesichtigungen, dann unter Begleitung des Ägyptologen Brugsch Pascha die Fahrt auf dem Nil, zu dem Zwecke, um die verschiedenen Nilsperren und Bewässerungsanlagen zu besichtigen. Von diesen Anlagen sollen der Vizekönig wie auch seine Minister den ausgiebigsten finanziellen Gebrauch gemacht haben, indem nach und nach die besten Gelände und Anlagen zu einem billigen Preise erworben und die Eigentümer zum Verkauf durch die Androhung gezwungen wurden, ihnen keine Bewässerung aus dem Nil zukommen zu lassen.

Der 24., der letzte Tag unseres Aufenthaltes, war für den Ausflug zu den Pyramiden bestimmt. Nach 7 Uhr früh begaben wir uns auf den nämlichen Nildampfer, welchen die Kaiserin Eugenie zu ihrer Reise nach Oberägypten benutzt hatte. Wir fuhren an Alt-Kairo und an der „Totenstadt" vorbei zwischen Palmenwaldungen, sahen dann auf dem rechten Nilufer die Höhen von Mokattam, wo man die großen Steinbrüche bemerkte, aus welchen die Pyramiden erbaut sein sollen. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir den Landungsplatz, wo bereits Pferde, Esel und einige Reitkamele bereit standen. Auf dem Schiffe erklärten sich viele Herren für einen Kamelritt bereit. Als wir aber zum Aufstieg kamen, zogen doch beinahe alle das sichere Pferd und den noch sichereren Esel vor. Nur Tegett-

hoff, Groller, Teschenberg und ich bestiegen Kamele. Ich ließ mir von einem ägyptischen Offizier explizieren, in welcher Weise man das Kamel zum Aufstehen, zum Marsch, zum Halten und Niederlegen bringen könne. Kurz darauf setzte sich mein Kamel (respektive Dromedar) in Trab und eilte der Wüste zu, alle meine Zurufe waren umsonst, ebenso mein Ziehen an dem Strick, den man als Zügel in der Hand hat. Das Tier bog nur seinen Hals und eilte weiter. Endlich holte mich auf mein Geschrei hin ein Schnelläufer ein und brachte mich wieder zurück, wobei mir expliziert wurde, daß ich kein gewöhnliches Kamel, sondern ein Vollblutdromedar reite, welches — ähnlich wie unsere Vollblutpferde — besonders schwierig zu behandeln ist. Es wurde ihm dann auch der Leitseilring durch eines der Nasenlöcher gezogen, um es etwas besser bändigen zu können.

Wir setzten nun, ich in meiner ungemütlichen Situation, den Ritt durch einige Palmenwäldchen und auf dem Nildamm fort, wobei mich mein Dromedar möglichst an jeden Palmenstamm andrücken und abstreifen wollte. Da man im Sattel wie eine Dame sitzen muß, hatte ich meinen Sitz links durch einen Plaid gegen Quetschungen gesichert; auch der Ritt am äußersten Teil des Nildammes war höchst unangenehm. Ich sah mich einige Male schon mit den Krokodilen in Berührung. Endlich erreichten wir die Pyramiden von Sakkara, die von niedrigerer Bauart sind und langten dann mittags bei den Gräbern an, stiegen dort ab und besichtigten zunächst ein Apisgrab, in welchem noch bei 60 Sarkophage standen. Professor Brugsch explizierte uns die Schrift und überraschte uns durch die Geläufigkeit, mit welcher er die Hieroglyphen entzifferte. Wir staunten, wie gut diese noch erhalten waren. Froh waren wir aber, nachdem wir aus dieser dunstigen Temperatur von etwa 20° wieder an die Oberfläche gelangen und nach einer kleinen Erfrischung die Wanderung wieder fortsetzen konnten.

Mit Schlauheit beredete ich den damaligen Rittmeister Baron Löhneyssen, mein Kamel zu besteigen, schilderte ihm die ganz besonders angenehmen Gangarten und wie unverantwortlich es wäre, in Ägypten gewesen zu sein und kein Kamel geritten zu haben. Nun tauschten wir; der Baron bestieg mein Kamel, ich seinen sicheren Esel und jetzt wiederholte sich das nämliche Schauspiel wie bei meinem ersten Aufsitzen, worauf der Baron sofort nach seinem Esel schrie. Ich aber sprengte mit diesem davon auf Nimmerwiedersehen und rief dem geängstigten Kamelreiter zu: „Bleiben Sie sitzen, wo Sie sitzen!“ Gegen $\frac{1}{2}4$ Uhr nachmittags gelangte ich gleichzeitig mit Seiner Majestät bei den großen Pyramiden an, worauf die Besteigung der 422 Fuß hohen Pyramide von Cheops begann, die in den Jahren 2657 bis 2594 vor Christi Geburt erbaut wurde. Nur wenige Herren der Suite und Professor Brugsch beteiligten sich daran. Dieser Aufstieg über beinahe mehr als meterhohe Stufen, die nur einige Zentimeter breit waren, erfolgte nicht sehr leicht und angenehm, ging aber rasch von statten, indem immer zwei Araber jeden an den Armen hinaufzogen, während ein dritter rückwärts durch einen gut angebrachten „Schupfer“ die Füße auf die höhere Treppe brachte. In 17 Minuten erreichten wir die Spitze, auf welcher sich eine Plattform von ungefähr 30 Schritten im Quadrate befindet. Nach den ersten Stufen rastete Seine Majestät einen Augenblick und fand den weiteren Aufstieg etwas schwindelerregend. Graf Andrassy wies auf die vielen Equipagen, die von Kairo bereits eingetroffen waren,

hin, worauf der Marsch auf die Spitze fortgesetzt wurde. Die Aussicht auf das ganze Niltal, auf die Dörfer und Felder, auf denen einst Memphis stand, war prachtvoll. Hier konnte man sich um 4000 Jahre zurück versetzt denken. Der Abstieg war ebenfalls nicht sehr angenehm und dauerte ungefähr 15 Minuten. Unten erwartete uns bereits der Vizekönig, der aus Kairo gekommen war, worauf in seiner nahegelegenen Villa das Diner serviert wurde, das uns nach dieser anstrengenden Tour recht gut mundete.

Nach dem Speisen wurden wir durch eine Beleuchtung der Pyramiden überrascht. Auf allen Stufen standen Araber mit brennenden Fackeln. Dann ging ich mit einigen Herren — Seine Majestät blieb zurück — in das Innere der Pyramide. Der Weg, der hinein führt, war steil abfallend. Durch niedere Gänge und dann wieder über einen hohen Felsblock gelangten wir in das eigentliche Grabgemach. Wir erstickten beinahe in dieser Hitze und in dem Qualm der Fackeln. Endlich kamen wir wieder ins Freie, bestiegen die Wagen und fuhren in einer Stunde nach Gesireh. Es war dies ein Tag, der uns unter dem vielen Schönen und Interessantem, was wir in Kairo gesehen hatten, eigentlich doch das Schönste und Interessanteste der ganzen Reise gebracht hat.

Am 25. November früh begaben wir uns zum Bahnhof. Nach Verabschiedung vom Khedive, den Deputationen, den ägyptischen Truppen usw. ging die Fahrt nach Alexandrien. Gegen Mittag sahen wir die Pompejussäule und gleich darauf die Stadt, die wir nachmittags besichtigten, wie auch die Pompejussäule, den Obelisk der Kleopatra, den neuen und den alten Hafen. Abends mußten wir dann noch ein von der österreichischen Kolonie veranstaltetes Ballfest besuchen.

Am 26. durchstreiften wir noch einige Teile der Stadt, begaben uns dann auf unseren geliebten „Greif" und stachen um 4 Uhr nachmittags bei günstigem Wetter in die See. Dem „Greif" folgten „Elisabeth", „Garniano", „Helgoland" und „Hum". Am 27. war das Wetter weniger günstig und die See begann sich etwas in Bewegung zu setzen. In der Nacht näherten wir uns der Seeküste von Candia. Am 28. fuhren wir längs derselben, sahen die Berge der Insel, deren höchste Spitzen bereits mit Schnee bedeckt waren und die uns den Eindruck machten, als ob sie nackt und kahl und nur mit spärlichem Baumwuchs bedeckt wären.

Am 29. fuhren wir bei Navarrin vorbei und mittags passierten wir Zanthe, Chephalonia, Ithaka und St. Maura. In ziemlich stürmischer und regnerischer Nacht liefen wir ungefähr um 2 Uhr in den Hafen von Korfu ein, in welchem uns bereits die Panzerfregatten „Ferdinand Max" und „Habsburg" erwarteten, um mit uns die Heimreise fortzusetzen. Am 30. besichtigten wir mit Seiner Majestät einen Teil der Stadt Korfu und deren Umgebung sowie die ungefähr eine halbe Stunde außerhalb der Stadt gelegene kaiserliche Villa Achilleion, welche unserer Kaiserin im Jahre 1861 als Aufenthalt gedient hatte. Um 4 Uhr nachmittags gingen wir wieder in See. Am 1. Dezember nachts erhob sich ein starker Südoststurm. Gegen Mitternacht passierten wir Lissa und Lessina; bei immer wachsendem Sturm und bei sehr hoher See fuhren wir bei Pola vorbei, wohin ein großer Teil der Eskadre abfiel und gegen 6 Uhr abends mußten wir, nachdem der Schiffskommandant nicht mehr für ein sicheres Funktionieren der Maschinen einstehen konnte, in den Hafen von Pirano einlaufen. Nur der „Elisabeth" gelang es bis

in die Bucht von Mucia zu kommen und man hielt uns infolgedessen schon für verunglückt, bis ein Telegramm von Pirano die Aufgeregten wieder beruhigte. Am Nachmittag des 3. Dezember, nachdem sich der Sturm gelegt hatte, verließen wir den Hafen. Um 8 Uhr früh langten wir wohlbehalten am Molo St. Carlo in Triest an. Von hier aus wurde die Fahrt nach Wien angetreten, wo wir am 6. Dezember, 6 Uhr früh, glücklich eintrafen und hiemit eine der denkwürdigsten und interessantesten Reisen abschlossen.

Für mich ist die Erinnerung an diese Reise unauslöschlich. Ich hatte das seltene Glück, dessen sich von den Mitreisenden keiner rühmen kann, drei unvergeßliche Episoden mit Seiner Majestät erlebt zu haben: das Abendmahl am Heiligen Grabe, die Einschiffung bei Jaffa und die Besteigung der Pyramiden. Nahezu 40 Jahre sind seit dieser Zeit verflossen, aber alle Einzelheiten dieser Reise stehen noch lebhaft in meiner Erinnerung, vor allem aber die Spannkraft und der Mut unseres vielgeliebten Kaisers, der in rüstiger Gesundheit alle diese Strapazen und Gefahren so glücklich überwunden hat.

Erinnerungen an Kaiserin Elisabeth.

Von * * *

Mein Herz ist von dem Wunsche erfüllt, nicht sein inniges Empfinden in diesen wenigen Blättern niederzulegen, wohl aber das niederzuschreiben, was wahr ist, um damit einen richtigen Begriff über das Wesen und innere Leben der Kaiserin und Königin Elisabeth zu ermöglichen, dieser seltenen Frau, die von rauhen, unlauteren Strömungen gedrängt und davon erschreckt sich nach und nach so sehr in sich selbst zurückzog, daß sie nur von den wenigsten richtig erfaßt und ganz gewürdigt wurde. Die meisten (und das sei zu ihrer Entschuldigung gesagt) plauderten — nur gedankenlos jenen nach, die aus ganz bestimmten Gründen und mit wohlunterlegter Absicht Lügen und Verleumdungen über diese geistig hochbegabte und edle Frau verbreiteten und kleinlich wie solche Menschen immer sind, über winzige Nebensachen auch die großen Eigenschaften der Kaiserin vergessen machen wollten. Sie fürchteten den lauteren hohen Sinn der Kaiserin, ihren klugen Kopf, der sofort das Richtige erfaßte, aber dem Recht und Unrecht immer objektiv gegenüberstand, eine Eigenschaft, die ebensowenig alltäglich ist, wie auch das hohe Rechtlichkeitsgefühl, das in ihr lag.

Diesem Vorgehen lag die Absicht zugrunde, mit der Zeit das brechen zu können, was man ihren Einfluß auf den kaiserlichen Gemal nannte, der mit wärmster Liebe und innigstem Vertrauen an ihr hing.

In diesem Kreise bedeutet Einfluß soviel als politisches Einmischen und die damit verbundenen Ränke. Beides war der Kaiserin fremd. Sie mischte sich nicht in die Staatsgeschäfte und in die Politik, sie liebte die geraden Wege: Intrigue lag ihrer Seele ferne, nie trachtete sie eigene Ideen zur Geltung zu bringen oder einzuschmuggeln, sie war bis in den Grund ihres Herzens wahr. Die einzige Gelegenheit, bei der sie hervortrat, war der Ausgleich mit Ungarn. Da aber tat sie freimütig mit, ohne Maske, mit der Offenheit ihrer Überzeugung. Der Einfluß,

den aber mancher gerne benützt hätte, wenn sie überhaupt zugänglich gewesen wäre, war der, der jeder Frau zur Zierde gereicht und jedem Mann zum Segen wird, nämlich zu besänftigen und auszugleichen, wenn die Wogen hoch gingen; aber alles, was sie tat, vollbrachte sie in ihrer ruhigen, vornehmen Weise, ohne Ostentation. In aller Stille wollte sie trösten, helfen, stützen, ohne Aufsehen und ohne viele Worte.

Des Kaisers rührende Worte sagen am besten, was sie war. Bei einem Ritt erlitt sie einen schweren Sturz, der eine böse Gehirnerschütterung nach sich zog. Der tief besorgte Kaiser war durch ernste Regierungsgeschäfte an Wien gefesselt, konnte nicht nach Frankreich eilen und es verzehrte ihn die Sorge. Die Qual seiner Seele spiegelte sich in den Worten: „Was sollt ich ohne Dich, bist Du doch der gute Engel meines Lebens."

Die Kaiserin aber war eben eine Mimosennatur, jede unzarte rauhe Berührung verletzte sie, drängte sie mehr und mehr in sich selbst zurück, bis sie so sehr ihr Eigen wurde, daß sie sich selbst genügte, bis der kleine Kreis ihrer Lieben, ihre Studien und ihre Bücher, in dem Rahmen der Natur, ihre Welt wurden. Wenn es der Repräsentation galt, trat sie nur zögernd aus diesem Rahmen, der ja auch ihr teures Kind umschloß, dem sie ungestört ihre Liebe, ihre Sorgfalt widmen durfte, ein Glück, das sie erst bei ihrer jüngsten Tochter ganz und voll genießen durfte. Strenge Etikette gestattete dies kaiserlichen Müttern nicht; bei ihrer großen Jugend fehlte ihr der Mut, das durchzuführen, was sie bei Erzherzogin Valerie einfach ohne zu fragen sich gestattete. So schwer sich auch die Kaiserin entschloß, aus ihrer Zurückgezogenheit an Diners und Festen teilzunehmen, zögerte sie doch nie dort hervorzutreten, wo es galt, durch ihr Erscheinen einen edlen Zweck zu fördern, das Beispiel hohen Mutes zu geben, dem Kaiser, dem sie auf das innigste und wärmste zugetan war und dessen Güte, Liebe und Vertrauen sie voll erkannte und zu schätzen wußte, Stütze zu sein bei jeder Gelegenheit und in all den schweren Augenblicken seines hart geprüften Lebens. Sie selbst trug das Mißgeschick und die schweren Schicksalsschläge mit einer Selbstbeherrschung, einer Würde und einer Ruhe, die sich auch jenen mitteilte, denen sie helfen, die sie stützen und trösten wollte; gerade auch in dieser Richtung war sie bestrickend durch ihre Güte und Milde, so bei Besuchen von Krankenhäusern, verschiedenen Wohltätigkeitsanstalten, Cholerakranken ꝛc. Sie erschien immer unangesagt, weil sie der Sache halber und nicht der Demonstration wegen ging. In Österreichs schwerer Zeit erschien sie häufig bei den Verwundeten; wer sie da gesehen, wird es niemals vergessen, wie sie wirklich einem Engel des Trostes gleich, von Bett zu Bett schritt, bis zu Tränen gerührt von dem Jammer, für jeden ein mildes, tröstendes, ermunterndes, kurz das rechte Wort fand, nach seinen Wünschen fragte und Botschaft übernahm für entfernte Lieben. In jedem Auge leuchtete es wie Freude auf, wenn sie nahte und ermutigte, und ein verklärter Dankesblick, begleitet von tausend Segenswünschen, folgte der Scheidenden; aber auch von den bleichen Lippen Sterbender hörte ich leise Gebete für sie murmeln.

Nie dachte sie an Gefahr für sich und in dieser Richtung ist mir mit vielen anderen, ganz besonders unvergeßlich ein Besuch im Choleraspital, wo ich als Be-

gleiterin die Erlaubnis mit hinauf zu gehen, mir erkämpfen mußte. Dort, wo das menschliche Elend in seiner erschütterndsten Form ungeschminkt an jene herantritt, die nicht für eine große Idee, nicht für Ruhm und Vaterlandsliebe starben, dort, an dieser Stätte war die Kaiserin groß, größer vor Gott als jemals ein Weib auf Erden sein kann. Das Mitleid ließ sie ganz vergessen, daß jeder Schritt den Tod bringen könne. Unangesagt war sie gekommen, auf einigen Betten lagen Leichen, über die weiße Linnen gebreitet waren. Ganz in der Nähe einer so traurigen Stätte lag ein blutjunger Mensch im letzten Stadium dieser furchtbaren Krankheit. Sein Antlitz war vom hohen Fieber gerötet, die Augen strahlten in hellem Glanz, während der Tod schon seine Schatten über den Unglücklichen senkte; er war bei vollem Bewußtsein. Der Arzt wollte die Kaiserin vorübergeleiten, doch der flehentliche Blick, den der Kranke auf sie richtete, hielt sie fest; er blickte zu ihr empor, die da so mitleidig auf ihn niedersah, als ob er Hülfe und Trost von ihr erwartete; langsam und mühsam streckte er ihr seine Hände wie bittend entgegen und seine Lippen murmelten: „ich bin so jung und muß sterben.“ Da trat die Kaiserin näher und berührte die todesfeuchte Hand des an dieser ansteckenden Krankheit Sterbenden, den sie zuvor nie gesehen; mit einem Engelslächeln sagte sie kaum hörbar . . . „die Hand ist feucht, aber warm und das ist Rettung.“ Den Ausdruck, der über das Antlitz des Kranken glitt, vergesse ich nie, ebensowenig den der grenzenlosen Güte und des namenlosen Mitleides, mit dem sich die Kaiserin entfernte. Einige Stunden später, noch ehe die Sonne sank, war der junge Mann tot!

Alles was die Kaiserin tat, tat sie ganz und vollendet. So wenig Freude sie darin fand, bei festlichen Gelegenheiten zu erscheinen, so repräsentierte sie, wenn sie sich einmal hiezu entschlossen hatte, mit einer Anmut, einer Grazie, einer Liebenswürdigkeit, die alle Anwesenden entzückte und selbst die Mißgünstigsten verstummen machte. Denn sie waren stolz auf diese Kaiserin und mit Recht! Dem Eindrucke ihrer Erscheinung konnte niemand widerstehen, sie hatte ja von allem, was man bewundert, gerade das Schönste und Beste. Sie war hoheitsvoll, anmutig, lieblich, lichtumflossen und doch so natürlich einfach und vornehm, ein herrliches Weib und eine Königin!! Sie wußte, daß sie schön war und legte auch Wert darauf, aber vom ästhetischen Standpunkt, nicht aus kleinlicher Eitelkeit, denn was anderen beglückend ist, die Bewunderung dieser Schönheit, war ihr peinlich; sie errötete, wenn sie bemerkte, daß alle Operngläser auf sie gerichtet waren; sie empfand das nicht wie einen Triumph. Im Gegenteil ihrer Mimosennatur tat es weh! Sie mußte den Eindruck ihrer Persönlichkeit bemerken und fein wie sie war, lag gewiß ein schmerzlicher Stachel für diese so zart besaitete Seele gerade darin, daß man nur dieser Schönheit und ihrer Kaiserlichleit Rechnung trug, dagegen alles bekrittelte, was aus ihrem Innern floß und ihrem hochveranlagten Wesen entsprang; sie war wirklich gut in des Wortes höchster Bedeutung. Sie hatte keinen einzigen Charakterfehler, war groß und edel angelegt und nur zwei Eigenschaften fehlten ihr, die aber andere Sterbliche auch nicht durch eigenes Zutun erringen, die sich unbewußt möcht ich sagen, in des Menschen Seele klären, durch den allmählichen Übergang aus dem Paradies der Kindheit in die rauhe Wirklichkeit des Lebens: die geistige Disziplin nämlich, die alles Schwere und besonders die kleinen Niedrigkeiten des Lebens

leichter überwinden hilft, und das „Maßhalten", das den Wert erfüllt, von allem, was uns im Leben umgibt!

An die Kaiserin trat der Umschwung unvermittelt heran. Das luftige grüne Laubdach der herrlichen alten Bäume in ihres Vaters Garten wandelte sich plötzlich, und fast noch in kindlicher Jugend, stand sie unter dem purpurnen Baldachin des Kaiserthrones, alle überragend, nicht nur an irdischer Größe, auch an Anmut, Lieblichkeit, Schönheit und Jugend. So war sie der Gegenstand inniger Liebe und begeisterter Bewunderung. Viel gepriesen, viel besprochen, aber auch viel beneidet! Der Kaiser hatte sich sein Edelweiß erwählt und liebte es so, wie es in seiner Heimat wuchs und gerade das war es, was der Herkömmlichkeit und den alten Ideen nicht entsprach und was ihr fehlte, um Kaiserin nach alter Tradition zu sein, sichtbar nur in der Hofloge, Hofequipage und nur den Auserwählten bei Hoffesten!!

Das machte die Kritik scharf. Wer ihr aber wirklich nahte und sie kennen lernen wollte, verfiel ihr fürs Leben und empfand die scharfen Pfeile, die auf sie gerichtet waren, so schmerzlich wie sie selbst. Daß sich auch in diesen Kreisen Menschen fanden, die in dieses junge Gemüt Gift einträufeln wollten, ist höchst bedauerlich und daher kam es, daß sie die Menschen mied, nicht weil sie diese haßte, nein, weil sie die Menschen fürchtete! Haß kannte sie nicht, der war ihr fremd. Großmütig wußte sie zu verzeihen und gewiß hat sie nie jemandem wissentlich geschadet und niemals Klage geführt. Bei des Kaisers inniger Zuneigung hätte es nur eines Wortes bedurft, um jene aus der Umgebung zu entfernen, denen es unerläßlich schien, die junge Kaiserin zu verkleinern und, um es gerade heraus zu sagen, zu verlästern; der Kaiser hatte keine Ahnung von alldem, was da vorging in den ersten 22 Jahren. Sie wußte seelenstark zu schweigen. „Auch wer mich lästert, kann ja doch den Kaiser lieben und ihm treu ergeben sein!" Ein edles Argument gewiß, mein Herz aber sagte mir: „wenn ich jemand liebe, könnt ich nicht das verunglimpfen, was ihm das Liebste ist auf Erden." Niemals sagte sie etwas davon, zu genau wußte sie, wie ungerecht die Menschen sein können, wie unbedacht und wie schnell aus dem Geringsten das Größte gemacht wird. Wie grausam ein Herz verletzt werden kann, das hatte sie bitter genug erfahren. Freudig kehrte sie immer in das stille Gödöllö oder nach Lainz zurück, wo sie sich unbeengt bewegen konnte. Allerdings hatte sie diese Sehnsucht nach Ruhe aus ihren heimatlichen Wäldern mitgebracht, wo sie sich frei und uneingeschränkt bewegen, ihren Träumereien und Neigungen nachhängen konnte; von dort brachte sie die fast leidenschaftliche Liebe und das tiefe Verständnis für Gottes freie, herrliche Natur und das Gefühl, daß in diesem Raume, diesem Unermeßlichen alles übrige klein und nichtig, der Mensch selbst nur ein Atom sei in des Schöpfers allmächtiger Hand. Von dort brachte sie ihr stilles Sinnen, ihr tiefes Empfinden, ihr unwiderstehlich einfaches, ursprüngliches Wesen und auch ihre reine, keusche Seele. Wie die Lilie war sie und so auch sank sie hin; doch statt des Taues weißer Perle war's ein funkelnder Rubin, ein Tropfen Blut, Blut aus ihrem Herzen!

Als die Kaiserbraut ihr stilles Possenhofen verließ, um es mit der stolzen Kaiserburg zu vertauschen, da lag wohl alles unbewußt in dem jugendlichen, fast möchte ich sagen, in dem Kindesherzen; dort schien ja alles so natürlich, das liebe alt-

gewohnte epheuumrankte Haus, der Garten, der Wald, die Lieben, die Mutter und der Geschwister lebhaftes Treiben. Die schwüle ungewohnte Atmosphäre des ernsten Kreises brachte ihr inneres Leben zur schnellen und vollen Entwicklung. Die Kaiserin war mit 33 Jahren dort, wo andere Frauennaturen selten mit 50 stehen, sie blickte fast gleichgiltig in das Getriebe der Welt. Für die Leiden der Menschen, für ihre Kämpfe, ihre Schmerzen, hatte sie das Verständnis nicht verloren, aber ihre Freuden, die verstand sie nicht mehr; die banalen Unterhaltungen, der sogenannten großen Welt, in der nur der trügerische Schein den Sieg erringt über das wirkliche Sein, hatte keinen Reiz für sie, sie beschäftigte sich mit Sprachstudien, las ernste, gehaltvolle Bücher und obwohl sie keine Vorliebe für das Schreiben hatte, beschäftigte sie sich doch damit und in anziehender Weise.

Sie war kunstsinnig, hatte ein sehr feines Verständnis für alles, was bedeutend ist und schön, großes Interesse für die Wissenschaft; die größte Anziehung für sie aber hatte die Natur. Die Kaiserin wurde nie müde, in diesem Zauberreiche zu wandeln. Es war ihr Seelenbedürfnis. Sie liebte die luftigen Höhen, den Wald und die Flur; sie liebte das Hochgebirge mit seinen starren Felsen, scharfen Zacken und schlanken Türmen; fast sehnsüchtig hob sie den Blick bis zu den höchsten Spitzen und gern auch folgte sie dem neckenden Spiele der Nebelschleier, die sich an sie schmiegten, und dann schnell in die Tiefe niedersanken. Sie liebte das weite Meer, ob ruhig oder gepeitscht vom Sturme; tausend Gedanken und Empfindungen erweckte es in ihr und wie wehmütig sah sie der strahlenden Sonne nach, wenn diese langsam in das unendliche Weltengrab tauchte; so wehmütig blickte sie, als ob es vor ihrer Seele stände, daß auch ein Lebenstag ihrer Lieben mit hinabsänke in die Ewigkeit! Sie liebte die Ebene, die unbegrenzt unter wolkenlosem, leuchtendem Himmel friedlich sich dehnt und sie liebte den tiefen kühlen Schatten des Waldes und den Ausblick in die üppige, lachende belebte Landschaft, die von Sonnenlicht überflutet als ein anmutiges Lebensbild vor ihr lag. Nie war die Kaiserin so zugänglich, so mitteilsam, als unter Gottes freiem Himmel. Ihre Seele erschloß sich beim Hauche der Natur. Wie viel kostbares Erinnern an diese herrlichen Stunden lebt in mir!! Nebst dem Genusse ihres unwiderstehlich anziehenden Wesens gab es auch noch kleine reizende Episoden bei diesen Wanderungen, die mir unvergeßlich sind und an die ich mit Rührung denke, denn die Kaiserin war so verständnisvoll gut, so natürlich, menschlich warm, und da ihrem scharfen Auge auch während des lebhaftesten Gespräches nie etwas entging, gab es oft kleine Erlebnisse. Jetzt, während ich schreibe, drängt sich mir ein solches mächtig auf, das ich zu erzählen mir nicht versagen kann. Die Tatsache freilich nur — den Duft, den Hauch dieses herrlichen Wesens, den freilich kann niemand wiedergeben — das ist ein Traum nur mehr — das ist vorüber!

Ich sehe, als wäre es gestern gewesen, die liebliche schlanke Gestalt in dem dunklen Trauerkleide mit dem ihr eigenen elastischen Schritte am Saume des Waldes schreiten; das nur von den schimmernden Haaren geschützte Haupt frei, den Hut am Gürtel befestigt, den Schirm in der Hand, ein wahrlich reizender Anblick! Im Ofener Gebirge war es, in den allerletzten Jahren, an einem herrlichen Septembertag. Sie wandelte im Schatten, vor ihr lagen — ein berückendes Bild — die Schwesterstädte an der Donau, überflutet von Gold und Purpur der scheidenden Sonne, die

Burg hob sich wie eine Riesenkrone vom blauen Firmament ab. Plötzlich blieb die Kaiserin stehen und wies nach einem mächtigen Baum; dort lag hingestreckt auf weichem Rasen ein Wanderer in tiefem Schlaf; sein bleiches, kummervolles Antlitz, seine, wenn auch nette, aber ärmliche Kleidung verriet, daß er mit schweren Sorgen zu kämpfen habe. Teilnehmend blickte die Kaiserin auf ihn nieder und ihre ganze vorhandene Barschaft in ein Blatt des Notizbuches wickelnd, näherte sie sich dem Schläfer, legte das Päckchen neben seinen Hut und so vorsichtig wie sie gekommen, entfernte sie sich, ganz erfüllt von dem Gedanken eines „guten Erwachens"; rasch schritt sie vorwärs — aber schon nach einigen Minuten kehrte sie wieder um, offenbar beängstigt, es könnte irgend ein „Unberufener" des bekümmerten Mannes „schönes Erwachen" vereiteln. Noch lag der Mann in tiefem Schlafe, das Päckchen unberührt an seinem Platze. Einen Augenblick blieb sie sinnend stehen, dann fiel es leise von ihren Lippen: „Nein, wecken darf man ihn nicht, er träumt vielleicht gerade einen glücklichen Traum — nein, wecken nicht, das wäre grausam". Und schon beugte sie sich tief hinab, faßte den Hut und schob das Geld darunter. Dann setzte sie ihren Weg fort, nicht ohne Zweifel über das Resultat ihrer kleinen List. Am nächsten Morgen beruhigte ihr gutes, warmes Herz folgende Zeitungsnotiz: „Gibt es noch gute Feen?. Gestern gegen Abend verzehrte ein ärmlich gekleideter Mann in einem kleinen Gasthof des Ofener Gebirges seinen bescheidenen Imbiß. Die nebenan Sitzenden erzählten, daß Ihre Majestät die Königin Elisabeth den heutigen Tag in den schönen Wäldern zugebracht hätte in Begleitung ihrer Hofdame; da erhob sich der arme Mann, trat rasch an den Tisch heran und erzählte mit bewegter Stimme, daß er am Saume des Waldes eingeschlafen war und erst erwachte, als die Sonne tief im Westen stand; erschreckt sei er aufgesprungen, habe nach seinem Hute gegriffen und siehe — wie ein Wunder — lag ein kleines Päckchen darunter. Mit einem tiefen Seufzer habe er vor sich hin gemurmelt — „ach, die Zeit der guten Feen ist längst vorüber" und mehr aus Neugierde als in der Erwartung, wirklich Hilfe zu finden, das Blättchen entfaltet und — blanke Goldstücke seien in seine Hand gerollt. „Ich rieb mir die Augen — erzählte er — nein! es war keine Täuschung — da lagen sie noch! Ich konnt's nicht denken, nicht fassen, wo sie hergekommen. Hilfe aber war es von Gott — auf den Knien dankte ich ihm! Ganz furchtbar war die Not, Frau und Kind daheim; schwere Krankheit hatte alle Ersparnisse gefordert! Den letzten Bissen hatten sie am Morgen verzehrt — ich seit dem vorigen Abend nichts gegessen; ich wollte betteln gehen für sie, ich vermochte es nicht! Es trieb mich fort hinaus, so kam ich endlich in den Wald, die Kraft verließ mich, ich sank nieder, schlief in meinem Elend ein und beim Erwachen, da war mir die Hilfe gebracht und jetzt weiß ich es, es war die Königin, die vor Schrecklichem mich rettete! Ja, es gibt noch gute Feen! Gott lohne es ihr! Gott segne sie jetzt und in Ewigkeit!"

Die Kaiserin war beruhigt über das Erwachen des armen Mannes, meinte aber in ihrer rührend einfachen Art und ihrer Scheu vor Ostentation: „aber daß es in der Zeitung steht, war eigentlich nicht notwendig! Was ich getan, das war ja doch so natürlich."

Die diamantenfunkelnde Krone war der zarten Stirne schwer; der weiße Flieder, aus dem Garten an dem blauen See, schmiegte sich sanfter und leichter in ihr

wundervolles, schimmerndes Wellenhaar! Wohl mußte ihr, diesem Sonnenkind die schwere Luft in engem Raum oft das Herz bedrücken und in ihrer Seele die Sehnsucht erwecken nach der Frische und dem Duft der heimatlichen Gefilde und nach dem weichen Moosteppich, den die Natur dort so verschwenderisch über die Erde breitet und über den von Kindheit an ihr flüchtiger Fuß daran gewöhnt, sicher hinweg eilend, sie dahin führte, wo ihr Auge am liebsten sich versenkte: in die Lieblichkeit der reizenden Umgebung.

Den Aufenthalt in der Hofburg tauschte sie im Sommer mit Laxenburg, dem Lieblingsaufenthalt Kaiser Josephs; gewiß ein kaiserlicher Wohnsitz, aber mit dem tiefen Schatten der herrlichen alten Bäume sinkt auch eine Wolke von Schwermut auf den so schönen Garten nieder, das melancholische Rauschen in den Wipfeln der Kastanien gleicht einem bangen Klagen und manchen Schmerzensseufzer aus gequälter Menschenseele mögen diese ehrwürdigen Zeugen vergangener Tage belauscht haben.

Das Schloß ist altertümlich und sehr düster in seinen Räumen; wenig Sonne, wenig Licht, es lastet etwas wie Traurigkeit darüber. Und hier lebte die junge Kaiserin von Fremden umgeben, unbekannten Elementen gegenüber, tagelang allein! Ungestilltes Sehnen, stilles Sinnen, wehmütiges Träumen füllten die Zeit aus — wie sollte sie da nicht ein unbeschreibliches Gefühl der Verlassenheit in sich getragen haben? Schwer empfand sie die Abwesenheit des Kaisers und litt schmerzlich darunter; von Regierungsgeschäften überhäuft, weilte dieser den ganzen Tag in Wien. Gewiß litt er selbst gerade so schmerzlich wie die Kaiserin durch diese Trennung, die sein unerschütterliches und über alle anderen Empfindungen stets sieghaftes Pflichtgefühl ihm auferlegte. Er aber war beschäftigt und hatte positive Arbeit, sie dagegen blieb allein mit ihrer Sehnsucht! Rings um sie war alles still; eine Art Bangigkeit trug sie im Herzen, denn es besteht ein großer Unterschied zwischen Einsamkeit lieben und einsam sein in sich.

Natürlich entging dem liebenden Auge des Kaisers diese Stimmung nicht und schon an einem der nächsten Tage, es blinkte noch der Tau in den Gräsern, entführte der Kaiser sein kostbares Kleinod nach Wien. Kurz nur war die Freude beider Herzen. „Einem Fähnrich ist es gestattet, mit seinem geliebten Weibe, früh morgens im leichten Wägelchen in die Stadt zu fahren, es ziemt aber einem Kaiser nicht." So lautete der Machtspruch und die junge Kaiserin blieb wieder daheim und träumte in ihrer Einsamkeit traurig weiter. Langsam, langsam wird dies zur schmerzlichen Gewohnheit und diese mit der Zeit zum Bedürfnis. Das innere warme Gefühl, das unerschütterliche Vertrauen, die innige Zuneigung, die sie an den Kaiser fesselte, blieb unberührt im Herzen der Kaiserin, nur die äußere Form wurde eine andere als bei gewöhnlichen Sterblichen, denen es gestattet ist, unbesprochen, unbekrittelt den Weg zu gehen, den ein liebend Herz so leicht findet.

Ich kann nie ohne Rührung der Kaiserin gedenken und dieses Gefühl, es bleibt mir bis zum Ende. Vielleicht weil das, was über ihr schwebte, dieses geistige, nicht zu nennende, nicht wiederzugebende, unbeschreibliche „Etwas", mich mehr noch beherrschte, als ihre persönliche, wahrhaft entzückende Schönheit und dieses „Etwas", es war noch über ihr, als mein Auge zum letzten Male

auf ihr ruhte. Sie blieb schön bis zur letzten Stunde, trotz des furchtbaren Herzeleides, das wohl ihre Wangen bleichte, ihre Stirn furchte, den Ausdruck ihrer Züge aber ergreifend machte. Eine furchtbare Stunde hatte aus der strahlenden glorreichen Kaiserin eine Mater dolorosa gemacht.

Als ich zum ersten Male vor ihr stand, oh wie schön, wie berückend schön war sie!! Hoch, schlank, so zart, so fein, wie eine Fee schien sie mir. Und ihre Stimme! Diese leise, sanfte Stimme, wie überrieselte sie mein Herz! Ein leichter Anflug von Wehmut lag auf ihren Zügen und wechselte gar schnell und unerwartet mit einem unbeschreiblich reizenden, schelmischen Lächeln, das zuerst im Auge blitzte und dann erst auf die Lippe trat. Wie oft ich es auch sah, immer wartete ich fast sehnsüchtig darauf, denn das eine wie das andere war unwiderstehlich und ich konnte nicht müde werden zu grübeln über den Quell der Wehmut. Das Lächeln aber fand sich bald, denn der Mutwille war in jenen Tagen noch leicht zur Hand, die Sonne lacht ja schnell auch durch die Wolke und in jenen Tagen hatte des Schicksals eiserner Griff das Herz der Mutter noch nicht zermalt. Dann freilich entfloh dieses Lächeln für ewig!

Im geistigen Verkehr war die Kaiserin sehr anregend, man wurde ihrer nie müde, ihre Einfälle waren köstlich und originell wie ihre Logik und immer wieder entdeckte man etwas, was überraschte. Sie war eine feine, sehr komplizierte Natur, sie hatte Zeit gehabt allen Regungen ihrer Seele zu lauschen und konnte bis in die Unendlichkeit grübeln und ergründen. Wie unwiderstehlich war sie, wenn sie in ihrer anmutigen Heiterkeit irgend eine Idee oder eine Behauptung aufstellte, von der sie vollkommen genau wußte, wie problematisch sie sei; sie baute ihre Thesen aber so geschickt auf, bis sie schließlich im Rechte blieb. Sie nahm ein bißchen Sophismus, ein wenig Spitzfindigkeit, dann wieder strenge Logik zu Hilfe, mit einem Worte, sie nahm mit einer verblüffenden Geistesschnelligkeit, was sie brauchte und wo sie es fand und so kam in den Grübchen ihrer Wangen und in ihren Augenblitzen der reizende Schalk zum Vorschein. Sie weidete sich dann an dem erstaunten Gesicht des ihr gegenüber Stehenden, der wie geschlagen war über die unerwartete und kluge Wendung. Wie reizend sie war, wenn sie so einen kleinen Triumph vorbereitete, wie hinreißend ihr Lächeln, das läßt sich nicht schildern; jetzt während ich schreibe, empfinde ich noch den Zauber und ich könnte Stunden und Stunden wie damals diesem Gefühle nachträumen; damals mit stillem Entzücken, heute nur mehr mit unsäglicher Wehmut. Wie mir die ganze Lieblichkeit vor Augen tritt, mit welcher der Schöpfer sie so verschwenderisch ausgestattet, sehe ich auch den leisen Zug von Wehmut in der ersten Zeit, der wie ein Hauch über ihre Züge glitt und nach dem Tode ihres einzigen Sohnes den schwermütigen Blick, der wie hilfesuchend in die Ferne schweifte, den Blick, der so schmerzlich, so intensiv traf, daß man sein Leben freudig hingegeben hätte, um ihn zu verscheuchen.

Die heilige Ursula träumte ihren Märtyrertod. Carpaccio hat in einem wundervollen Gemälde die Heilige dargestellt: süßer Schlaf zaubert den Ausdruck tiefen Friedens auf das jugendliche Antlitz; um den Mund nur schwebt ein schwermütiges Lächeln, das ahnen läßt, ihr Traum sei ein schmerzlicher. — Lag in dem hilfesuchenden Blick der Kaiserin die unbewußte Ahnung des tragischen Geschickes, das den Kaiser seiner einzigen Stütze, das Reich seiner Kaiserin beraubte und sie, die

wundervolles, schimmerndes Wellenhaar! Wohl mußte ihr, diesem Sonnenkind die schwere Luft in engem Raum oft das Herz bedrücken und in ihrer Seele die Sehnsucht erwecken nach der Frische und dem Duft der heimatlichen Gefilde und nach dem weichen Moosteppich, den die Natur dort so verschwenderisch über die Erde breitet und über den von Kindheit an ihr flüchtiger Fuß daran gewöhnt, sicher hinweg eilend, sie dahin führte, wo ihr Auge am liebsten sich versenkte: in die Lieblichkeit der reizenden Umgebung.

Den Aufenthalt in der Hofburg tauschte sie im Sommer mit Laxenburg, dem Lieblingsaufenthalt Kaiser Josephs; gewiß ein kaiserlicher Wohnsitz, aber mit dem tiefen Schatten der herrlichen alten Bäume sinkt auch eine Wolke von Schwermut auf den so schönen Garten nieder, das melancholische Rauschen in den Wipfeln der Kastanien gleicht einem bangen Klagen und manchen Schmerzensseufzer aus gequälter Menschenseele mögen diese ehrwürdigen Zeugen vergangener Tage belauscht haben.

Das Schloß ist altertümlich und sehr düster in seinen Räumen; wenig Sonne, wenig Licht, es lastet etwas wie Traurigkeit darüber. Und hier lebte die junge Kaiserin von Fremden umgeben, unbekannten Elementen gegenüber, tagelang allein! Ungestilltes Sehnen, stilles Sinnen, wehmütiges Träumen füllten die Zeit aus — wie sollte sie da nicht ein unbeschreibliches Gefühl der Verlassenheit in sich getragen haben? Schwer empfand sie die Abwesenheit des Kaisers und litt schmerzlich darunter; von Regierungsgeschäften überhäuft, weilte dieser den ganzen Tag in Wien. Gewiß litt er selbst gerade so schmerzlich wie die Kaiserin durch diese Trennung, die sein unerschütterliches und über alle anderen Empfindungen stets sieghaftes Pflichtgefühl ihm auferlegte. Er aber war beschäftigt und hatte positive Arbeit, sie dagegen blieb allein mit ihrer Sehnsucht! Rings um sie war alles still; eine Art Bangigkeit trug sie im Herzen, denn es besteht ein großer Unterschied zwischen Einsamkeit lieben und einsam sein in sich.

Natürlich entging dem liebenden Auge des Kaisers diese Stimmung nicht und schon an einem der nächsten Tage, es blinkte noch der Tau in den Gräsern, entführte der Kaiser sein kostbares Kleinod nach Wien. Kurz nur war die Freude beider Herzen. „Einem Fähnrich ist es gestattet, mit seinem geliebten Weibe, früh morgens im leichten Wägelchen in die Stadt zu fahren, es ziemt aber einem Kaiser nicht." So lautete der Machtspruch und die junge Kaiserin blieb wieder daheim und träumte in ihrer Einsamkeit traurig weiter. Langsam, langsam wird dies zur schmerzlichen Gewohnheit und diese mit der Zeit zum Bedürfnis. Das innere warme Gefühl, das unerschütterliche Vertrauen, die innige Zuneigung, die sie an den Kaiser fesselte, blieb unberührt im Herzen der Kaiserin, nur die äußere Form wurde eine andere als bei gewöhnlichen Sterblichen, denen es gestattet ist, unbesprochen, unbekrittelt den Weg zu gehen, den ein liebend Herz so leicht findet.

Ich kann nie ohne Rührung der Kaiserin gedenken und dieses Gefühl, es bleibt mir bis zum Ende. Vielleicht weil das, was über ihr schwebte, dieses geistige, nicht zu nennende, nicht wiederzugebende, unbeschreibliche „Etwas", mich mehr noch beherrschte, als ihre persönliche, wahrhaft entzückende Schönheit und dieses „Etwas", es war noch über ihr, als mein Auge zum letzten Male

auf ihr ruhte. Sie blieb schön bis zur letzten Stunde, trotz des furchtbaren Herzeleides, das wohl ihre Wangen bleichte, ihre Stirn furchte, den Ausdruck ihrer Züge aber ergreifend machte. Eine furchtbare Stunde hatte aus der strahlenden glorreichen Kaiserin eine Mater dolorosa gemacht.

Als ich zum ersten Male vor ihr stand, oh wie schön, wie berückend schön war sie!! Hoch, schlank, so zart, so fein, wie eine Fee schien sie mir. Und ihre Stimme! Diese leise, sanfte Stimme, wie überrieselte sie mein Herz! Ein leichter Anflug von Wehmut lag auf ihren Zügen und wechselte gar schnell und unerwartet mit einem unbeschreiblich reizenden, schelmischen Lächeln, das zuerst im Auge blitzte und dann erst auf die Lippe trat. Wie oft ich es auch sah, immer wartete ich fast sehnsüchtig darauf, denn das eine wie das andere war unwiderstehlich und ich konnte nicht müde werden zu grübeln über den Quell der Wehmut. Das Lächeln aber fand sich bald, denn der Mutwille war in jenen Tagen noch leicht zur Hand, die Sonne lacht ja schnell auch durch die Wolke und in jenen Tagen hatte des Schicksals eiserner Griff das Herz der Mutter noch nicht zermalt. Dann freilich entfloh dieses Lächeln für ewig!

Im geistigen Verkehr war die Kaiserin sehr anregend, man wurde ihrer nie müde, ihre Einfälle waren köstlich und originell wie ihre Logik und immer wieder entdeckte man etwas, was überraschte. Sie war eine feine, sehr komplizierte Natur, sie hatte Zeit gehabt allen Regungen ihrer Seele zu lauschen und konnte bis in die Unendlichkeit grübeln und ergründen. Wie unwiderstehlich war sie, wenn sie in ihrer anmutigen Heiterkeit irgend eine Idee oder eine Behauptung aufstellte, von der sie vollkommen genau wußte, wie problematisch sie sei; sie baute ihre Thesen aber so geschickt auf, bis sie schließlich im Rechte blieb. Sie nahm ein bißchen Sophismus, ein wenig Spitzfindigkeit, dann wieder strenge Logik zu Hilfe, mit einem Worte, sie nahm mit einer verblüffenden Geistesschnelligkeit, was sie brauchte und wo sie es fand und so kam in den Grübchen ihrer Wangen und in ihren Augenblitzen der reizende Schalk zum Vorschein. Sie weidete sich dann an dem erstaunten Gesicht des ihr gegenüber Stehenden, der wie geschlagen war über die unerwartete und kluge Wendung. Wie reizend sie war, wenn sie so einen kleinen Triumph vorbereitete, wie hinreißend ihr Lächeln, das läßt sich nicht schildern; jetzt während ich schreibe, empfinde ich noch den Zauber und ich könnte Stunden und Stunden wie damals diesem Gefühle nachträumen; damals mit stillem Entzücken, heute nur mehr mit unsäglicher Wehmut. Wie mir die ganze Lieblichkeit vor Augen tritt, mit welcher der Schöpfer sie so verschwenderisch ausgestattet, sehe ich auch den leisen Zug von Wehmut in der ersten Zeit, der wie ein Hauch über ihre Züge glitt und nach dem Tode ihres einzigen Sohnes den schwermütigen Blick, der wie hilfesuchend in die Ferne schweifte, den Blick, der so schmerzlich, so intensiv traf, daß man sein Leben freudig hingegeben hätte, um ihn zu verscheuchen.

Die heilige Ursula träumte ihren Märtyrertod. Carpaccio hat in einem wundervollen Gemälde die Heilige dargestellt: süßer Schlaf zaubert den Ausdruck tiefen Friedens auf das jugendliche Antlitz; um den Mund nur schwebt ein schwermütiges Lächeln, das ahnen läßt, ihr Traum sei ein schmerzlicher. — Lag in dem hilfesuchenden Blick der Kaiserin die unbewußte Ahnung des tragischen Geschickes, das den Kaiser seiner einzigen Stütze, das Reich seiner Kaiserin beraubte und sie, die

Feine, sie, die Zarte, die Liebliche, diese Königin, mit roher Gewalt, erbarmungslos hinschleuderte auf harten Grund, zu Tod getroffen von ruchloser feiger Mörderhand? Nicht Rettung vor dem scharfen Stahl suchte ihr Blick, kein Laut entschlüpfte ihren Lippen, sie fürchtete den Tod nicht, aber Befreiung suchte sie aus der gewalttätigen, rohen Berührung des fluchwürdigen Mörders, Befreiung aus dieser gräßlichen Hand! Dann lag sie befreit, aber regungslos, in einem schmucklosen Sarg, die Märtyrerin, die Kaiserin und Königin! — Tiefer Friede auf den edlen Zügen, das noch immer schimmernde Wellenhaar als Totenkrone über der nunmehr sorgenlosen Stirne; die dunklen Wimpern tief herabgesenkt auf die bleichen Wangen, das wehmütige Lächeln von einst auf dem nunmehr für ewig verstummten kalten Lippen. Die Hände gefaltet über durchbohrtem Herzen hielten einen Rosenkranz und ein Kreuz; die aber, die das Kreuz über der Brust liegen hatte, trug keines mehr im Herzen. Zu ihren Füßen lag ein Veilchenstrauß und viel prächtiges Gewinde, denn sie liebte die Blumen und was es an Blütenherrlichkeit nur geben konnte, das ward in Ehrfurcht und Liebe ihr geweiht, die da in Frieden ruhte. Mir schien ein kleiner Strauß die köstlichste Gabe. Dankbarkeit hatte die bescheidenen Blumen mit Tränen benetzt. Ein kleiner Knabe hatte sie gebracht. Befragt, wer er sei und was er wolle, sagte er schüchtern, „der armen Dame, die da drinnen liegt, möchte ich diese Blumen bringen". „Kennst du sie denn?" Der Kleine nickte traurig mit dem Kopfe. „Oh ja! sie ging ja vormittags in die Stadt, ich stand auf der Brücke und weinte, da blieb sie stehen und fragte freundlich, warum weinst du denn, hast du vielleicht Hunger? Nein, sagte ich, aber ich fürchte mich nach Hause zu gehen, die Mutter hat mir Geld gegeben, um Fleisch zu kaufen, ich habe aber das Geld verloren und jetzt werde ich Schläge bekommen. Die Dame sprach etwas mit ihrer Begleiterin, dann nahm sie Geld von ihr, legte es in meine Hand, es war ein Goldstück! ich war ganz erschrocken, da lächelte sie und sagte: „jetzt gehe aber gleich nach Hause, zeige es niemand, damit es dir niemand nimmt, stecke es gut ein, damit du es nicht wieder verlierst und fürchte dich nicht, die Mutter wird dich nicht schlagen. Dann ging sie fort. Am Nachmittag hörte ich, daß die große, gute Dame tot sei und daß sie eine Kaiserin war und jetzt brachte ich ihr diese Blumen!" „Willst du sie selbst hinlegen?" „Nein," sagte der Knabe schnell, „das kann ich nicht, ich kann sie nicht anschauen". Tränen rollten über sein Gesicht und er verschwand. Der duftende Veilchenstrauß lag zu ihren Füßen und wer könnte zählen, wenn jede Wohltat, die sie still erwiesen, zu einer Blüte gewandelt, an ihrem Sarge niedergelegt worden wäre? So auch ging sie hinüber in die Ewigkeit; ihre letzte Tat vor der bangen, schweren Reise, von der es kein Wiederkehren gibt, war eine Wohltat!

Friede ihr! ihr, die so still und unbelauscht den Leidenden und Schwergetroffenen nahte, und so mild, so rührend, Trost und Hilfe spendete; Friede ihr, die niemals Anerkennung und Bewunderung erringen wollte, ihr, die sanft und leise, unerwartet kam, um jede Beunruhigung zu vermeiden, denn die sie suchte, die Armen und Trostbedürftigen, waren ja ohnehin zu finden und immer da. Friede ihr, die einfach kam und einfach ging, ohne Prunk, ohne Glanz, nur mit der majestätischen Hoheit, mit der der Allmächtige ihr ganzes Wesen umgeben hatte, und mit ihrem guten, warmen, edlen Herzen! Friede ihr! Amen!

Galizien unter Kaiser Franz Joseph I.

Vom Geheimen Rat Adalbert Grafen Dzieduszycki.

Nur wer gleich mir sich Galizien, wie es vor einem halben Jahrhundert gewesen, in Erinnerung zu bringen vermag, ist auch imstande die gewaltige Veränderung zu beurteilen, die in diesem Lande unter der Regierung Franz Joseph I. vor sich gegangen ist. Und er wird daher auch der Bevölkerung recht geben, wenn sie diese Umwälzung vor allem auf die persönlichen Entschlüsse des Monarchen zurückführt.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß heute in Galizien Kaiser Franz Joseph die populärste Persönlichkeit ist und diese Popularität reicht über die Gemarkungen des Landes hinaus, so weit das polnische Idiom erklingt.

Ich kannte noch ein Galizien ohne Fahrstraßen und Eisenbahnen, ja fast ohne Schulen und Krankenhäuser. Im ganzen Lande gab es nur drei sogenannte „Militärstraßen", im übrigen war man auf die im Frühjahr und im Herbst oft wochenlang unpassierbaren Wege angewiesen. Die Eisenbahn von Krakau nach Lemberg wurde so langsam gebaut, daß es fast schien, sie werde niemals die Landeshauptstadt erreichen. Die Kinder aber erfuhren von der Existenz der Lokomotive nur aus Bilderbüchern, in welchen sie zwischen Kondor und Nashorn figurierte. Die Stelle des Telegrammes nahm die „Estaffette" ein, die Zeitungen hingegen wurden während des Krimkrieges nur einmal in der Woche zugestellt — wegen des großen Interesses nämlich. Notabene gab es im ganzen Lande außer der Lemberger Amtszeitung nur ein einziges Journal — den „Czas". So war es noch in den sechziger Jahren! Kein Wunder daher, wenn ich zuweilen die Empfindung habe — tief im 17. Jahrhundert auf die Welt gekommen zu sein und mir meine Rüstigkeit angesichts meines Methusalemalters oft rätselhaft dünkt.

Mit den Schulen war es noch merkwürdiger bestellt. Es gab eine deutsche Universität in Lemberg ohne medizinische Fakultät und die alte polnische in Krakau wurde mit aller Gewalt germanisiert. Von einer technischen Hochschule keine Idee. Im übrigen kaum ein Dutzend Gymnasien und etliche Realschulen, in denen nur der Katechismus in polnischer oder in ruthenischer Sprache gelehrt wurde. Sonst gab es nur die unvergeßlichen „Sprachzeichen" für jeden Laut, den man in der — Muttersprache von sich zu geben wagte und eine Strafe, der sich der Delinquent nur dadurch zu entziehen vermochte, daß er einen Kollegen denunzierte, der sich des nämlichen Vergehens schuldig gemacht. Volksschulen waren nur ein Luxus der Städte, auf dem Dorfe blieben sie fremd. Wagte es aber jemand privat zu studieren, so wurde er wegen — „staatsgefährlicher Umtriebe" gestraft. Nicht minder schlimm erging es demjenigen, der polnische Dichter zu lesen sich erkühnte. Selbstredend wurden diese von der sie erst recht vergötternden Jugend um so gieriger verschlungen — allerdings vornehmlich zur Sommerszeit, wenn — der Mais bereits hochgewachsen war.

Dementsprechend stand es auch um die Sentiments der Bevölkerung. Allgemein wurde die russische und preußische Regierung über die österreichische gestellt. Und die Allerkonservativsten sympathisierten mit der Revolution, um nur der Wohltaten

des damaligen Regimes los zu werden. Ihre Verteidiger suchte die Regierung einzig unter den in der Finsternis erhaltenen Bauern. Mit Absicht schob man die Ablösung der Servituten hinaus, weil man es für zweckmäßig hielt, agrarische Zwietracht zu säen. Es kam vor, daß Amtsdiener den Bauern in der Schenke die Fabel auftischten: die Herren, d. h. alles, was sich westeuropäisch kleidete, lehnten sich auf, weil sie — die Leibeigenschaft wieder herstellen wollen. Diese Praktiken der amtlichen Organe hatten nur zur Folge, daß bei der Intelligenz die grauenvolle Erinnerung an das Jahr 1846 erhalten blieb.

Kaiser Franz Joseph hatte es sich nun gleich von vornherein zur Aufgabe gemacht, Galizien zu versöhnen. Er bewies dies vor allem dadurch, daß er noch während des absoluten Regimes zum Gouverneur in Lemberg einen Polen, den Grafen Goluchowski, ernannte, der Fahrstraßen und im Lande bis dahin unbekannt gebliebene Brücken baute, Sümpfe trocknete, ja sogar die Volksschulen zu vermehren wagte und mit Hilfe von in die verschiedenen Ämter berufenen Landeskindern eine Administration schuf, deren ausgezeichnetes Funktionieren ihm allgemeine Anerkennung brachte. Den weiteren Beweis der kaiserlichen Gesinnung bildete die denkwürdige Berufung Goluchowskis zum Staatsminister, unter dessen kurzem Regime das Oktober-Patent erschien, das den ersten Akt des konstitutionellen Lebens in Österreich bildete.

In der Frühzeit des österreichischen Verfassungslebens wurde jedoch die ruhige Entwicklung Galiziens durch die Ereignisse in dem russischen Teile Polens gehemmt. Alles war mit den Demonstrationen und dem Aufstande beschäftigt, der Landtag tagte fast gar nicht, es kamen wieder deutsche Statthalter und obendrein Generäle ins Land — auch der Belagerungszustand blieb nicht aus. Und doch begann just um diesen Zeitpunkt die Annäherung der polnischen Bevölkerung Galiziens an die Dynastie heranzureifen und man fing an, Österreich über Rußland zu stellen. Als dann der Aufstand mit einer entsetzlichen Niederlage geendet und die österreichische Monarchie mit Bestimmtheit den konstitutionellen Weg betreten hatte, begann auch in Galizien eine neue Ära.

In den Ämtern wurde die polnische, und für den Parteienverkehr auch die ruthenische Amtssprache (in Ostgalizien) eingeführt. Die Universitäten wurden polonisiert, wobei in Lemberg auch ruthenische Lehrkanzeln zur Errichtung gelangten. Die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden wurden mit Landesangehörigen besetzt. Und dieses Vertrauen hatte die besten Folgen. Denn seither bilden die Polen die treuesten Stützen des Thrones. Und wiewohl sie mit der zentralistischen Konstitution nicht einverstanden sind, verteidigten sie bislang und verteidigen noch immer das parlamentarische Ansehen; wiederholt und in den schwierigsten Situationen haben sie die Interessen des Reiches geschützt, auch haben sie bisher noch nicht den parlamentarischen Modernismus erlernt, dessen Wesen in dem Vereiteln der Beratungen besteht. Die Tatsache aber, daß das Vorgehen des neuen aus dem allgemeinen Wahlrecht hervorgegangenen Polenklubs sich in dieser Hinsicht von dem des Kurialparlamentes nicht unterscheidet, beweist eben, daß alle Schichten der Nation von dem Gefühle der Dankbarkeit durchdrungen sind und zeigt nur zu welcher politischen Reife die Polen durch die mit nationalen Errungenschaften verbundene Freiheit zu gelangen vermochten.

Unter dem neuen autonomen Regime veränderte sich allmählich auch die

Physiognomie des Landes. Zwar ließ sich in dem Zeitraume von 40 Jahren nicht alles verbessern und auch heute gibt es namentlich in der älteren Generation noch immer Analphabeten. Auch der Wohlstand konnte selbstredend unmöglich dem der westlichen Provinzen gleichkommen und außerdem hat das Beispiel der nationalen Fehde in Böhmen das Verhältnis zwischen Polen und Ruthenen oft getrübt. Jedermann aber wird zugestehen müssen, daß sich unter der Regierung des Kaisers Franz Joseph die ehemals traurigen Verhältnisse in Galizien zum Vorteile des Landes wesentlich verändert haben.

Immer dichter wurde das Netz der Haupt- und Lokalbahnen und die auf Kosten der Bezirke und Gemeinden gebauten Fahrstraßen verbinden fast alle Ortschaften miteinander. Die Zahl der Zeitungen wächst mit jedem Jahre, die Post verspätet sich nicht mehr, woraus sich erklärt, daß man auch in einem galizischen Dorfe, z. B. von der Schlacht bei Tusima, einige Stunden bevor sie geschlagen wurde, Kunde erhalten konnte.

In den Dörfern wurden und werden noch immer Schulen errichtet. Jedes Dorf hat auch eine Lesehalle oder auch zwei — mit entgegengesetzten politischen Richtungen. Die Brücken sind — entgegen aller Tradition — jederzeit passierbar. Wenn auch das Gewerbe im großen und ganzen noch vieles zu wünschen übrig läßt, so ist doch wenigstens die Petroleumindustrie zu einer erstaunlichen Blüte gelangt. Der Ackerbau hat eine Entwicklung genommen, die sich niemand träumen ließ. Der Preis der Grundstücke und der Pachtungen hat vielfach eine Steigerung erfahren. Nicht nur in Lemberg und in Krakau, auch in den kleineren Städten sind elegante und breite Straßen entstanden. An den Universitäten mehren sich die wissenschaftlichen Institute. Die Intelligenz findet im Lande Beschäftigung sei es als Beamte oder in anderen Berufszweigen. Auch wächst mit jedem Jahre die Zahl derer, die sich der Wissenschaft oder der Kunst widmen. Endlich hat auch der Bauer arbeiten und — sparen gelernt. Mit der Zeit stellten sich bei ihm auch kulturelle Bedürfnisse, ja sogar gewisse geistige Passionen ein. Es bedarf nur einer wirksamen Unterstützung der Industrie und des Ackerbaues von seiten des Staates, damit Galizien für ihn zu einer reichen Provinz werde.

Wenn ich mit der Lokalbahn einen einst verfallenen Bezirk in Galizien bereise, in dem man in früheren Zeiten nicht wußte, wo man übernachten sollte, falls ein Pferd auf einer der „sogenannten" Brücken ein Bein brach, erfüllt es mich zuweilen mit Wehmut, jene Welt versinken zu sehen, in der ich aufgewachsen. Ich erblicke durch das Coupéfenster einen mir wohlbekannten Fluß und erkenne ihn nicht mehr. Man hat inzwischen seine Freiheit vergewaltigt, ihn gebändigt und er fließt nun in einem schmalen Bette zwischen festgemauerten Ufern. Wo sind die Zeiten, da er breit austretend, eine Einöde bildete, ein ausgedehntes Steinfeld, malerische schilfbewachsene und von Fröschen bevölkerte Tümpel — gastliche Stätten für die Malaria. Wohin ist die Freiheit, mit der dieser Fluß sein Bett verändernd, Grundstücke, ja ganze Dörfer vernichtete? Ach ja! das polnische Regime hat ihm westliche Sitten beigebracht.

Noch wehmütiger stimmt mich der Anblick eines Dorfes. Mit Grauen gewahre ich, wie das malerische Strohdach jenem aus roten Ziegeln gewichen ist und sich darüber sogar ein — Schornstein erhebt. Auch Fenster sind zu sehen, hinter deren

Scheiben Blumentöpfe, ja Vorhänge hervorblicken . . . Noch ist die Metamorphose nicht in allem vor sich gegangen. Noch gehen nach der Ernte ganze Dörfer in Flammen auf. Doch es währt nicht lange und das 20. Jahrhundert hält auch in Galizien seinen Einzug.

Im Gedächtnis der polnischen Nation werden die Gefühle der Dankbarkeit für Kaiser Franz Joseph fortbestehen, der ihr durch sein Vertrauen die Möglichkeit gab, sich aufzuraffen und all das wieder gut zu machen, was verschuldet worden war durch eine Jahrhunderte währende Vernachlässigung eines Landes, das früher der Schauplatz unausgesetzter Tatareneinfälle war.

Eine Erinnerung an die Einnahme von Raab am 28. Juni 1849.

Von Philipp Grafen Boos-Waldeck.

FZM. Baron Haynau hatte die beabsichtigte Konzentrierung der Donauarmee, am rechten Ufer des Stromes, ebenso überraschend als musterhaft ausgeführt. Die Insurgenten waren nicht mehr in der Lage, eine gleichwertige Streitkraft gegen das unmittelbar bedrohte Raab zu werfen, dem augenscheinlich der erste Angriff drohte.

Am 26. Juni gelangte das Armeehauptquartier nach Ungarisch-Altenburg, am gleichen Tage traf Kaiser Franz Joseph mit dem Allerhöchsten Hoflager in diesem Orte ein. Seine Majestät übernahm den Oberbefehl über das gesamte Heer, er wollte Zeuge sein der Wiedereröffnung des Feldzuges und durch seine Gegenwart die Truppen begeistern.

Die Stellung der Donauarmee war am Abend des 26. folgende:

Das 1. Korps bei Wieselburg, das 3. nächst Egyed und Szány, das Reservekorps im Lager rückwärts von Ungarisch-Altenburg, die Kavalleriedivision um Wieselburg, die Brigade Schneider in Csorna. Die russische Division Panutine, sowie die Geschützreserve standen in Ragendorf. Das 2. Armeekorps war am linken Ufer der Donau zurückgeblieben.

Zum Angriff auf Raab standen demnach dem FZM. Baron Haynau insgesamt 66.000 Mann mit 390 Geschützen zur Verfügung.

Die Stadt selbst, am Vereinigspunkte der großen Raab und der Rabnitz mit dem Wieselburger Donauarm gelegen, bildet ein ziemlich schwieriges Defilee, dessen Zugänge von Westen her durch die genannten Flüsse voneinander getrennt sind, so daß der Verteidiger den Vorteil genießt, den Angriffskolonnen, die getrennt vorzurücken bemüßigt sind, rechtzeitig entsprechende Kräfte entgegenzustellen. Der Feind hatte die Hauptzugänge zur Stadt und zu den Vorstädten — hauptsächlich jenen zur Wiener Vorstadt — befestigt und reichlich mit Geschütz versehen. Pöltenberg befehligte die rasch herangezogenen Streitkräfte der Insurgenten, Klapka kam erst am 28. gegen 6 Uhr bei Raab an, kurz vor ihm, nachdem das Treffen aber schon verloren war, auch Görgey.

Den von FZM. Haynau gegebenen Dispositionen gemäß stand am 27. Juni bereits das ganze 3. Armeekorps unter FML. Baron Moltke jenseits der Raab

und mithin war die strategische Umgehung bereits gelungen, der Fall der Stadt besiegelt. Der eigentliche Angriff erfolgte am 28., und zwar durch das 1. und das Reservearmeekorps, deren gemeinsame Leitung im Verlaufe des Kampfes FML. Graf Schlick übernommen hatte.

Es würde zu weit führen, auf Einzelheiten des Kampfes einzugehen; von einer Forcierung Raabs kann überhaupt im eigentlichen Sinne des Wortes nicht gesprochen werden; der Gegner wurde buchstäblich hinausmanövriert — strategisch durch das 3. Armeekorps, taktisch durch die Umgehung der Stellung an der Abdabrücke seitens des FML. Baron Wohlgemut mit dem Reservekorps. Dafür sprechen beredt die äußerst geringen Verluste auf seiten der Österreicher, ohne die Brigade Gerstner, die abseits focht und bekanntlich den linken gegnerischen Flügel unter Kmety abdrängte — 2 Offiziere, 33 Mann. Nachdem es auf gegnerischer Seite klar geworden war, daß das erwartete 2. Insurgentenkorps nicht mehr rechtzeitig eintreffen könne, wurden alle Anstalten zum Rückzug getroffen, der vom Gros in aller Ordnung nach 4 Uhr nachmittags begonnen wurde; die Arrieregarde, unter Kossuth — einem Verwandten des Gouverneurs — hielt noch die Stadteingänge besetzt.

FML. Fürst Liechtenstein, der mit seiner Division den Feind in der Szigethvorstadt nur beschäftigen sollte, bis es der Haupttruppe gelungen sein würde, in die Wiener Vorstadt einzudringen, benützte einen günstigen Augenblick und drang mit ausgezeichneter Tapferkeit zu Fuß, an der Spitze der Brigade Bianchi in die Vorstadt Szigeth, übersetzte hier auf Schiffen mit einer Abteilung von Kaiserjägern die Rabnitz und rückte mit der von der Wiener Vorstadt herkommenden Avantgardebrigade Benedek gleichzeitig in die innere Stadt ein. Diese am meisten vorpoussierte Brigade hatte, in Sturmkolonnen vorrückend, die Wiener Vorstadt genommen und marschierte nun mit klingendem Spiele und in strammster Ordnung, wie bei einer Parade, vorwärts; ihr folgte auf dem Fuße die Brigade Perin mit 4 Grenadierbataillonen im zweiten und die Brigade Theißing mit 4 Grenadierbataillonen im dritten Treffen. Seine Majestät der Kaiser hatte dem Sturm der Brigade Benedek auf die Wiener Vorstadt im heftigsten Kugelregen beigewohnt und er zog nun, es mochte 5 Uhr gewesen sein, gleich hinter diesen braven Truppen, umgeben von einer glänzenden Suite, an der Seite des FML. Grafen Schlick in die bezwungene Stadt ein.

Unmittelbar hinter dem Gefolge marschierte das Grenadierbataillon Graf Braida, gebildet aus je zwei Grenadierkompagnien von Khevenhüllerinfanterie Nr. 7, Palombini Nr. 36 und Herzog v. Wellington Nr. 42; ich war damals als Leutnant daselbst eingeteilt. Noch war das Feuer nicht verstummt; der Kanonendonner grollte noch wie nach einem ausgetobten Gewitter, das Geknatter des Infanteriekampfes war deutlich vernehmbar. Die Stimmung der Truppen war eine äußerst gehobene, die Anwesenheit des allgeliebten Monarchen und der erfochtene Sieg begeisterten Hoch und Nieder. Plötzlich — es war noch in der Vorstadt von Raab — fiel aus unmittelbarer Nähe aus den Fenstern eines Gebäudes, in dem ein Kaffeehaus untergebracht war, ein Schuß.

Wem er galt, was er bezweckte, wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben; er hatte gottlob kein Unheil angerichtet und wurde scheinbar weder von Seiner

Majestät, noch von irgend einem Mitgliede seines Gefolges bemerkt. Wenigstens setzte die Suite ihren Weg, unbeirrt um dieses Vorkommnis, ruhig fort.

Anders unsere braven Grenadiere. Ohne Befehl, ohne Erlaubnis stürzten sich die mit mir an der Spitze des Bataillons marschierenden Leute in das Haus, Kolben und Fäuste treten in ihre Rechte, der Eingang wird gestürmt, Türen und Fenster werden erbrochen, wie ein Bienenschwarm ergießen sich die Leute in das Haus, nach verruchten Schützen fahndend; für uns stand es fest, daß es auf das Leben unseres Allerhöchsten Kriegsherrn abgesehen war. Türen, Sessel, ja sogar ein veritables Klavier findet seinen unfreiwilligen Weg auf die Straße, die ganze Einrichtung des Hauses fällt der Wut der Grenadiere zum Opfer, jeder Winkel wird durchsucht — umsonst! Wir müssen endlich in unsere Einteilung zurück, ich melde den Vorfall pflichtgemäß, er bildet das Gespräch eines Abends im Feldlager, es wird viel hin und her disputiert, betont, daß man eine solche Vermutung gar nicht aussprechen dürfte, jedenfalls aber vertuschen müsse — und geht im Gewühle der folgenden Ereignisse unter.

Ich habe in keinem Akte, in keiner Geschichte auch nur eine Andeutung dieser Episode vorgefunden und doch war ich Augenzeuge des Ganzen; die Erinnerung steht mir noch heute so lebendig vor Augen, als hätte sich der Vorfall erst kürzlich ereignet. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, weiteres Beweismaterial für die Vermutung, die in meinen Worten ausgesprochen ist, zu sammeln — wenn nicht, so habe ich wenigstens meine Überzeugung niedergelegt, ehe mit mir und den noch wenigen Überlebenden aus jener Zeit die Erinnerung an diesen Vorfall zu Grabe geht und dadurch für immer der Vergessenheit anheimgegeben wird.

Die Protestantenfreunde im Hause Habsburg.

Ein Jubiläumsblatt.

Von Professor Dr. Georg Loesche.

Es wäre eine sträfliche Undankbarkeit, auch politisch und historiographisch eine unverzeihliche Unterlassungssünde, wenn wir Protestanten Österreichs das fast beispiellose Regierungsjubiläum außer durch Teilnahme an Wohltätigkeitsstiftungen nicht auch mit der Feder feiern wollten.

Wenn im Kaiserfestzuge noch die Dampierreschen Kürassiere eingeschoben wurden zur Erinnerung an die legendarisch aufgeputzte Sturmpetition der protestantischen Adeligen, so dürfen wir um so weniger bei der literarischen Huldigung fehlen.

Jede Denkmünze hat zwei Seiten.

Auch wir können einen historischen Festzug gruppieren, der den Kaiser der Parität bejubelt; nicht nur aus den Bevölkerungen aller Kronländer, die einst fast alle meistenteils evangelisch waren und aus den ältesten Geschlechtern, sondern sogar aus Mitgliedern der habsburgischen Ahnengalerie, Kaisern und Erzherzoginnen.

Wir wollen diese Fürstlichkeiten ins Auge fassen, zumal sie der Allgemeinheit nicht durchwegs in diesem Lichte bekannt sind. Wie wenige wissen es, daß zu den ersten fürstlichen Gönnern Luthers eine Habsburgerin gehörte, die unglückliche

Isabella von Dänemark, die Schwester Karl V. und Ferdinand I., denen man Schwäche gegen Ketzer nicht nachreden darf, obschon beide sich für Reformen einsetzten, Ferdinand sogar für Priesterehe und doppeltgestaltiges Abendmahl.

Fast noch ein Kind reichte Isabella ihre Hand Christian II., „dem Bösen" von Dänemark, welcher ihr beinahe ein Menschenalter voraus war. Er erinnerte in vielem an seinen gekrönten Kollegen Heinrich VIII. von England; beide begabt und herrschsüchtig, zugleich gewalttätig, zügellos, verbrecherisch; an Christians Schilderung versuchen sich mit Vorliebe Geschichtsschreiber und Dichter. Noch heute klingen die Lieder von Christians Amsterdamer Täubchen; die Geliebte hinderte ihn nicht, der Königin in sinniger Weise ein neues Heimatsgefühl zu wecken.

Wie in Skandinavien überhaupt die Reformatien zur Stärkung der Monarchie verwendet wurde, um sie der Umstrickung des übermächtigen Adels und Klerus zu entwinden, so liebäugelte auch Christian mit dem Luthertum, zunächst von Erasmus angeregt, dem Fürsten der Humanisten und Orakel Europas, dessen Kreise sich weithin durch die Lande zogen und alle in sich aufnahmen, welche auf einer mittleren Linie bleiben wollten. Aber Christian verdarb es nun erst recht mit allen Parteien und mußte fliehen. In der Verbannung versuchte er es, daheim zu wühlen durch Verbreitung einer dänischen Übersetzung des Neuen Testamentes. In Wittenberg, wo er im Hause des sächsischen Hofmalers Lukas Kranach wohnte, dem wir so viele nicht eben schöne Zeitporträts verdanken, rückte er näher an Luther heran, der in seiner mangelhaften Menschenkenntnis den König stets zu hoch bewertet hat. Auch Isabella widerstand dem neu aufgedeckten Evangelium nicht, bei ihr ging es tiefer, trotz ihrer strengen katholischen Erziehung, in der sie sich eines so trefflichen Lehrers rühmen durfte, wie des späteren Papstes Hadrian VI., der eine seltene Zierde des Stuhles Petri war.

In demselben Jahre 1524, in dem sie Luther zum ersten Male in Wittenberg predigen hörte, empfing sie auf dem Nürnberger Schlosse das Abendmahl unter beiden Gestalten, nicht nur auf Anraten ihres in allem verdächtigen Gatten, sondern auch nach eigener Überzeugung.

Diese Kommunion aber mit dem Kelche war damals das Merkmal des Neuglaubens, mochten sonst die Empfänger in jenen ungeklärten Übergangszeiten in vielen Farben schillern.

So wäre die Infantin Isabella die erste fürstliche Person, die sich öffentlich und unmißverständlich der Reformation anschloß. Wenn man in diesen Höhen noch mehr als in den Tiefen stets nach Nebengründen sucht und suchen muß, so war Isabellas Bekenntnis staatsmännisch kein Meisterstreich. Sehr erklärlicherweise, wie sie hätte vermuten müssen, war ihr Bruder Ferdinand über diesen Schritt entrüstet und wollte ihr die Verwandtschaft kündigen. In ihrer Antwort auf seine Drohung, mit dem Stempel eigener, ja gefestigter Überlegung, will sie sich dem Bruder in allem anderen fügen, nur muß sie sich an das Wort Gottes halten. Reformatorischen Einfluß auf ihr Land konnte sie nicht gewinnen. Sie wollte ihre Wege von denen des sittlich tief unter ihr stehenden Gatten nicht trennen, den sie ähnlich leidenschaftlich umklammerte, wie ihre Mutter Johanna die Wahnsinnige ihren schönen Philipp. Sie lehnte deshalb die ehrenvolle Aufforderung der Dänen, die ihren Wert zu schätzen wußten, ab, als Königin zurückzukehren, während sie

lieber dem Teufel als Christian sich ausliefern wollte; und vor allem raffte die Schwindsucht sie früh dahin. Noch auf dem Totenbette kommunizierte sie lutherisch.

* * *

Auch Isabellas Schwester, die Königin Marie von Ungarn und Böhmen, die spätere Statthalterin der Niederlande, ist dadurch ausgezeichnet, daß ihr Luther eine Auslegung von vier Trost-Psalmen widmete. Doch in ihr täuschte sich Luther ähnlich wie in Christian von Dänemark. Auch sie gehörte mehr zu jener erasmischen Reformpartei; sie darf als eine beständige Liebhaberin der Bibel angesehen werden, die sie selbst auf die Jagd mitgenommen haben soll, ja als zeitweilige Gönnerin Luthers; sogar ein frommes Lied mit lutherischem Klang wird ihr wahrscheinlich zugeschrieben werden dürfen. Allein sie glänzte unter den entschieden dynastischen Frauen des Hauses Habsburg; die Sorge für dessen Wohl schlug alle anderen Wünsche und Bedenken aus dem Felde.

* * *

Nicht genug daran, daß König Ferdinand an seinen beiden Schwestern solche Entgleisung erleben mußte: der eigene Sohn wurde von der Tücke des Ketzers verführt. Maximilian II., der in seinem Herzen bis in den Tod evangelisch gesinnt gewesen zu sein scheint, verursachte doch die Zerstörung des österreichischen Protestantismus und konnte das Einsetzen der Gegenreformation nicht verhindern.

Mehr als dreiviertel Jahrhundert hatte die Geschichtsforschung sich abgemüht, um seine Sphinxnatur zu enträtseln und ist nun, dank neuen Quellen und Untersuchungen, zu einem gewissen Abschluß gelangt. Und gerade dieser tastende Grübler wurde von ungeahnter Fernwirkung. Hätte er seine innerste Überzeugung als Herrscher betätigt, wäre heute Austria nicht mehr eine der treuesten Töchter Roms.

Als Knabe schon hatte Max am Innsbrucker Hof von seinem Lehrer, einem der bedeutendsten Männer aus Luthers berühmter Tafelrunde, lutherisches Gift eingesogen. Mit Entsetzen gewahrte Ferdinand die Besudelung der Kinderstube. Er drohte denen mit köpfen, die dort auch nur von der neuen Lehre sprächen, und mit körperlicher Züchtigung den Söhnen, die ihm nicht sofort solche Frevel anzeigten. Es war umsonst. Max' Selbständigkeit und Eigenwilligkeit, die der Vater und der kaiserliche Ohm nicht selten als Trotz und Ungehorsam schmerzlich empfanden, blieben am bedenklichsten in seiner Neigung zum Luthertum, die durch frühe Beziehungen zu den späteren sächsischen Kurfürsten Moritz und August gesteigert wurde. Sein Bruder Ferdinand blieb auch nicht unberührt. So warnte Ferdinand in seinem Testament beide Söhne eindringlich vor der neuen Lehre, mit Gründen der Vernunft und Billigkeit, da er sich auf theologische nicht verstünde. Übrigens wollen wir mit Hinsicht auf die von Eiferern bekrittelte Religiösität Ferdinands nicht verschweigen, daß er seine Tochter Leonore mit dem lutherischen dänischen Kronprinzen zu vermählen gedachte und Karl von Steiermark, der Gegenreformator Innerösterreichs, um die Hand der häretischen Elisabeth von England anhielt, was Philippine Welsers Ferdinand ebenfalls tun sollte.

Max' theologische Entwicklung wurde durch den schmalkaldischen Religionskrieg, den ersten konfessionellen seit Luthers Auftreten, beschleunigt. Er nahm per-

sönlich teil an der Schlacht von Mühlberg, welche dem für den Protestantismus unrühmlichen und unglücklichen Krieg ein so schnelles Ziel setzte, wie die Schlacht am weißen Berge der böhmischen Erhebung. Das kunstvolle Prachtstück der deutschen Lutherbibel aus der Beute des gefangenen frommen Kurfürsten Johann Friedrich kam später in Max' Besitz, auch in seinen geistigen. Fortan wurde er ein Vertreter bedrängter Protestanten beim Kaiser. Man versuchte ihn dadurch zu heilen, daß man ihm die Regentschaft in Spanien übertrug. Auch dies nutzte um so weniger, als ihn die Gewißheit plagte, die Thronfolge in Deutschland solle ihm entzogen und Philipp II. übertragen werden. So blind war der kluge Rechner auf dem Kaiserthrone, nicht nur gegenüber den Bedürfnissen Deutschlands, sondern für die Tragfähigkeit solcher dynastischer Kunststücke.

Max' natürliche Verbündete waren alle Deutschdenkenden; zuerst die Fürsten, an ihrer Spitze die evangelischen. Sofort nach seiner ersehnten Heimkehr begann der Kampf um die Thronfolge. Der persönliche Ehrgeiz fand eine Helfershelferin in der religiösen Neigung. Der individuelle Gegensatz gegen Karl V. und Philipp II. wächst durch den nationalen und religiösen. Eine strenge Scheidung läßt sich nicht durchführen, zumal für damals, wo Politik und Religion noch viel stärker ineinander spielten als heute.

Man vermied es in der Familie über Max' häretische Neigung, von der schon der Papst wußte, zu reden, um ihn nicht zur Entscheidung zu drängen und damit dem Erzhause eine ewige Schmach aufzubrennen; aber ein geheimer Vertrag bestimmte, nach des Kaisers Tod Philipps Wahl zu betreiben und Max durch Übertragung der Reichsregierung die Rolle Ferdinands zuzuweisen.

Doch der allzu straff gespannte Bogen sprang; die deutschen Habsburger siegten. Max wurde von den evangelischen Fürsten mit Beschwerden überlaufen gegen des Kaisers Regiment; sie baten ihn, sich Deutschlands zu erbarmen, welches den ausländischen Klerikern so gleichgültig sei, daß sie es lieber in Feuer aufgehen, als den geringsten Vorteil fahren ließen. Max versprach ihnen gern seine Verwendung. Er versuchte geflissentlich die Verbindung mit ihnen in den Verhandlungen vor dem Augsburger Religionsfrieden. Die Politik verschlingt sich wieder mit Persönlichstem. Einen heftigen Fieberanfall und Herzbeschwerden schrieb er einer Vergiftung durch deutsche Katholiken zu. So mißtraute er auch ihnen, der den spanischen und römischen Katholizismus stets scheel angesehen. Eifrig ergriff er die Gelegenheit, als Vertreter seines Vaters in Wien den Anprall der Jesuiten abzuschwächen, die von Ferdinand zur Rettung der „elenden Reste des katholischen Glaubens in Österreich", aber auch zur Bekehrung des verirrten Sohnes berufen wurden und nach bewährtem Muster inquisitorische Glaubensprüfung für jeden Geistlichen einführen wollten. Max verzögerte die Herausgabe des mit dem königlichen Vorwort versehenen, von Canisius verfaßten Katechismus, der ein ebenbürtiger Gegner von Luthers bahnbrechendem Volksbuche werden sollte.

Er klagte dem sächsischen Gesandten, er sei an Hals und Füßen gefesselt, er sei wie ein Mönch im Kloster, der Kaiser sei ihm spinnefeind und würde ihn am liebsten ertränken, er habe wegen seiner religiösen Ansicht und seines Hofpredigers viel zu leiden. Diesem Hofprediger übergab Ferdinand eine Reihe von Fragen über die Unterscheidungslehren zur Beantwortung. Seine Aus-

arbeitung genügte nicht. Da rief er und Max den Präceptor Germaniae, den gefeierten Philipp Melanchthon als Nothelfer an und dessen feinsinnige Behandlung der strittigen Punkte muß Max ganz in seinen Bann gezogen haben; fortan will er Philippist sein. Offenbar hatte es ihm der verwandte Charakter angetan. Luthers Eliasgestalt war ihm zu mächtig; der, nicht persönlich, aber für die Reformation oft ängstliche Diplomat in Wittenberg, der mit seiner Nachgiebigkeit bis an die Grenzen des Erlaubten ging, war ihm erreichbarer und verständlicher. Aber stärker als bei Melanchthon war bei Max die Abneigung gegen die Reformierten und alle Sekten, deren steigende Zahl er in Böhmen mit Unwillen beobachtete. Wie Konstantins des Großen Religionspolitik konnte die Maximilians, bei dem gewagten Abenteuer, das Reich in andere religiöse Bahnen zu werfen, nur mit einer geschlossenen Einheit arbeiten.

Nun wundert es uns nicht mehr, daß Max auffälligerweise der Fronleichnamsprozession fernblieb und seinen Freund, den Herzog von Württemberg, um Schriften der Reformatoren ersuchte, als der „Theologen der wahren Religion".

Allein bereits ist der Scheitelpunkt in Maximilians protestantischer Wanderung und Wandelung erreicht. Die Aussicht auf die Thronfolge heißt ihn bergab schreiten.

Wähnte er als Philippist römischer Kaiser werden zu können, so machte die Kurie Miene, sogar den Vater des Kaisers als unfähig für den Thron zu erklären. Nun werden alle Mittel zur Bekehrung aufgeboten. Max klagt in seinen Briefen über seine furchtbare Not und Verfolgung. Er plant, zu den evangelischen Fürsten zu flüchten; doch sie wagen es nicht, den frondierenden Kronprinzen aufzunehmen. Hätten sie einen Tropfen Hugenottenblut gehabt, das „Los von Rom" wäre damals allgemein gewesen. Jetzt waren die Würfel gefallen. Max will weder auf die Krone verzichten, noch sich seine Überzeugung aus dem Herzen reißen. So bleibt nichts übrig, als ein bedenkliches und bemitleidenswertes Hin und Her, ein Versteckenspielen, ein Bejahen und Verneinen, Bemänteln und Vertuschen, niemandem zu Nutz, sich selbst zur Qual. Er will weder evangelisch noch Papist heißen, sondern Christ; nur konnte dieser schöne Idealismus damals Wenigen genügen. Heute nennt er sich seinen Freunden gegenüber Lutheraner; dann versichert, ja schwört er, in der katholischen Religion leben und sterben zu wollen.

Bei den Krönungsfeierlichkeiten nahm er das Abendmahl nicht öffentlich, weil er es gewiß schon heimlich mit dem Kelch genossen; beim Hochamte blickte er während der Elevation zu Boden, die sogar in der lutherischen Kirche, obschon in anderer Auslegung, lange beibehalten war. In dem vorgeschriebenen Eide verspricht er dem Papste und der katholischen Kirche Treue, Unterwürfigkeit und Schutz, ruft aber statt Marias und der Heiligen das Evangelium zum Zeugen an.

Auf der Huldigungsfahrt in den Sudetenländern meidet er die Kirchen der Ketzer; aber bei der Aufwartung der schlesischen Pastoren nimmt er sich der augsburgischen Konfession an und läßt sich ohne Widerrede als evangelischen Kaiser begrüßen. Er bewilligt den Ständen unter und ob der Enns, unbekümmert um den Zorn der Kurie und der katholischen Mächte, eine Religionsfreiheit, wenigstens als Adelsvorrecht; aber ein protestantisches Kirchenregiment läßt er nicht zustande kommen, das in der späteren Drangsal ein Hort hätte werden können. Er blieb ein Bibelleser und lehnte es trotz aller Bemühungen ab, sich versehen zu lassen.

Aber wie bei Maria von Ungarn wirkt bei Maximilian das dynastische Interesse, der eigene Ehrgeiz, bei schwachem Charakter, religiösem Heldenmut entgegen.

Fortan ist es auf Jahrhunderte vorbei mit der Protestantenfreundschaft im Hause Habsburg, Jahrhunderte voll Blut und Tränen, die doch die Ketzerei nicht ersäufen, sondern den Boden düngen zu neuer Ernte.

* * *

Allerdings war Rudolf II. von Haus aus nicht unduldsam. Er soll einmal die Gründung eines Friedensordens für Gewissensfreiheit erwogen haben; eine Braut aus protestantischem Hause wies er nicht ohne weiteres von der Hand; er kam in den Verdacht, im Zorne über seine Brüder vom Katholizismus abfallen zu wollen. Dann ist er doch den kirchlichen Eiferern zur Beute geworden; aber auch er ist ohne Sterbesakramente verschieden.

Josef I., der in einem zu Göttweih im Stiftsarchive aufbewahrten Briefe erklärt, er wolle keine Konvertitin, erschreckte den Nuntius mit dem Scherze, er wäre vielleicht lutherisch geworden, wenn der siegreiche Karl XII. von Schweden es verlangt hätte.

Trotz allem und allem: das evangelische Bekenntnis blieb Hochverrat und Aufruhr, ein Kapitalverbrechen.

Maria Theresia, die herrliche Frau und weise Fürstin, welche die Jesuiten hochachtete und die Aufhebung ihres Ordens mit lebhaftem Schmerze begleitete, hat ihre Güte und Milde Andersgläubigen gegenüber fast niemals walten lassen; sie hatte keinen Sinn für religiösen Individualismus; sie gestattete den Krypto-Protestanten nicht einmal mehr Auswanderung, sondern verpflanzte sie mit Gewalt nach Ungarn und Siebenbürgen. Sie veranstaltete Bekehrungskommissionen und konnte in der religiösen Bewegung nur eine preußische Perfidie erblicken. Ihr Staatsbegriff verlangte politische und religiöse Einheit; sie beklagte die Abwege, auf denen sie ihren Sohn erblickte, welcher seinerseits mit Ingrimm den religiösen Verfolgungsmaßregeln seiner Mutter zuschaute.

Erst Josef II. holt für Österreich nach, was ein Heinrich IV. 200 Jahre vorher den Hugenotten geschenkt. Als hochsinniger, wenn auch despotischer Träger des Gedankens der uneingeschränkten Staatsgewalt, zum Besten des Volkes — er nennt sich selbst einen Fanatiker des Staatswohles — und als Freund der Aufklärung, obschon ein gläubiger Katholik, der am liebsten alle seine Untertanen katholisch gewußt hätte, verkündigte er die ewig denkwürdigen Sätze: „Die Szenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden. Der Fanatismus soll künftig nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe. Niemand wird mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt."

Überzeugt von der Schädlichkeit allen Gewissenszwanges und von dem Nutzen, der für die Religion und den Staat aus einer wahren christlichen Toleranz entspringt, gestattete er den Lutheranern, Reformierten und nicht unierten Griechen ein Privatexerzitium.

Es ist eine Mißdeutung, hiefür vor allem wirtschaftliche Gründe anzunehmen; sie spielen nur eine Rolle neben der Aufklärung, der staatsrechtlichen Doktrin und dem Billigkeitsgefühl.

Welch ein Aufatmen!

Statt Angst vor Spähern, Häschern, nächtlichen Überfällen, Verachtung und Prügel, Kerker und Verbannung: offenes Bekennen, eigene Bethäuser, wenn auch ohne Türme und Glocken und Straßeneingang; eigene Geistliche und Lehrer, Zulassung zu Häuser- und Gütererwerb, zu Bürger- und Meisterrecht, ja zum Beamtentum. Von den Audienzen kehrten die Evangelischen zurück, entzückt von der Leutseligkeit der allerhöchsten Person. Ein anderes Bild, als wenn Ferdinand I. Max' Hofprediger den Bart zauste und dem adeligen Führer der böhmischen Brüder zurief, er möchte seinetwegen in die Hölle gehen.

Das Toleranzpatent gehört zu den wenigen, dauernden Schöpfungen des unglücklichen Monarchen.

Wie ein Sturmwind brauste er daher, nicht um zu zerstören, sondern um die Wolken zu verjagen und eine neue Sonne über Österreich leuchten zu lassen.

* * *

Nun wurden sogar wieder protestantische Erzherzoginnen möglich. Einige konvertierten, aber einige blieben ihrem Glauben treu. An der Spitze der letzteren steht Henriette von Nassau-Weilburg, die Gattin des Erzherzogs Karl, seit Laudon und Radetzky die volkstümlichste Gestalt der österreichischen Armee, als Überwinder des Unüberwindlichen, als der in Geschichte und Lied, auch von Körner, Lenau und Grillparzer viel gefeierte Sieger von Aspern, wie ihn das Denkmal vor der Hofburg verkörpert. Trauung und Kindererziehung blieben der ‚dominanten' Kirche, aber persönlich sollen der Fürstin alle religiösen Erleichterungen geschaffen werden.

In Wien wurde auf ihr Andringen in der reformierten Kirche, die ja damals keinen unmittelbaren Eingang von der Straße haben durfte, für sie ein Tor ausgebrochen, kraft einer sehr künstlichen Gesetzesauslegung. Nach ihrem frühen Hinscheiden wurde es wieder vermauert.

Der plötzliche Tod der in Palästen und Hütten geliebten anmutigen, jungen Erzherzogin gab zu vielen Verhandlungen wegen des Zeremoniells Anlaß. Die Aufbahrung fand nicht in der Burgkapelle statt, sondern in der Ratsstube, und hier, also in der Hofburg, hielt der reformierte Superintendent die Leichenrede. Die Übernahme der Leiche in die Kapuzinergruft soll Kaiser Franz erzwungen haben durch die liebenswürdige Äußerung, die Verblichene müsse, wie im Leben so auch im Tode, mit dem Kaiserhause vereint bleiben, und mit der wirksameren Drohung, im Weigerungsfalle alle kaiserlichen Särge aus dem Gewölbe zu entfernen. Diese kurze Ehe hat eine literargeschichtliche Bedeutung gewonnen. Grillparzer ist durch sie zu seinem Estherfragment angeregt worden. Der sonst religiös teilnahmslose Dichter wollte in dem Schauspiel die Ideen von Staatsreligion und Duldung aussprechen; die Religion und nicht die Liebe sollte den Inhalt bilden. Indessen die Überlegung, nur für ein geheimes Schreibtischfach und nicht für die Bühne zu dichten, raubte dem Verbitterten alle Lust. Denn eine Verherrlichung der Glaubensfreiheit auf dem Theater wäre auch im Österreich der Toleranz nicht möglich gewesen.

* * *

Die einzige evangelische Erzherzogin, die ihren Glauben bewahrte, auch öffentlich eingreifend betätigte und durch dauernde Liebeswerke bekundete, war Maria Dorothea, Palatinissa von Ungarn, die dritte Gattin des Palatins, Erzherzogs Josef, dessen zweite, ganz jung verstorbene Frau, Hermine, ebenfalls evangelisch war. Wenn die Ungarn sich an dem Jubiläum nicht beteiligen, so dürfen sie es uns doch nicht wehren, eine ihrer edelsten Gestalten zu dessen Feier mitwirken zu lassen.

Maria Dorothea stammte aus Württemberg, dem Lande, mit dem unser österreichischer Protestantismus seit altersher geistig und dinglich eng verbunden ist.

Der Palatin, Josef „der Gute", gebildet und liebenswürdig, war zwar der Hierarchie gut Freund, aber sein Gerechtigkeitsgefühl und der Einfluß der Gattin war zu stark, als daß er die Neigung zur eigenen Kirche zum merklichen Schaden der seiner Frau hätte ausnutzen lassen. Maria Dorothea war keine Frömmlerin in dem Sinne, daß sie Kunst und Wissen nicht geliebt und gepflegt hätte, allerdings aber war sie stark pietistisch angehaucht. Um so mehr glühte sie dafür, ihre Glaubenskraft auszustrahlen in Werken der Liebe, daheim und draußen. Schwere Kämpfe kostete es, um die religiöse Erziehung der Kinder nicht ganz aus den Händen zu verlieren. Ihr hoffnungsvoller Ältester, auch religiös ihr am nächsten, starb in seiner Maienblüte. Wie wenig nachhaltig ihr religiöser Einfluß war, zeigen ihre Nachkommen: die Tochter (Königin Marie Henriette von Belgien), die Enkelinnen (Erzherzogin Stefanie und Prinzessin Louise von Koburg) der Urenkel (der jetzige König von Spanien). Sollte das Blut der Urgroßmutter dem Spanier es weniger abschreckend gemacht haben, sich eine Frau aus protestantischem Hause zu holen? In rührender Herablassung betreute Maria Dorothea evangelische Geistliche und ihre Familien, Waisen und Arme. Aus allen Teilen der Monarchie fluteten Bitten in die Ofner Königsburg an die Schutzpatronin der Evangelischen. Aber in der helfenden Liebe kannte sie keinen Unterschied der Konfession, ja Religion. Sie ermöglichte es, daß die evangelische Kirchengemeinde zu Ofen selbständig und auch die schottische Judenmission in Ungarn eingeführt wurde. Geschäftige Bekehrungsversuche konnten ihr nichts anhaben. Den bogenlangen Auseinandersetzungen des wunderlichen Heiligen und Gesundbeters Fürsten Alexander v. Hohenlohe hielt sie nur einige Bibelsprüche als ihren Schild entgegen. Als Witwe mußte sie im Augartenpalais wohnen; aber man konnte nicht hindern, daß dieses eine Zufluchtsstätte für allerhand Mühselige wurde und daß auch junge Mitglieder der kaiserlichen Familie sich der seltenen Frau näherten.

Wie sie einst gegenüber Kaiser Franz die der Regierung, ja der eigenen Kirchenbehörde unbequemen Pietisten Oberösterreichs beschirmte, so ließ sie auch einen Notschrei der von Haynau bedrängten evangelischen Ungarn zu unserem Kaiser dringen, der ihr sein Vertrauen schenkte und durch sie zu einer günstigeren Anschauung über das Land gelangt sein soll. Deshalb sind nicht nur die Protestanten Ungarns dieser Palatinissa zu unauslöschlichem Danke verpflichtet, der sich neuerdings wieder mehrfach betätigt hat, sondern auch die Katholiken; zumal sie die erste habsburgische Fürstin war, die sich öffentlich in Staatsangelegenheiten der Landessprache bediente. Es war ihr vergönnt, in ihrem geliebten Buda zu sterben, beweint von allen, die das Glück genossen, sie zu kennen.

* * *

So hervorragend diese Palatinissa war, kirchenpolitisch wird sie weit überflügelt durch Kaiser Franz Joseph I. Denn erst unser Kaiser, dieser zweite Gründer der Monarchie in ihrem bewegtesten Geschichtsabschnitt, verwandelte die Toleranz in Parität und führte uns aus der Gebundenheit in die Freiheit, aus der Enge in die Weite, aus Ohnmacht zu Ansehen.

Das „Protestantenpatent" (1861) verbürgt den Evangelischen für immerwährende Zeiten die grundsätzliche Gleichheit vor dem Gesetz, auch in den Beziehungen ihrer Kirche zum Staat; es bringt die Gleichberechtigung aller anerkannten Konfessionen zur Geltung nach allen Richtungen des bürgerlichen und staatlichen Lebens. Hinweg also mit der bitteren Zurücksetzung in politischen und akademischen Rechten! hinweg mit der beschämenden Einschränkung der Kirchenausstattung bei religiösen Festen und in der Seelsorge! hinweg mit dem oft peinigendem sechswöchentlichen Unterricht, der zuweilen jahrelang hingeschleppt wurde!

Zum Protestantenpatent gesellten sich die sogenannten interkonfessionellen Maigesetze, wodurch das Österreich umstrickende Konkordat lahmgelegt wurde.

* * *

Da höre ich den Zuruf: Diese Gesetze waren durch die äußere und innere Politik notwendig geworden; zudem werden sie in ihrer Anwendung vielfach empfindlich gehemmt.

Gewiß! wir werden auch nicht müde werden, solche Beschwerden zu erheben, bis sie abgestellt sind, wie es jeder logischerweise tun muß, der den modernen Staatsgedanken vertritt. Es wäre eine falsche Loyalität, es wäre Byzantinismus, Gesetzwidrigkeiten und Gesetzesfehler zu verschleiern. Wohl müssen wir billigerweise in Anschlag bringen, daß nach der ganzen Entwicklung unseres einzigartigen Staatengebildes freiheitliche Leitsätze nur langsam sich durchringen können; daß unsere Zahl noch eine verschwindende ist und nach eisernen Gesetzen auch geistigen Forderungen wirtschaftliche Machtverhältnisse zur Grundlage dienen müssen, wenn es auch nach Bismarcks feiner Beobachtung Imponderabilien gibt, denen sich kein wahrer Staatsmann entziehen kann. Wir bekennen reumütig, daß, wie außerhalb so innerhalb Trojas gesündigt wird. Endlich überlegen wir, daß Parlamente und autonome Behörden heute oft mächtiger sind als der Wille des Monarchen. Aber ebensowenig wie mit berechtigten Klagen werden wir müde werden mit dem Rühmen der großen staats- und weltgeschichtlichen Tat des „Protestantenpatents".

* * *

Doch fehlten unserer Huldigung die rechten Herzenstöne, gäbe nicht das persönliche Verhalten des Monarchen dem Gesetz die höhere Weihe. Wie oft hat der Kaiser seine huldvolle Gesinnung durch Handlungen und Ansprachen bekundet! Der Kaiser steuert zu evangelischen Vereinen und Anstalten bei, hilft evangelische Kirchen und Schulen bauen und erhalten. Der Kaiser besucht diese nicht gelegentlich nur auf seinen Reisen, sondern hat sogar einem allgemeinen Festgottesdienst in der Wiener lutherischen Kirche zu Ehren der Landestrauer für Kaiser Wilhelm I. beigewohnt.

Seit Kaiser Maximilian II. hat kein Habsburger ähnliche Gunst erwiesen, nicht einmal Josef II., der nur einen Abendgottesdienst in Herrnhut besuchte.

Den größten Wert legen wir auf die allerhöchsten Worte in feierlichen Audienzen. Je leichter sie zu verflattern drohen, desto fester müssen wir sie halten, Worte, welche nicht mehr wie einst auch aus dem Munde wohlgesinnter Herrscher dazu dienen sollten, die wahre Absicht zu verhüllen, dem nicht schriftlich gegebenem Versprechen wieder entschlüpfen zu können — Worte nichts als Worte — nein, sondern Worte, um die gesetzliche Wohltat durch persönlichen Zuspruch zu heben und zu adeln, den papierenen Paragraphen mit Fleisch und Blut zu erfüllen; Worte, die man sich stets gesprochen vorstellen muß, von dem gerade in diesen Audienzen in seiner Schlichtheit und Leutseligkeit zur Bewunderung zwingenden Vater des Vaterlandes.

Auf die Beglückwünschungsadresse zur silbernen Vermählungsfeier hieß es in der Antwort: „Die evangelischen Gemeinden und Korporationen, ich erkenne es gerne an, haben immer treu zu mir und zum Reiche gestanden und ihre patriotische Gesinnung vielfach in sprechendster Weise an den Tag gelegt;" bei der Säkularfeier des Toleranzpatentes hieß es sogar: „Ich bin überzeugt, daß die evangelische Kirche, deren Wohl mir sehr am Herzen liegt, ihre Anhänglichkeit an mich und mein Haus wie bisher auch jederzeit bewahren wird;" gelegentlich der fünfundzwanzigjährigen Wiederkehr des Protestantenpatentes: „Es gereicht mir zur besonderen Befriedigung, bei diesem Anlasse der stets loyalen, maßvollen Haltung anerkennend zu gedenken, durch welche sich die Angehörigen beider evangelischer Bekenntnisse der ihnen gesetzlich gewährleisteten Rechtsgleichheit und Freiheit vollkommen würdig erwiesen haben;" und noch 1901, zufällig am Tage von Luthers Thesenanschlag, als die uralte Verdächtigung des Patriotismus der Evangelischen wieder geflissentlich angefacht wurde, sprach der Kaiser: „Ich bin überzeugt von der Vaterlandsliebe und dem Patriotismus der Angehörigen der evangelischen Kirchen und weiß, daß ich mich auch in Zukunft auf ihre Treue verlassen darf."

Solche Kaiserworte soll man nicht drehen noch deuten!

Erwägen wir wohl, was es bedeutet, daß ein Habsburg-Lothringer so redet, noch dazu ein Fürst wie Seine Majestät, der streng kirchlich erzogen ist, der einst den ungarischen Gegenreformator Pazmany für sein Ideal erklärt haben soll, der mit dem Josefinismus brach und als der dem heiligen Vater persönlich ergebene Herrscher bezeichnet werden darf.

Wir bewundern seine politische Weisheit, die Schwungkraft seines Geistes, seine Anpassungsfähigkeit und seine Selbstüberwindung.

So ist es geschichtlich und ethisch wahrhaftig begründet und notwendig, daß wir Protestanten die Dampierreschen Kürassiere des historischen Festzuges ausstechen.

Vom Lande der Hussiten und Dragonaden, in welchem heute im Wettbewerb mit den weltberühmten Heilsprudeln — um einmal die Sprache Kanaans zu reden — „die Brünnlein Israels offen stehen", bis zu dem öden Karst, wo kürzlich eine Tafel zur Erinnerung an den vor Jahrhunderten verjagten slowenischen Luther Primus Truber enthüllt wurde; von den protestantischen Siedlern Galiziens, die von Josef II. zur Germanisierung und Zentralisierung des Reiches herbeigezogen wurden, bis zum „Land der Glaubenseinheit", rufen die Protestanten Österreichs in ungeschminkter Dankbarkeit und aufrichtigster Ehrerbietung:

Macte senex Imperator! Salvum fac regem, Domine! Ad multos annos!

Bildnisse des Kaisers.

Von Hofrat August Schaeffer.

Die Absicht, die Persönlichkeit des Herrschers dem Volke durch Werke der bildenden Kunst vertrauter zu machen, war wohl zu allen Zeiten die Hauptursache der ausgedehnten Verbreitung der Herrscherbildnisse.

Das Volk will seinen Souverän kennen, es will aus seinen Gesichtszügen seinen Charakter ablesen und was es sich allenfalls von ihm zu erwarten hat. Aber auch der Herrscher selbst will unter sein Volk treten und es ist mit ein Ausdruck seiner Macht, gleichsam eine Besitzergreifung in effigie, daß er in allen Gauen seines Reiches, bei allen Behörden und Ämtern, bei den Regimentern seiner Armee sein Bild anbringen, ja durch die Münze selbst in die entferntesten Dörfer, in die entlegensten Gehöfte verbreiten läßt. Wir Österreicher sind so glücklich, schon 60 Jahre lang die gütigen, menschenfreundlichen Züge unseres geliebten Kaisers in tausenden von Wiedergaben erschauen und verehren zu können, aber wie Wenige, die so eine kleine Münze, eine Postmarke oder die Reproduktion eines Ölbildes betrachten, denken dabei an die tüchtige Hand, die mit sorglicher Genauigkeit bemüht war, diese Züge festzuhalten und sie der Mit- und Nachwelt zu überliefern.

Ist es schon an und für sich keine kleine Aufgabe, das Antlitz eines Menschen in allen seinen charakteristischen Eigenheiten sowie in der abgerundeten Gesamtheit wiederzugeben, dabei der malerischen oder monumentalen Wirkung nicht zu vergessen, in der Technik immer beweglich, flüssig und frei zu bleiben, ja schon im vorhinein auf die größtmögliche Dauerhaftigkeit der Arbeit Bedacht zu nehmen, so wachsen diese Schwierigkeiten ins Unabsehbare, wenn es sich um das Bildnis eines Herrschers handelt, der meist nur für kurze Momente dem Maler oder Bildhauer Sitzungen gewähren kann, wobei noch die Forderungen der Etikette, die Befangenheit des Künstlers und der nervös machende Zwang, gerade jetzt das Beste leisten zu müssen, hinzukommt. Wer will einen Potentaten korrigieren, wenn er die Richtung des Blickes nicht einhält, die Augenbrauen oder die Schultern beharrlich in die Höhe zieht, wer will ihn festhalten, wenn die wichtigeren Geschäfte ihn gerade in dem Moment abrufen, wo dem Künstler sich eine schwierige Partie plötzlich klärt, wo er nun glaubt, endlich fassen zu können, was ihn schon lange zuvor irritierte und nicht recht Gestalt gewinnen wollte? Ein Neigen des Hauptes, eine tiefe Verbeugung und die Sonne — hat geschienen, nun schau du, wie du im Finstern drauskommst! Von der Geduld und Liebenswürdigkeit, welche unser Kaiser bei Porträtsitzungen Künstlern gegenüber an den Tag legt, werden allerdings Wunder erzählt, dennoch scheint es nicht leicht zu sein, seine Züge zu fassen; sieht man doch so verschiedenartige Bildnisse von ihm, namentlich wenn man in das tiefere Gebiet der Nachbildungen hinabsteigt, wie solche so häufig in den Auslagen prangen. Da sagen dann die Wiener: „Der arme Kaiser, wie er da wieder ausschaut!“ und gehen kopfschüttelnd vorbei.

Es hat wohl auch jeder ein verschiedenes Bild des Monarchen in seiner Vorstellung, je nachdem er ihn da oder dort in fröhlicher oder ernster Stimmung erblickte, und bei manchen älteren Leuten entsteht ein Gemisch von Eindrücken aus der Jugendzeit des Monarchen, wie er ihnen noch mit rotblondem Bart und dem

heiteren Blick seiner blauen Augen, immer elastisch und frisch entgegentrat und der späteren Erscheinung, wo die nichts verschonende Zeit und schwere Ereignisse die weißen Fäden in die leuchtende Goldfarbe mischten, bis die Bändigerin alles Lebendigen, das Alter, sie endlich ganz in Silber verwandelte. Vor dieser goldenen Jugendzeit liegt die unbewußte träumende und spielende Kindheit, und wenn wir die von österreichischen Künstlern herrührenden Bildnisse Seiner Majestät hier im Fluge besprechen wollen, müssen wir wohl mit dessen reizvollen Kinderporträten beginnen, die uns all die Namen der älteren Wiener Schule ins Gedächtnis rufen. Der immer anmutige Fendi, der brillante Daffinger, der treffsichere Kriehuber, der eminent malerische Amerling, die Brüder Theer, der feinfühlige Eybl, der routinierte Johann Ender und endlich der aus München berufene Stieler, der Lieblingsmaler der Erzherzogin Sophie, der Mutter des Kaisers, sie alle haben den Monarchen vom zartesten Alter an bis in seine spätere Jünglingszeit wiederholt konterfeit und eine große Anzahl reizvoller, künstlerischer Leistungen geschaffen. Eines der frühesten uns bekannten Kinderbilder ist die hübsche Miniatur von Robert Theer aus dem Jahre 1831, den Kaiser als einjähriges Knäblein darstellend; sie befindet sich im Besitze der Frau Erzherzogin Gisela, Herzogin von Bayern. Ein anderes, noch früheres aus dem Besitze der Frau Prinzessin Mathilde von Sachsen stammendes Bild wird in der Huldigungsausstellung „Unser Kaiser" gesehen werden und dürfte wohl das erste sein, das den Kaiser darstellt, da es aus dem Jahre 1830 stammt. Unter den zahlreichen Jugendbildnissen des Kaisers, welche die Fideikommißbibliothek bewahrt, ist besonders der originellen Zusammenstellung wegen ein Aquarell von Johann Ender aus dem Jahre 1833 zu erwähnen, welches den Kaiser als kleinen Knaben auf dem Schoße des Herzogs von Reichstadt sitzend darstellt, an den sich auf der anderen Seite die junge Herzogin von Salerno, eine Enkelin Kaiser Franz I., anschmiegt.

Mehrere andere Bilder aus dieser frühen Zeit besitzt die kaiserliche Familie von der Hand des liebenswürdigsten der Kinderdarsteller, Peter Fendi. Eines davon zeigt uns den Kaiser und Erzherzog Max im Laxenburger Park auf einer Wiese mit Heu spielend, ein anderes führt uns die Szene mit der Schildwache vor, wo Kaiser Franz seinen kleinen Enkel empor hält, damit er dem das Gewehr präsentierenden Wachposten einen Brief in die Patrontasche stecke. Ein drittes höchst bedeutendes Werk Fendis ist das 1834 gemalte große Aquarell, auf dem die gesamte kaiserliche Familie, 37 Personen in ganzer Figur, zumeist sehr ähnlich, in einer vorzüglichen künstlerischen Anordnung vereinigt ist. Im Mittelgrund vorne sitzt Erzherzog Franz Joseph mit seinen Geschwistern bei einem Tischchen mit allerlei Spielzeug. Bekanntlich ist dies Bild von dem ausgezeichneten Kupferstecher Johann Passini gestochen, dem Vater des nachherigen großen Aquarellisten Ludwig Passini.

Von Johann Ender rührt noch ein Bild, Erzherzogin Sophie mit ihren Söhnen, den Erzherzogen Franz Joseph und Ferdinand Max, aus dem Jahre 1834 her, welches von Kriehuber lithographiert ist. Von dem letztgenannten Künstler besitzen wir ein liebliches Gruppenbild, Erzherzog Franz Joseph mit Erzherzog Max und dem noch ganz kleinen Karl Ludwig, der barfuß im Hemdchen bei den Brüdern steht, und ein zweites aus dem Jahre 1838 mit den genannten kleinen Erzher-

zogen und dem im kindlichen Alter verstorbenen Schwesterchen des Kaisers, Erzherzogin Anna Maria Pia. Aus dem Jahre 1844 stammt Kriehubers hübsches in seiner landschaftlichen Stimmung an Gauermann erinnerndes Bild, die drei jugendlichen Erzherzoge um eine Rasenbank gruppiert, dahinter das Reitpferd, an welches sich unser nachmaliger Kaiser lehnt. Bei Kriehuber angelangt, nennen wir gleich an dieser Stelle die späteren Werke dieses Meisters, welche den Kaiser darstellen, und zwar eines als Erherzog aus dem Jahre 1845, ein anderes als Kaiser 1851, dann eines im Brustbildformat 1861 und ein Kniestück aus demselben Jahre und endlich ein solches aus dem Jahre 1862 in Feldmarschallsuniform. Um das Jahr 1865 malte Kriehuber ein größeres Aquarell, der Kaiser auf der Jagd umgeben von seinen Jagdgästen und dem Gefolge. Auch noch in zartem Alter sehen wir auf dem Bilde von Stieler den Kaiser, von seiner Mutter auf dem Schoße gehalten, ein Sträußchen Blumen in der Hand.

Der berühmte Miniaturist Daffinger, den man mit Recht den österreichischen Isabey nannte, stellte den Kaiser wiederholt dar, darunter einmal als Knabe im roten Samtkleidchen, ein Bild, das derzeit im Besitz der Gräfin Conyay ist. Eines der späteren Bildnisse Daffingers befindet sich in dem dermalen im kunsthistorischen Hofmuseum zur Ansicht gebrachten Metternichschen Nachlaß, bestehend in Plastiken, Bildern, Miniaturen ꝛc. Dieses Bildnis zeigt den Kaiser im Jünglingsalter in der Uniform seines Dragonerregimentes.

Eines der reizendsten frühen Bildnisse des Kaisers ist das seinerzeit im Besitze weiland Erzherzogs Karl Ludwig gewesene Porträt von Amerling, welches uns den Kaiser im Alter von 8 Jahren, mit der österreichischen Fahne in der Hand in einem roten Samtrocke vorführt. Das Bild war in der historischen Eröffnungsausstellung der k. k. Akademie der bildenden Künste im Jahre 1877 zu sehen, wo es durch seine schöne Auffassung und malerische Ausführung einen wahren Triumph feierte.

Weiters in Erinnerung, und zwar aus der Schubert-Ausstellung 1897, ist uns eine interessante Bleistiftzeichnung Leopold Kupelwiesers, welche den Kaiser, offenbar nach der Natur aufgenommen, wiedergibt und das Datum 20. April 1853 trägt.

Aus diesem kurzen, nur ganz flüchtigen Überblick der Jugendbilder des Kaisers ersehen wir, wie zu jener Zeit die Bildnismalerei darauf hinzielte, Porträts in kleinem Formate zu schaffen, die man bequem auf Reisen mit sich führen oder im intimen Raume, namentlich an den schmalen Fensterpfeilern anbringen konnte. — Letztere Gepflogenheit hatte leider zur Folge, daß durch das einwirkende Sonnenlicht die feinen Farbtöne der auf Papier oder Elfenbein zumeist in Wasserfarben gemalten Bilder ausgebleicht wurden, so daß man, wenn man ihrer heute ansichtig wird, den Eindruck empfängt, als wären sie unvollendete Arbeiten. Am besten sind jene Bildchen konserviert, die in Etuis aufbewahrt wurden, was auch in vielen Fällen geschehen ist. — Die Miniaturmalerei, die auch vielfach für Schmuckgegenstände, Broschen, Bonbonnieren, Tabaksdosen, Uhren usw. Verwendung fand, war bis zur Zeit, als die Photographie sie verdrängte, außerordentlich beliebt. — Nachdem man endlich der im Vergleiche zu wirklich künstlerischen Leistungen äußerst langweiligen, meist von ungeschickten Händen retouchierten, starren und eintönigen Photographie müde

geworden ist, scheint man sich wieder für diese reizvolle Kleinkunst zu interessieren und es wäre zu wünschen, daß sie zu dem alten Ansehen gebracht werden könnte. — Durch das Auftreten der Photographie wurden ja so viele Porträtisten lahm gelegt, selbst einer der besten, der in der ganzen Welt berühmte Maler und Lithograph Josef Kriehuber, welcher seiner eleganten Vortragsweise und seiner Treffsicherheit wegen sich ungemeiner Beliebtheit erfreute, mußte mit seiner ganzen Kunst die Flagge streichen, und als man ihm zum Troste vorschlug, ein photographisches Atelier zu errichten, wies er in seinem hohen Künstlergefühl dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück. So begreiflich diese Aufwallung erscheint, muß doch angenommen werden, daß Kriehuber durch diese Auffassung der Sachlage sich selbst sehr im Lichte stand, denn er hätte sicher der plötzlich modern gewordenen Scheinkunst zu hohem Ansehen verhelfen und dabei reich werden können. Aber er wollte eben nicht sein gediegenes Können in den Dienst des von ihm so gehaßten Apparates stellen und so gleichsam seinem Feinde die Fahne voran tragen. So kam er, der nie an einen solchen Wechsel gedacht und auch wohl nie zu sparen verstanden hatte, auf seine alten Tage in eine derarttig ungünstige Situation, daß er gezwungen war, eine Zeichenlehrerstelle am Theresianum anzunehmen.

Die früheren Miniaturmaler gelangten nicht mehr alle in diese Bedrängnis und hatten daher von dem bösen Konkurrenten nicht so viel zu leiden. Fendi starb schon 1842, Robert Theer 1863 und Daffinger, der sublimste unter den Wiener Miniaturisten, 1849; er hatte schon Jahre vor seinem Ende die Malerei von Miniaturporträts aufgegeben und sich der Darstellung von Blumen zugewendet. Es heißt, der Verlust seiner Tochter habe ihn dermaßen erschüttert, daß er darüber den Verkehr mit der Welt ganz aufgab: nachdem er dem Tode ins Auge gesehen, war er für das Leben nicht mehr zu gewinnen. Von Daffinger, der wohl auch alle Mitglieder des Kaiserhauses gemalt haben dürfte, sollen an 1000 Bildnisse herrühren. Den Höhepunkt erreichte seine Kunst in der Kongreßzeit, wo auch Isabey und Lawrence in Wien weilten und großen Einfluß auf ihn genommen haben dürften. Die in seinen letzten Jahren entstandenen Darstellungen aus der alpinen Pflanzenwelt sind ebenso wissenschaftlich gediegen als proträtartig genau behandelt. Diese in ihrer Art ganz wunderbare Kollektion ist in der k. k. Akademie-Bibliothek aufbewahrt, woselbst sie auf Verlangen vorgezeigt wird.

Aus der Zeit des Regierungsantrittes Seiner Majestät und den folgenden Jahren stammen natürlich eine ungeheuere Anzahl Porträts, welche uns ja auch zum Teil in der demnächst zur Eröffnung gelangenden historischen Ausstellung „Unser Kaiser“ vorgeführt werden dürften. Angesichts der bevorstehenden Ausstellung erscheint eine beschreibende Erläuterung dieser Bildnisse weniger notwendig als vielmehr eine übersichtliche Gruppierung der hier beteiligten Porträtmaler im Hinblick auf ihre Stellung in der österreichischen Kunstbewegung. Als der hervorragendste österreichische Porträtist gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts muß Friedrich Amerling bezeichnet werden, dessen markante Persönlichkeit noch in unser Aller Erinnerung ist. Das bereits erwähnte reizvolle Bild, welches den Kaiser im Alter von 8 Jahren darstellt, malte er, auf seiner künstlerischen Höhe angelangt, nachdem er in London, Paris und Italien studiert hatte, daher noch voll von

den auf diesen Reisen empfangenen Eindrücken. Namentlich in London war es Lawrence, welcher großen Einfluß auf das Talent des jungen Künstlers genommen hatte; in Paris suchte er Horace Vernet auf, der ebenfalls seine große Begabung erkannte und würdigte. Nach zehnmonatlichem Aufenthalte mußte Amerling infolge eines hartnäckigen Fiebers Paris verlassen und kam im Jahre 1828 nach Wien zurück, wo er im Verein mit Robert Theer ein Atelier mietete. Hier konkurrierte er mit seinem bekannten Dido-Bilde, wozu ihm die drei Schwestern Elsler Modell gestanden haben sollen, um den Reichel-Preis, der ihm auch zugesprochen wurde. —

Nach wiederholtem Aufenthalt in Italien, woselbst der Künstler leider seine erste Frau begraben mußte, die er während einer elfjährigen Ehe ungemein geliebt und geschätzt hatte, kehrte er 1846 wieder nach Wien zurück und malte daselbst unter anderen Porträten unseren Kaiser als jugendlichen Erzherzog in Husarenuniform und im Laufe der Jahre eine große Anzahl von Mitgliedern des Kaiserhauses. Amerling ist in der kaiserlichen Galerie durch eine Reihe von Bildern vertreten; er war ein gottbegnadeter Künstler, der nach einem reichen glücklichen vielbewegten Dasein 84 Jahre alt am Freitag den 14. Jänner 1887 starb.

Ein ebenfalls der älteren Periode der modernen österreichischen Kunst angehörender Maler, welcher Seine Majestät den Kaiser in einer großen Anzahl von Bildnissen verewigte, war Anton Einsle. Am 10. März 1801 zu Wien geboren, errang er schon sehr früh die größte Anerkennung für seine Kunst, denn bereits 1829 ward ihm der Titel eines Hofmalers verliehen, den er allerdings auch im vollsten Sinne des Wortes verdiente, denn nahezu alle Mitglieder der kaiserlichen Familie wurden zu wiederholten Malen von ihm, und zwar zu deren größter Zufriedenheit konterfeit. Eines der ersten Bildnisse Kaiser Franz Josephs I., welches Einsle gemalt, dürfte das für Brasilien bestimmte gewesen sein, wofür er den brasilianischen Rosenorden und im Hinblick auf seine Verdienste um die vaterländische Kunst auch den Franz Josephs-Orden erhielt. Ein zweites Bild dieses Künstlers, der Kaiser im Toison-Ornate, befindet sich dermalen im Obersthofmeisteramte, wo es den Empfangssalon des ersten Hofrates schmückt. Bei der ungeheuern Anzahl von Kaiserbildnissen, welche aus Einsles Atelier hervorgingen, ist es begreiflich, daß auch die Hilfe anderer meist junger Künstler herangezogen werden mußte, und so war es namentlich Eduard v. Engerth, der spätere Direktor der kaiserlichen Gemäldegalerie, von dem wir wissen, daß er dem viel beschäftigten Meister bei der Ausführung seiner Bilder werktätig zur Seite stand. Einsle führte ein sehr glückliches Familienleben und starb an einem Schlaganfall im Alter von 70 Jahren. Seine Gattin widmete der kaiserlichen Galerie das Selbstporträt des Künstlers.

Um ein Jahrzehnt später als Einsle erblickte ein anderer in Wien äußerst geschätzter Porträtmaler das Licht der Welt: Franz Schrotzberg (1811 bis 1889), der von den schönen Frauen Wiens seiner zarten lichtvollen, allerdings etwas schmeichlerischen Auffassung wegen zu ihrem Lieblingsmaler erhoben wurde; er hatte daher eine reiche Klientel, die ihn auch zum wohlhabenden Manne machte. Er malte ebenfalls so ziemlich alle Mitglieder des Kaiserhauses und 1886 auch Seine Majestät den Kaiser. Näheres über das Bild ist uns nicht bekannt; vielleicht daß uns die Ausstellung „Unser Kaiser" hierüber Auskunft verschafft.

Ein ebenfalls dieser Zeit angehörender Maler war Franz Xaver Winterhalter

(1806 bis 1873), ein Künstler, dessen Ruhm, obwohl er ein Deutscher war, zur Zeit des zweiten Kaiserreiches in Paris blühte. Louis Philipp ernannte ihn zum Hofmaler. Am bekanntesten ist wohl sein Porträt der Kaiserin Elisabeth, welches die jugendschöne Allerhöchste Frau im duftigen Morgenkleide, das herrliche gelöste Haar wie ein Mantel um die Schultern fallend, darstellt, sowie das der Kaiserin Eugenie, das im österreichischen Kunstverein ausgestellt war und diese im Kreise ihrer schönsten Hofdamen vorführte. Es machte damals ungeheueres Aufsehen und alle Welt pilgerte in den Kunstverein, diesen Kranz von schönen Damen zu bewundern.

Den Kaiser malte Winterhalter in ganzer Figur in weißer Marschallsuniform und als Pendant ein zweites Porträt der Kaiserin, diesmal in reicher Spitzentoilette und vollem Schmuck. Diese beiden vorzüglich gelungenen Bildnisse fanden große Verbreitung durch die danach angefertigten Kupferstiche von Louis Jakoby, der zu jener Zeit als Nachfolger Franz Stöbers Professor der k. k. Akademie der bildenden Künste zu Wien war.

In diese Kunstepoche sind noch die Maler und Akademieprofessoren Eduard v. Engerth, Karl v. Blaas, Rahl, J. M. Aigner, Georg Decker, Aristides Oeconomo u. a. zu reihen, welche alle mehr oder minder gelungene Kaiserporträts gemalt haben.

Von Georg Raab (1821 bis 1885) wissen wir, daß seine Porträte Ihrer Majestät der Kaiserin von Allerhöchstderselben durch besondere Wertschätzung geehrt wurden, daß er außerdem als Miniaturmaler Ausgezeichnetes leistete und sich großer Beliebtheit erfreute.

Miniaturporträts der beiden Majestäten Kaiser Franz Joseph und Kaiserin Elisabeth malte Georg Raab im Jahre 1867.

Auch Josef Neugebauer wurde die Ehre zuteil, den Kaiser wiederholt malen zu dürfen. Ein hübsches Ovalbild, aus dem Nachlaß des Künstlers, welches Seine Majestät in jüngeren Jahren darstellt, kam mir vor kurzem zu Gesicht; dasselbe dürfte dem Künstler als Vorstudie für eines seiner Kaiserbilder gedient haben. Josef Neugebauer war auch ein vorzüglicher Blumenmaler; zwei derartige sehr schöne Bilder wurden nebst seinem Selbstporträt, welches sich ehemals in der Bühlmayerschen Sammlung befand, für die kaiserliche Galerie erworben.

Ein interessanter Wiener Künstler, der jedoch in späteren Jahren ganz nach Paris übersiedelte, war Otto Ritter v. Thoren (1828 bis 1889). Von ihm rührt ein 1865 gemaltes Reiterporträt Seiner Majestät in Lebensgröße her. Das mit großer Virtuosität vollendete Gemälde fand 1867 auf der Pariser Weltausstellung reichen Beifall und wurde dem Kaiser Napoleon III. zum Geschenke gemacht. Der Künstler erhielt für dieses Bild in Anerkennung seiner Verdienste den Franz Josephs-Orden. Otto v. Thoren war ehemals Offizier und hatte schon für sein ausgezeichnetes Verhalten in den Feldzügen in Italien 1848/49 das Militär-Verdienstkreuz erworben.

Unter den österreichischen Porträtmalern leuchtete in den sechziger Jahren ein Stern erster Größe auf. Heinrich v. Angeli am 8. Juli 1840 zu Ödenburg geboren, in der kaiserlichen Galerie durch das hübsche Bild „Jugendliebe" vertreten, ist im Laufe der Jahrzehnte der geschätzteste Porträtist fast aller Höfe Europas geworden.

Seine feine elegante Art, seine herrliche Technik, der immer malerische geniale Wurf, die nie fehlende Porträtähnlichkeit seiner Werke lassen ihn als einen Künstler allerersten Ranges erscheinen. Seine zahlreichen Gemälde anzuführen, wäre hier nicht der Platz. Bekannt ist, daß er als Lieblingsmaler der Königin Viktoria, deren Porträt wiederholt malte und in England eine Schätzung ähnlich der eines Holbein und van Dyck erfuhr. Ich erinnere mich mit wahrer Herzensfreude, wie sie vielleicht nur ein neidloser Künstler vor einem so köstlichen Werke empfinden kann, im Künstlerhause eines dieser Porträts gesehen zu haben, welches mir als ein wahrer Triumph der Kunst des Meisters erschien. Wie die kleine Gestalt der Königin von den Stufen, auf welchen sie stand, emporragte und die lange herabwallende Schleppe sie in majestätischer Größe erscheinen ließ, dazu das köstlich behandelte Beiwerk, das in seiner Gesamtheit die Bedeutung der Dargestellten in machtvoller Weise zur Erscheinung brachte, sind mir stets unvergeßlich geblieben. Ein in seiner Art ebenso vorzügliches Porträt war das der Tochter der Königin von England, der nachmaligen Kaiserin Friedrich, von welchem mir namentlich das leuchtende Auge mit seinem weichen feuchten Glanz in der Erinnerung fortlebt. Auch am russischen Hofe wurde der Künstler in hervorragender Weise verehrt und ausgezeichnet.

Unseren Kaiser malte Angeli zu wiederholten Malen nach seinen uns gütigst zur Verfügung gestellten Angaben zum ersten Male im Jahre 1873. Das Bild machte, wie ich mich erinnere, auf der Weltausstellung seiner großen Ähnlichkeit und feinfühligen Auffassung wegen allgemeines Aufsehen, es stellt den Kaiser in ganzer Figur in Marschallsuniform dar und befindet sich gegenwärtig in der Kriegsschule.

Ende der siebziger Jahre entstand das ebenfalls außerordentlich gelungene Porträt Seiner Majestät in russischer Oberstenuniform, ein Kniestück, welches für Kaiser Alexander bestimmt, sich gegenwärtig im Winterpalais in Petersburg befindet; zu gleicher Zeit malte Herr v. Angeli ein Porträt des Kaisers in ganzer Figur, ebenfalls in russischer Uniform für den Fürsten Gortschakoff, das aller Wahrscheinlichkeit nach die Familie des Fürsten als köstlichen Besitz hütet. „Weiters" — teilt der Künstler mit — „malte ich anfangs der achtziger Jahre ein Bild fürs Rathaus, ganze Figur in Toison-Ornat. Der Dombaumeister Baron Schmidt irrte sich im Maß und es mußte demnach das Bild vergrößert werden. Maler Reifenstein malte dann den Hintergrund. Zum Kopf zu diesem Bilde malte ich eine Skizze, nach meiner Ansicht das beste Porträt, welches ich von Seiner Majestät gemacht habe; es kam in den Besitz Seiner k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig." Weiters führt der Künstler an: ein Brustbild im Hausrock für den Grafen Beck und endlich, um die Mitte der achtziger Jahre ausgeführt, ebenfalls ein Brustbild in Husarenuniform für Ihre Majestät die Kaiserin, welches sich im Lainzer Schlosse befindet. Herr v. Angeli ist noch in bester Schaffenskraft und die Ausstellungen im Künstlerhause zeigen alljährlich neue Schöpfungen seiner Kunst.

Der so höchstverdiente Schlachtenmaler Sigmund l'Allemand, den zu würdigen wir wiederholt die Gelegenheit ergriffen, und dessen ausgezeichnete Darstellungen sich größtenteils in den Appartements Seiner Majestät in der Hofburg zu Wien befinden, hat sich ebenfalls als Porträtmaler in hervorragender Weise betätigt. Sein sublimes Werk: Gideon Ernst Freiherr v. Laudon wurde auf kaiserliche Be-

stellung vom 16. Dezember 1876 für die zwei Jahre später stattfindende Weltausstellung gemalt und trug dem Künstler die Ernennung zum Ritter der Ehrenlegion ein. L'Allemand hat nach seinen eigenen Angaben gerade 12 Kaiserbilder gemalt. Das erste in Lebensgröße, ganze Figur in Marschallsuniform anno 1883 für den Festsaal des k. k. Theresianums; 1891 entstand ein in Format und Uniform dem vorigen gleiches Bild, welches an den Sultan nach Konstantinopel gelangte, und ein ebensolches 1885 für den Fürsten Bismarck.

Für den Verwaltungsgerichtshof in Wien und für das Institut Sta. Maria dell' anima in Rom malte der Künstler 2 Kaiserporträts (Kniestücke). Für die Erzherzoge Karl Ludwig und Ludwig Viktor 1891 und 1892 je ein Porträt Seiner Majestät in Kampagneuniform, weiters 2 Brustbilder in derselben Uniform 1892 für den Herzog von Parma und 1907 für den Geheimsekretär des Deutschen Kaisers Herrn v. Lucanus in Berlin. Ein Brustbild des Kaisers in Marschallsuniform malte der Künstler für den englischen Botschafter Sir Plunket.

Zwar nicht in die Reihe der Kaiserporträts gehörig, jedoch hier wegen der gelungenen Darstellung Seiner Majestät hervorzuheben, ist das im Jahre 1886 im Künstlerhaus ausgestellt gewesene und für das Dragonerregiment Nr. 8 (ehemals „Dampierre") bestimmte Gemälde zu nennen, welches das genannte Regiment darstellt, wie es von seinem Privilegium, unter Trompetenschall und mit fliegenden Standarten durch die Hofburg zu ziehen, Gebrauch macht und vor dem Kaiser auf dem Franzensplatz defiliert. Im Vordergrunde des Bildes beim Reichstrakte steht der Kaiser in Generalsuniform, hinter ihm Generaladjutant FZM. Baron Mondel und zahlreiche Generale. Der Kaiser gewährte damals dem Künstler die Gunst, ihm besonders zu diesem Bilde zu sitzen, wonach es möglich war, die treffende Ähnlichkeit zu erzielen. Ein Porträt, welches der Künstler eben zu vollenden im Begriffe steht, ist nach Konstantinopel bestimmt. Sigmund l'Allemand ist 1840 zu Wien geboren, war Schüler seines Onkels Fritz l'Allemand und der k. k. Akademie der bildenden Künste, an der er seit 1883 als Professor wirkt.

Wenn wir etwas in die Vergangenheit zurückgreifen, so rollt sich uns das Bild des kraftvollen Malers Hans Canon auf. Es ist überflüssig, hier von der uns noch allen bekannten gewaltigen künstlerischen Erscheinung Canons zu sprechen. Er war das Prototyp eines genialen Renaissancemenschen mit einem Überschwang von Begabung, Temperament und Leidenschaft; befähigt auf allen erdenklichen Gebieten, wandte er sich wohl verhältnismäßig spät der Malerei zu und verblüffte hier sogleich bei seinem ersten Auftreten durch die Kühnheit seiner Auffassung und die Pracht seiner Farbe. Wir können ihn hier nur flüchtig als Porträtmaler berühren. Auf diesem Gebiete brachte er es zu einer so feinen Individualisierung und doch zugleich Großartigkeit der Auffassung, daß ich annehmen möchte, er habe im Porträt jenes Feld für seine Tätigkeit gefunden, welches seine innerste Eigenart frei von jeder Beeinflussung durch andere große Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst zum Durchbruche gelangen ließ. Es ist selbstverständlich, daß ein österreichischer Künstler von Canons Bedeutung auch herangezogen wurde, Persönlichkeiten des Allerhöchsten Kaiserhauses zu malen. Wir kennen Porträts weiland Seiner k. u. k. Hoheit des Kronprinzen Rudolf, sowie der damaligen Kronprinzessin. Seine Majestät den Kaiser hat Canon, entsinne ich mich recht, zweimal gemalt, und

zwar einmal 1882 in Lebensgröße in der Ordenstracht des goldenen Vließes für den Sitzungssaal des Altstädter Rathauses in Prag. Der Kaiser hält in der einen Hand den Handschuh, während die andere auf einen Tisch gestützt ist, auf welchem zwei Kronen und das Szepter ruhen, im Hintergrunde erhebt sich der Hradschin. Dieses koloristisch vortrefflich gemalte Bild war 1886 in der Canon-Ausstellung im Künstlerhause zu sehen. Ein zweites Bildnis des Kaisers malte er im Allerhöchsten Auftrage für den Herzog Adolph von Nassau, das der Monarch diesem bei dessen Audienz im Juni 1881 persönlich überreichte.

Hans Makart, dessen Ruhm zu gleicher Zeit wie der Canons in Wien emporblühte, scheint seiner Verehrung für Seine Majestät nur in dem allerdings gewaltigen und in seiner künstlerischen Art unerreichten Festzuge Ausdruck verliehen zu haben, denn wie ich mich zu entsinnen glaube, hat er nie ein Porträt des Kaisers gemalt, wenigstens finden sich in meinen Materialien keinerlei Andeutungen hierüber vor. Dennoch ist Makart auch als Porträtist bedeutsam, nur wurden seine Leistungen auf diesem Gebiete von den kolossalen Wirkungen seiner anderen Werke in den Hintergrund gedrängt. Noch in Erinnerung sind mir das anmutige, wahrhaft graziös hingezauberte Bild der Kronprinzessin als Braut, das höchst pikant gemalte, fein abgewogene Porträt der Frau v. Teschenberg, die prächtige Wolter und andere Frauenbildnisse. Eine prachtvolle Leistung auf dem Gebiete der Porträtmalerei war das kühn und lebensvoll erfaßte Bildnis des Grafen Edmund Zichy, welches wie bekannt leider seinen Untergang bei einem ungeschickten Transporte in den Wellen der Donau gefunden.

Zu Beginn der neunziger Jahre erschienen zum ersten Male auf den Wiener Ausstellungen prächtige Herrenbildnisse, welche in ihrer sicheren Erfassung der kraftvollen Männlichkeit allgemeinen Beifall fanden. Der damals noch junge Künstler, Kasimir Pochwalski, fand alsbald ungeteilte Anerkennung und wurde schon im Jahre 1894 zum Akademieprofessor vom Kaiser ernannt, in welcher Stellung er sich sogleich als ausgezeichneter Lehrer erwies. Seit jener Zeit folgte auf den jährlichen Ausstellungen eine Reihe von Porträten, welche sämtlich dazu beitrugen, den Ruhm des Meisters zu befestigen. Es waren wie seine ersteren Werke hauptsächlich Herrenbildnisse aus den höheren Gesellschaftskreisen, eines davon, das Porträt des Grafen Goluchowski, fand im Jahre 1900 auf der Pariser Weltausstellung allgemeine Bewunderung. Den Parisern war übrigens Pochwalski kein Neuer, da er schon 1893 für zwei im „Salon“ ausgestellte Männerporträts die goldene Medaille zuerkannt erhalten hatte. Seine Majestät den Kaiser malte Pochwalski zum ersten Male 1884 für die Krakauer Universität im Ornat des goldenen Vließes in ganzer Figur, stehend. Da dem Künstler für diese Arbeit nur Photographien zu Gebote standen, konnte er natürlich seine prächtige Begabung für die Individualisierung nicht voll verwerten. Bei seiner Übersiedlung nach Wien wurde ihm jedoch das Glück zuteil, Seine Majestät nach dem Leben malen zu dürfen. Dieses zum Geschenk für den gewesenen englischen Botschafter in Wien, Sir Augustus Paget, gemalte Bild stellt den Kaiser in Marschallsuniform stehend mit dem goldenen Vließ und dem Bande des Hosenbandordens geschmückt dar. Dem Künstler wurde damals bedeutet, daß er nur auf drei Sitzungen rechnen könne, als aber der Kaiser sah, daß Pochwalski etwas befangen bei der

ersten Sitzung über einen flüchtigen Entwurf nicht hinauskam, ermutigte er ihn durch die huldvolle Zusage, daß er ihm so oft als es zur Vollendung des Bildes nötig sein würde, eine Sitzung gewähren wolle. Ein zweites Bild im Ornate des goldenen Vließes malte der Künstler mit Benützung der damals angefertigten Naturstudie für den Empfangssaal der Statthalterei in Lemberg. Später entstanden noch ein für das Unterrichtsministerium bestimmtes, gegenwärtig in der Modernen Galerie im unteren Belvedere ausgestelltes Bild, wozu der Kaiser dem Künstler abermals zwei Sitzungen gewährte, dann ein Brustbild für das Oberstkämmereramt und eine Zeichnung für eine Radierung des Professors Hecht, grau in grau ausgeführt, mit Zuhilfenahme der gemachten Studien.

Noch ein interessanter Porträtist der Gegenwart, Leopold Horowitz, ist in der Reihe der hier verzeichneten Künstler zu nennen, welchem die Ehre zuteil wurde, Bildnisse unseres Monarchen malen zu dürfen. In seinen jungen Jahren hatte sich Horowitz der Genremalerei zugewendet, doch seit längerer Zeit begrüßen wir seine äußerst gelungenen Porträtdarstellungen auf den verschiedenen Ausstellungen. Als eine sehr bedeutsame Arbeit muß sein Porträt weiland Ihrer Majestät der Kaiserin bezeichnet werden, welches kurz nach dem schrecklichen Ende der Allerhöchsten Frau entstand. Die Natürlichkeit und Grazie der Erscheinung ließ es nicht wahrnehmen, daß der Künstler die hohe Frau nicht mehr nach dem Leben gemalt hat. Sein erstes Kaiserporträt fällt in das Jahr 1896 und stellt den Monarchen in der Oberstenuniform des ihm von der Königin Viktoria von England verliehenen ersten Dragonerregiments dar, für welches das Porträt als Geschenk bestimmt war.

Die Ähnlichkeit dieses Bildes ist frappant und die rote englische Uniform ganz ausgezeichnet mit der Umgebung zur Gesamtwirkung gebracht. Die beiden Majestäten sollen mit dieser Leistung sehr zufrieden gewesen sein. Weiters rühren von Horowitz her: ein Bild Seiner Majestät in weißer Marschallsuniform mit dem blauen Bande des englischen Hosenband-Ordens und ein drittes im Waffenrock und dunkelm Mantel, als Geschenk zur goldenen Hochzeit Sr. k. u. k. Hoheit des Herrn Erzherzogs Rainer bestimmt und 1902 gemalt, sodann 1903 ein Porträt in Lebensgröße, sitzende Figur, für den Grafen Bülow in Berlin, weiters das bekannte Brustbild, welches für die kaiserliche Galerie vor 2 Jahren erworben wurde und im Künstlerhause ausgestellt war, und endlich eine Kohlenzeichnung zu Reproduktionszwecken. — Es ist bekannt, daß Seine Majestät dem Maler Horowitz die meisten Sitzungen gewährte, und dieser so wie überhaupt alle Künstler, welche das Glück hatten den Kaiser zu malen, können nicht enthusiastisch genug der außerordentlichen Geduld, Gewissenhaftigkeit und Leutseligkeit des Monarchen gedenken, mit welcher der Allerhöchste Herr seiner ermüdenden Aufgabe gerecht wird.

Außer den genannten haben noch andere österreichische Künstler Kaiserbildnisse gemalt; hier alle anzuführen, ist uns nicht möglich. Es sollen nur noch folgende Namen genannt werden, ohne daß mit dieser Liste die Zahl erschöpft wäre. Der durch die Bildnisse seiner reizenden Frau berühmt gewordene Ferraris, der so glänzend aufgetretene Thaddäus Ajdukiewicz, der zeichnerisch und in seinen Farben prächtige Benczur, der kräftige und gewandte Julius v. Blaas, der eine Reihe vortrefflicher Bildnisse Seiner Majestät teils zu Pferd, auf der Parforcejagd oder bei Manövern oder auch als Gebirgsjäger gemalt hat, und dessen Vater Karl

v. Blaas, der bekannte Historienmaler und Professor der Akademie, sich ebenfalls als Kaiserporträtist betätigte. Unter des letzteren vielen bedeutsamen Bildnissen ragt das für die k. k. Akademie der bildenden Künste gemalte Repräsentationsbild im Toisonordens-Ornat besonders hervor.

Die größte Anzahl von Kaiserbildnissen malte wohl der Schüler Angelis, Wilhelm Vita; es sollen nach seiner eigenen Angabe mehr als 80 sein. Er malte den Kaiser in allen erdenklichen Uniformen, sowie viermal lebensgroß im Toison-Ornate, welch letztere Bilder für den Fürsten Lobkowitz, für den Saal des niederösterreichischen Landtages, für die Sparkasse in Linz usw. bestimmt waren, während der größte Teil der übrigen zu Geschenkzwecken für Regimenter, Botschaften usw. verwendet wurde. Die demnächst zur Eröffnung gelangende Ausstellung „Unser Kaiser" wird eine reichhaltige Ergänzung des hier in engen Grenzen vorgeführten Materials bieten, namentlich was die zahlreichen Reproduktionen betrifft, auf welche wir hier gar nicht zu sprechen kommen konnten. Die Veranstaltung dieser Ausstellung ist mit Freuden zu begrüßen, denn sie wird uns vieles vorführen, was längst der Vergangenheit angehört, aber doch mit dem Leben und Wirken unseres erhabenen Monarchen in Zusammenhang steht. Gewiß werden alle Besucher dieser Ausstellung nur einen Wunsch im Herzen fühlen: Es möge dem geliebten Kaiser noch lange vergönnt sein, zum Wohle seiner getreuen Völker segensreich zu wirken.

Chronik.

Geschichte.

Diese Chronik wird weit mehr allgemein- denn österreichisch-geschichtlichen Charakter tragen. Ich hoffe aber, daß die Leser nicht ungern einige Worte über die wichtigsten Neuerscheinungen an „Weltgeschichten" vernehmen und darüber es hinnehmen werden, wenn die Bezugnahmen zur vaterländischen Geschichte etwas lose bleiben.

* * *

Wie unsere Vorderen Weltgeschichte geschrieben haben, rein aus Europa heraus, ganz überwiegend politisch, das soll nun nichts mehr taugen. Die ganze Welt, alle Völker der Erde, all ihr Leben in Politik, Wirtschaft, Religion und Kultur, alles muß in den Kreis herein. Ein Ziel, das im Rahmen einer Volksgeschichte Karl Lamprechts berühmtes deutsches Geschichtsbuch auch bereits zu verwirklichen versucht hat. Die Weltgeschichte aber — das ist der neue und schöne Glaube — soll alle Volksgeschichten, alle ohne Ausnahme, in diesem Sinne betrachten. Diese Forderung nach „Vollständigkeit" wird von den neuerscheinenden Geschichtswerken fast ausnahmslos als verpflichtend angesehen. Daß die gewohnten Pfade meist recht selbstbewußt, zuweilen schier herausfordernd beschritten werden, soll uns die Laune nicht verderben.

Die von Hans Helmolt herausgegebene Weltgeschichte, deren Schlußband im Vorjahre aufgelegt wurde*, sucht dem Problem der Vollständigkeit durch Anordnung des Stoffes nicht nach der Zeit, sondern nach dem Raume gerecht zu wreden. Die Herren Ethnologen, die das große programmatische Wort in diesem Sammelwerke führen, weisen die „kindliche" Einteilung nach Altertum, Mittelalter und Neuzeit weit von sich. Statt der drei Zeitalter vielmehr die fünf Kontinente und Ozeane. In hoc signo vinces. Alles ist die Scholle. Wer dieser geographischen Auffassung sich nicht ergibt, ist heillos der philosophierenden Teleologie verfallen. Nun ist bei dieser neuen Stoffverteilung, die uns die strenge Einheitlichkeit des Ganzen verbürgen soll, die Entwicklung derart zerrissen worden, daß der Herausgeber für nötig fand, einen Wegweiser

* Weltgeschichte. Unter Mitarbeit verschiedener Gelehrter herausgegeben von Hans F. Helmolt. Mit 55 Karten, 46 Farbendrucktafeln und 122 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 9 Bände. (1. Band: Allgemeines. Vorgeschichte. Amerika. Der Stille Ozean. — 2. Band: Ostasien und Ozeanien. Der indische Ozean. — 3. Band: Westasien und Afrika. — 4. Band: Die Randländer des Mittelmeeres. — 5. Band: Südosteuropa und Osteuropa. — 6. Band: Kelten, Romanen und Germanen in Mitteleuropa. — 7. Band: Westeuropa, 1. Teil. — 8. Band: Westeuropa, 2. Teil. Der Atlantische Ozean. — 9. Band: Ergänzungen und Rückblicke. Gesamtregister.)

zur Benutzung beizugeben. Ist das ein gutes Zeichen? Unbeirrt durch die überschwänglichen Redensarten, die wir anläßlich des Erscheinens dieses Werkes vernommen haben, behaupten wir, daß seine Grundlagen durchaus anfechtbar sind und halten es mit den Ausführungen Eduard Meyers in der ausgezeichneten Einleitung zu seiner Geschichte des Altertums*, daß Natur und Landschaft nur Möglichkeiten, nicht aber Notwendigkeiten für das Leben der Menschen schaffen, daß die Geschichte keineswegs in der Natur des Landes vorgezeichnet ist. Dabei ist nicht einmal versucht worden, die Bedeutung der geographischen Gegebenheiten für die Geschichte in irgend eine taugliche Formel zu bringen. Seien wir aber auch nicht ungerecht. Eine große Anregung ist gegeben. Der erste umfassende, wenn auch sicherlich nicht geglückte Versuch der Ausspannung der historischen Darstellung über den ganzen orbis terrarum, das wenn auch noch unsicher tastende Beschreiten eines Weges, wie von der Völkerkunde so von der Geschichte her das Typische im Menschen zu ergründen, wie Friedrich Schiller es dachte, bedeutet nicht wenig. Daß aber darum auch das wunderliche Schlagwort von der Gleichwertigkeit der Rassen erklingen muß?

Der uns vorliegende Schlußband enthält vor allem Nachträge: „Großbritannien und Irland seit 1760", den Schluß von „Westeuropas Wissenschaft, Kunst und Bildungswesen in der Neuzeit", einen Abschnitt über „Deutsche Auswanderung", einen die Ergebnisse des Buches nicht ohne Ausfälligkeiten zusammenfassenden „methodologischen Rückblick" von Achelis**, endlich eine gewiß jedermann willkommene allgemeine Quellenkunde. Ernste und sicherlich verdienstliche Arbeiten; doch kann man mindestens jener über die westeuropäische Kultur die üble Nachrede nicht ersparen, daß sie an Kunstlosigkeit äußerer Fassung nichts zu wünschen übrig läßt; kompendienhafter, lexikalischer hätte sie gar nicht geraten können. Wo bleibt die verheißene Lebendigkeit der Form?

Indessen ist in einer ebenfalls als Sammelwerk gedachten Weltgeschichte, herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung, das Einteilungsschema nach dem Raume wieder verlassen und aufs neue die Zeitfolge als Einteilungsgrund gewählt worden***. Die allzuviel mit Worten kramende Einführung erzählt doch wieder die alte Geschichte: daß die Welt größer und doch kleiner geworden sei, die Weltgeschichte weiter ausschauen müsse als die bisherigen „weitläufigen und umständlichen Chroniken politischer Begebenheiten". Die drei Bände älterer und drei Bände neuerer Geschichte, die das Gesamtwerk bilden sollen, scheiden sich jene nach ‚Altertum', ‚Mittelalter' und ‚Orient', diese nach ‚religiösem' Zeitalter (1500 bis 1650), ‚politischem' Zeitalter (1650 bis 1815) und neuester Zeit. Der ‚Orient' soll die Entwicklung von Asien und Ägypten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart umfassen. Die amerikanische Geschichte ist wieder bei der ‚neuesten Zeit' untergebracht. Auch der oberflächliche Betrachter wird hier jene Folgerichtigkeit vermissen, die man dem Helmoltschen Werke immerhin nicht absprechen kann.

Der ersterschienene Band des Werkes umfaßt das Zeitalter der ‚Luther und Loyola', die Reformation; „nicht Staats- und Kriegsmänner sind die führenden Geister, sondern kirchliche Geisteshelden". Von den Einzelbeiträgen wird der Preis wohl allgemein der schönen Studie von Karl Brandi über die Renaissance zugestanden werden. Die übertriebenen Anschauungen von der alleinseligmachenden Antike und „Entdeckung des Menschen" wird man bei diesem feinen Kenner nicht finden wollen. Nicht nur eine Wiederbelebung langvergangener Herrlichkeit, nicht minder auch ein Weiterwachsen aus bestehenden hoffnungsvollen Verhältnissen, aus dem echten abendländischen Mittelalter heraus — das ist Renaissance. Daß das Streben, den Anteil der mittelalterlichen Welt gegenüber der Antike richtig abzuschätzen, schließlich zu einer dem Humanismus und der Renaissance als Verderbern folgerichtiger germanisch-romanischer Entwicklung abträglichen Beurteilung geführt hat, kann dem Verfasser nicht entgehen. Heute halten wir mitten in diesen Stimmungen, sind alle mehr oder weniger von ihnen berührt, erfüllt; Brandi warnt aber doch mit Fug, historische Momente den Neigungen des Tages zu entziehen. — Pflugk-Harttungs Entdeckungs- und Kolonialgeschichte, besonders reich mit glücklich ausgewähltem Bildwerk und anderen Beigaben ausgestattet, gibt eine kurze Vorgeschichte der Entdeckungsfahrten des Mittelalters und führt die Darstellung weit über das eigentliche Entdeckungsalter, bis ins 19. Jahrhundert hinein fort. In der Wertung der spanisch-portu-

* Eduard Meyer, Geschichte des Altertums. 2. Auflage. 1. Band, erste Hälfte. Einleitung. Elemente der Anthropologie. Stuttgart und Berlin, Cotta 1907. X und 250 S.

** Der Österreicher wird hier (S. 298) mit einiger Verwunderung lesen, es habe das Haus Habsburg-Lothringen erst mit Joseph II. endgiltig die Zügel der Regierung in Ungarn übernommen! Was mögen die Texte wohl noch sonst für Überraschungen enthalten?

*** „Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben", herausgegeben von J. v. Pflugk-Harttung. Berlin, Ullstein. Soll 6 Bände enthalten, deren vierter zuerst erschienen ist: „Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500 bis 1650. — J. v. Pflugk-Harttung, Entdeckungs- und Kolonialgeschichte. — K. Brandi, Renaissance. — Th. Brieger, Reformation. — H. v. Zwiedineck-Südenhorst, Gegenreformation in Deutschland. — M. Philippson, Gegenreformation in Süd- und Westeuropa. Groß-8°. 629 S., mit vielen Textbildern, Karten und Beilagen, einer Zeittafel und einem Register. Indessen ist auch ein zweiter Band erschienen, liegt uns aber noch nicht vor.

giesischen Entdeckungen für den Verlauf der Weltgeschichte, namentlich für die europäische Entwicklung, hält der Verfasser an den überlieferten — von Dietrich Schäfer eingeengten und bestrittenen — Anschauungen fest: sie haben Wirkungen ausgeübt wie kaum ein anderes Ereignis. Sind die Erörterungen, ob dabei Europa oder das Ausland besser gefahren sei, notwendig oder auch nur ersprießlich? — **Briegers** deutsche Reformation (1517 bis 1555) erscheint uns von einseitig protestantischem Standpunkte aus geschrieben und ist augenscheinlich in Überschätzung der persönlichen Bedeutung Martin Luthers befangen. Da wird gleich zum Anfang die ‚moderne' Zeit von ihm ab datiert, die Reformation selbst wie eine lediglich dem Helden gewidmete Epopaee mit einer ganz unverhältnismäßigen Breite behandelt. — Die Geschichte der deutschen Gegenreformation ist ein nachgelassenes Werk unseres verewigten Landsmannes Hans v. **Zwiedineck-Südenhorst.** Über seine Meinung läßt uns der Verfasser, offenherzig wie er immer war, nicht im unklaren. Man darf aber dem freiheitlich gesinnten Manne dankbar sein, daß er mannhaft für den so oft und mit Unrecht verlästerten Tilly eintritt, während uns seine etwas verschleierten Schlußbemerkungen über Wallenstein bedenklich scheinen. In der Schilderung der Folgen des Dreißigjährigen Krieges sind die oft übersehenen Elemente einer Erhebung nicht außeracht gelassen. Zuweilen ist das Urteil merkwürdig zurückhaltend; es ist, als merkte man die müden Hände des Kranken. — **Philippsons** „Gegenreformation in Südeuropa und den Niederlanden" ist sauber, aber ohne rechte Wärme erzählt. In den Mittelpunkt der Darstellung rücken wie von selbst die Gestalten Philipps II., der Königin Elisabeth und des Kardinals Richelieu. Versuche, über eine rein politische Geschichtsschreibung hinauszukommen, nimmt man nicht wahr. Und da hat uns die Einleitung Wunder von kulturgeschichtlicher Nachrichtenfülle verheißen! — Für die glänzende Ausstattung kann man dem Verlage nur das höchste Lob zollen. Bei manchen Mängeln ist das Werk doch recht wohl geeignet, ein Hausbuch namentlich der Laienwelt zu werden. Daß nur die Leser über den allzu schönen Bildern und Karten die Texte nicht vergessen!

Der Mangel der Ungleichmäßigkeit und Ungleichartigkeit, der jedem geschichtlichen, namentlich weltgeschichtlichen Sammelwerke auch bei sorgfältiger Redaktion anhaftet, wird schwinden, wenn ein Einzelner die Kühnheit hat, sich an den großen Wurf zu wagen. Welcher Art von Werken man den Vorzug geben soll? Ich bekenne unbedenklich, daß ich lieber eines als mehrerer Herren eigenen Geist zu verspüren bekommen will. Ein Handbuch der Weltgeschichte mag eine Gelehrtenkompagnie verfassen, eine Weltgeschichte soll einer allein schreiben. Wir verlangen von ihr nicht so sehr Einzelbelehrung als Beherrschung und Durchdringung des Stoffes und wollen die Warte erkennen, von der aus sie gesehen wird. Denn von irgendeinem Gesichtspunkte aus muß Weltgeschichte geschrieben werden, daran werden die schönsten Grundsätze und Deklamationen nichts ändern. Und da wird auch das lücken- und fehlerhafte Werk des Einzelnen als ein lebendiger Organismus immer über der in sich widerspruchsvollen Gesellschaftsarbeit stehen. So haben denn seit den Tagen Leopolds von Ranke wieder Theodor **Lindner** eine allgemeine Geschichte der modernen, nicht-antiken Zeit, Dietrich **Schäfer** eine Geschichte der neuzeitlichen Jahrhunderte, Kurt **Breysig** eine ‚Geschichte der Menschheit' in denkbar weitestem Umfange und kühnstem Ausmaße zu schreiben unternommen.

Die „Weltgeschichte" **Lindners**, die nun bis zum 5. Bande vorliegt*, ist wirklich eine erfreuliche Erscheinung, geschmackvoll und wohlunterrichtet, auf eindringliche Kenntnis der Hilfsliteratur gegründet, was keine geringe Sache ist, gediegen im Urteil, belehrend und anregend. Zum großen Methodenstreite nimmt der Verfasser keine schroffe Stellung ein, sondern komponiert in glücklicher Weise Natur und menschliche Handlung, Massenbewegungen und individuelles Eingreifen als Ursachen der Entwicklung. Man hat nicht unzutreffend seine Geschichtsauffassung im Gegensatze zu der psychologischen Karl Lamprechts als psychophysische bezeichnet. Ohne die Ideen Lamprechts unbedingt abzulehnen, ist Lindner doch vor allem ein Schüler Rankes und Anhänger seiner Ideenlehre und schreibt wie dieser vom Gesichtspunkte des Europäers, noch besser der romanisch-germanischen Völkervereinigung. Er ist also ganz „altmodisch". Wird aber jemand im Ernste zu sagen wagen, daß sein Werk hinter jenen neumodischen Sammelwerken an innerem Werte zurückstünde? Den Bedenken, die gegen den geflissentlichen Ausschluß des ganzen Altertums und gegen die Annahme einer schier unüberbrückbaren Kluft zwischen antiker und moderner Welt laut geworden sind, kann ich mich nicht verschließen. Auch mir will mit anderen das Buch als ein Torso erscheinen. Aber in seiner selbstgewollten Beschränkung ist er wohl einer der eigenartigsten und wertvollsten Versuche der Lösung einer großen Aufgabe, der größten, die der Geschichtsschreiber sich stellen kann.

Lindner umgeht die üblichen Grenzmarken zwischen „Mittelalter" und „Neuzeit" durch Einfügung einer Übergangsperiode der Zeit von 1268 bis 1648; erst mit dem späten 17. Jahr-

* Theodor **Lindner**, **Weltgeschichte seit der Völkerwanderung.** In 9 Bänden. Stuttgart und Berlin, Cotta. 5. Band (1907): Die Kämpfe um die Reformation. Der Übergang in die heutige Zeit. XVI und 479 S. — Der 4. Band wurde in der „Österr. Rundschau" VIII, S. 70, besprochen.

hundert sei die ‚neue Zeit' geboren worden. Nun ist nichts billiger als über Stoffeinteilungsfragen zu diskutieren. Alle Vorschläge dieser Art haben ihr Für und Wider und nur grobe Unverständigkeiten können klar und glatt abgewiesen werden. Ich leugne nicht, daß mir die Einleitung Lindners sehr plausibel erscheint — gewiß überschätzen wir Entdeckungen und Reformation — ich vermag aber doch nicht, mich vorbehaltlos ihr anzubequemen. Der jüngst erschienene 5. Band umfaßt dieser Übergangsperiode letzten Teil: das Zeitalter der Gegenreformation, die Zeit des aufsteigenden Individualismus im Sinne Lamprechts. Es ist die Rede von dem weltherrschenden Hause Habsburg und dem niederländischen Freiheitskampfe, von Calvinismus und Jesuitismus, französischen Religionskriegen und englischen Weltmachtsanfängen, von der großen Hauptaktion der Gegenreformation im Dreißigjährigen Kriege und dem reichen germanisch-romanischen Kulturleben jener Jahrzehnte. Indem der Verfasser für die große Idee seines Lehrers von der Notwendigkeit der Einheit der romanischen und germanischen Völker eintritt, erscheint ihm das 17. Jahrhundert als die Scheide, wo diese, Engländer und Franzosen voran, anfangen, aus der europäischen Heimat heraus nach der Herrschaft über die Welt zu langen. So habe sich mit den Tagen Ludwigs XIV. die europäische Geschichte der in Wahrheit ‚mittleren' Jahrhunderte zur Weltgeschichte der wirklich ‚neuen' Zeit zu wandeln begonnen.

Besonderer Preis möchte den Kapiteln über Calvinismus und Jesuitismus zuzuerkennen sein. Man wird nicht leicht in einem Geschichtsbuche die Bedeutung jenes Bekenntnisses als des Strebens nach einer wahrhaft universalen (nicht einseitig deutschen oder schweizerischen) Reformation, das Gewicht des Gegensatzes von Calvinismus und Jesuitentum, dieser zwei internationalen Mächte, als des ausschlaggebenden Gegensatzes der Gegenreformation so scharf und deutlich gekennzeichnet finden.

In wesentlich engeren Grenzen als Lindner hat Dietrich Schäfer sich ein verwandtes Ziel gesteckt: eine bis ganz in die Gegenwart (1907) erstreckte „Weltgeschichte der Neuzeit" in 2 Bänden zu schreiben*. Ein Werk, durchaus auf gleicher Höhe mit jenem Lindners. Wo immer man nachliest, wird man die Umsicht und Anschaulichkeit, dort wo Geschichte und Politik einander unmittelbar berühren, in der Schilderung der jüngsten Jahrzehnte auch die vornehme Zurückhaltung der Darstellung schätzen lernen. Auch diesem Verfasser gilt der geographische Gesichtspunkt vieles, aber er ist nicht ausschlaggebend. Eine Weltgeschichte, führt die Einleitung aus, gibt es erst, seit der Blick der Menschen die gesamte Erde zu umfassen begann, also seit der Zeit der Entdeckungen; erst die Geschichte der „Neuzeit" ist Weltgeschichte. Dabei warnt die Einleitung doch vor der „landläufigen Überschätzung des Entdeckungszeitalters". Die Hergänge in Europa haben mindestens noch ein Jahrhundert lang so gut wie alles in der Welt bedeutet. Erst mit dem Beginne der Kolonisation von Nordamerika beginnt jene weitverzweigte Wechselwirkung europäischer und außereuropäischer Menschheit, jener Wettbewerb der Völker um Weltgeltung, einzusetzen, ohne die es keine richtige Weltgeschichte gibt. Von diesen Gesichtspunkten aus ergibt sich die Einteilung: 5 Bücher, 1493 bis 1603 (Eintreten Außereuropas in die Weltgeschichte), 1603 bis 1763 (Anfänge des britischen Weltreiches), 1763 bis 1815 (Nordamerika und Revolution), 1815 bis 1861 (Ausbildung des russischen und britischen Weltreiches), 1861 bis 1907 (Ständeausgleichung, Nationalismus, Weltpolitik). Schäfer wendet einige Worte an den vielzerzausten Spruch ‚historia magistra vitae'. „Wer dies überlegen verneint, denkt doch nur an etwa vorliegende Einzelfragen oder übersieht eine der unwiderleglichsten Erfahrungen, die es geben kann. Denn unter den Strömungen, die menschliches Geistesleben beherrschen, sind nicht allzu viele von so unabweisbarer Tatsächlichkeit wie das historische Bedürfnis." Die Antwort muß vielmehr im Sinne Jacob Burckhardts lauten: „Wir wollen durch Erfahrung nicht sowohl klug — für ein andermal — als weise — für immer — werden." Die heute vielfach beliebte Geringschätzung der historischen Momente im Kulturleben der Völker lehnt er gebührend ab. „Die Neuzeit ist vielmehr völlig durchsetzt von diesen Gedankengängen. Die nationale Staatenbildung, die das 19. Jahrhundert beherrscht, hat vor allem aus ihnen Leben und Kraft gewonnen. Was das deutsche Volk der historischen Richtung seines Sehnens und Sinnens, der Erinnerung an seine Vorzeit verdankt, ist ja geradezu überwältigend. Die Vergangenheit ist unser geistiger Besitz, einer unserer wertvollsten."

Die Kontinuität der abendländischen Kultur aus dem Mittelalter heraus findet in Schäfer einen besonders lebhaften Verfechter. „Renaissance, Humanismus, Reformation, die weiten Pforten, durch welche die Neuzeit ihren Einzug hielt, haben ihre Wurzeln tief im Mittelalter, sind ohne dieses gar nicht denkbar, sind seine Frucht." Den Lamprechtschen Kulturzeitaltern sagt er nicht mit dürren Worten, aber schon damit deutlich ab, daß er den individualistischen Charakter des Mittelalters lebhaft betont. Das Verhältnis des reichsdeutschen Autors zu Österreich erscheint durch alle konfessionellen und politischen Gegensätzlichkeiten vergangener Jahrhunderte hindurch immer billig und loyal. Die sorgenvolle Beurteilung der

* Dietrich Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit. 3. Auflage. 2 Bände. Berlin. E. S. Mittler, 1908. VIII und 138, VII und 418 S.

Lage des Deutschtums in Österreich ist vielleicht doch zu grau geraten?

In der abschließenden Betrachtung über den Charakter des 19. Jahrhunderts fällt die strikte Leugnung eines greifbaren Ausdruckes für dessen Geistesleben aus, wie sich ein solcher für das 18. Jahrhundert in Goethe und Beethoven gefunden hat. „Es gibt kein Drama, keinen Dichter des Jahrhunderts." Ist es eine Überschätzung Richard Wagners, wenn man dem Geschichtsschreiber diesen Namen entgegenhält? Schäfer nennt das 19. Jahrhundert eine Zeit der Vorbereitung, aber zum Guten; es sei das Wort Huttens anzuwenden: „Die Geister erwachen; es ist eine Lust zu leben." Es hat den Gedanken bürgerlicher und religiöser Freiheit siegreich durchgefochten und nach Möglichkeit den Grundsatz zur Geltung gebracht, daß Geist nur durch Geist zu bekämpfen sei. Es hat das intellektuelle Leben in bisher unerhörter Weise bereichert und verbreitert und steht mit seiner hohen Achtung vor dem öffentlichen Wohle als der Suprema lex sittlich nicht tiefer, eher höher als andere Zeiten. Wir sind dem Geschichtsschreiber dankbar, daß er uns mit der nicht genug zu beherzigenden Lehre entläßt, uns unbeirrt durch Sorgen und Bedenken unsere Zeit nicht vergällen zu lassen.

Mit Büchern wie den genannten wird man Gottlob Egelhaafs Geschichte der neuesten Zeit (1871 bis 1907)* trotz ihrer universalistischen Tendenz nicht vergleichen dürfen. Man verlange auch nichts Unmögliches. Zwar hat ein Geschichtsschreiber vom Range Karl Lamprechts den Versuch gemacht, die ‚jüngste deutsche Vergangenheit' sub specie wenn nicht aeternitatis so doch historiae zu betrachten. Aber auch die Freunde Lamprechts sind der Meinung, daß er gerade hier des Stoffes nur in den wirtschaftlichen Partien wirklich Herr geworden sei. Und überdies, wer wagt sich so bald an so gewaltig aussehende Werke? Anderseits aber: Die Kenntnis der jeweils jüngsten Vergangenheit läßt auch bei Fachmännern zu wünschen übrig. Zu unseren Knabenzeiten war immer die Klage, daß mit der Schlacht bei Waterloo sich der eiserne Vorhang vor die Bühne der Weltgeschichte senke. Nun ist manches besser geworden. Man hört an den Mittelschulen doch noch, wer Bismarck und Napoleon III. waren und daß ein deutsches und italienisches Reich erstand. Aber seit dem Jahre 1871 brandet doch für die meisten von uns ein buntes unübersehbares Meer von Strömungen, Stimmungen, Bewegungen; endlos wogende Gegenwart. „Geschichtskalender", „Jahrbücher", „Chroniken" suchen das Verständnis zu erleichtern, indem sie nach Chronistenart schlicht die Ereignisse verzeichnen. Die Schreiber empfinden wohl, daß, wenn sie pragmatisch werden wollen, die Reise aus der Geschichte in die Politik nahezu schon vollzogen ist. Auch Egelhaaf will nichts anderes als eine Chronik schreiben. Wenn wir sagen, daß er seine zuweilen scharf hervorbrechende politische Überzeugung — er ist streng reichstreuer deutscher Protestant — nach Kräften meistert und sich von ihr nicht zu leidenschaftlichen Urteilen fortreißen läßt, so ist das kein geringes Lob. Man erkennt wohl seine Neigungen und Abneigungen, aber auch dort, wo stark daran gerührt wird, bei Darstellung etwa des deutschen Kulturkampfes, des Sturzes Bismarcks, des südafrikanischen Krieges Englands, wird man finden, daß der Verfasser sich im Zaume zu halten weiß. Wenn ihm einmal das harte Wort entfährt, Bismarck hätte besser das partikularistische Bayern außerhalb des Reichsverbandes seiner Ohnmacht überlassen sollen, so wird er das verwegene Urteil doch wohl nicht ganz ernst meinen. Anderseits will uns aber doch scheinen, als blieben über den Ereigniserzählungen die führenden Ideen stumm. Etwa in der recht übersichtlichen Darstellung der österreichischen Politik der letzten Jahrzehnte; eine Darstellung wie diese sollte an den zwei politischen Grundproblemen unseres Reiches — Staatsrecht oder nationale Autonomie — nicht wortlos vorübergehen, sondern sie aufhellen, wenn auch vielleicht nicht dazu Stellung nehmen; denn das wäre schon Sache des Politikers.

Im übrigen verspricht der Titel des Buches zu viel. „Geschichte" einer Zeit ist uns heute nicht mehr politische Geschichte allein. Hier aber ist dies der Fall. Von Wirtschaft und Geisteskultur unserer Zeit kein Wort. Das Buch ist aus Vorlesungen hervorgegangen und man merkt es ihm wohl an. Die Einteilung in eine Bismarcksche und Nachbismarcksche Zeit, zugleich eine Zeit deutscher Vorherrschaft und eines Durcheinanderwirkens der Weltmächte (1870 bis 1890, 1890 bis 1908) ist sicherlich die zutreffendste. Aber wie im ersten Teile die beherrschende Stellung Deutschlands und Bismarcks zu wenig herausgearbeitet ist, so wird aus dem zweiten das Wechselspiel der politischen Kräfte noch weniger deutlich. Vor allem vermisse ich eine anschauliche Darstellung der wachsenden Erfolge der englischen Politik seit den Jahren des südafrikanischen Krieges, so daß man wohl nicht mit Unrecht sagen kann, es sei heute England an die Stelle des Bismarckschen Deutschland im Mächtekonzerte gerückt oder sei wohl noch mächtiger darin als ehedem dieses. Auch die Einzelkapitel namentlich des zweiten Teiles hätten im Sinne dieser Ausführungen nicht bloß aneinandergereiht, sondern in organischen Zusammenhang gebracht werden müssen; so aber ist dieser zweite Teil zu einem höchst unübersichtlichen Nebeneinander von Ländergeschichten mißraten. Dies hindert nicht, daß manche Partien, etwa die ostasiatische Politik der jüngsten Jahre

* Gottlob Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Stuttgart, Carl Krabbe (Erich Gußmann). 1908. VIII und 452 S.

und der große Krieg sehr wohl geglückt sind. Mit einem Worte, es ist kein organisches Buch. Sollte es ein solches werden, so mußte schon zu Anfang die Weltsituation um 1870 gewissermaßen als Fundament für den folgenden Aufbau sorgfältig und umfassend gezeichnet werden; denn nicht überall sind die Vorbedingungen so allbekannt wie etwa in der deutschen, französischen und italienischen Geschichte; hier wäre dann auch der Platz gewesen, die in ihrer Schärfe doch auffallende Behauptung von Rußlands feindseliger Haltung 1866 und 1870 gegen Deutschland zu belegen.

Mit Interesse und Belehrung wird man die eingehenden Ausführungen über den Sturz Bismarcks lesen, zu denen außer den Memoiren Chlodwig Hohenlohes auch persönliche Erfahrungen des Schreibers verwertet sind. Als Grundursache des Sturzes gilt ihm die Verschiedenheit der Charaktere von Kanzler und Kaiser; alles andere, die Kabinettsordre von 1852, der Empfang Windthorsts durch Bismarck, der Konflikt wegen der sozialistischen Gesetzgebung, sind Nebensachen. Die Delbrücksche Anschauung, Bismarck habe 1890 bedingt das allgemeine Wahlrecht aufheben wollen, lehnt er nicht gerade ab, nimmt sie aber doch nur mit starken Modifikationen an*. Über seine eigene Stellung läßt Egelhaaf uns nicht im Zweifel; er steht zum Kanzler. Wunderlich, daß er dann die Ausdrücke so wenig wählt, zu sagen, Bismarck wäre durch den Kaiser „ins Nichts hinabgeschleudert" worden. Das werden doch auch dessen Gegner nicht behaupten?

Übrigens können diese Bedenken nichts gegen das redliche Verdienst dieses Buches besagen. Nein, wir müssen Egelhaaf dankbar sein, daß er uns diese gute Orientierung in die Hände gibt. Und wenn wir die künstlerische Formung, das Aufsuchen der beherrschenden Ideen vermissen, so wird sich vielleicht eben darum die rein praktische Verwendbarkeit des Buches erhöhen. Man darf ihm im Interesse der Fachwelt und Laienwelt eine recht weite Verbreitung wünschen.

Um von dieser Abzweigung noch einmal zur Weltgeschichte schlechthin zurückzukehren: Ohne allen Zweifel läßt sich sowohl die Zeitfolge, das Nacheinander und noch mehr die räumliche Anordnung, das Nebeneinander, als Anordnungsgrund für die Weltgeschichtsschreibung anfechten. Aber wie wenn eine taugliche Komponente zwischen beiden sich finden ließe? In diesem Gedanken hat Kurt Breysig, längst bekannt durch seine methodologischen Schriften und seine als vergleichende Entwicklungsgeschichte der führenden europäischen Völker gedachte „Kulturgeschichte der Neuzeit", eine „Geschichte der Menschheit" zu schreiben unternommen**. Indem wir uns eine eingehende Betrachtung und Würdigung des Werkes für die Zeit vorbehalten, in der weitere Bände vorliegen werden, wollen wir doch sogleich bekennen, daß es uns ungeziemend scheint, solches großzügiges Beginnen bequem als „unwissenschaftlich" abzulehnen. Man wird vielmehr trotz vieler Bedenken etwas Großes darin sehen dürfen, daß hier ein Einzelner mit kühnem Sinn etwas Unerhörtes beginnt und dem Programme, das er seiner Arbeit voranstellt, einen imposanten Zug, zugleich auch eine vornehme Art, sich mit gegenteiligen Meinungen auseinanderzusetzen, nicht absprechen dürfen. Mag den Verfasser nur Gott vor seinen ethnologischen und soziologischen Freunden behüten, die ihn unter erheblichem Feldgeschrei wider die zurückgebliebenen Historiker auf den Schild heben und die Gesamtwissenschaft harmonisch in eine universal-naturwissenschaftliche Biologie und universal-geisteswissenschaftliche Soziologie sich formen sehen. Auch in diesem Zusammenhange mag noch einmal auf die programmatischen Ausführungen Eduard Meyers verwiesen werden; viele werden gut tun, sie eifrig und ernstlich zu lesen, bevor sie Geschichtsphilosophie treiben und der Weltgeschichte und ihren verblendeten und rückschrittlichen Vertretern die richtigen Wege zu weisen unternehmen.

„Vollständigkeit" im Sinne der Heranziehung der Gesamtmenschheit sowohl als der gesamten Erscheinungsformen des Lebens ihrer Völker ist Breysig eine selbstverständliche Sache. Den Ordnungsgrund aber sollen weder Zeit, noch Raum, noch Rasse schlechtweg abgeben, sondern die Stufen der Entwicklung. Der Gedanke der Entwicklung aber muß tiefer gefaßt werden, als uns geläufig ist: nicht als simple Folge des Nacheinander von Ereignissen, sondern als eine „fließende Zustandsgeschichte". Es gilt von Einzelhandlungen und Einzelpersonen her, auf Handlungsweisen und Personentypen zu schließen und Zustandsbilder der Einzelvölker zu formen, derart, daß auch die politische Geschichte nicht mehr wie auch bei Lamprecht noch „eine starre Schlacke in dem sonst wohl durchglühten Eisenflusse" bleibe, sondern mit in das Bett der Entwicklung sich füge, nicht die Staatskunst und Kriegskunst jenes oder dieses Mannes, sondern jener oder dieser Zeit. Noch einmal: Alle Geschichte muß fließende Zustandsgeschichte sein, auch die Persönlichkeitsgeschichte muß wie alle Sachgeschichte in Entwicklungsreihen umgesetzt werden. Ob nun das jemals gelingen kann? Die Reihe dieser Zustandsbilder sind die Stufen der Entwicklung: Urzeit, Altertum, Mittelalter, Neuzeit, Jüngstzeit*. Die

* Hierüber S. 202 bis 232.

** Kurt Breysig, Die Geschichte der Menschheit. Band I. Die Völker ewiger Urzeit. 1. Teil: Die Amerikaner des Nordwestens und des Nordens. Berlin, G. Bondi, 1907. XXVII und 563 S.

* Hiezu muß auf Breysigs kurze Abhandlung (124 S.) über den „Stufenbau und Gesetze der Weltgeschichte" verwiesen werden; darin wird gewissermaßen der Bauplan für seine „Geschichte der Menschheit" festgestellt.

Charakterisierung dieser Stufen, die er gibt, empfindet Breysig selbst als „gröblich, vorläufig, unverbindlich". Die rechten Begriffe davon zu formen sei eines der letzten Ziele der heute erst begonnenen Darstellung. Auf die Gefahr hin, noch blässer und roher zu malen, wollen wir doch einige kennzeichnende Ausdrücke aus seiner Beschreibung herausgreifen. „Urzeit" enthält die unseren Augen meist entzogenen Anfänge der Menschheit: Volksherrschaft und Gemeinwirtschaft mit leisen Keimen von Einzelherrschaft und Sonderwirtschaft des Einzelnen, Polytheismus. „Altertum" ist wachsende Staatsgewalt bis zum Despotismus, Entfaltung der Volkswirtschaft, Entstehung des Adels, Zug zum Monotheismus, „Helden"zeit, zyklopische Bauten. Die „Mittelalter" sind gekennzeichnet durch Rückgang von Königsmacht und Staatsgewalt und Aufsteigen des Adels und Bürgertums, also Klassenentwicklung, mystischer Monotheismus, zarte Baukunst und Entstehung des Kunstliedes. „Neuzeit" bedeutet wiederum machtvolle Staatsgewalt (Absolutismus der Könige oder starke Republiken), Klassenkämpfe und Klassenumwälzungen, Aufklärung und Entstehung der Wissenschaft bei dauernder Blüte der Kunst. „Jüngstzeit", Jetztzeit endlich: vordringende Volks- und zugleich Weltherrschaft, nie erlebte Steigerung der Volkswirtschaft, neubelebte Religiosität im Kampfe mit vollem Unglauben, hohe Zeit der Wissenschaft, eine der Wirklichkeit zudrängende Kunst. Stufen, nicht von allen Völkern durchmessen — viele verharren in ‚ewiger' Urzeit, blieben im ‚Altertum', ‚Mittelalter' stecken — nicht von den Völkern mit gleicher Geschwindigkeit durchmessen. Und die Weltgeschichte erscheint so Breysig wie ein grandioses Würfelspiel: Würfel nach der Länge, die verschiedenen Gebiete menschlichen Wirkens und Daseins, Sachgeschichte; Würfel nach der Breite, die verschiedenen Völker; Würfel nach der Höhe, die Stufen. Ein Gedanke von fast poetischer Großartigkeit, um so mehr als über der strengen Regelmäßigkeit solchen Aufbaues innerhalb dieser Stufen das bunte Spiel der Einzelheiten, das Recht der großen Personen nicht verloren gehen soll, die, so ist wohl die Meinung, ihre Völker zu schnellerem Entwicklungsgange haben fortreißen können. Der Erdenker des Systems verschließt das Auge vor den Schwierigkeiten nicht, die dabei zu überwinden sein werden; man wird ergänzende Gesamtübersichten anbringen müssen, die Stufen nicht strenge nach der Folge ordnen können; die „Neuzeit" des Hellenentums muß vor das germanische „Mittelalter" kommen. Die Stufen werden nach den Völkern recht variabeln Inhalt haben, sie werden sich nur unklar abgrenzen lassen. „Tausend leise, langsame Veränderungen, selten tief einschneidende Wechselfälle machen den Jüngling zum Mann, den Mann zum Greis." *Πάντα ῥεῖ.*

Der Gedanke, im Anhange „Hilfsbegriffe" zum formulieren, hat ohne Zweifel sein gutes. Man muß sie bei der univerversalistischen Art unserer modernen Geschichtsschreibung aus Grenzwissenschaften entnehmen, die sie geprägt haben und in denen der Einzelne unmöglich überall heimisch sein kann. Wir wollen auch sicherlich mit dem Verfasser nicht rechten, daß diese Begriffe — so wie die Beschreibung der Stufen — mit allem Vorbehalte späterer Umformung gegeben werden. Ganz richtig sagt Breysig, daß die helfenden Begriffe, die dem vorzunehmenden Geschichtsbau zugrunde liegen sollen, in Wahrheit erst durch den Bau und die dabei gemachten Erfahrungen gewonnen werden können. Sie müssen aber auch präzise sein und dies sind sie nicht immer. Die ganze Aufstellung ist wenig systematisch. In den bemerkenswerten Ausführungen über den Begriff „Rasse" vermißt man mit Verwunderung jede Erwähnung Chamberlains. Mag man zu seinen „Grundlagen" sich wie immer stellen, der geistvolle Mann verdient doch, besonders seitens eines so wenig zünftlerisch denkenden Gelehrten wie Breysig, daß man ihn beachte. Meinem Laienunverstande sind seine Ablehnung der Urrassen und sein Verweis auf die Notwendigkeit einer Rassenzüchtung noch immer zugänglicher als „die heute einsetzenden Bemühungen um die Herstellung einer zukünftigen Blutmischung der Rassen und damit einer in erhöhtem Sinne bluteinen Menschheit", für welche, wenn auch nicht unbedingt, Breysig Erfolg zu erwarten scheint.

Die drei ersten Bände sollen der tiefsten ‚Stufe' gelten: der ewigen Urzeit. In dem vorliegenden ersten Bande wird ein farbenprächtiges Bild des Lebens der Columbianer und Denee-Eskimo, der Völker des amerikanischen Nordwestens und Nordens entworfen. Ich trage bei aller Anerkennung des hier reich, schier überreich Gebotenen doch Bedenken zu sagen, daß das verwertete Material, wenn schon künstlerich, so doch systematisch gestaltet sei. Doch mag hierüber das Urteil aufgeschoben bleiben*.

Wenn ich zum Schlusse Farbe bekennen soll, von welchem Gesichtspunkte aus meines Glaubens Weltgeschichte geschrieben werden soll: Ich kann mich den bestechenden Sätzen Breysigs nicht gefangen geben. Eine gar nur von Land und Klima deklamierende Geschichtsschreibung aber erscheint mir als eine jener naturwissenschaftlich adjustierten Anmaßungen, die man nun nachgerade satt bekommen sollte. Mag sein, daß die Schuld an mir liegt; ich bin eben doch noch ein „altmodischer" Historiker. Schlechthin voraussetzungslos kann man Geschichte überhaupt nicht schreiben: das ist eine leere Phrase; von irgend

* Das Inhaltsverzeichnis ist geradezu verwirrend unübersichtlich gedruckt. Ich habe bei wiederholten Versuchen nicht damit ins klare kommen können.

einer Warte aus muß man schreiben, so gewiß als ein Beschauer einen vorüberwallenden Zug nur von seinem Platze her übersehen und schildern kann. Und da heißt für uns die Warte ‚Europa' oder selbst im Sinne Rankes und Lindners: romanisch-germanischer Völkerverein. Von dort her sehen wir Völker und Völker aus dem Dunkel tauchen, bis die Sonne der Weltgeschichte über sie alle leuchtet. Sie gelten uns, wenn sie mit uns in Wechselwirkung treten. Mögen es die japanischen Welthistoriographen ebenso halten.

* * *

Um über der weiten Welt zum Schlusse unser Vaterland nicht ganz zu vergessen, sei zum Beschlusse noch dreier unpolitischer Bücher zur Geschichte des 18. Jahrhunderts gedacht: der Briefe der „Liselotte", des Tagebuches Johann Josef Khevenhüllers über Maria Theresia und ihren Hof, einer Auswahl von Schriften Friedrichs des Großen.

„Liselotte", Herzogin Elisabeth Charlotte von der Pfalz, Schwägerin des Sonnenkönigs Ludwigs XIV., die dessen Haus neuen Landanspruch zubringen sollte, Mutter des berüchtigten Regenten, Ahnmutter des Hauses Lothringen, Urgroßmutter Kaiser Josephs II.; wer kennt die tapfere deutsche Frau nicht, die in aller bourbonischen Hofpracht ihrem Volkstum treu blieb, ein Muster ach für so wenige, zumal in solcher Zeit? Aber vielleicht wissen doch viele nicht, daß sie eine der eifrigsten und eigenartigsten Briefschreiberinnen aller Zeiten ist. Man darf dem Leipziger Inselverlage und dem Bearbeiter Hans Helmolt wirklich Dank wissen, daß uns in reizvoller Ausstattung eine wohlerwogene Auswahl dieser Literaturdokumente vorgelegt wird*. Wie wird doch das Bild der seltenen Frau daraus lebendig! In fröhlicher Kindheit herangewachsen, ein rechtes Naturkind, wollte sie sich nie in das französische Hofleben finden. „Ich erstick schir, denn ich kan mitt niemandes recht offenherzig reden." Sehr bald verstand sie sich mit ihrem Manne nicht mehr, verlor ihn überdies früh, dazu eines ihrer drei Kinder, sah sich peinlich überwacht; man erbrach auftragsgemäß ihre Briefe. Und diese Briefe waren neben der Liebhaberei für Münzen und Gemmen ihre Herzensfreude. Stand sie in der politischen Not des großen Erbfolgekrieges, im Schrecken der Siege des Prinzen Eugen treu zu Frankreich, hat sie zeitlebens für König Ludwig XIV., der ihr nicht immer ein gütiger König war, herzliche Verehrung gehegt, französisches Wesen ist ihr doch niemals lieb geworden. Sie hielt es „jederzeit für eine Ehre eine Deutsche zu sein" und war des Glaubens, „das Vaterland stehe uns Deutschen allzeit am besten an". Doppelt schöne Worte in der Zeit, wo anständige Leute nach Schulmeistervorschrift nur französisch schreiben sollten. Fromm und gottesfürchtig wollte sie doch konfessionelle Gebundenheit nicht ertragen. Nicht, daß etwa Luther und Calvin Männer ihres Sinnes wären. Sie redet lebhaft einem Kompromißchristentum das Wort. Luther und Calvin „hetten taussendmahl mehr guts ausgericht, wenn sie sich nicht separirt hetten". Manche Stellen ihrer Briefe aber lesen sich wie die berühmte Nathanparabel oder wie die Sätze eines „Philosophen". Kein Zweifel, die Urgroßmutter Kaiser Josephs II. war nicht bloß eine echte deutsche Frau, sondern auch eine Vorläuferin der Aufklärungsherrscher.

Von einer anderen großen deutschen Frau, der Gemahlin des Enkels der Liselotte, erzählen die Tagebuchblätter ihres Obersthofmeisters Johann Josef Fürsten Khevenhüller: von Maria Theresia und ihrem Hofe. Diesmal — in ihrem zweiten Teile — aus den Jahren 1745 bis 1749*. Auch keine politischen Dokumente oder doch nur zum geringsten Teile. Wir hören wohl die Bedenken des konservativen Herrn gegen die große zentralistische Reichsreform der Kaiserin vom Jahre 1749, diese „gänzliche Verker — oder Umgiessung einer durch alle saecula und vor Anbeginn des durchlauchtigsten Ertzhauses üblich gewesenen Regierungsform", sehen Maria Theresia die Rechte ihrer Krone nach allen Seiten hin energisch und unverdrossen wahrnehmen, ob es nun die Minister waren oder der Nuntius oder die englischen Gesandten, ob es auch der allzeit getreue Bartenstein war, erhalten aus den Händen des Schreibers manches niedliche Genrebild politischer Persönlichkeiten, wobei er nun freilich gerne in Grau zu malen liebt. Die Hauptsache aber bleibt doch der Hof, die Gesellschaft, die Etikette. So fröhlich wie in den ersten Jahren der jungen Königin ging's ja nicht mehr zu. Die hohe Ballkönigin ist kinderreiche Hausmutter geworden. Fast kein Jahr ohne Taufe. Der Kaiser aber „tat sich nicht gern genieren" und liebte große Gesellschaften nicht. Aber darum war man sicherlich nicht griesgrämig geworden, spielte Theater, erfreute sich an italienischen Opern, Schlittenfahrten, Kinderbällen und sündigte zum Gram des Obersthofmeisters weiter gegen die Etikette. Wer sich hieran vergnügen will — und wer möchte das nicht — wird nicht nur ergötzliche, sondern auch belehrende Worte vernehmen und sich auf die Fortsetzung des anregenden Buches freuen.

* „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans" (1652 bis 1722). — In Auswahl herausgegeben von F. Helmolt. 2 Bände. XVI, 326 und 257 S. Mit 2 Bildern und Register. Leipzig 1908, Insel-Verlag.

* Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch. 1742 bis 1776. Zweiter Teil. 1745 bis 1749. Wien, Holzhausen 1908. 632 S. Hg. von Rudolf Grafen Khevenhüller-Metsch und Hans Schlitter. Über den ersten Teil s. „Ö. R." XV. S. 70.

In der Sammlung „Bücher der Weisheit und Schönheit" ist unlängst eine von F. Lienhard besorgte Auswahl von Schriften, Briefen und aufgezeichneten Gesprächen König Friedrichs des Großen herausgegeben worden*, die wohl des Beifalls der Unvoreingenommenen sicher sein darf. Die Übersetzung der zum allergrößten Teile französischen Stücke ist gut, die Ausstattung lobenswert. Bezeichnend für die Art des Königs sind besonders seine Gespräche mit seinem 1795 verstorbenen Vorleser de Catt; wir lernen den Zug von Pedanterie und Medisance in ihm kennen, die Lust an angriffslustigem Ausfragen und wortbereitem Streit, die mit Ludwig XIV. geteilte Schwäche, immer Diätfehler zu machen, den bei allem Heroismus starken Gemütsgehalt seines Wesens, seinen hohen literarischen Sinn. Er dichtet am Abend der Schlachten und auf dem Krankenlager, schreibt Briefe verzweifelten Inhalts in gebundener Sprache, macht nach Roßbach und Leuthen „unendlich viel Verse". Lienhard bedauert, daß bisher keine Übersetzung die „elektrisch sprühende" Stimmung seiner Gedichte gut herausgebracht habe. Für seine Auffassung des siebenjährigen Krieges ist die oft wiederkehrende Bemerkung bezeichnend, daß die Freiheit Deutschlands und des Protestantismus auf dem Spiele stehe; eine unglückliche Stunde könne die tyrannische Herrschaft von Österreich wieder befestigen. Schade übrigens, daß gar keines seiner Worte über seine große Gegnerin Maria Theresia mitgeteilt wird. Nicht übel nimmt das wenig bekannte satyrische Totengespräch zwischen Prinz Eugen, Marlborough und dem Fürsten Liechtenstein die Lagerfeldherren um die Wette mit Theologen und Materialisten vor. Es war ein guter Gedanke Lienhards, schließlich die ebenso vielgenannte als ungelesene Schrift des Königs „über die deutsche Literatur" vollständig mitzuteilen. Die Ansichten über sein Verhältnis dazu sind seit Jahren in Umbildung begriffen. Wir sind gewöhnt mit Groll darüber zu reden. Alle die Großen, die in seinen Jahren längst den ragenden Bau deutscher Dichtkunst aufzurichten begonnen haben, leben für den alten Fritz nicht. Er war mit sich fertig und blieb bei Voltaire und Racine. Begütigend sagt Goethe, er sei nun einmal „eigensinnig, voreingenommen, unrektifizierlich" gewesen. Aber daß er, weil er nicht deutsch schreiben und lesen wollte, nicht deutsch empfunden hätte, soll kein ernsthafter Mensch sagen. Wie schön spricht dagegen sein prophetisches Wort am Ausgange eben dieser Schrift: „Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie gern lesen, um von ihnen zu lernen, unsere Nachbarn werden deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen und es kann sich ereignen, daß unsere verfeinerte und vervollkommnete Sprache zugunsten unserer guten Schriftsteller sich von einem Ende Europas bis zu dem anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen; aber sie nahen sich; ich verkünde sie Ihnen, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht schauen, mein Alter benimmt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: Ich sehe von ferne das gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten."

Professor Dr. Heinrich Kretschmayr.

* Bücher der Weisheit und Schönheit, hg. von J. E. Freiherr von Grotthus. Verlag Greiner und Pfeiffer. Stuttgart. Friedrich der Große. Auswahl aus seinen Schriften und Briefen nebst einigen Gesprächen mit de Catt, von F. Lienhard. 1908. 242 S.

Feuilleton.

Die Entwicklung der Wiener Bühnen seit 1848.

Kann man von einer Entwicklung der Wiener Bühnen seit 1848 sprechen? Es gibt Pessimisten, die ohne Unterlaß über ihren Niedergang klagen, während Optimisten in jedem neuen Theater, das errichtet wird, wenn auch nicht immer einen künstlerischen Gewinn, so doch das Zeichen einer notwendigen Entwicklung erblicken. Die einen sind eingesponnen in süßen Jugenderinnerungen und verharren auf dem aristokratischen Standpunkt, daß Kunst und Kultur nichts gewinnen können, wenn sie zum Volke herabsteigen, die anderen gehorchen unbewußt dem demokratischen Zug unserer Zeit, wenn sie den wahren Fortschritt der Zivilisation nicht in der Höhe der Erkenntnis erblicken, zu der einzelne hervorragende Geister gelangen, oder in der Lebensgestaltung der bevorzugten Klassen, sondern in der Ausdehnung von Wohlstand und Bildung auf breitere Schichten. Durch diese Tendenz nach Erweiterung des Kreises für Kultur und Lebensgenuß unterscheidet sich unsere Zeit von den Perioden, die vor dem Jahre 1848 liegen, und unser Theaterleben stände seitab von dem sozialen Entwicklungsprozeß der letzten sechzig Jahre, würde es nicht auch jener Tendenz gehorchen. Weit richtiger, als die Entwicklung der Wiener Bühnen einfach zu verneinen, ist es darum, zu fragen, ob sie auch gleichen Schritt gehalten hat mit der Erweiterung unserer Vaterstadt und des Kulturanrechtes der Wiener Bevölkerung.

Die Antwort ist nicht so leicht gegeben, wie die Frage gestellt. Denn die Entwicklung der Wiener Bühnen stellt sich nicht als eine einfache Linie dar, die sich so klar und bequem ablesen läßt, wie etwa von einem graphischen Registrier-

barometer. Es ist vielmehr ein ganzes Netz von Linien, die sich kreuzen und verschlingen. Neben volkstümlichen Tendenzen laufen separatistische l'art pour l'art-Strebungen und man sieht Fäden der Überlieferung abreißen und anderswo unvermutet wieder auftauchen und sich fortsetzen. Politische Ereignisse und volkswirtschaftliche Schwankungen verwirren wiederholt das Netz, und es versteht sich von selbst, daß auch die Stadterweiterung und ihre sozialen Begleiterscheinungen nicht ohne Einfluß auf den Entwicklungsgang unserer Bühnen geblieben sind. Man vergegenwärtige sich nur, welche Wandlungen Wien in der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs erfahren hat. Auf sein Machtwort hin sind die Festungswälle gefallen und auf den verschütteten Stadtgräben entstand die Ringstraße mit ihren Palästen und Gärten. Und als sich die Vorstädte der alten Festungsstadt angegliedert hatten, wurden die Linienwälle aufgelassen, damit auch die Vororte in den Stadtbereich mit einbezogen werden konnten. Welche Wandlungen und Umbildungen auf allen Gebieten des politischen, sozialen, industriellen, wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens sind da Hand in Hand gegangen mit der Erweiterung der engen, winkeligen Stadt zur modernen Groß- und Gartenstadt. Wie viele politische Parteien sind gekommen und gegangen, wie viele Minister wurden gestürzt, welche Umwälzungen haben sich, wohin wir schauen, vollzogen! Es ist ganz undenkbar, daß das Wiener Theaterleben von alledem unberührt geblieben sein sollte. Dennoch war sein Entwicklungsgang ein verhältnismäßig ruhiger und die Krisen, die ihn wiederholt erschütterten, erweisen sich in rückschauender Betrachtung eher als notwendige Korrekturen zum besseren, denn als Zeichen des Niederganges.

Bis zur Gründung des Deutschen Volkstheaters bildeten fünf Bühnen den Grundstock des Wiener Theaterlebens. Es waren dies die beiden Hoftheater, das Theater an der Wien, das Josefstädter Theater und das Carltheater. Was um das Jahr 1870 herum hinzuwuchs, waren vorübergehende Gründungen, denen es nicht gegönnt gewesen, sich in das Theaterbedürfnis der Wiener einzuleben. Das Treumann-Theater, das Stadttheater und das als Komische Oper gegründete Ringtheater ereilte vorzeitig das Los der meisten Schauspielhäuser: sie wurden ein Raub der Flammen. Eine Ausnahme davon machte nur das Strampfer-Theater, das einige Jahre als Warenmagazin diente, bevor ein neues Wohnhaus an seine Stelle trat. Von dem Grundstock jener fünf Bühnen aber, unter denen das nun hundertzwanzigjährige Josefstädter Theater die jüngste war, ging mit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josephs ein reiches und buntes Leben aus, das zunächst auf die weise Berufung Heinrich Laubes an das Burgtheater zurückzuführen ist. Er war ein Aufmischer ganz ungewöhnlicher Art und die Großtaten seiner künstlerischen Energie, von denen noch das heutige Burgtheater zehrt, eiferten die übrigen Bühnen zu einem frischen und fröhlichen Wettbewerb an, der Wien im dramatischen Belang zum geistigen Mittelpunkt machte. Grillparzer, der schon zu Lebzeiten in Vergessenheit geraten war, lebt neu auf, Bauernfeld entlockt seiner stets frohgelaunten Muse theatralische Aktualitäten, Friedrich Hebbel folgt den Gesetzen der Gravitation nach Wien, und während Nestroy den Wiener Witz satirisch beflügelt, treten, angeregt durch das muntere Leben und Streben, Anton Langer, O. F. Berg, Karl Elmar und Friedrich Kaiser das Erbe Ferdinand Raimunds an.

Da kamen die politischen Umwälzungen von 1866 und 1870 und die wirtschaftlichen Krisen von 1873. Das stolze Selbstbewußtsein geistiger Führerschaft war geschwunden und das kräftig pulsierende Theaterleben einer unsicher tastenden Spekulation gewichen, die Überlieferungen preisgab, ohne die hastig aus dem Boden gestampften Neugründungen halten zu können. Die beiden Hoftheater behaupteten sich zwar auch fürder in Ehren. Wohl entwickelte das Burgtheater unter der Leitung Dingelstedts und Wilbrandts nicht mehr so viel Initiative, wie unter Laube, aber es behielt sein vornehmes künstlerische Gepräge und die Hofoper lebte von der Gunst der Konkurrenzlosigkeit, zu der noch die andere getreten war, daß die sogenannte große Oper in voller Blüte stand. Meyerbeer war noch in Mode, Verdi im Zenit seiner Schaffenskraft, Gounod kam mit seiner „Margarethe", Halévy folgte mit seiner „Jüdin" und zu ihnen gesellte sich Richard Wagner mit seinen Musikdramen, deren Zauber sich niemand entziehen konnte, so sehr auch die damals tonangebende Kritik bemüht war, ihn zu zerstören. Die Privattheater dagegen hatten einen schweren Stand und die Nachwirkungen der wirtschaftlichen Katastrophe von 1873 brachten über sie eine Kopflosigkeit, die die tollsten Experimente zeitigte. Das Stadttheater und die Komische Oper, beide Treibhausblüten des wirtschaftlichen Aufschwunges, siechten im Zeichen des Krachs dahin, wiewohl jenes von Laube in den Sattel gehoben wurde und diese einem wirklichen Bedürfnisse entsprungen war, weil das neue Hofoperntheater, das an die Stelle des alten Kärntnertortheaters getreten war, sich für die Pflege der Spieloper als ungeeignet erwies. Ihr früher Feuertod versetzte Wien vollends in den Zustand einer Theaterscheu, der nur die Operette Stand zu halten vermochte. In der traurigsten Zeit der Preisgabe aller volkstümlichen Überlieferungen hatte Offenbach seine Vorherrschaft in Wien etabliert, und als es Maximilian Steiner gelungen war, ihn durch

Johann Strauß zu entthronen, folgten Suppé und Millöcker den Spuren des Walzerkönigs und besetzten mit ihren Werken das Theater an der Wien und das Carltheater, so daß von dem hundertjährigen Grundstock der fünf Wiener Bühnen nur das kleine Josefstädtertheater übrig blieb, wo das Wiener Volksstück Obdach fand. Dort aber war Karl Blasel Direktor und sein erster Komiker und er brachte nur, was seinem Rollenbedürfnisse diente. Dieser trostlose Zustand völliger Stagnation währte bis zur Gründung des Deutschen Volkstheaters und zur Illustration dieser Erschlaffung genügt wohl die Anführung der Tatsache, daß in dem Spieljahr 1887/88 an den fünf Wiener Bühnen bloß 17 Neuheiten zur Darstellung gelangten, darunter sechs Operetten und von den Possen, die im Josefstädter Theater aufgeführt wurden, waren zwei lokalisierte Berliner Stücke. Man traut seinen Augen nicht, wenn man in Laubes Geschichte des Burgtheaters blättert und dort im Jahre 1851 nicht weniger als 25 Neuheiten und 40 Neuinszenierungen verzeichnet findet.

Indes diese Stagnation scheint notwendig gewesen zu sein, um die Wiener aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Sie beschleunigte die Gründung des Deutschen Volkstheaters und brachte Anzengruber endlich wieder zu Ehren. Denselben Anzengruber, der mit seinem „Pfarrer von Kirchfeld" zwischen zwei Operettendurchfällen entdeckt und in dem Augenblicke, wo das Stadttheater, das sich seiner Stücke angenommen hatte, abgebrannt war, von Franz Jauner durch einen Vertrag an das Theater an der Wien gebunden wurde, wo man ihn aber nicht brauchte, da das Operettengeschäft ohnehin blühte. Aber der Dichter war den Konkurrenzbühnen entzogen, und für diesen Vorteil konnte man schon eine kleine Jahressubvention, die ihn mundtot machte, springen lassen. So traurig war es um das Wiener Theaterleben bestellt, bevor das Deutsche Volkstheater in Wirksamkeit trat. Und als dieses die Hoffnungen auf die Pflege des Volksstückes nicht gleich erfüllte, weil das Stammpublikum, das es sich herangezogen hatte, das Salon- und Konversationsstück bevorzugte, und als das Josefstädtertheater unter der Direktion Wild die Wiener Volksmuse auszuquartieren begann, baute sich das Bedürfnis nach gesunder dramatischer Hausmannskost flugs im Raimund-Theater ein neues Heim. Und wieder gab es Unzufriedene. Diesmal unter den Gründen, denen die Dividenden nicht groß genug waren. Sie suspendierten den ersten Direktor, dessen Ehrgeiz, Bühnenleiter zu bleiben, aber noch eine solche Lust an volkstümlichen Theatergründungen vorfand, daß es ihm gelang, mit ihrer Hilfe das Jubiläumstheater in Währing ins Leben zu rufen. Es ist interessant, die demokratische Entwicklungslinie dieser drei Theatergründungen, die in den kurzen Zeitraum von neun Jahren fallen, zu verfolgen und zu beobachten, wie sich die volkstümlichen Grundlagen unserer gesellschaftlichen Theaterunternehmungen von Fall zu Fall erweiterten. An der Gründung des Stadttheaters, womit sich Wiener Geldleute ein eigenes Haustheater errichteten, weil sie in den von der erbgesessenen Aristokratie allein in Beschlag genommenen Logen des alten Burgtheaters keinen Platz finden konnten, beteiligten sich 140 Familien mit einem Kapital von einer Million Gulden. Der Anteilschein lautete auf 2500 Gulden. In der Zeit des „volkswirtschaftlichen Aufschwunges" hat man es nicht wohlfeiler getan. Da kam der große Krach und die Tausender lagen nicht mehr auf der Straße. Die Anteilscheine des fünfzehn Jahre später errichteten Deutschen Volkstheaters lauteten nur mehr auf 500 Gulden, dagegen stieg die Zahl der Gründerfamilien von 140 auf 500. Und während für das Raimundtheater die Anteilscheine anfangs auf 400 Gulden und später gar auf die Hälfte herabgesetzt wurden und schließlich schon 600 Familien sich an der Zeichnung eines Kapitals von 700.000 Gulden beteiligen konnten, war man bei der Gründung des Jubiläumstheaters bei der schier antikapitalistischen Tendenz angelangt, überhaupt nur mehr Anteilscheine zu 100 Gulden auszugeben, damit auch der oft zitierte „kleine Mann" sich einmal an der Gründung eines Kunstinstitutes beteiligen könne. Die Folge davon war, daß mehr denn 2000 Wiener Familien Gründer des Jubiläumstheaters wurden. Und an dieser Theatergründung beteiligte sich zum ersten Male wieder die Gemeinde Wien, was sie bisher nur ein einziges Mal getan hatte. Dies datiert aber schon so lange her, daß es, wie der Wiener zu sagen pflegt, schon gar nicht mehr wahr ist. Im Jahre 1709 war es, daß der Wiener Magistrat sich bewogen fühlte, für „italienische Operisten" ein Theater zu erbauen. Es war das alte Kärntnertor-Theater. Ob jene 2000 Familien auch Gründer des Jubiläumstheaters geworden wären, wenn sie die Krisen und Wandlungen vorausgesehen hätten, die das Theater durchmachen mußte, bis es als Volksoper seine Daseinsberechtigung fand, das ist eine andere Frage, die ihre Beantwortung vielleicht in der Erscheinung findet, daß die zwei jüngsten Theatergründungen, das Bürgertheater und das Johann Strauß-Theater, schon wieder aus der demokratischen Entwicklungslinie herausfallen und ihr Dasein als Bezirkstheater der Privatunternehmung verdanken.

Das wäre in der Hauptlinie der Entwicklungsgang, den das Wiener Theater seit 1848 bis zum heutigen Besitzstand genommen hat. Der Grundstock von fünf Bühnen hat sich auf zehn verdoppelt, und um ihn herum fluktuieren noch etliche kleinere Theaterunternehmungen, die

mit den wechselnden Moden kommen und gehen. Außerdem entfaltet die Freie Volksbühne, die vorläufig noch kein eigenes Heim hat, eine rege, von künstlerisch-ethischen Gesichtspunkten geleitete Tätigkeit. Und dieser erfreuliche Umschwung zum Besseren schreibt sich seit der Gründung des Deutschen Volkstheaters her. Mit ihr war endlich wieder das Beispiel eines lohnenden Theaterbetriebes gegeben, dem ein künstlerisches Ziel gesteckt war, und dieses Beispiel genügte, um neu belebend auf die schlummernde Theaterlust der Wiener zu wirken und das Vertrauen auf den Sieg des Guten wieder zu erwecken. Wie anders sah es vorher aus. Man denke nur an die Erschütterungen, die das Carltheater durchmachen mußte. Man denke an das Direktionsabenteuer Cartatzy und an die Episode Blasel mit den boxenden Känguruhs und dem „Dunklen Geheimnis". Es nützte nichts, daß der greise Komiker jeden Abend ins Wasser sprang, und es mußte noch Jauner kommen und mit dem Geld, das er sich einst im Carltheater verdient hatte, sein eigenes Leben zusetzen, bis endlich das Operettenglück wieder einzog. Und ähnlich wie der Leopoldstädter Bühne ist es eine Zeitlang dem Theater an der Wien ergangen, das zufällig in Alexandrine v. Schönerer eine vermögende Direktrice fand. Als auch sie müde wurde, gewann an der Wienzeile die Ratlosigkeit ebenfalls Oberhand, als deren Gipfel wohl erst die kurze Direktion Langkammer bezeichnet werden muß. Wer möchte angesichts solcher Erscheinungen verkennen, daß heute allenthalben bessere Zustände obwalten? Man mag es bedauern, daß das Josefstädter Theater die Pflege des Lokalstückes aufgegeben hat. Es bringt dafür aber neben den Pariser Pikanterien, die bereits ihre Wirkung zu versagen beginnen, mit einem tüchtig geschulten Ensemble auch literarische Abende, die uns mit allen interessanten Erscheinungen der modernen Dramatik vertraut machen, die im Burgtheater und im Deutschen Volkstheater keinen Spielraum finden. Und haben wir nicht durch mehr als zehn Jahre hindurch im Raimundtheater unter der Direktion Gettke das beste Volksstückensemble besessen? Die Stücke Anzengrubers konnte man nirgends in lebensvollerer Darstellung sehen, als in der Wallgasse. Die harmlos-heiteren Werke Karl Costas fanden dort ihr Heim und eine Menge junger Talente wurde für das Volksstück herangezogen, unter ihnen als die erfolgreichsten Rudolf Hawel und Josef Werkmann. Augenblicklich wird auch diese Bühne von der Operette beherrscht und es unterliegt keinem Zweifel, daß das Gleichgewicht unseres Theaterlebens wieder einmal durch die Vorherrschaft der leichtgeschürzten Muse eine bedenkliche Störung erfahren hat.

Jedes einseitige Zuviel hat sich aber immer noch von selber reduziert und es ist deshalb noch lange kein Grund vorhanden, über den Niedergang der Wiener Bühnen zu jammern oder der Operette das Grablied zu singen. Ist sie denn nicht auch ein Zweig unserer volkstümlichen Dramatik? Seit Raimunds Zeiten hat die Musik im Volksstück eine wesentliche Rolle gespielt, und wer möchte sich Konradin Kreutzers Musik aus dem „Verschwender" hinwegdenken? Wenn der Wiener Walzer von dem Bestreben nicht abläßt, sich zum dramatischen Ausdruck zu steigern, so hat dies die gleiche künstlerische Berechtigung, wie irgend ein anderer Trieb am Baume der Volksmuse. „Auch der ursprüngliche Volkstanz drückt bereits eine Aktion aus, meistens die gegenseitige Liebeswerbung eines Paares. Diese einfache, den sinnlichsten Beziehungen angehörige Handlung in ihrer reichsten Entwicklung gedacht, ist nichts anderes als die dramatische Aktion." Kein Geringerer, als Richard Wagner hat diese Worte ausgesprochen, und warum sollten sie sich nicht auch auf den Wiener Walzer anwenden lassen? Nur ein kurzsichtiger Ästhetizismus kann die Operette aus prinzipiellen Gründen aus dem Bereich der Wiener Volksdramatik hinwegdekretieren wollen. Nicht der augenblickliche Stand der Dinge darf da das entscheidende Wort sprechen, sondern die Zukunft, die sie in sich bergen. Aus den sinnlosen Maschinenkomödien und Feerien der Meisel und Gleich erblühten die sinnvollen Zaubermärchen Ferdinand Raimunds, aus den Kasperliaden die satirischen Possen Nestroys und es sind gerade in den letzten beiden Operettenneuheiten erfreuliche Anzeichen wahrzunehmen, daß die Wiener Operette im Begriffe steht, sich zur Spieloper emporzuläutern. Und wie es Offenbach und Strauß nicht verhindern konnten, daß uns plötzlich Ludwig Anzengruber erstand, so waren Lehar und Eysler kein Hindernis, daß uns in Karl Schönherr ein heimischer Bühnendichter erwuchs, der mit der volkstümlichen Ausdrucksweise Anzengrubers die tiefe Symbolik Ibsens verbindet. Ziehen wir also aus den sechzig Theaterjahren, die durch das Regierungsjubiläum unseres Kaisers ihre Zäsur erhalten, die Bilanz, dann dürfen wir mit dem Ergebnisse wohl zufrieden sein. Es steht hinter früheren Perioden wahrlich nicht zurück und Wien ist noch immer eine in schöner Entwicklung begriffene Theaterstadt. Theodor Antropp.

*

Das Schillerpreisstück.

(Burgtheater.)

(Donnerstag den 19. November: Tantris der Narr, Drama in 5 Akten von Ernst Hardt*. Regie: Herr Römpler. — Die beiden Schillerpreise.)

Der Jury des Volksschillerpreises wurden von dem vorbereitenden Ausschusse zehn Dramen in Vorschlag gebracht, die man wohl als Spiegelung

* Buchausgabe im Inselverlag zu Leipzig 1907.

der zeitgenössischen Produktion gelten lassen und näher ins Auge fassen darf. Unter diesen zehn Stücken gehörte ein einziges der naturalistischen Richtung an, mehr als die Hälfte dagegen waren symbolistische Versdramen. Die wenigen Arbeiten, die man nicht bloß im theatralischen, sondern auch im dramatischen Sinne als Stücke gelten lassen konnte, waren keine Dichtungen; und die wirklichen Dichtungen waren keine Dramen. Schönrednerei, Klugrednerei oder Kraftrednerei — mit einem dieser Merkworte hätte man ein jedes dieser Stücke versehen können. Oft war es überhaupt unmöglich, über dem Schwall von schönen, geistreichen und kraftvollen Worten und in dem betäubenden Wechsel der Bilder den dünnen Faden der Handlung nicht ganz aus den Händen zu verlieren. Wurde aber ja einmal auf eine kürzere oder längere Strecke hinaus ein festeres Gefüge fühlbar, dann setzte der Dichter gewiß seine ganze Kunst darein, die Deutlichkeit der Vorgänge mit aller Kraft zurückzudrängen und in einem Nebel von Worten und von Bildern zu verhüllen. Hat die eine Person der anderen etwas Entscheidendes zu sagen, so beginnt sie, wenn diese auftritt, zuerst vom Mond, dann von den Sternen und endlich von der Sonne zu reden und, während der naive Leser oder Zuhörer nach dem erlösenden Worte lechzt, bemerkt er hinterher mit Verdruß, daß dieses Wort in einem Sturzbad von schönen, geistreichen und kräftigen Worten längst vorübergeschnellt ist und er wundert sich nur, daß die angeredete Person auf der Bühne oben noch so viel Geistesgegenwart behalten hat, um es aufzufangen und dann natürlich mit einem ähnlichen Wortstrom zu erwidern. Wer hat heute noch die Stirne, sich über Schillers Rhetorik in der Weise auszulassen, die vor zwanzig Jahren auf ein gläubiges Publikum hoffen durfte? Bei Schiller, der ein starkes dramatisches Rückgrat hat, weiß man doch immer, um was es sich handelt und wovon die Rede ist; die Modernen machen aus ihrer Not eine Tugend und verschmähen die nackte Deutlichkeit der Vorgänge, weil es ihnen eben an diesem Rückgrat fehlt. So ist unser Drama heute zur bloßen Wortkunst geworden; und man muß nur staunen, welche Unsummen von Talent, Geist und Bildung in diesem Beruf vergeudet werden. Denn ebenso lebhaft als das Gefühl, daß ein solches Werk ein Drama nicht ist, hat man bei den meisten dieser Preisstücke das andere, daß der Verfasser ein wahres und echtes Talent ist, dem ein wirkliches Drama wohl gelingen könnte. Heute rächen sich eben die Sünden der verflossenen Jahrzehnte, wo man auf alle Erfahrungen der Vergangenheit, und zwar einer großen Vergangenheit, mit hochmütigem Lächeln heruntersah. Heute sucht jeder das Handwerk, das zu lernen man zu stolz gewesen ist, von neuem zu erfinden. Weit mehr als der Druck der Klassiker hat den Modernen die Mißachtung geschadet, in der man die kaum flügge Jugend gegenüber den Großen, der Vergangenheit aufgezogen und bestärkt hat. Die auf geschickter Suggestion beruhende Meinung, daß wir es in den letzten Dezennien auf dem dramatischen Gebiete weitergebracht hätten, wird doch endlich durch die Tatsachen widerlegt werden, daß drei Preisgerichte in sechs Jahren zwei Stücke zweimal prämiieren und daß einer der Wortführer der modernen Kritik als Theaterdirektor nicht weiß, was er spielen soll. Und dabei fehlt es keineswegs an Talenten: sie wissen nur nicht, wie sie es machen sollen, ja sie gefallen sich eigensinnig darin, es verkehrt anzufangen.

Inwieweit auch das mit den beiden Schillerpreisen doppelt gekrönte Preisstück von Ernst Hardt mit seinen Mitbewerbern auf einer Linie steht und inwieweit es über sie hinausgeht, das wird sogleich deutlich werden, wenn wir es näher besehen haben.

Der Dichter hat den Mut gehabt, den bis zum Überdruß oft behandelten Tristanstoff von hinten anzupacken; in dieser Hinsicht mutet uns der Titel, der auch den Namen des Helden umkrempelt, fast symbolisch an. Dort, wo dem Meister Gottfried von Straßburg die Feder aus der Hand gefallen ist und die Arbeit seiner beiden ungleichen Fortsetzer beginnt, setzt genau auch das Stück von Hardt ein, dem freilich nicht bloß die mittelalterlichen Versionen, sondern auch die moderne Bearbeitung von Bédier zugrunde liegt.

Vor mehr als zehn Jahren hat Tristan seine Isolde verlassen und Marke hat ihnen einen schriftlichen Vertrag abgenommen, daß Tristan mit Isolde sterben müsse, wenn er sich noch einmal in Kurnwal blicken lasse. Sie hat ihm einen Ring mit auf den Weg gegeben: sobald ihr einer diesen Ring in Tristans Namen vorweise, solle sie nichts hindern, dem Geliebten zu willen zu sein. Er umgekehrt hat ihr versprochen, jeden, der ihn bei Isoldens Namen aufruft, Rede zu stehen. Inzwischen aber ist Tristan treulos geworden: er hat sich mit Isolde Weißhand vermählt, deren silbernes Lächeln ihm einen Abend lang gefiel, die er aber am anderen Morgen, als sie jemand mit dem Namen Isolde anruft, sogleich wieder über dem goldenen Lächeln der Isolde Goldhaar vergißt. Der Geliebten, die sich in Tränen um ihn verzehrt, hat er ein Hündchen aus Erz und Edelstein geschickt, das die Zauberkraft hat, in sehnender Liebesnot Trost zu bringen; was sich freilich an Isolde wenig bewährt, denn nach wie vor durchweint sie ihre Nächte. Endlich nach zehn langen Jahren verlangt es Tristan die Geliebte, eh er sterben muß, noch einmal von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Mit seinem Schwager Kuerdin macht er sich auf den Weg nach Kurnwal, wobei sie aus großer Liebe die Waffen wechseln, so daß der Schwager Tristans Wappen trägt. In dem

Walde begegnet Tristan dem Herzog Denovalin, dem Feind Isoldens, auf dessen Anklage hin sie einst die Feuerprobe zu bestehen hatte und der auch jetzt den Argwohn Markes neuerdings erregt. Obwohl Dinas, der treue Freund der Liebenden, der dem Schwager in der Rüstung Tristans auf der anderen Seite des Waldes begegnet ist, ihr durch seine Aussage zu Hilfe kommt, da man ja Tristan doch nicht gleichzeitig an entgegengesetzten Punkten gesehen haben könne, bleibt doch Denovalin bei seiner Anklage, die er vor den Großen des Reiches wiederholt, so daß sich der von Zweifeln gemarterte König Marke dazu fortreißen läßt, seine buhlerische Frau den Siechen des Landes zur Unzucht hinzuwerfen. Unter die Siechen aber mischt sich unerkannt auch Tristan, der in dieser Vermummung Isolden zum ersten Male entgegentritt und sich für einen Boten Tristans ausgibt, aber als solcher einen schlimmen Empfang findet. Denn Isolde ist nicht bloß über seinen Treubruch empört, sondern auch über die Verletzung des ihr geleisteten Schwures. Die beiden Ritter, die ihm im Walde begegnet zu sein glauben, haben übereinstimmend ausgesagt, daß er ihnen auch auf den Namen Isoldens hin nicht standgehalten hat: Dinas hat die Wahrheit geredet, denn der vermeintliche Tristan, dem er begegnet ist, ist ihm wirklich nicht gestanden; Denovalin aber, der vor dem wirklichen Tristan vielmehr selber geflohen ist, hat gelogen und wird von Tristan, der die Siechen mit Gold und Schlägen vertrieben hat, niedergestoßen. Das Volk findet die ohnmächtige Isolde neben ihrem toten Ankläger, von den Siechen anscheinend verschmäht; es erkennt darin ein neues Gottesurteil zugunsten ihrer Unschuld und damit ist auch der Konflikt, um den sich die Handlung dreht, eigentlich schon gelöst. Tristan aber naht sich zum zweiten Male der Geliebten in der Kleidung eines Narren. Erst im vierten Akte betritt also der Titelheld „Tantris der Narr" die Bühne. Obwohl er seine Person und seine Leidenschaft ganz unverhüllt zur Schau trägt und die intimsten wie die öffentlichsten Vorgänge aus seinem Liebeleben als Narrenpossen zum besten gibt, wird er doch von den Baronen verlacht, von König Marke abwechselnd mit Mitleid und dann wieder mit Haß und Argwohn betrachtet und auch von Isolde zurückgestoßen. Als er sich einmal gar zu weit vorwagt und bei der glühenden Schilderung von Isoldens Schönheit ihres bräunlichen Kreuzleins unter der linken Brust erwähnt, da hilft ihm unbewußt Isolde aus der Klemme, indem sie sagt, daß das ja für jeden sichtbar gewesen, als sie nackt auf dem Scheiterhaufen gestanden sei. Auch das Erscheinen von Tristans Schwager, der inzwischen verwundet eingefangen wurde und bei dem man Isoldens Ring findet, den der Narr Tantris als sein Eigentum in Anspruch nimmt, klärt die Situation nicht auf. In einem nächtlichen Zwiegespräche weist ihn Isolde nochmals heftig zurück und, als er darauf besteht, Tristan zu sein, wirft sie den armen Narren dem bösen Wolfshund Tristans, dem Husdent, vor. Erst als der Hund seinen Herrn erkennend und umtanzend mit ihm ins Weite zieht, bricht Isolde in die Worte aus: „Brangäne, mein Freund war hier . . .", mit denen das Stück schließt. Im Drucke wenigstens; denn für die Harthörigen, die immer gerne wissen wollen, wie es ausgegangen ist, hat man im Burgtheater die Situation verdeutlicht und augenscheinlich gezeigt, daß nicht bloß Tristan, der die Bühne noch elender verläßt als er sie betreten hat, sondern auch Isolde sterben **muß**.

Prüft man das Stück auf seinen sagenhaften Gehalt hin, so erkennt man, daß es kaum einen Zug enthält, der nicht der Sage entlehnt wäre. Nicht bloß die jedem bekannten Hauptpersonen, sondern auch die Nebenfiguren der Magd Gimelle und des Pagen Paranis, sind aus ihr genommen. Dinas ist auch dort der treue Freund der Liebenden; in Denovalin hat der Dichter die zahlreichen Gegner des Liebespaares, die in der Sage gern dem Geschlecht der Zwerge u. dgl. angehören, in **eine** ritterliche Figur zusammengefaßt. Und wie mit den Personen, so steht es auch mit den Motiven. Nicht bloß Isoldens Feuerprobe und Tristans Heirat, die zu den Voraussetzungen gehören, auch der Ring als Erkennungszeichen stammt von dorther und zwischen den Liebenden kommt es dort einmal zu einer heftigen Szene, in der Isolde es ihrem Ritter zum argen Vorwurf macht, daß er einem Gegner, der ihn bei dem Namen Isolde angerufen hat, nicht gestanden ist. Ein schriftlicher Vertrag mit Marke wird zwar meines Erinnerns nicht geschlossen, aber ähnliche Versprechen muß Tristan bei dem unaufhörlichen Abbrechen und Anknüpfen seiner Beziehungen zu Isolde dem immer argwöhnischen und stets wieder aufs neue begütigten Marke wiederholt leisten. Auch die Fahrt mit dem Schwager nach Kurnwal hat der Held der Sage unternommen, freilich ist es keine böse und noch lang nicht ihre letzte Fahrt. Auch die Isolde der Sage wird den Siechen zur Lust überantwortet und von Tristan davor bewahrt; aber Tristan selber erscheint erst viel später in der Maske eines Aussätzigen vor ihr, wie auch der Sprung in die Tiefe von einem anderen Abenteuer hierher übertragen wurde. Auch in der Sage tritt er als Narr verkleidet vor sie und Markes Hof, redet von Tristan, wie nur Tristan von sich selber reden kann, wird aber trotz seinen anzüglichen, kaum mißzuverstehenden Reden von den anderen gar nicht, von Isolde erst spät erkannt. Auch die Hunde, die in der Exposition und bei der Katastrophe des Hardtschen Dramas eine so große Rolle spielen, gehören der Sage an. Das Zauber-

hündchen Petitcru ist zwar nicht aus Erz und Edelstein und es wird auch nicht der verlassenen Geliebten zum Trost geschickt; hier dürfte wohl eine unbewußte Reminiscenz an Goethes Novellensammlung „Die guten Frauen“ oder an Daudets Rois en exil vorliegen, wo die Liebhaber ihren Geliebten, wie es die Gewohnheit des Prätendenten Don Carlos war, ein anhängliches Tier als Zeichen der Verabschiedung und zugleich als Ersatz schicken. Aber der treue Hund Tristans, der Bracke Urtant, spielt schon in der Überlieferung eine Rolle ... Alle diese sagenhaften Motive und Züge aber hat der Dichter, wie es sein gutes Recht war, zeitlich und ursächlich in einen neuen Zusammenhang gebracht; es fällt dabei auf, daß er, während sein Stück erst knapp vor dem Ende einsetzt, die Motive doch größtenteils, ja fast ausschließlich aus den früheren Teilen der Sage entlehnt hat. So führt sich ja auch der Tristan der Sage nicht erst als Narr unter dem Namen Tantris ein, sondern weit früher, lang vor ihrer großen Liebe, als er Isolden Unterricht erteilt; später nennt er sich mit einer ähnlichen Umkehrung Peilnetosi (Anagramm von „Isotenliep“). Wie glücklich und geschickt der Dichter auch Einzelzüge zu verwerten versteht, mag das folgende Beispiel zeigen. Als der Schwager mit Tristan nach Kurnwal reitet, staunt er bei dem Anblick Gimmelles, der Magd: er habe nie eine schönere Frau gesehen; aber noch schöner erscheint ihm später Brangäne und als er dann endlich Isolde selbst erblickt, glaubt er die Sonne aufgehen zu sehen. Hardt hat diese Szene für eine seiner schönsten Episoden, die des jungen Hirten, gut auszunützen verstanden.

Der Tristanstoff enthält eine Menge von Motiven, die aus dem Vorstellungskreise der höfischen Gesellschaft des Mittelalters, dem er seine Entstehung verdankt, erklärlich, dem modernen Leser und Zuschauer aber fremd sind. Was nach mittelalterlichen Begriffen völlig ausgeschlossen erscheint: daß Tristan die Geliebte dem ungeliebten Manne und seinem Oheim Marke einfach entführte und mit sich in sein Reich nähme, das würde uns nach modernen Begriffen viel naheliegender erscheinen, als der fortgesetzte Lug und Trug, mit dem sie ihre Liebe voll zu genießen und doch Isoldens Stellung als Gattin Markes und als Königin zu behaupten suchen. Diese Schlauheit bei der größten Leidenschaft, diese anzüglichen Reden und Handlungen neben dem nacktesten und unverhüllten Bekenntnis ihrer sündigen Liebe, diese zweideutigen und doppelsinnigen Schwüre und die wunderbaren Gottesurteile, bei denen selbst der Himmel für die schöne Sünderin Partei ergreift — alles das finden wir in dem Drama von Hardt wieder, das sich ganz auf den Boden der mittelalterlichen Welt stellt und wie die Sage nur ein einziges Verbrechen kennt: das an der Liebe und an dem Geliebten. Nicht so leicht freilich gelingt es dem modernen Zuschauer sich über die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung hinwegzusetzen, die bei dem modernen Dramatiker noch viel störender hervortreten, als bei den mittelalterlichen Epikern. Denn dort erkennt Isolde ihren Tristan in der Vermummung eines Aussätzigen sofort, in der Verkleidung als Narr wenigstens etwas später. Und es kommt auch der Unterschied der Dichtungsgattungen in Betracht: wenn mir einer erzählt, daß die Geliebte ihren Geliebten in der Verkleidung nicht erkannt habe, so ist das immer noch etwas anderes, als wenn ich die beiden auf der Bühne vor mir sehe und Isolde erkennt drei Akte lang ihren Tristan nicht, obwohl er sich nicht bloß auf die handgreiflichste Weise verrät, sondern geradezu mit seinem Namen nennt. Der Fall wird noch dadurch erschwert, daß die Zeit der Liebe ja vor den Beginn des Stückes fällt und einfach zu den Voraussetzungen des Dramas gehört, das eigentlich bloß die Nachgeschichte der Liebe behandelt. Ein naiver und ununterrichteter Zuschauer muß sich sagen: diese Liebe wird nicht so groß gewesen sein, wenn sie den Geliebten trotz allem Bitten und Flehen nicht einmal an der Stimme erkennt, während das halb wahnsinnige Gretchen ihrem Faust beim ersten Ruf entgegenfliegt. Bei dieser Unwahrscheinlichkeit, an der ja auch Marke, der seinen eigenen Neffen nicht erkennt und die Ritter teilnehmen, weiß der Dichter dem Schauspieler wenig beizuspringen; es kehrt an diesen gefährlichen Stellen nur die eintönige Anweisung wieder: „Betrachtet ihn starr“ oder „fremd, starr und groß“. Wir müssen ihm also ein für allemal zugeben, daß der verkappte und durch Liebesgram elend herabgekommene Tristan von niemand erkannt wird; denn darauf beruht sein ganzes Stück samt der Katastrophe. Die Sage weiß nichts davon, daß Tristan, um seine Isolde vor dem Tode noch einmal zu sehen, zu ihr zurückkehrt; dort führt ihn immer nur der Liebesgenuß in Markes Reich zurück. Bei Hardt ist auch das Verhältnis zu seiner Frau Isolde Weißhand anders gewendet. In der Sage hat er dieser ihr Magdtum gelassen und ist Isolden nicht untreu geworden; bei Hardt hat er die Geliebte eine Nacht lang über dem silbernen Lachen der anderen Isolde vergessen, bei ihm sind Isoldens Eifersucht und Tristans Reue die Hauptmotive, von denen die Sage, die ganz auf der Liebe und nur auf der Liebe beruht, wieder nichts weiß. Ganz anders gewendet hat der moderne Dichter endlich die Katastrophe. In der Sage geht Tristan durch einen unglücklichen Zufall zugrunde. Bei einem Liebesabenteuer seines Schwagers, dem er seine Hilfe zugesagt hat, wird er durch einen vergifteten Pfeil verwundet und nur Isolde Goldhaar kann ihn heilen, die er denn auch um Hilfe bitten läßt und die ihre

Ankunft durch weiße Segel anzeigen soll; aus Ungeschick oder aus Eifersucht aber verkündet Isolde Weißhand, seine Gattin, die Ankunft schwarzer Segel, worauf er stirbt, Isolde stirbt ihm nach. Bei Hardt schließt das Stück mit der Erkennung Tristans durch Isolde und mit der inneren Vernichtung beider.

Man ersieht aus dem Gesagten, daß die Dichtung nicht aus einem Gusse ist. Das Stück zerfällt eigentlich in zwei Stücke. Es beginnt dramatisch sehr lebendig und wirksam, mit der Beschuldigung Isoldens und ihrer Rettung durch Tristan; hier ist das auf- und niederwogende Ränkespiel der mittelalterlichen Sage sehr glücklich nachgebildet, hier fehlt es auch nicht an einer energisch fortschreitenden Handlung. Dann aber setzt erst mit dem vierten Akte, dem Auftreten des Narren Tantris, ein Seelendrama ein, das eigentlich aus einer einzigen Situation besteht: dem Nichterkennen Tristans. Es ist keine Frage, daß der Dichter hier auf Grund einer gewagten Voraussetzung ergreifende seelische Vorgänge geschildert hat, und daß es diesem Seelendrama, das ganz und allein sein Werk ist, bei dem er der alten Sage nichts verdankt, auch nicht an wirksamer Steigerung fehlt. Von dem Augenblick an, wo Isolde, die der alte Narr vergebens zum Lachen zu bringen gesucht hat, bei dem Anblicke des kläglichen Tantris in ein befreiendes Gelächter ausbricht, bis zu der Katastrophe, wo sie ihm die Schlüssel zum Hundezwinger in die Hände spielt, erleben wir mit Tristan eine Reihe von erschütternden und überwältigenden Eindrücken. Der treulose Treue, der sich bloß eine Nacht vergessen und nach zehn Jahren elend und in der würdelosen Gestalt eines Narren zu der Geliebten geschleppt hat, macht eine wahre Seelenfolter durch. Man kann freilich nicht übersehen, daß in dieser zweiten Hälfte alles auf den traurigen Narren Tantris bezogen ist, und daß der Dichter seine Isolde mitunter ganz aus den Augen verloren zu haben scheint; oder sollte die Frau, die über einen elend aussehenden Menschen in helles Lachen ausbricht und ihn gar „ergötzlich" findet, wirklich noch die Isolde der Sage und der ersten Akte sein? Der Hebbelische Kandaules, der seinem Freunde die nackte Schönheit seiner Gattin vor Augen führt, ist nichts gegen diesen Tristan, der es nicht für Entweihung hält, einer lachenden Spielgesellschaft die Schönheit seiner Geliebten von den Füßen bis zum Kopf hinauf zu beschreiben, noch dazu in ihrer Gegenwart; und auch wo Isolde von ihrem schönen Tristan redet, ergeht sie sich in einer schwülen Vorstellung seiner Glieder. Es lebt etwas Rohes und Grausames in diesem jungen Dichter, das sich ja auch schon in seinem Einakter „Ninon de l'Enclos" verraten hat und das namentlich in der Katastrophe zutage tritt. Geben wir zu, daß Isolde, die dem Banne des Narren für einen Augenblick unterlegen ist und in seinen Armen geruht hat, sich den Trug mit wildem Entschluß vom Halse schafft, indem sie den Betrüger auf die Art der Kleistischen Thusnelda einem wilden Tiere vorwirft! Aber was für eine Bitterkeit liegt nicht darin, daß der Hund eine feinere Witterung hat als die liebende Frau, der die Eifersucht die Sinne trübt und der mit dem Sinnenreiz auch der Geliebte verloren ist, dem sie seit zehn Jahren nachgeweint hat. Was für eine düstere, bei einem so jungen Dichter doppelt befremdende finstere Phantasie, uns den Tristan, das Ideal der Ritterlichkeit, nur in Gestalt eines Siechen und eines Narren vorzuführen, Isolde als taub für die Stimme des einzig Geliebten und für die Stimme der Menschlichkeit; und endlich dieses berühmte Liebespaar, das die Sage aus der weitesten Ferne zum gemeinsamen Tode zusammenführt, wie Romeo und Julie, wie Hero und Leander, zuletzt äußerlich und innerlich getrennt, auseinandergehen zu lassen. Mit diesen harten und herben Zügen kontrastieren friedlich bei dem tönereichen Dichter auch wieder die weichsten und innigsten, mit den düsteren Bildern die hellsten und farbigsten. Eigentlich verschlossen scheint ihm bloß das Gebiet des Humors. Nie hat man zwei ernstere und wehmütigere Narren auf der Bühne gesehen als in diesem Drama; und auf das beliebte Kunststück unzähliger Märchen, jemanden zum lachen zu bringen, verstehen sie sich beide schlecht. Der alte Narr macht bei dem Narren Hamlet („Geh' in ein Kloster!") und bei dem Flohlied von Goethes Mephistopheles recht ungeschickte Anlehen; und Tantris spielt eigentlich nicht einen Augenblick den Narren: er redet immer aus der Rolle des Tristan heraus und die Narren sind nur die Zuhörer, die es ihm nicht glauben.

Es wird nun einigermaßen klar geworden sein, worin die Verwandtschaft des preisgekrönten Dramas mit seinen Mitbewerbern besteht. Auch bei Hardt finden wir keine schlichte und einfache Handlung, die ohne weiteres überzeugend und verständlich wäre. Auch bei ihm tauchen in dem modernen Leser hundert Fragen auf, wie das denn so komme? ob denn das möglich sei? was denn damit gemeint sei? Auch er hat nicht die Absicht, die Handlung klar vor uns zu entfalten, sondern vielmehr ein geheimes Vergnügen daran, sie zu verhüllen. Diese Vorliebe zeigt sich schon im Personenverzeichnis: es fällt ihm gar nicht ein, den Helden Tristan zu nennen, er bezeichnet ihn als den „fremden Siechen" und den „fremden Narren", und den Schwager Tristans als den „fremden Ritter", ganz aus dem Gesichtspunkt der handelnden Personen heraus. Wie er den Tristanstoff von hinten her in Angriff genommen hat, so versteht man auch das Stück eigentlich erst von hinten her, beim zweiten Lesen.

Was er aber vor seinen Rivalen voraus hat,

das ist der stärkere dramatische Zug, der sich in den ersten Akten, und die seelische Vertiefung, die sich in den letzten verrät; nicht zum wenigsten auch die Sprache, die nicht bloß Kraft und Wohllaut besitzt, sondern auch einen seltenen Reichtum von Tönen umfaßt. Dieser Dichter weiß doch auch in ein paar Versen eine ganze Gestalt hinzustellen und mit ein paar Worten tief zu ergreifen.

Die Aufführung des Burgtheaters durfte sich sehen lassen. Wie kann es auch anders sein, wenn erste und zweite Kräfte die kleinsten Rollen spielen und die Komparserie fast ganz fehlt. Natürlich bin ich sehr damit einverstanden, vorausgesetzt, daß nicht mit ungleichem Maß gemessen wird und auch für Grillparzer das recht ist, was für Hardt billig ist, damit nicht das Wort Dingelstedts wieder auflebe: „dem alten Shakespeare schadet es nichts!" Unter den Hauptdarstellern stand Kainz obenan, der den Tantris zu seinen größten Leistungen zählen darf und der wieder einmal ergreifende Töne fand. Der aus einem Extrem ins andere fallende König Marke fand an den weichen Stellen in Sonnenthal seinen Mann. Frau Bleibtreu, keine eigentlich erotische Natur, hatte doch mit der Hardtischen Isolde, die ja mehr eifersüchtiges und verlassenes Weib als hingebende Geliebte ist, einen großen und schönen Erfolg. Auch Herr Devrient hat als Denovalin nach längerer Zeit wieder gezeigt, was er leisten kann. Endlich wieder einmal ein Burgtheater-Abend! Wir glauben trotzdem nicht an seine Nachhaltigkeit. Für den naiven Zuschauer ist Hardts Tantris eben doch ein bloßes Folgestück: er verlangt das, was vorausgeht, zu sehen; nicht den Zwiespalt, sondern den vollen Rausch der Liebe, den er eben mit dem Namen Tristan und Isolde verbindet. Die Hardtischen Gestalten werden die der Sage sicher nicht verdrängen.

J. Minor.

Rundschau.

21. Oktober. Feierliche Eröffnung der neuen Frauenkliniken in Wien. — Im Eisenbahnministerium findet die Unterzeichnung der Verstaatlichungsverträge mit der Staatseisenbahn-Gesellschaft, mit der Nordwestbahn und der südnorddeutschen Verbindungsbahn statt.

22. Das österreichische und das ungarische Finanzministerium erlassen ein Aus- und Durchfuhrsverbot für Kriegsmaterialien, die für Serbien und Montenegro bestimmt sind. — Der Heeresausschuß der österreichischen Delegation nimmt das Marinebudget an. Der Ausschuß für Äußeres nimmt das Budget an.

23. Feierliche Eröffnung des neuen hygienischen Institutes in Wien. — Der Heeresausschuß der österreichischen Delegation nimmt das Heeresbudget an; der Ausschuß für Äußeres nimmt den Okkupationskredit an.

24. Feierliche Inauguration des neuen Rektors der Wiener technischen Hochschule, Prof. Dolezal.

25. Neuerliche starke deutschfeindliche Exzesse in Prag.

26. Beginn der Landtagswahlen in Niederösterreich. — Der Kronprinz von Serbien passiert auf seiner Reise nach St. Petersburg inkognito Wien. — Landtagswahlen in Istrien und Dalmatien. — Theodor R. von Taussig wird zum Gouverneur der Bodenkreditanstalt ernannt. — Die Regierung droht bei Fortsetzung der Exzesse in Prag über die Stadt den Ausnahmszustand zu verhängen.

27. 2. Sitzung der österreichischen Delegation: Beratung über das Budget des Ministeriums des Äußern. Baron Aehrenthal gibt eine ausführliche Darstellung der internationalen Lage und erklärt, daß die Monarchie dem Konferenzgedanken wohlwollend gegenüberstehe, aber Kompensationen für die Annexion Bosniens und der Herzegowina ablehne. — Inauguration des neuen Rektors der Hochschule für Bodenkultur in Wien, Prof. Dr. Julius Marchet. — Josef Heinrich (geb. 1837) ehemaliger Reichsratsabgeordneten in Prag †. — X. Konferenz für Landesstatistiker in Salzburg.

28. Inauguration des neuen Rektors der deutschen Universität in Prag, Hofrat Prof. Dr. v. Jaksch. — 3. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Budget des Ministeriums des Äußern wird angenommen. — Die Räumung des Sandschaks Novibazar von den österreichisch-ungarischen Truppen wird vollzogen. — Der französische Botschafter überreicht dem Kaiser ein Handschreiben des Präsidenten Fallières, in dem versichert wird, daß die Republik ihr möglichstes zur Erhaltung des Friedens beitragen werde. — Hundertjahrfeier des ersten deutschen Staatsgymnasiums in Czernowitz.

29. Die deutschnationale Studentenschaft Wiens überreicht dem Rektor ein Protestmemorandum gegen die Prager Vorgänge und veranstaltet vor der Universität einen Demonstrationsbummel. — 4. Sitzung der österreichischen Delegation: Der Okkupationskredit wird bewilligt. — Abschiedsvorstellung Ludwig Martinellis am Wiener Volkstheater. — Silvije Strahimir Kranjcevic (geb. 1865) in Sarajewo †.

*

Politische Übersicht. Mehr als dreißig Jahre lang war die Geschichte der Türkei mit jener Abdul Hamids identisch. Heute ist sie's nicht mehr. Man sieht an dem Kurs, daß das Schiff seinem alten Steuermann nicht mehr gehorcht. Abdul Hamid ist als der größte Diplomat seiner Zeit gefeiert worden. Mit Recht. Darum sollte in Fragen der auswärtigen Politik das neue Regime sich der alterfahrenen Hand auch weiterhin anvertrauen. Die Jungtürken aber wollen alles ummodeln, auch hier des Sultans allgewaltige Macht brechen. Diplomatisches Geschick haben sie freilich bisnun in nicht allzu reichlichem Maße bekundet. Erst mitten während der im besten Gange befindlichen Verhandlungen mit Österreich-Ungarn — das urplötzliche Abschwenken zu England und Rußland. Dann die Inszenierung der Boykottbewegung gegen Österreich, und jetzt das Kokettieren mit der Idee eines Balkanbundes. Die serbischen Emissäre haben in Konstantinopel einem Balkanbündnisse das Wort geredet. Serbien, das noch gestern mit beiden Händen nach dem Sandschak griff, will heute seine Rechte der Türkei entgegenstrecken. Die Jungtürken haben sie noch nicht ergriffen, aber sie duldeten die serbischen Annäherungsversuche und nahmen ihnen nicht alle Hoffnungen auf künftiges Gelingen. Als ob man am Goldenen

Horn nicht wüßte, daß das Erstehen eines Balkanbundes für uns den Kriegsfall bedeutet.

Inzwischen ist Baron Aehrenthal redlich bemüht, die Türkei von der eingeschlagenen falschen Bahn abzubringen und sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten: den der Verständigung mit Österreich-Ungarn. Zwei Schwierigkeiten stellen sich dem in den Weg: die Zerfahrenheit in Konstantinopel, das Vorhandensein zahlreicher Unterströmungen und unverantwortlicher Komitees, und dann der Umstand, daß wir die beste Karte, mit der wir die Partie beherrschen konnten, die Räumung des Sandschaks, nicht mehr in der Hand haben. Nun sollen Warnungen und Versprechungen die Türkei zum Einlenken bewegen. Konzessionen wirtschaftlicher Natur will Baron Aehrenthal bieten. Die Türkei möge hierbei nicht außer acht lassen, daß wir wohl die Bietenden, nicht aber die Bittenden sind. Es erübrigen uns schließlich auch noch Machtmittel, die jeder andere Staat an unserer Stelle schon längst angewendet hätte, um die Erfüllung seiner Forderungen zu erzwingen.

Daß selbst Österreich-Ungarns Langmut nicht unerschöpflich ist, dürfte zu allererst Serbien erfahren. Vorläufig nicht durch militärische, sondern durch wirtschaftliche Repressivmaßnahmen. Der gemeinsame Ministerrat hat zwar beschlossen, einen weiteren Beweis unserer Mäßigung dadurch zu erbringen, daß die Gesetzentwürfe über den Handelsvertrag mit Serbien den beiden Parlamenten vorgelegt werden. Dessen kann aber Serbien vergewissert sein, daß eine auch nur kurze Fortdauer seines gegenwärtigen Verhaltens die Annahme des Vertrages und die Herbeiführung freundnachbarlicher wirtschaftlicher Beziehung gänzlich ausschließt. Schon heute würde Serbiens Vorgehen weitgehende wirtschaftliche Repressalien rechtfertigen. Trotz der Vorstellungen der Großmächte werden in Belgrad die Kriegsvorbereitungen fortgesetzt. Hierin wird Serbien von den russischen panslavistischen Kreisen unterstützt und auch das offizielle Rußland nimmt keine entschieden abwehrende Haltung gegen das provokatorische Vorgehen Belgrads ein. Auch sonst zeigt Rußlands äußere Politik keineswegs einen festen Kurs. Daß Iswolski von dem Bevorstehen der Annexion verständigt worden war, kann nun nach den in der Sobranje abgegebenen Erklärungen des bulgarischen Ministers des Äußern nicht mehr abgestritten werden. Damals erhob Iswolski keine Einsprache gegen unsere Absichten und erst geraume Zeit später entdeckte man in Petersburg sein Herz für das angeblich vergewaltigte serbische Volk.

Auch seither ist man im Zarenreich noch immer nicht zu einer stetigen Politik zurückgekehrt. Dies zeigt der Widerruf des bereits angekündigt gewesenen Besuches des Großfürsten Michael. Abgesagte Fürstenbesuche haben oft mehr Bedeutung als jene, die stattfinden, und wir werden in Österreich-Ungarn diesen „Aufschub“ wohl zu deuten wissen.

Dies alles bestärkt Serbien und Montenegro in ihrem agressiven Verhalten gegen Österreich-Ungarn. Ehedem sandte man aus Belgrad Bomben gegen den Fürsten Nikita, heute versieht man ihn von dort aus mit Sprengstoff gegen Österreich. Auch die italienische Irredenta liebäugelt mit den Serben. Ricciotti Garibaldi bietet den Montenegrinern 20.000 Freiwillige zum Kampfe gegen Österreich an, und der Mailänder Zentralverein für Triest und Trient feuert in einem flammenden Aufruf die Serben zum Kriege gegen den fluchwürdigen habsburgischen Adler an. Gleichzeitig wirft Vico Mantegazza der italienischen Regierung ihre Bündnistreue vor und läßt den Serben die Hoffnung aufschimmern, daß das italienische Volk sich auf ihre Seite stellen werde.

In dieser wenn auch noch nicht gefahrdrohender, so für uns doch gewiß recht ernster Zeit bewährt sich die Bündnistreue Deutschlands und des Deutschen Kaisers in wahrhaft glänzender Weise. Darum freuen wir uns auch doppelt über die so würdige und schöne Art, in welcher die Interview-Affäre und deren Folgen aus der Welt geschafft wurden. Kaiser Wilhelm hat mit bewunderungswürdiger Selbstverläugnung neuerlich bewiesen, daß ihm Deutschland über alles gehe, und daß er auch jederzeit zu großen persönlichen Opfern zum Besten des Reiches bereit sei. Deutschlands Kaiser geht größer denn je aus der Interview-Affaire heraus.

* * *

Die Bildung eines parlamentarischen Kabinettes ist mißlungen, ein Beamtenministerium wurde berufen. Nicht aber ein solches der starken Hand, nicht eines, welches die Aufgabe hat, die staatliche Autorität wieder zu befestigen, die Zügel der Verwaltung straffer anzuziehen. Das Ministerium soll seine Hauptaufgabe darin sehen, ehestens wieder vom Schauplatze abzutreten und einem parlamentarischen Kabinette die Wege zu ebnen. Um den provisorischen Charakter noch deutlicher hervorzuheben, wurde der Grundsatz aufgestellt, die rangsältesten Sektionschefs zur Leitung der Ministerien zu berufen. Jene, die gerade zufällig auf der obersten Sprosse der Amtsleiter stehen, sind Leiter des Amtes geworden. Ein Ministerium der Rangsältesten! Die Befürchtung liegt nahe, daß das Kabinett trotz der von seinem Chef bereits vielfach bekundeten Geschicklichkeit infolge des provisorischen Charakters bei bestem Willen genötigt sein wird, wichtigen Entscheidungen aus dem Wege zu gehen, die Lösung selbst dringender Fragen sachlicher oder persönlicher Natur auf die lange Bank zu schieben. Der Schwerpunkt der Mon-

archie rückt noch mehr nach Budapest und bei Verhandlungen und gemeinsamen Beratungen wird der Wille der starken ungarischen Persönlichkeiten sich schwerlich von den Zufälligkeiten des niederösterreichischen Amtskalenders nennenswert beeinflussen lassen. Diese Nachteile würden freilich erst dann zur voller Wirkung gelangen, wenn aus dem Provisorissimum eines der in Österreich so lebenszähen Provisorien wird. Ausgeschlossen ist dies nicht; vielleicht stößt die Bildung eines parlamentarischen Kabinettes gerade weil der Lebensfaden der Beamtenregierung ein ex offo so kurz bemessener ist, auf größere Schwierigkeiten, als wenn sich das Parlament einem starken, auch für die Dauer lebensfähigem Beamtenministerium gegenüber gesehen hätte. Eine überragende Stellung wird sich gewiß binnen kurzem der böhmische Landsmannminister im Kreise seiner Kollegen zu erringen wissen. Die bisherige Haltung Záčeks läßt es hoffen, daß er sich auch als Minister in den Dienst der Ausgleichung nationaler Gegensätze stellen wird.

Das soeben wieder zusammengetretene Parlament findet vor allem das Budgetprovisorium und die Annexionsvorlage als Staatsnotwendigkeiten dringlichster Art. Zwischen der Textierung der österreichischen und der ungarischen Regierungsvorlage besteht eine nicht unwesentliche Diskrepanz, welche den Keim zu Konflikten in ähnlicher Weise in sich birgt, wie die Textesverschiedenheiten der österreichischen und der ungarischen ~~Angelegenheiten.~~ Ausgleichsvorlagen

An der Wiener Universität haben wieder einmal Schlägereien zwischen deutschen und italienischen Studenten stattgefunden, bei welchen diese sogar zu Revolvern griffen. Derlei von Buben inszenierten Raufszenen könnten wir recht gelassen zusehen, wenn sie nicht — durch berufsmäßige Hetzer verwertet und aufgebauscht — stets dazu dienen würden, die Öffentlichkeit in Aufregung zu versetzen und das Verhältnis der einzelnen Nationalitäten zueinander noch weiter zu vergiften, manchmal uns sogar über die Grenzen hinaus Schwierigkeiten zu bereiten. Darum wäre es hoch an der Zeit, die Herren Studenten in die Schranken zu weisen und sie mit eiserner Strenge fühlen zu lassen, daß die an der Universität gewährte Lehr- und Lernfreiheit nicht auch das Recht zu ungezügeltem Terrorismus, zu beispielloser Verrohung der Sitten und zu dem dann auch im öffentlichen Leben immer mehr und mehr in Anwendung kommenden Faustrecht in sich schließt. Wahrlich, immer lauter ruft alles in Österreich nach einer starken Hand, die dem verderblichen System ein Ende setzt, eine nur scheinbare Ruhe durch stetes Nachgeben zu erhalten.

* * *

Dr. Wekerle gab der ihn begrüßenden Deputation Sarajewos gegenüber seiner Freude Ausdruck, daß Bosnien und die Herzegowina in ein dauerndes Verhältnis zu den Ländern der ungarischen Krone treten, und Graf Apponyi versicherte die Herren in einem Toaste, daß „Ungarn eines der klassischen Länder ist, wo in Europa die Freiheit wohnt". Wenige Tage nachher wurde in dem klassischen Lande der Freiheit ein rumänischer Abgeordneter von der magyarischen Parlamentsmajorität in unqualifizierbarer Weise insultiert, noch ehe er den ersten Satz seiner Rede gesprochen hatte. — Die Magyaren haben sich eben ihren eigenen Begriff über Freiheit zurechtgelegt: den Liberalismus der chauvinistischen Intoleranz!

Leopold Freiherr v. Chlumecky.

*

Albrecht Graf Wickenburg. Am 4. Dezember d. J. wird Albrecht Graf Wickenburg siebzig Jahre alt und die Wiener Literatur wird an diesem Tage gern des ebenso bescheidenen wie liebenswürdigen Mannes gedenken. Hat er doch mit seinen „Wiener Geschichten und Figuren" (1896) sein Teil zu der seither so mächtig angewachsenen Wiener Heimatdichtung beigetragen, in volkstümlicher Form volkstümliche Stoffe, die in der modernen Hast und Jagd nach dem Aktuellen eine Zeitlang aus dem Gesichtskreis geschwunden waren, der neuen Jugend wieder in Erinnerung gebracht. Lebt doch in ihm noch jener altösterreichische Geist fort, der sich der großen kriegerischen Traditionen der Heimat freut und in den „Helden Tirols" (die schon in zweiter Auflage bei Wagner in Innsbruck vorliegen), eine volkstümliche Reimchronik des großen Jahres 1809 schaffen konnte ... Persönlich gehört Graf Wickenburg nicht zu denen, die sich vordrängen. Seit langer Zeit lebt er, obwohl ein Wiener von Geburt, den größeren Teil des Jahres in der Provinz, in Graz oder in Tirol, und läßt sich nur für wenige Wochen in Wien sehen. Aber man freut sich bei jeder Begegnung an dem echten Edelmann, der im Gespräch eine so sanfte Anziehungskraft ausübt. Man muß ihn halb und halb aus sich herauslocken. Uns erschien er stets als Typus jener Lyriker der älteren Generation, die in sich gekehrt, versonnen lebten, sehr viel literarische Bildung besaßen und ihre sorgsam gefeilten Verse zunächst bloß zu eigener Befriedigung schrieben, ohne den Trieb, irgendwie unmittelbar aufs Leben einzuwirken oder es in seiner Fülle zu umfassen. Neben dem Organ der Verehrung hat sich Graf Wickenburg auch die neidlose Freude an den Erfolgen gleichstrebender Altersgenossen bewahrt. Der allzu frühe und seinerzeit viel beklagte Tod seiner Frau, der Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almasy (22. Jänner 1890) hat wohl einen

nie ganz verharschten Riß in seine Seele gebracht. Sie war eine hochbegabte lyrische Dichterin; mit ihrer Schönheit, ihrem temperamentvollen Esprit, ihrer schwungvollen Begeisterungsfähigkeit eine glänzende Erscheinung in den literarischen Salons der Kaiserstadt. Man ahnt das unwiderbringbare Glück des Zusammenlebens dieser zwei dichterischen Naturen, wenn man den ergreifenden Zyklus „In memoriam" in den „Neuen Gedichten" des Grafen liest. In einem Gedichte schildert er den Frühling in seinem Garten, nachdem sie geschieden war und schließt mit den Worten:

Bald wird's auch hier von frohen Liedern schallen,
Die Amseln schlagen und die Nachtigallen
Im grünen Hain,
Der Lenz zieht ein mit flatternden Standarten
Und nichts mehr steht entlaubt in meinem Garten
Als ich allein.

Er hatte sich aber doch schließlich wieder gefunden und gerade nach dem Tode der geliebten Frau jene bekannt gewordenen Gedichte veröffentlicht, die wir erwähnten. In die Öffentlichkeit war Graf Wickenburg erst 1874 getreten mit der Sammlung: „Eigenes und Fremdes". 1876 folgte eine Übersetzung des „Entfesselten Prometheus" von Shelley und eine metrische Bearbeitung des von J. J. v. Tschudi in Prosa und wörtlich verdeutschten peruanischen Originaldramas „Alanta". 1878 erschien eine Übersetzung der „Atalanta in Calydon" von Swinburne, der noch einige Übertragungen aus dem Französischen folgten. M. N.

*

Wiener Theater. Das **Deutsche Volkstheater** brachte von Hermann Bahr zwei literarische Tändeleien, die, dank einer trefflichen Darstellung, mit freundlichem Beifall aufgenommen wurden. Die einaktige Groteske „**Die tiefe Natur**" erweckt den Eindruck, als wollte sie einen neuen Beitrag zur Psychologie der weiblichen Natur liefern. Das dreiaktige Lustspiel „**Der Krampus**" dagegen ist ein niedlicher Kostümscherz, der auf Altwiener Boden spielt und aus der schmachtenden Wertherzeit leise Ironien von operettenhaftem Beigeschmack zieht. Nimmt man die Kostüme fort, bleibt kaum viel mehr übrig als die barock verschnörkelte Charaktertype eines alten, hagestolzen Wiener Hofrates, die Herr Thaller mit der gleichen Liebe am minutiösen Detail verkörpert. Das **Theater in der Josefstadt** führte von Karl Rößler das mit weltbewegenden Aktionen erfüllte Drama „**Der reiche Jüngling**" auf, das sich die Aufgabe stellt, die sozialen Reflexwirkungen der Lehren Christi in ihrem unmittelbaren Zusammenprall mit der jüdischen und griechischen Weltanschauung darzustellen. Die Herren Jarno, Dalberg und Nerz boten interessante Leistungen. Sonst war die Aufführung auf einen zu lauten Ton gestimmt und ließ die erforderlichen dynamischen Abstufungen vermissen. Das **Raimundtheater** unterbrach auf einen Abend die Aufführungen des „Liebeswalzers", um das Volksstück „**Meister Ambrosius**" von L. Winter abzustoßen. Da die Aufführung von vornherein stillschweigend als eine verlorene Sache behandelt wurde, verlohnt es sich nicht, die Belanglosigkeit des Stückes darzutun. Im **Lustspieltheater** spielte Frau Niese zur künstlerischen Erholung von ihrem Tagesrobot in der „Försterchristel" die im Burgtheater von Frau Schratt gegebene Rolle der Toni Weber in Arthur **Schnitzlers** Schauspiel „**Das Vermächtnis**". Ihr Streben ehrt sie, aber die Wahl des Stückes zu ihrem Höhenflugversuch war nicht sehr glücklich. Frau Niese hat darin nichts anderes zu tun, als nur zu trauern und nur zu weinen, und damit begibt sie sich der besten Eigenschaften ihres Naturells, die in der glücklichen Mischung von Lachen und Weinen zu suchen sind. Fast gleichzeitig spielten das **Johann Strauß-Theater** und das **Theater an der Wien** ihre diesjährigen Operettentrümpfe aus. In beiden Werken liegen anerkennenswerte Versuche vor, die Operette in die Bahnen des musikalischen Lustspieles zu leiten. Während aber das eine, „**Bub' oder Mädel**", nach einem stimmungsvollen, vielleicht nur zu sentimental geratenen Anfang in die Schablone der „Lustigen Witwe" zurückfällt, leidet das andere, „**Der tapfere Soldat**", unter dem künstlerischen Irrtum, der in Bernhard Shaws satirischer Komödie „Helden" einen dankbaren Operettenstoff erblickte, weil ihr grotesk-witziger Dialog sich wie eine gesprochene Operette anhört. Der Wortwitz ist aber ein anderer als der musikalische Witz, und so kunstvoll und witzig auch die Partitur zum „Tapferen Soldaten" gearbeitet ist, es geht von ihr keine unmittelbare Wirkung aus. Große melodische Erfindungskraft haben weder Brunno Granichstädten, noch Oskar Straus. Aber beide haben rhythmisches Gefühl und musikalischen Geschmack. Nur fehlt dem einen noch das rechte Empfinden für Kontrastwirkungen und er wird gerne süßlich, während der andere schon eine bedenkliche Neigung zeigt, sich in ausgetifftelten Orchesterwitzeleien zu verlieren. —tr—

„Österreichische Rundschau", XVII., 5.
Redaktionsschluß am 25. November 1908.
Ausgegeben am 1. Dezember 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy,
Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Der im Band XVII, Heft 4, enthaltene Aufsatz „Elga" von Francis Wolf Cirian ist mit anderen Essays der genannten Schriftstellerin kürzlich unter dem Gesamttitel „Grillparzers Frauengestalten" im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf. in Buchform erschienen.

*

Wir machen unsere geehrten Leser ganz besonders auf den dem heutigen Hefte beiliegenden Prospekt des Verlages L. Staackmann in Leipzig aufmerksam.

*

Ein Hauptvorzug der im Verlag von Max Hesse in Leipzig erscheinenden Klassiker-Ausgaben liegt neben der sorgfältigen Bearbeitung durch hervorragende Literarhistoriker in ihrer Vollständigkeit! Die Ergebnisse der literarischen Forschung werden bei allen neuen Bearbeitungen stets auf das eingehendste berücksichtigt. Zudem beschränkt sich der Verlag nicht auf nachdruckfreie Dichter, sondern hat dem deutschen Volke wiederholt auch verlagsrechtlich noch geschützte Dichter zu billigen Preisen geboten; die Werke einer ganzen Reihe von älteren Dichtern sind überdies in gleicher Vollständigkeit und zu gleich billigen Preisen nur in Hesses Klassiker-Ausgaben zu haben. Die Ausstattung ist gediegen und gut trotz der (namentlich im Verhältnis zu dem gebotenen reichen Inhalt!) überaus niedrigen Preise! Im übrigen verweisen wir auf den diesem Hefte beiliegenden Prospekt.

*

Unserer heutigen Gesamtauflage liegen Prospekte des Verlages R. Oldenburg in München und der Zeitschrift „Anthropos" bei, auf die wir unsere geehrten Leser ganz besonders aufmerksam machen.

Büchereinlauf.

Wesen und Ziele der ethischen Bewegung in Deutschland. Nach einem Vortrage gehalten am 15. Februar 1895 in der Abteilung Frankfurt a. M. der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Von Friedrich Jodl. Vierte, um ein Vorwort vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. 1908. Neuer Frankfurter Verlag. Preis Mk. —.50.

Mein Dorf. Novellen und Skizzen aus Schlesien. Von Maria Stona. Mit Illustrationen von W. Roegge. Hermann Hilgers Verlag, Berlin, Leipzig.

Der Josefinische Klostersturm im Land ob der Enns. Von Dr. Rudolf Hittmair, Professor der Theologie in Linz a. d. Donau. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung 1907. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.50.

Der rote Streif. Eine Liebesgeschichte. Von Mite Kremnitz. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.

Erotische Ästhetik. Ein Versuch von Ernst Subak. Berlin 1908, Verlag von Ernst Hofmann & Co. Preis Mk. 1.80, geb. Mk. 3.50.

Festschrift des Vereines der Wollindustriellen Mährens in Brünn. Aus Anlaß seines 55jährigen Bestandes. Verfaßt vom Konzipisten der Brünner Handels- und Gewerbekammer Dr. Alfred Oberländer und Bericht über das Vereinsjahr 1907. Brünn 1908. Verlag des Vereines der Wollindustriellen Mährens. Druck von Rudolf M. Rohrer.

Kultur und Fortschritt. Neue Folge der Sammlung „Sozialer Fortschritt". Hefte für Volkswirtschaft, Sozialpolitik, Frauenfrage, Rechtspflege und Kulturinteressen.

Nr. 152. Deutsches Vereinswesen. Von Dr. F. Winterstein (Cassel).

Nr. 153. Die historische Entwicklung der Friedensidee und des Antimilitarismus. Von Pierre Ramus.

Nr. 154—158. Kernsprüche und Kernstücke aus Friedrich List's Schriften. Ausgewählt von Dr. jur. G. Mollaf.

Nr. 159. Die Frau und die Sozialpolitik. Von Dr. Anna Schapire-Neurath.

Nr. 160. Internationalismus und Patriotismus. Von Alfred H. Fried.

Nr. 161. Das Recht auf Arbeit. Von Ph. Stauff.

Nr. 162. Romane aus dem Leben. Aus den Erfahrungen des Bundes für Mutterschutz. Von Adele Schreiber.

Nr. 163. Die Anti-Alkoholbewegung in den Niederlanden. Von A. Kellenaers.

Nr. 164—167. Die Frauen im heutigen deutschen Recht. Vier Vorträge von Landrichter Dr. Scherling.

Nr. 168. Die allgemeine Einführung des volkswirtschaftlichen und staatsbürgerlichen Unterrichts. Von Dr. Otto Neurath, Wien.

Nr. 169. Das Einlogierwesen. Von W. v. Kalkstein, Bremen.

Nr. 170. Die Gartenkunst im Dienste kommunal-sozialer und volkshygienischer Bestrebungen. Von Emil Gienapp, Hamburg.

Einzelheft: 25 Pf. = 30 h. Die Reihe von 10 Heften: Mk. 1.50. Gautzsch bei Leipzig, Verlag Felix Dietrich, 1908.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

HOTEL-ANZEIGER.

Inserate in diesem Hotelanzeiger haben die weiteste Verbreitung, da die Zeitschrift u. (
auf sämtlichen Passagierschiffen des Österreichischen Lloyd, der Austro-Americane
der Donau Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der Hamburg-Amerika-Linie etc. auflieg

Abbazia, Österr. Riviera.
Kuranstalten der int. Schlafwagen-Gesellschaft. Das ganze Jahr geöffnet. Alle Etablissements vollständig renoviert. Modernster Komfort. Rendezvous der höchsten Gesellschaftskreise,
Direktion: **Lucian Croci.**

ARCO.
Hotel-Pension Olivenheim
I. Ranges. Schönste, wärmste und ruhigste Lage Arcos. **L. Riok,** Mitbes. d. Hotel-Pension Sonne, Riva.

Gries bei Bozen
Hotel Bellevue
Mildeste Winterstation im deutschen Süden. Nächstes Hotel vom Kurhaus. Kranke werden nicht aufgenommen.

Gmunden
Kurhotel Gmunde
I. Ranges. Lift, Park, Terras
Elektr. Licht. Verbunden mit K
und Badeanstalt.

Grand Hotel Imperial, Ragusa (Dalmat.)
Haus I. Ranges. Modernste Einrichtg., jeder Komfort, Lift, elektr. Licht. Bäder. Vorzügl. Küche — mäßige Preise. Beste Verbindg. mit den neuen Eilschiffverbindgn. über Triest oder ganz zu Lande per Bahn über Bosnien.

Lussinpiccolo
Park Hotel Cigale.
Winterstation, Sommer: Seebäder ganzjährig geöffnet. **Volle Pension K 9** per Tag und Person. Restauration à la carte. Lungenkranke und Tuberkulose finden keine Aufnahme.

Laibach.
Grand Hotel Union
Haus ersten Ranges.

In vorlieg. Anzeiger kostet 1 Inse
dieser Größe
pro Monat K 6.—
auf 6 Mon. K 30.—
bei monatlich zweimal. Erschein

Wien.
Hotel Bristol.
Kärntnerring.
Haus ersten Ranges.

WIEN
I., Rotenturmstrasse 18.
Hotel Österreichischer Hof.
F. Hess.
Vornehmes Familienhotel,
= modernster Komfort =

Teschen
Hotel Central.

Villach
Hotel Mera

KONZERTE DES KONZERTBUREAUS

ALBERT GUTMANN

Inhaber: Hugo Knepler und Franz Kellner

Wien I., Himmelpfortg. 27 (Klavieretablissement).

REPERTOIRE:

Sämtliche Konzerte, wenn nicht anders angegeben, im Saale **Bösendorfer.**

Dezember:

Do. 3. **Rosé-Quartett,** II. Abonnementabend. Mitwirkend: **Bruno Eisner.**

Fr. 4. **Mieczyslaw Karlowicz,** Kompositions-Konzert. Mitwirkend: **Das Wiener Tonkünstler-Orchester.** Dirigent: Der **Komponist.** (Großer Musikvereinssaal.)

Fr. 4. **Elena Gerhardt,** II. (letzter) Liederabend.

Sa. 5. **Anton Sistermans,** Liederabend.

Mo. 7. **Gisela Róna** (Gesang). **Eduard Steuermann** (Klavier).

Mo. 7. **Theofil Richter,** Klavier-Virtuose.
(Gremiumssaal der Wr. Kaufmannschaft.) Abends 7 Uhr.

Di. 8. **Olga Walter-Segel,** Kammermusik-Novitäten-Matinee. Mittags 12 Uhr.

Do. 10. **Emilie Auer-Weissgärber** (Gesang). **Max Weissgärber** (Violine).
(Gremiumssaal der Wr. Kaufmannschaft.) Abends 7 Uhr.

Do. 10. **Ricca Breitenstein,** Liederabend, **zugunsten der Österreichischen Gesellschaft vom Weissen Kreuz.** Mitwirkend: **Carl Lafite, Franz Ondříček.**
(Festsaal des Militär-Kasinos, I., Strauchgasse 4.)

Fr. 11. **Sergei Tanëiew,** Kammermusikabend. Mitwirkend: Das **Böhmische Streich-Quartett.** Am Klavier: Der **Komponist.**

Sa. 12. **Bruno Eisner,** Klaviervirtuose.

Mo. 14. **Willy Burmester,** II. (letztes) Konzert. (Großer Musikvereinssaal.)

Di. 15. **Vernon d'Arnalle,** Liederabend.

Mi. 16. **Franz Ondříček-Quartett,** Kammermusikabend.

Do. 17. **Thea Leischner,** Klaviervirtuosin.

Fr. 18. **Marianne Brünner,** Klavier, **Steffi Brünner,** Gesang.

Sa. 19. **Hugo Thimig, Wilhelm Busch-**Vortrag (Projektion von Lichtbildern). Nachmittags 1/2 4 Uhr. (Großer Musikvereinssaal.)

Schriftstellern
bietet sich vorteilhaft Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 53.



Klösterle
Natürlicher Sauerbrunn Lithion-Quelle

„OBSERVER"

Telephon Nr. 12.801
Unternehmen für Zeitungsausschnitt
Wien I., Concordiaplatz 4
liest sämtliche **Wiener Tages-Journale,** ferner alle hervorragend Blätter der öst.-ung. **Monarchie** und des **Auslandes** (welche in deutsch französischer, englischer und ungarischer Sprache erschein sowie alle wichtigeren **Fach-** und **Wochenschriften** und versendet die Abonnenten jene
Zeitungsausschnitte
welche sie persönlich (oder sachlich) interessieren. Der
„OBSERVER"
ist in der Lage, aus allen wichtigeren Journalen des Kontin und Amerikas seinen Auftraggebern **Preßstimmen (Zeitungsausschn** über jedes gewünschte Thema schnellstens zu liefern.

Bosniens natürliche Zugehörigkeit.

Von Ludwig Graf Crenneville.

Während die zukünftige staatsrechtliche Stellung der Okkupationsländer fast ausschließlich vom juristischen Gesichtspunkte aus erörtert wird und während fast nur darüber polemisiert wird, ob der zisleithanischen Reichshälfte, ob Kroatien, oder ob der ungarischen Krone das größere historische Anrecht auf diese Länder zukomme, ist die Frage stark vernachlässigt worden, ob praktische Gründe für das eine oder für das andere sprechen. Bei dieser Vernachlässigung wird darauf vergessen, daß diese praktische Frage mit in die Rechtsfrage hineinspielt. Denn die Entscheidung darüber, ob die Zuteilung eines neu erworbenen Landes an ein anderes die Bildung eines lebensfähig und zweckmäßig gestalteten Gesetzgebungs- und Verwaltungsgebietes zur Folge hat oder nicht, sollte nicht minder rechtsbildend sein, als historische Dokumente und rein juristisch erworbene Ansprüche. Sind ja letztere im ganzen öffentlichen Rechte und schon gar im Staatsrechte nichts anderes als Wirkungen tatsächlich bestehender praktischer Bedürfnisse nicht der einzelnen Rechtssubjekte, sondern der Allgemeinheit und von diesen Bedürfnissen, vom allgemeinen Wohle, in ihrer Rechtswirksamkeit insofern abhängig, als Änderungen in den Erfordernissen des allgemeinen Wohles zur Änderung des Staatsrechtes mindestens moralisch verpflichten, aber so dringend verpflichten, daß in der Nichtbeachtung dieses Gebotes die Ursache der meisten gewaltsamen Umwälzungen liegt, von denen uns die Geschichte berichtet. Es lohnt sich also gewiß der Mühe, auch darüber nachzudenken, auf welche Weise nach der nunmehr erfolgten Konsolidierung der formellen Besitzverhältnisse Bosniens auch jenen Verhältnissen praktisch Rechnung getragen werden sollte, welche auf die Bildung eines zu richtiger Funktionierung fähigen Verwaltungsgebietes in unserem Süden von Einfluß sind. Dies um so mehr, als die historischen Rechtsansprüche durchaus nicht unbestritten und nicht so leicht zu klären sind.

Die hauptsächlichste Bedingung für die Lebensfähigkeit und Zweckmäßigkeit der Bildung eines unter einheitlicher Gesetzgebung und Verwaltung zu stellenden Territoriums ist die, daß die wichtigsten und unveränderlichsten Interessen allen Teilen desselben gemeinsam seien. Beides, Wichtigkeit und Dauer, ist dann vorhanden, wenn die Interessen durch geographische Gestalt, durch Terrain, Lage, Verkehrswege und Ressourcen des Landes bedingt und hervorgebracht werden. Betrachten wir nun, um das gegenseitige Verhältnis zwischen politischer und geographischer Gestaltung zu studieren, die Landkarte und beschränken wir uns dabei auf diejenigen Staaten, wo keine noch unkonsolidierten, labilen politischen Verhältnisse mehr vorliegen, so sehen wir, daß große Flüsse mit breiten und wegsamen Flußtälern die Ländergebiete nicht nur nicht scheiden, sondern im Gegenteile

beide Ufer zu einem politischen Ganzen vereinigen, indem sie beiden Ufergebieten als gemeinsamer großer Verkehrsweg dienen, so daß die politischen Grenzen weit öfter quer über den Strom gehen als längs desselben verlaufen. Die Ursache davon ist in der geschichtlichen Entwicklung zu finden, die eben durchaus von der Bodengestaltung bedingt ist. Einerseits ist die Besitzergreifung eines Landes durch einen — ob erobernd oder friedlich — eindringenden Volksstamm immer vom **Verkehrswege eines großen Flußtales ausgegangen** und ist in den Seitentälern bis dahin nachgerückt, wo die Unwegsamkeit beginnt, also meist bis zur Wasserscheide. Anderseits sieht man, daß diese Art der Besiedlung eine dauernde geworden ist, daß daher diese radiale Ausbreitung mit dem breiten Flußtale als gemeinsamer Basis nicht nur für den Akt der Besitzergreifung, sondern auch für das weitere staatliche Leben des eingedrungenen Volkes sich als zweckmäßig erwiesen hat, weil sie dafür die zwei Voraussetzungen der volkswirtschaftlichen Einheit schuf, nämlich das gemeinsame Zentrum, zu welchem alle Verkehrswege konvergieren und das von den etwaigen gefährlichen Nachbarn genug weit entfernt ist, um vor ihnen geschützt zu sein, aber auch natürliche Grenzen, über die hinauszustreben keinen volkswirtschaftlichen Vorteil mehr bringt. Der Einfluß aber, welcher von der kulturell und wirtschaftlich zu höherer Entwicklung gelangenden Stromebene naturgemäß in die beiderseitigen Berglande dringt und der aus diesem durch die natürlichen Verkehrswege gebieterisch zur Stromebene gelangte Verkehr bewirken, daß diese Ebene auch den politischen Anziehungspunkt für die beiderseitigen Berglande bildet, so weit eben die natürlichen Verkehrswege reichen. Wo eine solche Gestaltung im Laufe der Zeiten durch gewaltsame Eingriffe sich verändert und der Strom aus einem Gemeineigentume beider Uferlande zu einer diese trennenden Grenze geworden ist, dort ist überall latent oder auch erfolgreich hervortretend das Bestreben zu beobachten, den ursprünglichen Zustand wieder herzustellen. Die Ausnahme von dieser Regel bildet der durch Rumänien und Bulgarien typisch dargestellte Fall, in welchem der Strom zwei einander ganz fremdartige Völker trennt. Aber eine politische Konsolidierung ist dort eben noch nicht vorhanden, wenn auch durch die Zugänglichkeit zum Meere die Nichtgemeinsamkeit des Stromes kompensiert wird.

Volkswirtschaftlich natürliche Grenzen sind also jene, welche den Wasserscheiden eines, eine Ebene durchströmenden Flusses folgend, dessen Flußgebiet ganz umschließen oder doch Querabschnitte dieses Flußgebietes bilden; der Strom als Grenze ist eine naturwidrige Erscheinung.

Dort, wo die volkswirtschaftliche mit der politischen Grenze nicht zusammenfällt, oder wo innerhalb eines von volkswirtschaftlich natürlichen Grenzen umschlossenen Gebietes trennende politische Grenzen auftreten, ist die Entwicklung noch nicht zu Ende, oder sie ist mehr oder minder dauernd durch das Vorhandensein trennender und derzeit unüberbrückbarer Gegensätze anderer Art — nationale, politische Antipathien, möglicherweise auch ganz besondere partikuläre wirtschaftliche Sonderinteressen — aufgehalten. Das sind die Ausnahmen von dem Gesetze der volkswirtschaftlich natürlichen Grenzen.

Handelt es sich nun, wie in unserem Falle, darum, für ein bestimmtes Ländergebiet zu entscheiden, ob es innerhalb seiner bisherigen Grenzen selbständig zu bestehen fortfahren, oder mit einem anderen Lande zu einer administrativen Einheit

verbunden werden soll, so müssen wir zuerst das von uns aufgestellte Gesetz der volkswirtschaftlich natürlichen Grenzen auf alle in Betracht kommenden Länder anwenden und dann untersuchen, ob ein Ausnahmsfall der praktischen Anwendung dieses Gesetzes entgegensteht. Nur auf diesem Wege kann man — vom wirtschaftlichen Gesichtspunkte aus — zu einer der natürlichen Entwicklung Rechnung tragenden Formel gelangen. Dabei finden wir folgendes:

Im Norden bildet derzeit noch die Save die politische Grenze Bosniens und hat sie so lange gebildet, daß man versucht wäre, diese als eine natürliche Grenze anzusehen. In Wirklichkeit aber war die Save als Grenze nur ein durch der Volkswirtschaft fremde Ursachen hervorgebrachter Ausnahmsfall. So lange zwischen Kreuz und Halbmond um Länderbesitz gekämpft wurde, konnten als halbwegs dauernde Grenzen nur verteidigungsfähige Linien in Betracht kommen, ohne Rücksicht darauf, ob dieselben volkswirtschaftlich zusammengehörige Gebiete scheiden. Diese rein militärische und politische Bedeutung der Save hörte mit dem Momente auf, in welchem die Länder rechts und links von ihr unter dieselbe politische Herrschaft kamen. Mit diesem Momente tritt die andere, volkswirtschaftliche Bedeutung dieses Flusses und seiner Talebene in Geltung, beginnt die natürliche Anziehungskraft dieses Tales sich auch auf sein rechtes, südliches Ufergebiet zu erstrecken, so weit die Seitentäler — Una, Sana, Vrbas, Bosna, Drina — in das bosnische Bergland hineinziehen — über ganz Bosnien also. Die Save ist nicht mehr eine Grenze, sondern ihr Talweg ist zum natürlichen Verbindungsgliede zwischen Kroatien und Bosnien geworden, beiden Ländern gemeinsam und, wenn der natürlichen Entwicklung keine künstlichen Hindernisse in den Weg gelegt werden, zur politischen Vereinigung beider hinführend, so wie sich die ursprüngliche erobernde Besiedlung durch die Kroaten auf die ganzen beiderseitigen Ufergebiete erstreckt hat.

Daß Bosnien nur nach Norden zur Save und zu Kroatien hin gravitieren kann, erscheint um so deutlicher, wenn wir zwei andere Momente in Betracht ziehen. Das eine davon ist die Tatsache, daß Bosnien keine im Lande gelegene und alle Teile des Landes verbindende natürliche Verkehrslinie besitzt, daher auch kein natürliches Zentrum, von dem aus ein volkswirtschaftlicher und rechtlicher Einfluß radial das ganze Land durchströmen könnte; alle Wege führen eben zur Save nach Kroatien und gehen parallel, ohne sich in einem Mittelpunkte zu kreuzen. Das zweite Moment ist die Lage Bosniens im Verhältnisse zu seinen anderen Nachbarländern.

Gegen Osten bildet zwar ein Fluß die Grenze und scheidet Bosnien von Serbien. Aber dieser Fluß, die Drina, ermangelt der Bedingungen, welche ihn zum Mittel der Vereinigung machen könnten. Denn er sendet nach Serbien keine wegsamen Seitentäler aus, ist beiderseits von Gebirgen begleitet und zwischen diesen eng eingeschlossen, so daß er keine Talebene besitzt. Die Drina ist daher keine Attraktionslinie für ihre Ufergebiete, sondern ein Verkehrshindernis und daher eine natürliche Grenze in unserem Sinne.

Nach Südosten kann Bosnien weder volkswirtschaftlich noch politisch gravitieren, sondern ist in dieser Richtung von der Natur abgeschlossen. Dazu kommt, daß Bosniens Produkte keine derartigen sind, daß sie einen Austausch gegen jene seiner östlichen und südöstlichen Nachbarländer suchen würden. Selbst nach Überwindung

der technischen Schwierigkeiten dieser Richtungen bliebe Bosnien nur ein Durchzugsgebiet für den Fernverkehr und daher wirtschaftlich von Ost und Südost her unbeeinflußt.

Gegen Westen grenzt Bosnien in seinem nördlichen Teile an Kroatien, so daß es von diesem teilweise umschlossen wird, was gewiß nur verstärkend auf die von uns behauptete Zugehörigkeit Bosniens zu Kroatien wirkt.

Bedeutsamer ist das Grenzverhältnis zwischen Bosnien einerseits und Dalmatien und der Herzegowina anderseits, also gegen Südwesten.

Dalmatien in seiner jetzigen Gestalt umfaßt das Flußgebiet aller an seiner Küste ins Meer mündenden Wasserläufe mit alleiniger Ausnahme der Narenta, von welcher nur die Mündung zu Dalmatien gehört, während ihr ganzes Flußgebiet außerhalb dieses Landes liegt und als Herzegowina dem bosnischen Verwaltungsgebiete angehört. Südlich von der Narenta ist Dalmatien nur mehr der seewärts gelegene Abhang der (herzegowinischen und montenegrinischen) Randgebirge des Narentagebietes, die Südspitze Dalmatiens sogar nur der seeseitige Abhang der Randgebirge des (montenegrinischen und albanesischen) Flußgebietes des vom Skutarisee gebildeten Beckens. Vom Verhältnisse zu Montenegro aber erst später. Man könnte also sagen, daß Dalmatien in seinem nördlichen Teile an den dinarischen Alpen eine natürliche Grenze gegen Bosnien besitzt, daß dagegen die Abtrennung des Narentagebietes, also der Herzegowina, eine naturwidrige sei und daß vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus letzteres Land zu Dalmatien gehören sollte. Das wäre richtig, wenn Dalmatiens Beschaffenheit eine solche wäre, daß es, ähnlich wie Kroatien gegenüber Bosnien, eine aus seiner Lage und wirtschaftlichen Überlegenheit hervorgehende Attraktionskraft auf sein Hinterland auszuüben geeignet wäre. Dem ist aber nicht so; Dalmatien ist vielmehr umgekehrt gänzlich auf solche Hilfsmittel angewiesen, die außerhalb seiner selbst liegen, es ist daher nicht geeignet, sich fremdes Land zu assimilieren. Dies geht aus folgenden Tatsachen hervor.

Dalmatien entbehrt zunächst eines solchen Landstriches, der aus seiner eigenen Beschaffenheit zu einem das Nachbarland überflügelnden und dieses daher beeinflussenden höheren Wohlstande gelangen könnte. Sein Binnenland, ohnedies nur ein schmaler Streifen zwischen Bosnien-Herzegowina und der Seeküste, kommt daher nur als Durchzugsgebiet für den Verkehr zwischen beiden in Betracht und hat diesem dienstbar zu sein. Die ganze Seeküste aber und schon gar die Inseln sind, insoweit die Hinterländer in Betracht kommen, einflußlos, wie ja auch die jahrhundertelange fremdländische Herrschaft über den Küstenstrich keine über diesen hinausgehende Wirkung geäußert hat. Die Volkswirtschaft der Küste sucht ihren Erwerb nur auf dem Meere, ohne dem Binnenlande von ihrer Eigenart ökonomischer oder rechtlicher Natur etwas mitzuteilen, weil die Verhältnisse der Schiffahrt auf jene des Festlandes keine Anwendung finden können. Eher umgekehrt sind die Hafenplätze und ihre festländischen Zugangswege von den Produktions- und Verkehrsverhältnissen des ganzen rückliegenden Festlandes abhängig, dem sie als Umschlagplätze, beziehungsweise Zuleitungen dienen. So kann man also wohl sagen, daß Dalmatien weniger den Zugang vom Meere zu Bosnien-Herzegowina beherrscht, als es auf den Verkehr aus diesen Ländern angewiesen ist, um seine Eigenart als Küstenland entwickeln und zur Blüte bringen zu können. Wir sind gewohnt,

Dalmatien nur vom Gesichtspunkte seiner Wichtigkeit für den Seehandel und die Marine der Monarchie zu beurteilen und betrachten politisch und militärisch die Okkupationsländer als das Hinterland Dalmatiens, als eine Ergänzung desselben. Das ist ja ganz richtig. Volkswirtschaftlich aber ist umgekehrt Dalmatien ein Zugehör zu Bosnien-Herzegowina, so wie Fiume und die Likka ein Zugehör zu Kroatien sind, ja noch mehr als diese, weil trotz der dinarischen Alpen die Verbindung Bosniens mit der Küste technisch weniger schwierig ist als jene von Kroatien nach Fiume oder Bukkari, von den Häfen am Canale della Morlacca gar nicht zu reden.

Ist also Dalmatien volkswirtschaftlich ein Zugehör zu Bosnien-Herzegowina und steht letzterer Länderkomplex unter der natürlichen Anziehungskraft Kroatiens, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß die Vereinigung aller drei Länder zu einem einheitlichen Gesetzgebungsgebiete ein natürliches, daher zweckmäßiges und dauerndes staatsrechtliches Gebilde ergeben würde. Ist ja doch in unseren Tagen mehr als je die Volkswirtschaft der wichtigste Ausgangspunkt aller politischen Aktionen.

Ist nun, um unsere Theorie weiter anzuwenden, in den Verhältnissen des ganzen Gebietes Kroatien-Dalmatien-Bosnien irgend etwas vorhanden, was einen Ausnahmsfall begründen und der legislativen und administrativen Vereinigung dieses Gebietes unüberbrückbare Hindernisse in den Weg stellen würde, trotzdem sie volkswirtschaftlich wohlbegründet erscheint? Würde diese Vereinigung bewirken, daß unausgeglichene Gegensätze aufeinanderstoßen? Solche könnten auf wirtschaftlichem, auf nationalem und auf konfessionellem Gebiete auftreten.

Wirtschaftlich käme vor allem das Separatinteresse der dalmatinischen Küste in Frage, die gründliche Verschiedenheit der Interessen des Seewesens von allen anderen wirtschaftlichen Interessen. Aber diese Verschiedenheit bedeutet noch lange nicht einen Gegensatz, im Gegenteil dient ja das Seewesen allen Interessen des Binnenlandes und ist nur technisch nach anderen Grundsätzen zu beurteilen. Außerdem liegt der wichtigste Teil des Seewesens, die Seeschiffahrt, im eminenten Interesse nicht nur der unmittelbaren Hinterländer, sondern der ganzen Monarchie und muß daher immer zu den mindestens „nach gemeinsamen Grundsätzen" zu regelnden Angelegenheiten des ganzen Reiches gehören. Die sonstigen wirtschaftlichen Verschiedenheiten wären kaum größer als in anderen autonomen Ländern und könnten der Sorge lokaler Autonomien übertragen werden, insoweit nicht schon eine vernünftige Wahlkreiseinteilung ihnen genügende Vertretung verschaffen würde.

Ethnographisch wäre die ganze Bevölkerung mit Ausnahme von geringfügigen fremdvölklichen Einsprengungen einheitlich und nur die Konfession bringt Gegensätze in diese nationale Einheitlichkeit. Aber diese Gegensätze sind schon jetzt in jedem einzelnen der in Betracht kommenden Länder vorhanden und würden durch deren Vereinigung nicht verstärkt, geschweige denn neu hervorgerufen werden. Man kann daher nicht sagen, daß der volkswirtschaftlich wohlbegründeten Vereinigung der drei Länder irgend ein ethnographisches oder konfessionelles Hindernis entgegenstände. Es wäre also gewiß vernünftig, daraus die Konsequenzen zu ziehen und die Vereinigung in die Wege zu leiten, schon deswegen, weil jede andere Lösung entweder nur als ein Provisorium möglich — so die vorläufige Administration der Okkupationsländer

als autonomes Reichsland* — und daher schädlich wäre oder ein einer unzeitgemäß gewordenen Doktrin zuliebe konstruiertes Monstrum ergäbe, wie zum Beispiel die Unterstellung unter Ungarn. In letzterem Falle käme, nebenbei gesagt, Bosnien-Herzegowina, statt in die Vereinigung mit Kroatien-Dalmatien als gleichberechtigter Dritter einzutreten, Ungarn gegenüber in die Stellung einer Provinz oder Kolonie, etwa wie Indien gegenüber England, oder bestenfalls in eine ähnliche staatsrechtlich angeblich selbständige, wirtschaftlich aber völlig unterworfene Lage, wie die ist, in welcher seit 1868 Kroatien sich zu Ungarn befindet. Es ist übrigens gar nicht einzusehen, auf welche nur halbwegs rationelle Weise die Einfügung Bosniens in die eine oder die andere der beiden Reichshälften anders als unter Anschluß an das beide Reichshäften von Bosnien trennende Kroatien erfolgen könnte.

Die politischen Folgen davon, daß die Vereinigung der drei Länder ein neues Königreich Kroatien-Dalmatien-Bosnien mit über 106.000 km² und 5 Millionen konnationaler Einwohner entstehen lassen würde, das, eine natürliche volkswirtschaftliche Einheit bildend und die Bedingungen zu hoher Blüte in sich tragend, die ungarische Oberhoheit und Ausbeutung nicht auf die Dauer ertragen würde, gehören nicht in den Rahmen dieser Studie. Ich möchte nur bemerken, daß die wirtschaftliche und nationale Befriedigung eines durch seine Lage auf eine dauernde Vereinigung mit der Monarchie angewiesenen Volkes, diesem nur neues Interesse an der Existenz und Kraft dieser Monarchie zu geben geeignet sein könnte. Auch über die Aussichten auf eine wirkliche Durchführung möchte ich lieber nicht sprechen. So lange in Ungarn die künstliche Herrschaft der jetzigen Mehrheit zum Schaden von Dynastie und Reich geduldet wird und so lange unsere Reichshälfte nicht zum ebenbürtigen Gegner Ungarns werden kann, weil unsere nationalen Parteien zu einem Teile aus kurzsichtigen Kirchturmpolitikern oder selbstsüchtigen Berufspolitikern bestehen, welche den nationalen Hader immer neu entfachen, von dem allein sie leben, zum anderen Teile aber die Tatkraft zur Emanzipation von dieser Hetze nicht haben, so lange wird an eine Reichspolitik nicht zu denken sein.

Aber eine andere Betrachtung liegt meinem Thema näher und diese möchte ich kurz ausführen, so optimistisch und utopistisch sie auch erscheinen mag. Ich meine die Anwendung des Gesetzes der natürlichen Grenzen auf die zwei Nachbarländer Serbien und Montenegro. Das erstere ist geographisch in einer Bosnien vollkommen analogen Lage; wie dieses zur kroatischen Saveebene, so gravitiert Serbien, volkswirtschaftlich sich absolut nicht genügend, ausschließlich zur Donau-Savelinie. Montenegro aber, das im Norden zur Drina und daher mittelbar dorthin gravitiert, wo Bosniens natürlicher Anschluß ist, an seiner Südwestgrenze aber nur als das Hinterland des Golfes von Cattaro anzusehen ist, hat eine volkswirtschaftlich unhaltbare Lage, weil es sich selbst noch weniger genügen kann als Serbien und dies immer stärker fühlen wird, je mehr seine Bewohner von ihrer Abgeschlossenheit und Genügsankeit zu höherer Kultur und damit zu höheren Bedürfnissen übergehen werden. Ob nicht die ganze großserbische Bewegung, der schon traditionell revolutionäre Zustand Serbiens und die Unhaltbarkeit seiner Dynastien, manche Be-

* Die verfassungstechnische Unmöglichkeit eines solchen Provisoriums wurde von Dr. Rudolf Gindtner in Heft 4 des vorliegenden Bandes der „Österreichischen Rundschau" schlagend nachgewiesen.

wegungen in Montenegro und die verflossenen Anschläge Serbiens auf das montenegrinische Fürstenhaus auf ein in beiden Ländern unklar, aber wohlbegründet herrschendes Gefühl der Unnatürlichkeit ihrer staatlichen Existenz zurückzuführen sind? Als König Milan abdankte, sollen manche serbische Kaufleute andächtig um eine österreichisch-ungarische Okkupation gebetet haben.

Die großserbische Bewegung entstand eben dadurch, daß das dunkle Gefühl der Unhaltbarkeit der staatlichen Gestalt Serbiens und Montenegros teils durch erklärlichen, wenn auch hoffnungslosen Patriotismus, teils durch die inneren und äußeren Feinde der Monarchie in falsche Bahnen gelenkt wurde. Wenn die geographische Lage und Beschaffenheit zweier Staaten den einen derselben vom anderen wirtschaftlich so abhängig macht, wie Serbien von unserer Monarchie, so sind die politischen Folgen davon nur eine Frage der historischen Entwicklung. Diese letztere könnte von Seite Serbiens und Montenegros eine ungeahnte Beschleunigung erfahren, wenn auch in diametral entgegengesetzter Absicht, wenn diese Staaten ihrem Kriegsgeschrei die Tat folgen lassen sollten. Österreich-Ungarn selbst aber ist an dieser Beschleunigung viel weniger interessiert und wird daher den Anstoß zu derselben gewiß nicht von sich ausgehen lassen.

Macht- und Flottenpolitik.

Von Leopold Freiherrn v. Chlumecky.

Der Österreichische Flottenverein hat dem Parlamente eine Petition überreicht: rasche Maßnahmen zur Ausgestaltung unserer Kriegsflotte werden dringendst gefordert. Der Augenblick für diesen Vorstoß war glücklich gewählt und den Vorwurf der Säumigkeit kann der Verein dadurch entkräften, daß jede derartige Aktion noch bis vor kurzem allzu geringe Chancen des Gelingens bot. Mitleidiges Achselzucken fertigte Jene ab, welche auf die bedauerliche Schwäche unserer Position in der Adria hinwiesen. Man klammerte sich gern an das Schlagwort des Küstenschutzes und der Defensivstellung. Eine bequeme Form, besonders beliebt bei jenen, welche nur über die Schwierigkeiten des Alltags hinweggleiten wollen und die Folgen der von ihnen begangenen Unterlassungssünden leichten Herzens ihren Nachfolgern zu tragen überlassen.

Man sonnte sich im Glanze von Lissa, vertröstete sich mit den Traditionen unserer Kriegsmarine. Als ob die Tradition allein auch alles vermöchte, als wäre sie eine Panacee gegen feindliche Übermacht, ein billiger Ersatz für Panzer und Kanonen. Wohl wird stets der Lorbeer vergangener Tage als mächtiger Ansporn dienen; er kann aber doch nur bis zu einer gewissen Grenze die Nachteile der numerischen Schwäche aufwiegen. Ebenso wie die unleugbare, fast einzig dastehende Tüchtigkeit des Offizierskorps und der Mannschaft unserer Flotte schließlich doch nur einen aussichtslosen Kampf gegen das erdrückende Übergewicht einer fremden Kriegsflotte zu führen vermöchte. Was hätte man aus dem prächtigen Menschenmaterial, das uns Dalmatien und Kroatien bieten und um welches uns andere große Mächte beneiden, für unsere Kriegsmarine nicht alles machen können . . Es blieb ungenützt. Ungenützt wie die herrlichen Gegenden unseres Vaterlandes, wie

die rauschenden Wässer unserer Gebirge, wie so viele schlummernde Kräfte unserer Heimat. Nur eine Miniaturflotte wurde erhalten, gerade groß genug, um an ihr zu ersehen, wie unverzeihlich es ist, nur so karge Mittel ihrem Gedeihen und ihrer Ausgestaltung zu widmen. Im vertrauten Kreise hat Kaiser Wilhelm seiner Bewunderung über die Tüchtigkeit und Disziplin, über die glänzende Schulung und relativ unübertreffliche Leistungsfähigkeit unserer Kriegsmarine, ebenso aber auch seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben, daß man ein so herrliches Instrument nicht besser zu pflegen, nicht stärker auszugestalten wisse. Unser Flottenprogramm war ein solches, als könnte es niemals eine Trübung des internationalen Himmels geben, als wäre unsere Stellung in der Adria unangefochten und unanfechtbar, und als wäre uns allen die Binsenwahrheit fremd, daß die Wahrung des wirtschaftlichen Interesses im überseeischen Auslande und in der Levante nur durch machtvolles Auftreten zur See erfolgen könne. Unsere Flottenpolitik stand im innigen Konnex mit jener des Ballplatzes, die ein Jahrzehnt ihren ganzen Ehrgeiz darin suchte, allen Verwicklungen durch stetes Nachgeben aus dem Wege zu gehen. Eine Zeitlang war es tatsächlich möglich, allen großen Fragen auszuweichen, durch immerwährend erneute Opfer die Ruhe zu erkaufen. Wer niemals für sich etwas fordert, wer stets bereit ist, die Ruhe des Augenblicks durch einen Verzicht auf die Zukunft zu bezahlen, wer nie sein Interesse kraftvoll wahrt, der kommt gewiß nur schwer in einen Konflikt mit seinen Nachbarn. So wie jener nicht leicht in den Ruf eines Prozeßsüchtigen gelangt, der sich mit stoischer Ruhe von allen übervorteilen läßt.

Man konnte aber mit apodiktischer Gewißheit voraussetzen, daß eines Tages der Zusammenbruch dieser in ihrer Inhalts- und Ziellosigkeit so verderblichen Politik kommen müsse, und da wir es unterlassen haben, den Zeitpunkt zum Handeln selbst zu wählen, da wir den günstigen Augenblick versäumt und die uns vorteilhafte Interessenkonjunktur nicht genutzt, darf es uns nicht wundernehmen, wenn die Ereignisse uns just in einem recht fatalen Augenblick zum Eingreifen zwingen. Darob den gegenwärtigen Leiter der auswärtigen Politik anzugreifen, hieße den Erben für die Schulden des Erblassers zur Verantwortung ziehen. Längeres Zögern wäre dem Verzichte auf Bosnien und die Herzegowina gleichgekommen, darum mußten wir handeln, trotz unseres inneren Widerstrebens, trotz des Bewußtseins, daß die geringe Stärke unserer Kriegsflotte große und kleine Gegner zum Widerstande ermutigen könnte. Ohne aktive äußere Politik kann ein so großes Gemeinwesen wie Österreich-Ungarn auf die Dauer nicht bestehen. Die Aktivität nach außen bedarf aber eines kräftigen Rückhaltes an Heer und Flotte. Gewöhnlicher Laienverstand war es, der mir vor $2^1/_2$ Jahren, als ich des Jahrestages der Schlacht von Lissa gedachte, folgende Worte in die Feder diktierte:

„Die natürliche Konsequenz der Schlacht von Lissa und der neuen politischen Gestaltung wäre eine mächtige Ausgestaltung unserer Seestreitkräfte gewesen. Aus dem deutschen Bunde für alle Zeiten ausgeschlossen, der Einigung Italiens gegenüberstehend, war Österreich mit zwingender Gewalt auf den Weg nach Südosten, nach Salonichi gewiesen. Nur so konnte seine Weltstellung bewahrt, nur so eine gesunde politische und wirtschaftliche Expansion gefunden werden. Die auswärtige Politik hat unter Andrassy diesem Axiom volle Rechnung getragen, später — wenn

auch zögernd und zagend, ängstlich und schwankend — so doch wenigstens im Prinzip an dieser Richtung festgehalten.

Doch auch hier fehlte der einheitliche Plan.

Eine Orientpolitik ohne mächtige Entwicklung der Kriegsmarine gleicht dem Liebeswerben eines Entmannten: wir mußten uns stets davor fürchten, daß der Augenblick kommen könnte, unser platonisches Streben in eine Tat umsetzen zu müssen, zu der wir uns doch nicht unter allen Umständen die erforderliche Kraft zutrauten. Auch die politischen Verhältnisse in der Adria, die Notwendigkeit machtvollen Auftretens im Auslande zum Schutze und zur Erweiterung überseeischer Handelsbeziehungen, schließlich auch Rücksichten auf das Vorgehen anderer Staaten hätten eine erhöhte Fürsorge und namhafte materielle Opfer für unsere Machtstellung zur See gebieterisch erheischt. Nur in höchst unzureichendem Maße wurde diesen Anforderungen Rechnung getragen. Mit Tegetthoffs Eskadre verglichen, ist unsere heutige Flotte freilich eine gar mächtige Waffe. Solche Hinweise haben aber wenig Wert — sie sind nicht viel anderes als bewußte oder unbewußte Selbsttäuschung. Nur der Vergleich mit dem, was andere Mächte geleistet, gibt ein richtiges Bild. Und bei Anwendung dieses Maßstabes wird sich das, was uns sonst als Fortschritt erschiene, leider bald als Rückschritt darstellen. Italien war uns im Jahre 1866 zur See zweifach überlegen, heute weist seine Flotte eine dreimal so große Gefechtsstärke als die der Monarchie auf.

Schritt für Schritt rückte Österreich in der vergleichenden Liste der Kriegsflotten zurück, um schließlich als quantité négligeable aus diesen Zusammenstellungen zu verschwinden. Die sorgsame Sparsamkeit auf allen und so auch auf diesem Gebiete hatte wohl die erfreuliche Folge des Verschwindens des chronischen Defizits in unserem Staatshaushalte. Welches Defizit aber an volkswirtschaftlicher Kraft, an politischer und wirtschaftlicher Machtfülle dieses oft schlecht angewendete Sparsystem in seinem Gefolge hat — darüber gibt man sich nur selten volle Rechenschaft. Kriegs- und Handelsmarine und unsere gesamten überseeischen kommerziellen Beziehungen haben dies nur allzu oft schwer empfunden"*.

Heute fühlen wir es bereits bis in die kleinsten Verästelungen unseres Wirtschaftslebens, was es bedeutet, wenn ein Staat die Entwicklung seiner Seewehr in so weitgehendem Maße vernachlässigt. Niemals wäre die Annexion auf so weitgehenden Widerspruch und derartig heftige Gegnerschaft gestoßen. Niemals hätten Serbien und Montenegro eine derartig waghalsige Politik ersonnen und wären in derselben so kräftig von anderen Mächten unterstützt worden, wenn wir — mehr gefürchtet wären. Und niemals wäre die Boykottbewegung in der Türkei zu so ungeahnten Dimensionen herangewachsen, wenn wir über eine mächtige Kriegsflotte verfügen würden, jederzeit mit imponierender Übermacht in der Levante erscheinen und uns Achtung und Entgegenkommen erzwingen könnten. Wenn heute der Levantehandel still steht, wenn schon so manche Industrie sich zu Betriebseinschränkungen genötigt sieht, so ist dies auch die Folge unserer schwächlichen Schiffahrtspolitik. In Nordböhmen wird der Arbeiter feiern, weil wir es nicht verstanden haben uns im Süden eine machtgebietende Position zu schaffen und noch mehr: weit eher als durch mühevolle Diplomatenarbeit wäre der Friede ge-

* „Neue Freie Presse", 19. Juli 1906.

sichert, wenn wir unsere Flotte zu einer in Europa gefürchteten Waffe gestaltet hätten. Ungezählte Millionen gehen heute verloren und werden für uns dauernd in aller Zukunft verloren sein, weil wir am unrichtigen Orte gespart und geknausert haben. Dies muß heute selbst Ungarn empfinden, das noch mehr als wir an einer kräftigen Balkanpolitik interessiert ist und heute mit uns an den Folgen seiner gegen den Ausbau unserer Kriegsmarine gerichteten Opposition zu tragen hat. Aus dem schweren Schaden, den sie heute erleiden, sollten Österreichs und Ungarns Völker für eine fernere Zukunft die Lehre ziehen. Der Ruf nach kräftigerer Ausgestaltung unserer Kriegsmarine wird nicht mehr verstummen. Er wird in dem Maße lauter erschallen, als die bösen Folgen unseres Versäumnisses der Allgemeinheit zum Bewußtsein gelangen werden und bald noch deutlicher empfunden werden dürften. Auch wir Österreicher müssen schließlich zur Überzeugung gelangen, daß eine — wenn auch in geringen Grenzen sich bewegende — Machtpolitik für das Gedeihen unseres Staates unabweislich ist. Als deren unerläßliche Voraussetzung bedarf es aber eines etwas weiter blickenden Flottenprogrammes. Wirtschaftliche Machtpolitik und kraftvolle Flottenpolitik sind unzertrennlich miteinander verbunden. Zu ersterer aber werden wir erst dann mit vollem Erfolg schreiten können, wenn wir die Voraussetzung für die letztere geschaffen haben.

Zur Frage der administrativen Zweiteilung Böhmens.

Von Dr. Josef Turnwald.

Seit der Taaffe-Stremayrschen Sprachenverordnung vom 10. April 1880 sind die nationalen Kämpfe in Böhmen auf der Tagesordnung geblieben, haben in letzter Zeit eine ungeahnte Verschärfung erfahren.

Durch diese in ihrer Verfassungsmäßigkeit von den Deutschen bestrittene, von einzelnen Gerichtshöfen und Gerichten Böhmens und selbst vom Obersten Gerichtshof in den ersten Jahren ihres Bestehens ignorierte Sprachenverordnung wurde die Zweisprachigkeit bei Gerichten und Behörden zur Norm erhoben, und dadurch für die von den Tschechen angestrebte Utraquisierung des deutschen Gebietes die Grundlage geschaffen. Dieser Verordnung haben die Deutschen äußersten Widerstand entgegengesetzt; unzählig waren die Protestkundgebungen, welche in den achtziger Jahren von deutschen Städten, Gemeinden und politischen Vereinen gegen diese Ministerialverordnung erlassen wurden.

Die durch diese Verordnung sich entwickelnden Zustände, insbesondere aber auch die gänzliche Verdrängung des deutschen Elements aus der Landesverwaltung hat der Überzeugung Bahn gebrochen, daß nur durch eine vollständige Trennung der politischen und Justizverwaltung in Böhmen der fortschreitenden Tschechisierung Schranken gesetzt werden können.

Gleichwie die Trennung der Technik und Universität in Prag sich als einzige mögliche Lösung der stetigen Differenzen und Reibungen zwischen den Studierenden beider Nationen ergeben hat, so wird man auch die Trennung aller Verwaltungszweige in Böhmen nach nationalen Abgrenzungen als das einzige Mittel

ernstlich ins Auge fassen müssen, um jeder Nation den Vorwand zur Klage über Unrecht und Vergewaltigung seitens der anderen Nation zu benehmen.

Diese Verwaltungsreform soll zwei Ziele verwirklichen helfen, einmal Gewähr dafür bieten, daß die Deutschen in ihrer nationalen Entwicklung nicht durch fremden Einfluß gehindert und gehemmt werden, wozu in erster Linie der auf dem natürlichen Rechte jedes Volkes sich gründende Anspruch gehört, daß die gesamte staatliche Verwaltung für das deutsche Gebiet Böhmens in die Hand von Beamten unseres Volkes gelegt werde, daß wir als Richter, Verwaltungsbeamte, Angehörige jener Nation, mit welcher wir jetzt in politische Fehde befangen sind, durchwegs ausgeschlossen wissen wollen; unter diese Forderung ist aber auch weiter zu rechnen, daß unser Schulwesen vollständig unabhängig gestellt werde, daß wir nicht der permanenten Gefahr ausgesetzt sind, in unseren Städten tschechische Schulen errichten und erhalten zu müssen, welche nicht den wirklichen Bedürfnissen, sondern nur der Agitation tschechischer Ultras ihr Dasein verdanken; dahin gehört weiter die Forderung, daß auch die Diözesen mit der Zeit eine dem zu bildenden deutschen Gebiete entsprechende Abgrenzung erfahren, damit die deutschen Gemeinden von Seelsorgern verschont bleiben, welche der deutschen Sprache nur wenig kundig, kein Herz für die ihrer Obhut anvertrauten Gemeinden haben, und wegen ihres verderblichen Wirkens als „Hetzkapläne" drastisch, aber zutreffend charakterisiert werden.

Diese Verwaltungsreform in Verbindung mit einer geänderten Landesordnung (Kuriatsystem) soll endlich, und das ist deren anderes Ziel, beide Volksstämme Böhmens in politischer Beziehung scheiden und nur jene Berührungspunkte aufrecht erhalten, welche durch die Gemeinsamkeit der Landesverwaltung unbedingt geboten erscheinen.

Von diesen Voraussetzungen geleitet, hatte ich es unternommen, in einer im Jahre 1884 unter dem Titel „Administrative Teilung Böhmens und das Kuriatvotum am Landtage", veröffentlichten Flugschrift Vorschläge zur Durchführung dieser Verwaltungsreform zu erstatten:

Die Grundzüge der letzteren sind in Kürze folgende:

Zunächst würde die bisher (bis zum Jahre 1880) angenommene Teilung des Landes in deutsche, tschechische und gemischte Bezirke beizubehalten und auf gesetzlichem Wege festzusetzen sein. Die Feststellung der rein deutschen und rein tschechischen Bezirke wird unter Zugrundelegung der bisherigen Landes- und Schul- und Wahlbezirkseinteilung an der Hand des statistischen Materials leicht erfolgen können. Schwieriger zu lösen wird die Frage sein, welche Bezirke als gemischtsprachige erklärt werden sollen. Als Kriterium würde diesfalls zu gelten haben, jene Bezirke als „gemischt" zu erklären, in welchen neben der Mehrzahl der Bevölkerung der einen Nationalität auch starke Minoritäten der einheimischen seßhaften Bevölkerung der anderen Nationalität (mit Berücksichtigung der Steuerleistungen) vertreten sind. Nicht maßgebend wäre hierbei die fluktuierende Bevölkerung.

Für die der Amts- oder Gerichtssprache, das ist jene Sprache, die im Verkehre mit dem Publikum und für die Geschäftssprache, das ist jene, welche im inneren Verkehre von den Behörden zu gebrauchen ist, müßte der Grundsatz aufgestellt werden, daß bei den Behörden des deutschen Gebietes die deutsche Sprache Amts- und Geschäftssprache zu bilden habe, daß aber auch das gleiche

Recht hinsichtlich der Behörden des tschechischen Gebietes der tschechischen Sprache gewährt sein solle. Die Gerichte und Behörden im deutschen Gebiete werden im Verkehre mit den Parteien sich ausschließlich der deutschen Sprache zu bedienen haben; alle Eingaben und Erledigungen, alle Verhandlungen, alle Kundmachungen müßten in derselben Sprache erfolgen, der gegenwärtig bestehende Utraquismus hätte absolut aufzuhören, so daß in diesem Gebiete ein den Verhältnissen Innerösterreichs entsprechender Zustand geschaffen würde. Auch die interne Geschäftssprache aller dieser Behörden untereinander und mit den übrigen Behörden Böhmens und Österreichs soll ausschließlich die deutsche sein. In gleicher Weise würde die Geschäftsführung bei den Behörden im tschechischen Gebiete Böhmens sowohl in betreff der Amtssprache als der internen Geschäftssprache nur in tschechischer Sprache erfolgen.

Hinsichtlich der gemischten Bezirke wäre der utraquistische Zustand aufrechtzuhalten; bei allen Behörden dieses Gebietes müßten Eingaben in beiden Landessprachen angenommen und erledigt, alle Verhandlungen nach Maßgabe der Sprache der Parteien deutsch oder tschechisch geführt, alle Kundmachungen doppelsprachig erlassen werden.

Daß in Konsequenz des Bestandes der deutschen Staatssprache mindestens sämtliche Oberbehörden des tschechischen Verwaltungsgebietes mit den Zentralstellen des Reiches in deutscher Sprache zu verkehren hätten, muß als selbstverständlich vorausgesetzt werden.

In der zweiten Instanz soll eine vollständige Trennung des Oberlandesgerichtes nebst Hilfsämtern in ein deutsches und ein tschechisches, beide mit dem Sitze in Prag, durchgeführt werden. Das gleiche hätte hinsichtlich der Oberstaatsanwaltschaft zu erfolgen.

In der politischen Verwaltung werden nach Einteilung der Bezirkshauptmannschaften hinsichtlich der Amts- und Geschäftssprache in das deutsche und tschechische Gebiet die für die Justizverwaltung vorgeschlagenen Modalitäten zur analogen Anwendung zu gelangen haben.

Bei der Statthalterei, als der zweiten Instanz, erscheint wegen der unteilbaren Vertretung der Regierung im Landtage eine vollständige Trennung gleich jener des Oberlandesgerichtes nicht zulässig, dagegen wären unter dem gemeinsamen Statthalter zwei selbständige Abteilungen unter je einem Vizepräsidenten mit der entsprechenden Zahl von Räten und Hilfsbeamten zu bilden: Die Geschäftsagenden, die Personalverhältnisse wären nach Analogie der bei der Justizverwaltung aufgestellten Grundsätze mit der Abänderung zu regeln, daß der bisherige gemeinschaftliche Beamtenstatus beibehalten würde, daß jedoch alle Besetzungsvorschläge, Disziplinarangelegenheiten, von der entsprechenden deutschen oder tschechischen Abteilung, unter Vorsitz des Statthalters, unabhängig von der anderen Abteilung besorgt würden.

Eine gänzliche Trennung des Beamtenkörpers und der Leitung hätte einzutreten bei der Finanzverwaltung; es wären zwei selbständige Finanz-Landesdirektionen zu errichten: für das deutsche Gebiet einerseits, für das tschechische Gebiet, Prag und die gemischten Bezirke inbegriffen anderseits. Die Durchführung dieser Teilung kann in den unteren Instanzen keinen Schwierigkeiten unterliegen, weil die Sprengel der

Steuerämter räumlich mit den Gerichtsbezirken zusammenfallen. Die Sprengel der Finanz-Bezirksdirektionen Budweis, Chrudim, Czaslau, Eger, Leitmeritz, Pilsen, Pisek, Prag, Saaz und Tabor lassen sich, weil außer aller Verbindung mit den Bezirken stehend, leicht in das deutsche oder tschechische Verwaltungsgebiet einfügen, weil bei diesen Behörden eine Amtstätigkeit außer dem Sitze derselben nur durch exmittierte Beamte geübt wird.

Endlich vollständig zu trennen wäre die Post- und Telegraphen-, sowie die Eisenbahnverwaltung mit selbständigen Direktionen in Prag für das deutsche und tschechische Verwaltungsgebiet. Bezüglich der Amts- und Geschäftssprache, Konkretalstatusbeamten usw. hätten bei der Finanz- und Postverwaltung die für die Gerichte aufgestellten Grundsätze in Anwendung zu kommen.

Bei den Bergbehörden, welche für ganz Zisleithanien einen Beamtenkörper bilden, daher nichtutraquistisch organisiert sind, und endlich bei der Finanzprokuratur, welche nur in Prag ihren Sitz hat und sich den bei Gerichten und Behörden hinsichtlich der Sprache geltenden Bestimmungen zu unterwerfen hat, wäre ein Änderung nicht in Vorschlag zu bringen.

Ferner hätte eine vollständige Trennung bei den Advokatenkammern für die deutschen Bezirke einerseits und für die tschechischen und gemischten Bezirke anderseits, endlich eine diesen Gebieten entsprechende Abgrenzung der Handelskammerbezirke stattzufinden.

Mit der Forderung einer Administrativreform dieser Art, welche ihrem Wesen nach als Behördenorganisation erscheint, daher die staatsrechtliche Stellung die Einheit des Landes Böhmen in keiner Weise berührt, steht in unmittelbarer, untrennbarer Verbindung die Frage wegen Einführung des Kuriatvotums im Landtage zum Schutze der jeweiligen Minderheit des Landtages in nationalen und staatsrechtlichen Angelegenheiten.

Die Gesamtbevölkerung Böhmens beträgt 5,527.000 Seelen; hiervon entfallen auf die deutsche Nationalität 2,054.000. Die Zahl der rein deutschen Bezirke Böhmens beträgt 72 mit einer Bevölkerung von 1,788.000 Seelen! Vergleichen wir damit einige andere Oberlandesgerichtssprengel Österreichs, so finden wir, daß jener in der Steiermark in 108 Bezirken 1,213.000, der in Tirol in 72 Bezirken 860.000, in Dalmatien in 34 Bezirken 500.000 und im Küstenlande (Triest) in 26 Bezirken 650.000 Einwohner zählt. Das in Böhmen zu bildende deutsche Verwaltungsgebiet wäre somit größer als jeder der genannten Oberlandesgerichtssprengel; es würde mindestens zweimal größer als das von Dalmatien, dreimal größer als jenes im Küstenlande sein.

Auch der gewesene deutsche Landsmannminister P r a d e hatte sich im Jahre 1901 der Mühe unterzogen, einen auf gleichen Grundsätzen beruhenden Entwurf für die administrative Reform in Böhmen auszuarbeiten.

Nach diesen Darlegungen ergibt sich wohl zur Genüge, daß diese Vorschläge nicht den Zweck verfolgten, staatsrechtliche Neubildungen zu schaffen, sondern nur dem selbstverständlichen Grundsatze zum Siege verhelfen sollen, d a ß j e d e s V o l k H e r r s e i n w i l l i n s e i n e m H a u s e, daß jedes Volk nur Richter und Beamte seines Stammes anzuerkennen vermag.

Durch die Ereignisse der letzten Zeit sind diese Vorschläge durch erweiterte

Forderungen der Deutschen weit überholt worden; diese Forderungen erstrecken sich auf Errichtung einer Provinz Deutschböhmen, somit also auch auf deren staatsrechtliche Selbständigkeit.

In dieser Richtung soll darauf hingewiesen werden, daß der am 9. Juli 1908 in Reichenberg abgehaltene Städtetag den Beschluß gefaßt hatte, sich grundsätzlich mit der Lösung der deutschböhmischen Frage durch Schaffung einer eigenen Provinz Deutschböhmen als eines der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder einverstanden zu erklären.

Ein vom Stadt- und Bezirksvertretertag gewählter zehngliedriger Ausschuß, welcher überdies noch durch Abgeordnete und Vertreter des deutschen Volksrates ergänzt werden soll, wurde beauftragt, den Entwurf der auf den Umfang und die Organisation der administrativen Zweiteilung bezüglichen Fragen auszuarbeiten.

Welche Schwierigkeiten übrigens der Erfüllung deutscher Forderungen entgegengesetzt werden, geht aus der einen geradezu beschämenden Tatsache hervor, daß es den Deutschen trotz mehr als zwanzigjährigen Bemühungen und trotz des Bestandes eines deutschen Landsmannministeriums nicht gelungen ist, die Errichtung des Kreisgerichtes in Trautenau durchzusetzen.

Im Hinblicke auf die Verhältnisse beider Volksstämme in Böhmen sind wohl nur zwei Arten von Politik möglich; erstens die Herstellung des dauernden Übergewichtes des einen Volksstammes über den anderen mit der Absicht der gänzlichen Verdrängung der anderen Landessprache; diesen Weg mit Erfolg einzuschlagen, muß nach der Lage der Dinge bei dem entwickelten Nationalgefühl und dem kulturellen Stande beider Völker wohl als ausgeschlossen gelten. Der zweite Weg ist jener der beiderseitigen Verständigung auf Grundlage der Autonomie der beiden Landesgebiete.

Im Lauf der letzten 20 Jahre sind nun unter Mitwirkung verschiedener Regierungen wiederholt Verständigungsversuche zwischen beiden Nationen angestrebt worden. Die ersten, und zwar unter dem Ministerium Taaffe im Jahre 1890 eingeleiteten Vergleichsverhandlungen, die sogenannten Wiener Punktationen hätten Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn nicht wie in dem bekannten Märchen vergessen worden wäre, die böse Fee einzuladen.

Man hatte nämlich unterlassen, die damals noch wenig einflußreiche Partei der Jungtschechen zu den Ausgleichsberatungen beizuziehen.

Bekanntlich wurden diese Wiener Punktationen sowie die alttschechische Partei durch die Jungtschechen zu Falle gebracht.

Von den Punktationen sind nur die Gesetze über die nationale Teilung des Landesschulrates und Landeskulturrates sowie die kümmerlichen Reste einer deutschen Abteilung beim Oberlandesgerichte in Prag übrig geblieben.

Erst unter dem Ministerium Koerber wurde die Ausgleichsaktion wieder aufgenommen.

Im Juni 1900 wurden vom Ministerpräsidenten Koerber dem Reichsrate zwei Gesetzentwürfe vorgelegt.

1. betreffend die Regelung der sprachlichen Verhältnisse bei den landesfürstlichen Behörden Böhmens unter gleichzeitiger Neueinteilung der Gerichtsbezirke und Bezirkshauptmannschaften in deutsche, tschechische und gemischte Bezirke,

2. betreffend die Errichtung von Kreisregierungen.

Da hierüber eine Einigung zwischen den deutschen und tschechischen Parteien nicht erzielt werden konnte, sind diese Entwürfe zur parlamentarischen Erledigung nicht gelangt.

Zwei Jahre später, und zwar anfangs Oktober 1902, versuchte Ministerpräsident Dr. v. Koerber sehr ausführlich ausgearbeitete Grundsätze über die Regelung des Sprachengebrauches bei den staatlichen Ämtern in Böhmen und Mähren mit den Führern beider Parteien zu vereinbaren; diese Grundsätze sollten bis zur gesetzlichen Regelung der Sprachenfrage in Geltung bleiben; auch dieser Versuch mußte als mißlungen aufgegeben werden.

Bekanntlich wurde auch vom Ministerium Beck die Einbringung eines Sprachengesetzes in sichere Aussicht gestellt; der Entwurf desselben ist aber für die Öffentlichkeit ein sorgsam behütetes Geheimnis geblieben. Gegenüber einer Politik, welche sich die Verwirklichung des böhmischen Staatsrechtes und damit die Vorherrschaft der Tschechen in Böhmen zum Ziele setzt, müssen die Deutschen in Böhmen zum Schutze ihres nationalen Besitzstandes an der Forderung einer selbständigen Verwaltung für das deutsche Gebiet unbedingt festhalten.

Die Kunst des Regierens.

Von Privatdozent Dr. Hermann Swoboda.

Die Politik hat von jeher für eine Kunst gegolten, weil sich keine Regeln aufstellen lassen, nach denen sie auch der Unberufene erlernen könnte. Und dabei wird es wohl auch bleiben. Denn erstens besteht keine Aussicht, daß die historischen Gesetze jemals die Exaktheit der physikalischen erreichen und zweitens äußern sich die historischen Gesetze an sehr verwickelten Tatbeständen, die nie anders als mit genialer Schaukraft zu erfassen sein werden. Man hat übrigens Unrecht, den Mangel an historischen Gesetzen so zu beklagen. Auch die Heilkunst ist trotz aller Fortschritte der Wissenschaft eine Kunst geblieben, weil die Kenntnis der Naturgesetze noch nicht die richtige Beurteilung eines konkreten Falles und zweckmäßige Verfügungen verbürgt; dazu gehört eben auch der gewisse, aufs Ganze gerichtete Blick, dem das Wesentliche, wenn es auch gerade das Unscheinbarste ist, nicht entgeht und den das Auffällige, wenn es nichts bedeutet, auch nicht beirrt. Es hat schon zu einer Zeit, da von medizinischer Wissenschaft kaum die Rede sein konnte, eine hochentwickelte Heilkunde gegeben, ein völlig planmäßiges, zielbewußtes Vorgehen dem Organismus gegenüber. Es geht daher nicht an, den kläglichen Stand der Staatskunst aus dem Mangel eines wissenschaftlichen Fundamentes herzuleiten, wie dies gerne geschieht.

Wenn die Politik so schlechte Erfolge aufzuweisen hat — wenigstens in dieser Gegenwart, die zum Nachdenken nicht so sehr anregt als aufreizt — so hat dies seinen Grund darin: Die Politik wird meistens nicht nur regellos, sondern auch prinzipienlos betrieben. Ich verstehe da unter Prinzipien die Grundsätze, welche sich aus der Natur des Gegenstandes, also z. B. des Organismus ergeben. Die Medizin ist wenigstens immer nach Prinzipien betrieben worden; gerade wann

und gerade wo es an Kenntnissen mangelte, entwickelte sich ein feines Gefühl für das grundsätzlich Notwendige, für das, was sich aus dem Wesen des Organismus als oberste Forderung ergibt. Ohne Nachgiebigkeit gegen diese Forderungen kann keine Maßnahme Erfolg haben. Ein Kurpfuscher, der sich von richtigen Prinzipien leiten läßt, hat mehr Erfolg als ein grundgelehrter Arzt, der mit seinen Maßnahmen die Autonomie des Organismus verletzt. Richtige Prinzipien sind für die Praxis weit wertvoller als eine detaillierte Gesetzeskenntnis. Die Geschichte der Heilkunde zeigt dies durchwegs.

Nach welchen Prinzipien aber — das ist die Frage, die ich hier zur Erörterung bringe — soll die Politik betrieben werden, wenn man sie schon nicht auf Naturgesetze gründen kann? Die Antwort ist: Nach denselben Prinzipien wie die Medizin, die es mit einem Organismus zu tun hat.

Politik und Medizin stimmen darin überein, daß sie einen Organismus zum Gegenstand haben, die Medizin einen anschaulichen, einheitlichen, die Politik einen unanschaulichen, vielgegliederten. Man braucht gar nicht der sogenannten organischen Staatsauffassung zu huldigen, welche für jeden Teil oder jede Funktion des Organismus ein Analogon im Staatsleben sucht, so viel steht fest: Die Verhältnisse, mit denen es der Staatsmann zu tun hat, haben eine ihnen eigentümliche Entwicklungstendenz; die Dinge haben ihren eigenen Willen. Wer es nicht glauben will, der versuche nur, etwas Beliebiges durchzusetzen und er wird sofort spüren, daß er kein totes Element vor sich hat, dem er jede beliebige Form geben kann, sondern etwas Lebendiges, das sich gegen jede ungemäße Behandlung energisch wehrt. Der jeweilige Zustand eines Volkes, das jeweilige Verhältnis zwischen Völkern schließt immer auch schon den künftigen Zustand und das künftige Verhältnis in sich; kein Mensch kann aufhalten, was mit innerer Naturnotwendigkeit kommen wird, kein Mensch kann auf die Dauer etwas anderes wollen, als was die Natur will. Unfähige können nicht verhindern, daß Großes geschieht und die Fähigsten werden zuschanden, wenn sie der Natur den Herrn zeigen wollen.

Danach ist im Prinzip völlig klar, wie sich der Staatsmann von Gottes Gnaden zu verhalten hat: er muß jedem eigenen Willen, vor allem aber dem Eigensinn und der Eitelkeit entsagen. Sein höchster Ehrgeiz muß sein, den Willen der Verhältnisse zu seinem eigenen zu machen. Die Fähigkeit, den Willen der Dinge intuitiv zu erfassen, macht den genialen Staatsmann aus. Er gleicht hierin ganz dem genialen Naturforscher, der auch, im Gegensatz zum Künstler, alles Subjektive völlig unterdrücken muß, der sich der Natur gegenüber rein passiv verhält, sich ihre Absichten suggerieren läßt, um willig auf sie einzugehen. Bismarck war sich über dieses Verhältnis sehr klar. Er war es, der von „gottgegebenen Realitäten" sprach; demgemäß ist auch sein Handeln zeitlebens von Frivolität vollkommen frei geblieben. Wenn er sich so gerne als Diener übergeordneter Gewalten bezeichnet, so tut er es in der richtigen Erkenntnis, daß man es als Mensch überhaupt nicht weiter als zum Intimus der Gottheit bringen könne, im Gegensatz zu jenen, die sich selbst als Gottheiten gebärden. Auch die Art, wie Bismarck zu seinen Entschlüssen gelangt, ist bezeichnend; er wartet geduldig und wenn's lange dauert, auch ungeduldig auf einen guten Einfall; er hat ebenso wie der schaffende Künstler das richtige Gefühl, daß er seine Einfälle nicht forcieren könne, sondern wie ein Gnadengeschenk ab-

warten müsse. So integrieren sich in ihm allmählich alle Umstände, auf die es ankommt, sein Geist konstruiert die Resultierende aller Komponenten voraus und diese Resultierende aller Gewalten weist ihm die Wegrichtung.

Bismarcks Erfolge, wie die aller bedeutenden Staatsmänner, erklären sich einfach daraus, daß er sich mit dem Willen der Zeit in vollkommenem Einklang befand. Freilich hatte die damalige Zeit, dieser Umstand ist nicht zu übersehen, einen so deutlichen Willen, daß er viel leichter zu vernehmen war als sonst. Wie das Leben des Einzelnen nicht unaufhörlich Entschließungen verlangt, sondern nur an gewissen kritischen Punkten, so geht es auch im Völkerleben, nur daß die kritischen Punkte da in viel größeren Intervallen aufeinanderfolgen. Der große Staatsmann ist nichts anderes als der Wille eines Volkes in dem Augenblick, wo es zum Handeln berufen ist. Der große Staatsmann ist überhaupt nur in entscheidenden Augenblicken möglich. Wenn nichts geschehen soll, so kann er nichts bewirken. Es muß „die Fülle der Zeit" eingetreten sein; denn bei aller Macht kann er doch nicht mehr als nachhelfen.

Nun ist es natürlich nicht jedermanns Sache, den Weltwillen in sich aufzunehmen. Verständnisinnigkeit für den Weltenlauf ist eine überaus seltene Gabe. Aber die Erkenntnis, daß den Dingen ein eigener Wille innewohnt, der sie einem vorausbestimmten Ziele zutreibt, sollte die Staatsmänner aller Begabungsgrade wenigstens immer zu der Frage nötigen, ob sie mit ihren Absichten der Natur dienen oder entgegenwirken. Wenn die Verhältnisse einer gewissen Behandlung hartnäckig widerstreben, so sollte der Staatsmann erkennen, daß er auf falschem Wege ist; gemeiniglich führt aber der Widerstand der gottgegebenen Realität bei den Machthabern zu Eigensinn. Es gibt so viele Menschen, deren Wille überhaupt erst vor einer Schranke erwacht; deren Wille gar nichts ist als ein Widerstandsgefühl. Wenn sich nun jemand bei diesem Gefühle wohl fühlt, mag man sich ausmalen, wie weit er es bringen wird.

Das einzige Kriterium für die Maßnahmen eines Staatsmannes ist ihre innere Notwendigkeit; was nicht innerlich notwendig ist, das ist auch nicht äußerlich möglich. Daß die Staatsmänner sich mit einer derartigen Prüfung ihres Tuns nicht abgeben, wäre noch nicht das Ärgste. *Weit verhängnisvoller ist, daß sie ein unfehlbares Kriterium zu haben glauben: sie berufen sich auf ihre guten Absichten, redlichen Absichten, auf ihren lauteren Willen u. dgl.* Hier liegt nun ein schwerer Irrtum vor. Gute Absichten taugen an sich zu weiter nichts, als zu einem guten Gewissen. Wer beruhigt schlafen gehen will, der trage sich nur immer mit guten Absichten. Wer aber etwas erreichen will, der muß sich gegenwärtig halten, daß auch seine besten Absichten völlig wertlos sind, wenn sie nicht gleichzeitig die der Natur sind. Was würde man von einem Arzte sagen, der bei jeder Maßregel nur das augenblickliche Wohl des Patienten und etwa noch die eigene Bequemlichkeit im Auge hat? Nicht anders sind die beständig von den besten Absichten erfüllten Staatsmänner. Es gibt für einen Staatsmann gar keine unglückseligere Direktive als die Güte. Diese Güte, mit der er sein Handeln vor sich und vor der Welt erfolgreich rechtfertigt. Denn was hilft die Güte eines Einzelnen, wenn die Natur nicht gütig ist! Wann und wo war die Natur jemals gütig?! Wer hat Güte als treibendes Prinzip der Naturgewalten entdecken können?

Allein, wozu ohne Beispiele reden, da es deren so viele gibt. Die Verständigung zwischen zwei Nationen herzustellen, das ist doch sicher eine gute Tat. Was ist so einwandfrei als die Absicht, Frieden zu stiften? Und doch: Wo liefert die Geschichte Beispiele, daß sich zwei Nationen so verständigt und geeinigt hätten, wie sich's die Machthaber — allerdings sehr dunkel — vorstellen? Wer kann behaupten, daß die Verständigung der zwei Nationen das natürliche Ziel ist? Wenn sie das natürliche Ziel ist, wer wird sie aufhalten? Wenn sie aber nicht das natürliche Ziel ist, wer wird sie trotzdem herstellen können? Denn mit Gewalt ist nichts auszurichten; weder mit offener Gewalt, noch mit jener Gewaltsamkeit, die als Güte auftritt und doch nur eine schwere Versündigung an der majestas rerum ist.

Der Weltverlauf ist nun einmal nicht friedlich. Ein endloses Kämpfen und Siegen erfüllt die Geschichte. Auch in der Brust des Einzelnen, falls er etwas bedeutet, geht es ja nicht anders zu. Frieden gibt es nur immer nach einem Siege, d. h. nach einem Ausgleich der Gewalten. Das ist ein natürlicher Friede. Der künstliche Frieden, den man durch Unterdrückung des naturnotwendigen Kampfes erzielt, kann unmöglich lange dauern. Das Gesetz der Erhaltung beherrscht die gesamte anorganische und organische Welt; es läßt sich nichts restlos wegschaffen. Wer einen Zornanfall unterdrückt, ist dafür einige Wochen lang verstimmt. Wer eine einmalige ernste Auseinandersetzung mit einem Widersacher vermeidet, der plänkelt dafür beständig mit ihm herum. Der große Kampf, der nicht zum Austrag kommt, verwandelt sich in einen endlosen Kleinkrieg.

Es sind nicht die schlechtesten Menschen, deren Leben ab und zu von Krisen heimgesucht wird; und so sind es auch nicht die schlechtesten Staaten, die immer in längeren Intervallen aus den Fugen zu gehen drohen. Aber es heißt das Wesen solcher Vorgänge vollständig mißverstehen, wenn man sie unterdrücken, wenn man ohne sie zu einem Ziele gelangen will, das nur über sie hinaus zu erreichen ist. Die Krisen im Staate sind den Entzündungen im Körper vergleichbar; das sogenannte exspektative Verhalten ist allen Naturprozessen gegenüber zweifellos das angemessenste. Eine akute Entzündung ist immer noch besser als eine chronische Eiterung.

Die Männer, deren ganze Staatsweisheit darin besteht, auf alles die beschwichtigende Hand zu legen, sie sind es eigentlich, welche die Endlosigkeit der Kämpfe verschulden. Es gibt notwendige Kämpfe, die wie die Krisen im Organismus trotz ihrer Schmerzlichkeit nicht als pathologisch, sondern als physiologisch aufzufassen sind. Pathologisch werden sie erst, wenn man ihren natürlichen Ablauf stört. Eine solche Störung kann man aber auch mit den menschlich besten Eigenschaften, mit Güte und Friedfertigkeit, hervorrufen. Die Geschichte ist nun einmal nichts für weiche Gemüter. Bequeme oder wehleidige Menschen haben auf dem Welttheater nicht mitzuspielen; sie können dort nur die Natur in ihren besten Absichten stören.

Friede kann für einen Staatsmann absolut kein Ziel sein; wenn der Friede zeitgemäß ist, dann ist er ja gut; ist er aber nicht zeitgemäß, dann kostet seine Erhaltung viel unangenehmere Opfer als einen frischen, fröhlichen Kampf.

Über die Staatskunst, welche vor allem bestrebt ist, die Vorgänge im Volksorganismus zum Pianissimo zu dämpfen, ist noch ein wichtiges Wort zu sagen. Ich

ziehe zum Vergleich das Familienleben heran. In allen Familien mit mehreren Kindern kommen hie und da Streitigkeiten vor. Wie verhalten sich nun in solchen Fällen die Eltern? Es gibt da drei Elterntypen. Die einen richten; sie lassen sich den Streitfall vortragen, stellen sich dann auf die Seite einer Partei und treffen eine entsprechende Entscheidung. Die anderen schauen zu; die Kinder mögen sich selber ausgleichen, d. h. auszanken, ausraufen. In beiden Fällen ist der Friede alsbald wieder hergestellt. Aber nun gibt es noch einen dritten Typus, das sind die Eltern, welche „absolut keine Streitereien dulden". Sie richten nicht, „weil die Kinder nicht zu streiten haben", und sie gestatten keine Austragung des Streitfalles, weil im Hause unter allen Umständen Ruhe herrschen muß. In solchen Familien geht es sehr musterhaft, aber auch sehr ungemütlich zu. Kurze Feindseligkeiten verwandeln sich in langwährenden Groll. Es gibt keine Gewitter, es gibt aber auch keinen blauen Himmel; nichts als Ruhe, peinliche, äußere Ruhe. Ich lasse es dahin gestellt, ob solche Eltern krankhaft reizbar oder bequem sind; zweifellos gibt es Regierungen, die ihnen auf ein Haar gleichen. Das Prinzip aber, von dem sich solche Eltern und solche Regierungen leiten lassen, möchte ich bezeichnen als das Prinzip der geringsten Schererei. Ein Analogon zum Prinzip des kleinsten Kraftmaßes in der Mechanik; nur daß das Prinzip der geringsten Schererei einseitigen, persönlichen Verhältnissen Rechnung trägt, die Postulate des sozialen Organismus nicht berücksichtigt und daher so falsch als nur möglich ist. Friedensliebe muß in Zeit und Umständen wohl begründet sein; wenn sie zu nichts weiter dient als zur Dekoration von Bequemlichkeit und Krisenscheu, ist sie ein schweres Übel.

An dieser Stelle mögen ein paar Bemerkungen Platz finden über das naturgemäße Verhalten einer Regierung zu Parteien. Parteien sind Komponenten, aus deren Zusammenwirken sich nach analogen Gesetzen wie in der Mechanik eine Resultierende ergibt. Für eine Regierung, die überhaupt ein Resultat will, gibt es nur zweierlei: Sie verstärkt mit ihrer Macht die eine Komponente oder sie sieht unparteiisch zu, was die beiden Komponenten ergeben; sie ergreift offen Partei oder sie läßt den Parteien volle Freiheit in der gegenseitigen Bekämpfung. Aber selber nicht eingreifen und die Parteien sich gegenseitig nicht angreifen lassen, dies kann nur zu dem Ergebnis führen, welches vorhin durch das Beispiel aus dem Familienleben erläutert wurde, zu endloser und fruchtloser Erbitterung. Wenn man die eigene Kraft nicht nutzt und die anderen Kräfte, durch deren Widerspiel eine Entwicklung stattfinden könnte, narkotisiert und paralysiert — woher soll da irgendein Effekt kommen? Eine Regierung muß Sekundant oder Unparteiischer sein, helfen oder zuschauen. Jedes andere Verhalten, wenn es sich auch mit dem Titel der Gerechtigkeit oder allumfassender Liebe schmückt, ist naturwidrig.

Ich habe als ersten Beleg dafür, daß die guten Absichten eines Staatsmannes an den Absichten der Natur zuschanden werden können, die Friedensliebe gewählt. Die Natur will den Frieden gar nicht; sie gibt uns nirgends ein Beispiel von Friedensliebe. Wer den Frieden trotz ihr will, der führt erst recht Zank und Streit herbei. Kurz, die schönsten Prinzipien sind schädlich, wenn man durch sie in Widerspruch mit dem Willen der Dinge kommt. Dies gilt nun namentlich auch von dem Prinzip der Gerechtigkeit. Gibt es etwas Einwandfreieres als Gerechtigkeit?

Womit kann man sein Inneres besser beruhigen und die Öffentlichkeit gründlicher betören als mit dem Prinzip der Gerechtigkeit? Allein, wo hat die Natur jemals das Prinzip der Gerechtigkeit so verwirklicht, wie sich's die Staatsmänner häufig vorstellen, daß sie jedem gibt, was er in kindlicher Einfalt und Beschränktheit verlangt? Wo hat sich die Natur jemals um allgemeine Zufriedenheit gekümmert? Wann hat sie sich durch die Klagen des einen hindern lassen, dem Stärkeren zu geben, was ihm als dem Stärkeren gebührt? Wenn aber Gerechtigkeit nicht die Devise der Natur ist, wer kann sich dann vermessen, sie zu der seinigen zu machen? Wenn zwei Volksstämme sich ohne Einmengung einer Staatsgewalt bis zu Sieg und Niederlage bekämpfen würden, muß es nicht zu ganz naturwidrigen Erscheinungen führen, wenn die Staatsgewalt diesen Prozeß verhindert?

Von zwei Streitenden ist Einem der Sieg im voraus bestimmt. Wenn die Staatsgewalt den Kampf, angeblich um der Gerechtigkeit willen, nicht zuläßt — dann ist die Staatsgewalt zu weiter nichts da, als um die Gewalten im Staate zu hemmen! Und die Folgen sind die einer jeden Hemmung: es entsteht eine andauernde Spannung. Der Staat darf zwei Völkerschaften nicht hindern, gegeneinander so vorzugehen, wie sie vorgehen würden, wenn sie nicht in einem Staate beisammen wären. Andere Grundsätze mögen diejenigen verfechten, die damit auch nur die geringsten Erfolge erzielt haben.

Im Völkerleben herrscht wie zwischen den Einzelnen beständig Kampf und Auslese. Die Lebenskräftigsten siegen über die minder Tauglichen. Kann der Staat daran etwas ändern? Kann er den Schwachen, welcher einem Mächtigeren als Beute bestimmt ist, diesem auf die Dauer vorenthalten? Menschen und Völker haben ein voraus bestimmtes Schicksal, das gänzlich von innen determiniert ist. Ein Volksstamm, der sich nicht mehr aus eigener Kraft zu erhalten vermag, kann durch keine Staatskunst konserviert werden, ebensowenig als die Menschen in einem Pfründnerheim über die Altersgrenze leben. Desgleichen kann ein Volksstamm, der bestimmt ist, in einem anderen aufzugehen, nur vorübergehend vor diesem Los bewahrt werden.

Die Gerechtigkeit ist keine so einfache Sache. Äußerlich ist sie wohl leicht anzustreben. Wenn es aber die innersten Bedürfnisse eines Volkes gilt, nicht dessen Kinderwünsche — ob dann die Natur trotz ihrer anscheinenden Ungerechtigkeit, trotzdem sie den Schwächeren dem Stärkeren ausliefert, nicht doch eine genialere Lösung findet! Ob für ein Volk, auch wenn es untergeht, nicht doch noch besser gesorgt ist, als wenn es sich so erhält, wie es seine Vertreter und gerechte Regierung wünschen?

Erhaltung des nationalen Besitzstandes, nationale Abgrenzung, nationale Reinheit, das sind anscheinend so elementare Volksbedürfnisse, daß es — wenigstens derzeit — kein Volksvertreter oder Staatsmann wagen dürfte, ihnen die Anerkennung zu versagen. Das Recht auf Selbsterhaltung, ob es sich um den Einzelnen oder um ein ganzes Volk handelt, steht doch außer Frage! Aber wie hat die Natur das Problem der Erhaltung von jeher gelöst und wie lösen es die Menschen, die sich der Natur mit pompöser Moral gegenüberstellen!

Betrachten wir zuerst das Individuum. Jeder Mensch strebt nach Erhaltung;

wenn er aber kein unsterbliches Genie ist, was bleibt ihm anderes übrig, als zur richtigen Zeit in einem anderen Wesen aufzugehen? Mit Ausnahme des Genies kann sich kein Mensch unvermischt erhalten. Wollte sich der Einzelne mit aller Gewalt so rein erhalten, wie es z. B. gewisse Volksminoritäten anstreben, so würde er, das bedarf erst keines langen Beweises, ohne Erbarmen zugrunde gehen. Es bliebe von ihm nichts übrig als Asche, unbelebte Materie. Es hat sich noch niemand darüber beklagt, daß ihm die Erhaltung nur durch Vermählung möglich ist, denn schließlich hat er ja die Wahl, mit wem er das weitere Leben teilen will; wenn er diese voreilig trifft, so ist das seine Schuld, nicht die Schuld der Natureinrichtung.

Die Erhaltung durch Aufgehen in einem anderen Ganzen spielt nun nicht nur im Leben der Individuen, sondern auch im Völkerleben die größte Rolle. Aufgehen heißt nicht untergehen. Die Völkerschaften, die sich mit den alten Römern zu den heutigen Romanen verbanden, leben genau so weiter wie Eltern in ihren Kindern. Mommsen sagt einmal, die Aufrufe des Vercingetorix an die Gallier könnten ebensogut von Gambetta sein und umgekehrt. So hat sich der gallische Charakter trotz der Vermischung erhalten. Und die Spanier sind heute noch so, wie Livius die Iberer schildert. Nimmt man noch hinzu, daß diese Völker auch in der Sprache ihr eigentümliches Element zur Geltung gebracht haben, so muß man sagen: Besser hätten sie sich überhaupt gar nicht erhalten können. Ihnen ist wahrhaftig Heil widerfahren, denn sie sind geblieben und wie viele andere, gleichzeitige und spätere, sind vom Erdboden verschwunden. Aber, haben sie das Glück, das ihnen zuteil wurde, auch gewürdigt und verstanden? Nein. Sie haben sich gegen die Romanisierung gewehrt, sie haben sich rein und unverfälscht erhalten wollen und mußten erst erobert werden. Vielleicht liegen da ganz ähnliche Verhältnisse vor wie bei Menschenpaaren. Auch da geht der Vereinigung Widerstand, spröde Ablehnung, ja sogar Feindseligkeit voraus; auch da ist manchmal eine förmliche Eroberung vonnöten. Und es sind keineswegs schlechte Verbindungen, die so merkwürdig eingeleitet werden. Die Selbstaufgabe hat eben etwas Schmerzliches; aber schließlich siegt doch der Selbsterhaltungstrieb, der die Aufgabe und Hingabe unbedingt fordert.

Es entsteht die Frage, welche Völker sich am besten durch Vermischung erhalten oder vielleicht gar keine andere Art der Erhaltung haben. Die Antwort ist schon angedeutet worden: Ungeniale. Ein geniales Volk oder wie man auch sagen könnte, ein ausgereiftes Volk, wie die Franzosen, kann getrost absterben; es lebt ja doch weiter. Das war auch der Fall der alten Griechen. Diese beiden Völker haben der Welt so viele geistige Werte geschenkt, daß sie zu ihrem Dasein keiner körperlichen Existenz mehr bedürfen. Die Franzosen verkennen ganz den Sinn ihres Schicksals, wenn sie über den Rückgang der Bevölkerung klagen. Mit dem Rückgang der Bevölkerung parallel geht die Ausbreitung des Volksgeistes, der sich in Werken aller Art objektiviert. Wo das geistige Leben beginnt, da endet das leibliche. Ungeniale oder unreife Völker, welche also überhaupt nicht oder noch nicht befähigt sind, sich geistig zu objektivieren, müssen sich vermischen, um weiterzubestehen.

Um den früher erwähnten Widerstand gegen das Aufgehen zu erklären, könnte man vielleicht daran denken, daß dieser Widerstand proportional ist der Eigenart

eines Volkes. Aber zwischen den Deutschen und den eingestreuten Slawen sind die Charakterunterschiede so gering, daß dieser Umstand gar nicht in Betracht kommt. Übrigens sei nochmals mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß bei der Vermischung nichts verloren geht: Schädelform, Schädeldicke, krumme Nasen, gestülpte Nasen, Eigentümlichkeiten der Aussprache, Charaktereigenheiten — alles bleibt erfahrungsgemäß wohl erhalten. Es kann jedermann unbesorgt sein. Und noch einmal: Ist es nicht besser, zu zweit etwas Tüchtiges zu werden, als allein in Beschränktheit zu verharren und vielleicht zugrunde zu gehen? Wer ist besser gefahren: die Slawen, die sich mit den Germanen zu den heutigen Preußen verbunden haben oder deren Stammesverwandte, die sich rein erhalten haben und heute durch ihr Benehmen ganz Europa in peinliches Erstaunen versetzen? Jene Slawen sind mit den Germanen groß geworden, diese sind rein und klein geblieben. Der große Kaiser, dem manche nachsagen, daß er so gerne germanisiert hätte, der meinte es mit den Völkern viel besser als seine gerechten Nachfolger. So hart seine Absichten auch scheinen mögen, er hatte sie der Natur abgelauscht. Auch die Natur ist hart, und manchmal gerade dann, wann sie mit jemand das Allerbeste vorhat.

Ohne die gottverlassenen Berufspolitiker, welche in der Verfechtung naturwidriger, sinnloser Prinzipien ihren destruktiven Lebenszweck erblicken, wäre vielleicht alles von selbst anders gekommen. Denn zwischen den Deutschen und Slaven Österreichs besteht nicht die geringste ursprüngliche Antipathie und es gibt trotz aller nationalen Erziehung jährlich noch genug Paare, welche das Nationalitätenproblem in der denkbar einfachsten und gründlichsten Weise lösen.

Vergleicht man die Art, wie die Natur Völker erhält und wie Politiker sie erhalten wollen, wie die Natur Gerechtigkeit verwirklicht und wie die Menschen sie verwirklichen wollen, so begreift man, daß ein Staatsmann, der den Dingen seine Absichten rücksichtslos aufoktroyieren will, sich in endlose Schwierigkeiten verwickeln muß. Eine erfolgreiche Politik ist nicht anders denkbar als im Bunde mit den das Volksleben beherrschenden Naturgewalten. Wer nicht ein Elementarmensch, etwa von der Art Napoleons ist, der kann auch nur aus dem intimen Verhältnis zum Weltwillen die Kraft zu seinen Unternehmungen schöpfen. Wer nicht in seinem Tun, wieder wie Napoleon, sich selber darstellen will, der kann gar nichts Großes unternehmen ohne die vertrauenspendende Überzeugung, daß er einer höheren Macht dient. Alle die Staatsmänner mit den kleinen „eigenen Ideen" haben kein Vertrauen zu sich selber und erwerben sich deshalb kein Vertrauen bei anderen.

Die Politik ist eine Kunst, aber keine Technik. Findigkeit, in verschiedenen Abstufungen, kommt einem Staatsmann sicher in vielen Lagen zugute, aber sie macht nicht den Staatsmann aus. Es ruft nicht jedes Jahr nach einem Staatsmann. Gewöhnlich genügt auch ein versierter Geschäftsmann. Aber, es gibt große Zeiten, die nur dann glimpflich ablaufen, wenn ein Mann da ist, der sie versteht. Dieser Mann muß durchaus nicht der Typus des Tatenmenschen sein. Und dieser Punkt bedarf auch noch einer Aufklärung. Unter dem Retter stellt man sich gewöhnlich einen Mann der Tat vor; und unter dem Mann der Tat einen Menschen, der irgendein Ziel mit Energie und Rücksichtslosigkeit erreichen will. Lieber irgendein Ziel mit brutaler Energie als gar keines mit Güte und Milde, so denken viele.

Ein Staatsmann in diesem Sinne war Napoleon, wofern man ihn überhaupt unter die Staatsmänner rechnet. Denn Napoleon unterscheidet sich vom berufenen Staatsmann, d. h. von Bismarck, ebenso wie der Künstler vom Forscher. Napoleon achtete die gottgegebenen Realitäten für nichts; und in diesem Punkte hat er zahlreiche kleine Nachahmer gefunden. Er hatte Absichten, die ein getreues Spiegelbild seiner Individualität waren und diese suchte er um jeden Preis zu verwirklichen. Wo hinaus die Welt wollte, war ihm völlig gleichgiltig; er wußte nichts von den innersten Bedürfnissen der Völker und Staaten, er wußte nur, was er brauchte, um sich selber auszuleben. Daher hatte auch keine seiner Staatenschöpfungen Dauer. Seine politischen Maßregeln waren Verstümmlungen von Organismen, die eine langwierige Heilung beanspruchten. Napoleons Erfolg war ein rein persönlicher. Er war daher in jedem Sinn das gerade Gegenteil des gottbegnadeten Staatsmannes, der sich ebenso wie der Forscher ängstlich hütet, seine Subjektivität in die Dinge hineinzutragen. Napoleon war ein unheiliges Genie, d. h. es war ihm nichts heilig als seine eigene Person, der er alles Widerstehende und Widerstrebende zum Opfer brachte. Der berufene Staatsmann ist voll heiliger Scheu vor den Naturgewalten. Er will nichts erreichen, als was ohnedies geschieht; und er zeichnet sich vor den anderen Menschen nur dadurch aus, daß er vermöge seines genialen Instinktes weiß, was geschehen muß. Bismarck erweckt nur den Anschein eines Tatenmenschen; er hat eigentlich nur den Willen der Zeit nach außen hin vertreten und das macht seine Größe aus. Er ist nicht dort groß, wo er die anderen an Geschäftskenntnis überragt, sondern wo er gefügig die Resultierende aller Gewalten auf sich einwirken läßt. Was an Bismarck als Rücksichtslosigkeit, als eiserne Starrheit u. dgl. gepriesen wird, das sind lauter Tugenden der Natur, die er mit seinem Namen gedeckt hat. Die Züge des Staatsmannes Bismarck, das sind die Züge der Natur selber, der gütigen, strengen, wohlmeinenden, grausamen, immer auf ein gutes Ende gerichteten. — —

Die Frage, die ich hier erörtert habe, läßt sich auch so formulieren: Kann man sich in der Politik Ziele setzen? Was ist das, ein Ziel? Die klare Vorstellung eines Endzustands. Wie steht es nun aber, wenn ein solches Ziel, wie eben bei Organismen, schon im voraus bestimmt ist? Kann man ein solches Ziel überhaupt mit dem Gedanken vorweg nehmen? Das Problem ist genau dasselbe wie bei der Erziehung. Bei Menschen mit eigentümlicher Entwicklung darf der Erzieher keine andere Absicht haben als sie zu ihrem Ziele zu führen. Da er aber dieses Ziel nicht kennt, so bleibt ihm nichts übrig als die Entwicklung in einer gewissen Richtung zu unterstützen. Der Erzieher muß sich ziehen lassen. Er wirkt nur in der Richtung, die ihm der Zögling angibt. Wohl gemerkt, nicht immer, sondern nur bei Zöglingen mit völlig einsinniger Entwicklung. Es gibt auch einen Menschentypus, aus dem die Erziehung wie aus einer Teigmasse alles Mögliche machen kann.

So wie der gezogene Erzieher muß nun auch der Staatsmann sein. Ein Staatsmann mit klaren Zielen hat keine Ahnung von der Natur eines Staatswesens. Man kann klar sehen, was man will, aber nicht, was werden wird. Klare Ziele haben nur das unentwegte Festhalten zur Folge, worauf sich die Staatslenker meist so viel einbilden. Wenn ein Staatsmann schon nicht den

unfehlbaren Instinkt für das Künftige hat, so sollte er sich doch wenigstens durch die widerstrebende Realität leicht belehren lassen. Für den ungenialen Staatsmann gibt es keine höhere Tugend als Inkonsequenz.

Wodurch, das ist nun eine weitere Frage, soll sich der Staatsmann zu Maßnahmen bestimmen lassen, wenn nicht durch bestimmte Ziele? Woher sollen ihm Motive kommen? Die Antwort ist schon zum Teil gegeben worden. Er muß sich verständnisinnig von der Realität leiten lassen, im Vertrauen, daß die Dinge besser als er wissen, wie sie zu einem guten Ende gelangen. Falls er aber für den Willen der Dinge keine Witterung hat, bleibt ihm nichts übrig, als den Grundsatz zu befolgen, der sich auch in der Medizin ausgebildet hat: primum non nocere! Und, was ich hinzufügen möchte: Nicht zu viel tun! Viele Staatsmänner glauben, ganz wie viele Ärzte, daß nichts geschieht, wenn sie nichts tun. Sie wollen immer durch Taten glänzen, in jedem Augenblick ihre Daseinsberechtigung durch „tatkräftiges Eingreifen“ erweisen. Sie vergessen dabei ganz, daß sie es mit einem Organismus zu tun haben, der die Garantien seiner Erhaltung und Fortentwicklung in sich selbst trägt und im schlimmsten Fall von selber funktioniert. —

Ich fasse meine Ausführungen nochmals in einigen Sätzen zusammen.

Völker sind einheitliche Lebewesen höherer Ordnung, mit einem Wort Organismen. Ihr Leben und Zusammenleben — worunter auch die Assimilierung eines Volkes durch ein anderes zu begreifen — erfolgt nach bestimmten Gesetzen, die keine Macht der Welt ändern, wohl aber stören kann. Die Völker haben ein Lebensinteresse, sich nach diesen Lebensgesetzen zu entfalten. Ein Staat hat nur so lange Berechtigung, als er diese Gesetze nicht in ihrem natürlichen Ablauf hemmt. Ein Staat, der notwendige Auseinandersetzungen, Verdrängung eines Volkes durch ein anderes und was sonst die Natur gerade fordert, aus Friedensliebe, Gerechtigkeit oder sonst welchen deplacierten Prinzipien verhindert, hat keine Berechtigung. Die Tatsachen lehren ja auch, daß politische Maßnahmen ohne Rückhalt am Naturwalten unfruchtbar bleiben. Eine Gerechtigkeit, die nichts weiter bezweckt als die künstliche Erhaltung eines unnatürlichen Gleichgewichtes, eine Gerechtigkeit, die das Zünglein krampfhaft in der Mitte festhält, damit sich nur ja keinem die Schale zuneigt, eine solche Gerechtigkeit muß das Fundament eines Reiches untergraben.

Der Spiegel der Agrippina.

Novelle von Hans Müller.

Als der Philosoph mit dem Vortrag seines Lehrgedichtes „von der menschlichen Vollkommenheit“ zu Ende war, entstand eine kleine Stille im Atrium der Villa, dann streckte sich Akte gähnend auf dem weißen Lammfell aus, der Schauspieler Paris klatschte zweimal in die Hände, und Nero, der bis dahin, als bände ihn die Stimme des Meeres, stumm an der Erkerwand gelehnt hatte, wandte den Kopf ins Zimmer zurück und sagte: „Das sind Possen, Seneca. Du hältst zu viel von den Menschen. Tritt hierher, schweig und sieh die Sterne funkeln . . .“ Die Nacht, blauschwarz und flüsternd, floß zwischen den Marmorsäulen des Peristyls, aus den Gärten stieg der Geruch blasser Oliven, wie sie in Bajä gepflanzt werden,

und auf dem gläsernen Dach schwamm der Regen der letzten Nächte, leuchtend, bleich, gleich einem aufgelösten Opal. Der Kaiser hielt die Hände im Nacken verschränkt, atmete langsam den Duft der Stille ein, der wie gekühlter Honig schmeckte, und ließ den Blick übers Meer gleiten, das bewegungslose Wasser entlang, bis wo es mit den Sternen zu einem ungeheuren Glanz zu verschwimmen schien. Ganz weit, an der Küste von Bajä, war ein weißer Fleck. „Wonach siehst du?" fragte Seneca, der zu erkennen glaubte, daß Neros Augen das Haus seiner Mutter suchten. „Erwartest du noch Botschaft von Agrippina?" Der Angeredete wandte sich um. Über das Knabengesicht, das von den Augen ein unerträgliches Licht bekam, glitt ein Lächeln. „Vorwärts, Paris", sagte er, in die Hände klatschend, „ein Lied für Akte! Sie langweilt sich". Und während der bucklige Schauspieler nach der Zither langte und zu den ersten Akkorden des Instrumentes eine hohe, näselnde Stimme ertönen ließ, neigte er sich ein wenig über den Lehrer und sagte ihm ein Wort ins Ohr, vor dem Seneca wie gebannt zurückzuweichen schien. Die Zither schwoll an und schmeichelte, mit der langsamen, verschleierten Melodie eines Volksliedes aus Umbrien. „Sprecht nicht von Geschäften", bat Akte, die ihren Leib in das weiche Lammsfell verwühlt hatte, „die Nacht ist so unbeschreiblich schön, und dieser da singt ein Lied aus meiner Heimat . . ."

Schweigend lauschten sie, wie Paris sang. „O, der du im Weine schwelgst, kennst du die holdere Traube der Liebe? Der du Mädchen geküßt, winkt dir die süßere Lippe der Frau . . .?" Plötzlich, von irgendwo, kam Geschrei. Als kollerten die Geräusche unter dem aufspringenden Deckel der Nacht hervor, begann die Luft sich mit Rufen und Lärm zu erfüllen, an das Gitter des Torwächters schlugen Stäbe, auf den Vorhängen, vom Wind gebauscht, malten sich die zitternden Streifen von Windlichtern, die draußen an den Wänden vorübergetragen wurden. Paris ließ erschrocken seine Laute sinken. „Was ist?" rief Akte, vom Lager aufspringend. Hinter dem Freigelassenen Anicetus, der als Sprecher eintrat, drängten sich die Leiber der Soldaten. „Fasse dich, Cäsar", sagte der Hinkniende zum Platz des Kaisers hin, „schweres Unheil haben die Götter dir zu tragen auferlegt. In einem Aufstand der Sklaven ward die erlauchte Agrippina, deine Mutter, von einem Dolchstoß getötet." Akte und der bucklige Schauspieler antworteten gleichzeitig mit einem Schrei, Seneca begann zu rufen. „Schweigt", sagte der Kaiser, indem er mit dem Fuß auf den Boden stampfte. Sein Gesicht, dessen Linien sich nicht verschoben hatten, glich einer weißen Schale, kühl und starr, wie die Frucht mancher Palme sie hat; wenn hinter zwei Schründen eine Flamme brennt, schreckt dich ein gespenstischer Schädel. Ohne sich zu regen, laut und tief atmend, stand er einen Augenblick an der Wand, zu einer unbestimmten Ferne gewendet, als schwänge vom anderen Ufer her eine Weise sich über die Wässer. Dann winkte er den Prätorianern mit der Hand, daß sie das Haus verlassen sollten. „Begleite mich, Seneca", sagte er, das gestickte Kleid über der Brust zusammenraffend, „die Toten haben nicht Laune zu warten."

Sie gingen das Ufer entlang, dessen schmaler, weißgekiester Weg im Mondlicht einer Schnur von geschliffenen Gläsern glich. Der Himmel, über ihnen durchsichtig wie Kristall, schien in der Ferne zu einem zitternden, feuchtglänzenden Dunst zu zerrinnen. Möven schwammen auf der Flut, silbrig, langgeflügelt, und das

Klatschen ihrer Körper auf dem Wasser, ein von Zeit zu Zeit aufsteigender heiserer Schrei und der dumpfe Ton der Wellen am Ufer mischten sich im Dunkel zu einer unergründlichen, geheimnisvollen Musik der Nacht. „Sieh! Delphine . . .", sagte der Kaiser mit einer kindlichen Stimme. Sie gingen eine Weile schweigend, ihre Schatten dehnten sich über die Böschung. „Aber warum hast du das Furchtbare getan?" fragte Seneca, sein Grauen überwindend; „weißt du, daß die Menschen dich fortan nicht als ihresgleichen ansehen werden?" Nero machte eine ungeduldige Bewegung mit dem entblößten Arm. „Weil sie nicht vergessen konnte, daß ich an ihrer Hand auf den Thron gestiegen war. Wer über Rom herrscht, darf nicht dankbar sein müssen." „Höre, Knabe", sagte Seneca, sich umwendend, „es gibt Fesseln des Blutes, die stärker sind als Vernunft und Ehrgeiz; wehe dem Einzelnen, der die Urgefühle der Menschheit zerbrechen wollte, um darüber seinen Verstand zu setzen!" Der Kaiser blieb stehen und sah die Wolken an. Sein Purpurmantel, der sich vorn an der Brust gelöst hatte, flatterte im Winde. Wie er dastand, zu beiden Seiten geflügelt, den schmalen Leib gestrafft, das hagere Gesicht vom ungewissen Schein der Nacht übergossen, sah er einem Riesenvogel gleich, dem das Gevölk der Luft zur wehrlosen Beute wird. „Ich werde dieser Einzelne sein, Lehrer", sagte er langsam, mit einem festen Lächeln, „denn die Menschen, wisse, die Menschen gelten mir nicht mehr als das." Und er legte ein Blatt, das die Luft herabgeweht hatte, auf die flache Hand und blies es mit einem Hauch davon. . . .

Das Landhaus der Agrippina glänzte ihnen jetzt entgegen, weiß vom dunkeln Saum der Pinienwälder. Auf den Marmorstufen, die ins Meer hinabstiegen, war ein Auf und Nieder huschender Gestalten und durch die Fackeln gelockt, kreisten Nachtvögel um das Gebälk, mit einem gleichmäßig surrenden Ton, der dem Schwingen einer Peitsche glich. Als Nero, Seneca verlassend, vom Strande hinaufstieg, wichen die Klageweiber zu beiden Seiten zurück und es geschah, daß der Kaiser wie durch ein Spalier stummer Schwestern in das Haus der Toten schritt. Auf der obersten Stufe erwartete ihn Pallas, der Feldhauptmann. Der treue Buhle der Agrippina hatte den Helm mit schwarzem Flor umwunden, seine Faust preßte sich um den Knauf des Schwertes und in dem stolzen, dunkelgebräunten Antlitz verriet nur ein Beben der Lippen, welchen Schmerz er litt. Einen Augenblick standen die beiden Todfeinde Aug in Aug. Jeder von ihnen wußte, daß des anderen Blick jetzt in die letzte Kammer seines Herzens drang. Wortlos maßen sie sich, umklammerten einander mit den Augen, verwühlten sich in die Tiefen, wo Geheimnis und Wahrheit schlummern. „Bist du es, der sie ermordet hat?" tastete das glühende Auge des Pallas. „Bist du es, der die Wahrheit weiß?" fragte der kaltprüfende Blick des Nero. Dann neigte Pallas das Haupt vor dem Kaiser. „Ein unseliger Tumult der griechischen Sklaven —" Der Kaiser unterbrach ihn mit einer Handbewegung. „Ich werde strenges Gericht halten", sagte er. „Führe mich jetzt zu der Toten."

Sie traten durch die Säulenhalle, in der der Meerwind flüsterte. „Fackeln", gebot Nero, „es ist zu dunkel hier . . ." In der Mitte des Atriums, auf eine Bahre gestreckt, lag Agrippina. Um die Wunden ihrer Brust zu verdecken, hatte man ein Tuch von roter, mytilenischer Seide über den Leib geworfen, das den Kopf wie aus einer purpurnen Flut emportauchen ließ. Das Antlitz war ohne

Alter. Über der riesigen, ehernen Stirn floß die Wucht des blauschwarzen Haares, von dem der Knabe Juvenal gesagt hatte, es sei Laub aus den Wäldern der Aphrodite, der Mund, herb und schmerzvoll geschlossen, trug das Begehren des leidenschaftlichen Weibes. Was die Trunkenheit durchtaumelter Nächte verdorben hatte, schien vom Tod gelöscht und geheiligt zu sein; ein Zug dunkler Schicksalsgröße umschattete die kaiserliche Buhlerin . . . Die beiden Männer standen stumm, einer des anderen Regung erwartend. „Leuchte mir", sagte Nero endlich zu Pallas, der mit bebenden Lippen an der Wand lehnte. Der Hauptmann hob eine Fackel aus dem Ring, trat an die Totenbahre und hielt dem Kaiser die Flamme zum Gesicht. Kein Muskel regte sich darin. Mit feierlichem Ernst nahm Nero den Kranz von seinem Haupt und legte ihn um die Stirne der Toten. „Sie starb mit einem Gedanken an dich", rief Pallas, den des Unbewegten Stolz in seinen Tiefen aufrüttelte; „das Geschmeide an meinem linken Arm, sprach sie sterbend, gehöre meinem geliebten Lucius Domitius —" und er zog, das Auge auf Nero gerichtet, die purpurne Hülle von ihrem Leibe fort. Um das Gelenk des entblößten Arms, neben dem furchtbaren Mal einer Wunde, schlang sich eine dünne Goldschnur, mit einem Spiegel daran. „Ich danke dir", sagte Nero, indem er das Geschmeide aufhob und die Kette über der eigenen Hand verschloß, „laß mich jetzt allein." Pallas ballte die Fäuste. „So wagst du es, die Nacht mit dieser Toten zu teilen? Fürchtest du nicht, ihr Arm könnte sich aufheben zum Schlag gegen ihren verruchten —" Er vollendete nicht. Aus dem Dunkel geschnellt, wandte sich ihm das Gesicht des Kaisers entgegen. Ein Ungeheures, menschlicher Strenge fremd, das die Knabenzüge zu versteinern schien, erstickte Laut und Atem. In den grauen, weitaufgerissenen Augen stand der Tod. „Ich verstehe dich, Cäsar", sagte der Hauptmann, den Kopf senkend, als antwortete er auf gesprochene Worte und nicht auf den Gedanken seiner Brust, „aber was nimmst du mir mit dem Leben — seit diese da gestorben ist . . ."

Allein geblieben, trat Nero zum Bett der Agrippina. Ein Mondstrahl, der von den Wänden zitterte, rührte den Mund mit seinem kühlen Licht an, und es war dem Kaiser, da er an der Bahre niederkniete, als sähe er die Tote lächeln. „Du warst die größte Frau Roms", sagte er, „darum mußtest du sterben. Weißt du noch, was du sprachst, als man meinen Stiefbruder Britannicus hinaustrug zu den Urnen der Väter? Der Thron der Welt, sprachst du, hat Raum für Einen; der aber sei der Größte . . . Tote! Über die Reiche der Welt will ich meinen Thron setzen. Die Völker der Erde werden meine Knechte sein. Roms Ewigkeit kniet vor dir und fordert deine Weihe." Das zitternde Licht, tiefergeglitten, umspielte die marmorne Stirn der Agrippina; um ihr Haupt, das Nero mit dem Kranz gekleidet hatte, blühte die Fremdheit silberner Blumen. „Ich habe dich nicht aus Haß geschlagen, Mutter", sagte der Kniende, „ich habe dich geschlagen als deines Geistes wachsender Erbe. Den Menschen zu verachten, lernte ich von dir. Sein Leben ist Schale, die lächelnd aus der Hand schleudert, wer der Frucht geheimere Süße gekostet. Seine Gesetze sind Gewalt, seine Liebe Feigheit, seine Ewigkeiten verenden am kurzen Atem. ‚Nur der Herrschende hat Recht', lehrtest du mich, da ich ein Knabe war, er aber bändige die Diener nach ureigenem, gewaltigem Gesetz. Wohlan, Mutter, ich folge dir. Mein Weg führt über den Nacken der

Zertretenen, in ohnmächtigem Stammeln verklingt hinter mir Rat und Urteil der Namenlosen. Du, die dem rauschenden Quell der Allmacht nah gewesen bist, weißt, daß ich gut gehandelt habe, als ich dich schlug. Nun du schläfst, nun die Fackel deiner Begierde umgestürzt ist, liebst du den Größeren dafür, daß er dich zwang. Hab Dank, Mutter, daß du gelebt hast — niemals werde ich deiner stolzen Augen vergessen, fahr wohl." Und der Kniende, vom Klang der eigenen Stimme bebend, neigte sich über den Mund der Toten, der dunkel und kühl war, und preßte seine Lippen darauf. Als er aufstand, gab das vergessene Geschmeide an seiner Hand einen klingenden Ton. Er besann sich, trat zum Säulentor und ließ den Spiegel im Mondlicht flimmern. „Gut, Gesell", sagte er mit einem Lächeln, das von den Lippen der Agrippina getrunken war, „wenn du mir bleiben willst, dann zeig mir niemals einen Reuevollen."

Am anderen Tag zog der Kaiser mit großem Gefolge nach Neapel. Seine Freunde rieten ihm, den Lärm, den Agrippinas plötzlicher Hingang in Rom erzeugen würde, fern von der Hauptstadt verklingen zu lassen, er aber gehorchte ihnen aus anderem Grund: des Meers von Bajä zu vergessen. In der Nacht, da er aus dem Haus der Schlummernden trat, im Angesicht der schwarzen Flut, hatte ihn jäh eine Sehnsucht überwältigt nach Helle und tiefblauen Wolken, nach einem fernen Strand, an dem bekränzte Barken schaukelten, nach Wärme, Glanz und Stille, und mit einer Emsigkeit, die den Knabenhaften kindlich kleidete, rüstete er selbst die Fahrt zur Küste des Sommers und Vergessens. Seneca, das graugekrauste Magisterhaupt in würdigen Gedanken wiegend, begleitete ihn, so auch die junge Buhlin Akte, deren Haut durch die Gewänder nach Thymian duftete, Paris, der bucklige Schauspieler, unerschöpflich an Falschheit, Arglist, Liedern und Schnurren; dann zwei Jünglinge, Otho und Senecio, beide Söhne von Freigelassenen, schlank, wild und schön beide, beide trunken nach Lust und Abenteuern, gefolgt von der üppigen Poppäa, Othos schwarzhaariger Konkubine; endlich ein Verschnittener, Halotus mit Namen, mit einem geschwätzigen, zahnlosen und naschhaften Maul, der Neros Hunde an der Leine führte, in einer Person des Kaisers Diener, Hofnarr und Vertrauter.

Die Tage in Neapel unter dem blau wie Glas flimmernden Himmel, voll von Sonne, Meerrauschen und Stille, gingen hin wie Strophen der bukolischen Poesie. Aus Rom kamen beruhigende Nachrichten, daß die Anhänger der Agrippina so gut wie verstummt seien, seitdem der Feldhauptmann Pallas, kein Mensch wußte, wann und nach welchem Ort, verschwunden war. In Armenien und Judäa standen siegreiche Heere; die Feldherren Paulinus und Corbulo berichteten von neuen Steuern, die sie diesen Provinzen auferlegt hatten und sandten zugleich einen Schrank voll gestickter Tapeten, Tempelgeräte und Waffen, zum Schmuck für des Kaisers goldenes Haus. Indessen trank dieser mit ungestümen Lippen die Süßigkeit des Sommers. Von den blauen Wässern ließ er seine Brust umschmeicheln, lag, den Kopf im Schoß der Frauen, sinnend am Strand oder er griff die Saiten seiner Laute und sang Lieder, die er zum Flüstern der sternklaren Nacht selbst gedichtet hatte. Wenn der Abend kam, tauchten die Pinien ihre Schatten tiefer ins Meer und man sah das spiegelnde Bild ihrer Äste wie etwas Fernes, unwirklich,

traumhaft, mit zitternden Farben. Dann fuhren die Freunde in Barken, die von singenden Knaben gerudert waren, der Kaiser, den kostbaren Mantel von Seide umgetan, stand auf erhöhtem Platz beim Steuer und teilte mit einem rosenumkränzten Stab die Flut. Oder auch, die Kühle der Nacht erwartend, lagen sie nackt, Jünglinge, Männer und Frauen, in den Hainen der nahen Inseln, schmiegten die Körper in den herbsüßen Duft der Gräser und erhoben sich erst im bleichen Mondlicht, um zur Flöte des Paris einen lächelnden Reigen zu tanzen. Nero stand jedesmal abseits, am Stamm einer Zeder und folgte mit seinen Augen den Bewegungen der Poppaea, deren Leib, braun und rosig, der Frucht der Granate glich, überschüttet vom Sammtglanz des gelösten Haares. Mehr und mehr wandte sich sein Blut der Geliebten des Otho zu. Ihre Stimme, ihr Schritt erregten ihn. Wenn er nachts erwachte und den ruhigen Kinderatem der Akte neben sich vernahm, bebte er vor Verlangen nach der anderen. Und da er nicht Rechte, nur den eigenen Willen kannte und jede erste Regung zu Leidenschaft, Notwendigkeit und Entschluß aufzupeitschen gewohnt war, begann er, um Poppäa zu werben, begann, ihre Phantasie an Bildern von Glanz, Wonne und Reichtum fieberisch zu entzünden.

Eines Abends begab es sich, daß sie allein nach Capreä fuhren. Die Luft stand schwül, das Wasser, bewegungslos und von der Farbe des Schiefers, schien dem Schlag der Ruder zu erliegen und vom Strand der Insel war ihnen, als ob der Mond, der tagsüber in einer Wolke von feuchtem Glanz am Himmel schwamm, das Bild der Stadt in eine traumhafte Ferne rückte. Eine Stille, unsäglich wie alles Wunderbare, empfing sie. Nur ab und zu, aus grüner Grotte, schrie ein Wasservogel, Käfer mit goldenen Flügeln surrten durch die Sonnenschräge, oder plötzlich, während sie durch überblühte Felder gingen, raschelte eine Eidechse zwischen Steinen und sprang der erschreckten Poppäa über den Fuß . . . „Sieh“, sagte der Kaiser, als sie eine Höhe erreicht hatten, „hier ist Rom.“ Das Haus des Tiberius, worin der Stöhnende den irren Geist aufgegeben, lag vor ihnen, halb verwittert, von einem Gestrüpp wuchernder Büsche umschlossen; und ein Hauch jäher Kühle, der von den Mauern kam, machte, daß sie erschauerten. „Laß uns vorübergehen“, bat das Mädchen. Nero folgte ihr, während sie unter dem Dach tiefhangender Äste hinschritt. Die Bewegung ihres halbnackten Körpers, geschmeidig wie der Gang der Waldtiere, das tiefe Neigen ihres Kopfes, ein Duft, der ihrem Haar zu entströmen und sich mit dem Atem der Stätte zu vermischen schien — alles erregte ihn plötzlich. Mit der Jähe seines ungestümen Blutes griff er durchs Gestrüpp nach ihr, um sie an sich zu ziehen. Sie wich schreiend aus und wandte sich um. „O, du hast dich geritzt“, sagte sie erschrocken, „deine Schläfe blutet ja . .“ Nero hob den kleinen Spiegel der Agrippina, den er seit jener Nacht um den Arm gekettet trug, und blickte hinein. Im nächsten Augenblick sah sie ihn erbleichen. „Was ist dir?“ rief sie, hinzuspringend, „schmerzt es so?“ Er schüttelte den Kopf und sah um sich. „Laß uns hinabsteigen“, sagte er, ohne seines Schreckens völlig Herr zu werden, „wer weiß, ob dies ein Ort der Lebendigen ist.“

Indes sie den Weg zur Bucht nahmen, begann, rasch und lautlos, das Dunkel zu sinken. Ein Schleier von farbloser, flockiger Seide, hier und dort gläsern auffunkelnd, hüllte die Wege ein. Kein Laut, außer dem Schritt ihrer Sandalen, war hörbar. Dieses Schweigen der werdenden Nacht hatte etwas Erschütterndes. Pop-

päa begann ein altes Kinderlied, das ihre Amme sie gelehrt hatte und während das Echo ihre zitternde Stimme über die Flut hinausbreitete, bäumte Neros Herz sich mehr und mehr gegen ein unbekanntes, geheimnisvoll wachsendes Grauen. Er hatte im Spiegel der Agrippina ein Antlitz gesehen, zu so furchtbaren Zügen sinnlicher Gier verzerrt, daß die halb schauerliche, halb widerwärtige Maske ihn selbst wie etwas Ungeheures betäubte. Alte Komödianten pflegten so die Geilheit darzustellen, die Unterlippe vor dem zahnlosen Mund, die fiebernden Backenknochen nach vorne geschoben und der gleiche tückischlüsterne Blick der Augen, wie in die Blöße des Weibes gebrannt, war ihm an Tieren aufgefallen, wenn die Zeit ihrer Brunst sie zur Paarung zusammentrieb. War das sein Gesicht gewesen? Der seit Knabentagen Qual unter Lächeln, Haß unter Freundlichkeit, Wollust unter Gähnen verbergen lernte, hatte — wenn auch eine Sekunde lang — diese Züge getragen? . . . Gequält und ungeduldig heischte er von seinem Stolz eine Antwort auf diese Frage. Aber wie sehr er sich prüfte, am Ende fand er doch nur im Übernatürlichsten den Schlüssel zu seinem Geheimnis: ein Hauch vom Wahnsinn des Tiberius mußte um das weiße Haus gewittert haben, daß er seiner so völlig vergaß, dem Gelichter der Schenken und Tavernen gleichzusehen . . .

Tags darauf, ohne daß neue Nachrichten ihn gerufen hätten, verlangte er nach Hause. Plötzlich erschien ihm die ganze Reise nach Neapel, dies Träumen und Feiern, dies Barkengleiten und Reigenschlingen, wie eine unwürdige Tändelei. Als Seneca ihm die frühe Rückkehr widerriet — weil die Anhänger der Agrippina das Volk neu aufwiegeln könnten — sah er den Alten, erstaunt und lachend zugleich, an und sagte: „Ich werde wie ein Triumphierender durch die Straßen meiner Stadt ziehen . ." Die beiden Freunde Otho und Senecio sandte er voraus, um durch die Nachricht von seiner Heimkehr Stimmung unter den Prätorianern zu machen. Dann, in Hast das Nötige zusammenraffend, brach er mit dem übrigen Gefolge auf.

Eine Ungeduld, die wuchs, je näher er dem Ziele kam, jagte ihn Rom entgegen; es war, als peitschten die Tage der Vergangenheit, der er entrinnen wollte, seine Pferde . . .

Von Ostia an fand man den Weg geschmückt. Baldachine, mit Reisig und Palmenblättern umwunden, wölbten sich über die Straße, längs der Häuser waren Streifen von purpurnem Stoff gezogen, und riesige Maste, eingerammten Schiffbäumen gleichend, trugen die Fahnen der Cohorten, die unter Neros Regierung Siege erfochten hatten. Jeden Augenbick, von Kreuzung zu Kreuzung, wechselte das Bild. Wenn ein Windstoß von der Tiber kam, blähten sich die Baldachine unter den hellgrünen Reisigbüscheln, die Fahnensegel rissen knatternd an ihren Stangen, und mit dem Rauschen der Stoffe, dem Ächzen der Holzpflöcke und dem Getrapp der wiehernden Pferde mischte sich, aus der Ferne entgegenwachsend, ein Brausen von Menschenstimmen, das zwischen den Mauern der Stadt ungeduldig auf und ab zu wogen schien. „Sieh, wie herrlich sie dies gemacht haben", rief Nero, der zur Rechten des Seneca aufrecht im Wagen lehnte, „sagte ich dir's nicht, daß ich wie ein Triumphierender in Rom einziehen würde . ." Der Philosoph sah ihn lächelnd von der Seite an. „Es scheint, daß du mit den Menschen nicht zugleich

ihren Applaus verachtest", erwiderte er, bedächtig den Kopf schüttelnd ..... Unmittelbar vor der Porta Capena verlangsamte sich der Zug. Das südliche Tor der Stadt war in eine Triumphpforte verwandelt, zu beiden Seiten des Einganges standen die Soldaten der Palastwache, funkelnd in Helm und Panzer, und nicht anders, als zöge der Muttermörder erst jetzt in sein erobertes Reich, senkten sich mit dem anschwellenden Schrei „Ave Caesar" die Fahnen und Standarten vor seinem Wagen. Die ganze Via Appia entlang, bis zum Palatin, umgab ihn das Geklirr der Rüstungen. Hinter den Soldaten drängte das Volk, Weiber, die geöffnete Stola im Sande schleifend, zerlumpte Kinder auf dem Arm, drohten das Spalier zu zerreißen, sobald das wachsende Gebrüll die Ankunft Neros verkündete, Bittsteller warfen Pergamentrollen vor seinen Wagen, Zitherspieler, mit trunkenen Geberden ihre Instrumente hoch schwingend, stimmten Arien an, und zwischen dem ungeheuren Tumult, der über den entblößten Köpfen wie ein einziger Schrei hin und her zu zucken schien, ertönte immer von neuem der Alarmruf der Jünglinge Otho und Senecio, deren Leiber sich an diesem Tage auf eine geheimnisvolle Art vervielfältigt haben mußten. Beim Zirkus Maximus verlangte das Volk, daß der Wagen des Kaisers einen Augenblick halte und dieser selbst sich den Römerinnen zeige. „Sie vergöttern dich", sagte Seneca mit unmerklichem Spott. Nero aber, den bleichen Kopf vor dem Brausen neigend, dachte: „Hätten sie mich gesehen, wie ich mich einen Abend sah . ." Plötzlich, während der Jubel um ihn schwoll, befiel ihn die Lust, sein Gesicht zu sehen; und er legte den Spiegel der Agrippina in die Fläche seiner Hand und hob ihn empor. Aber im nächsten Augenblick, mit einem unterdrückten Schrei, ließ er den Arm fallen; die läppische Maske eines Einfältigen, wie das Volk seine leutseligen Herrscher sich wünscht, grinste ihm entgegen, der Blick des Auges blöde, die Stirn knabenhaft, ein widerliches Lächeln, um das Gefallen der Menge buhlend, auf den Lippen . . . Es fiel auf, daß der Kaiser von dieser Stelle des Weges angefangen, den Zuruf der Menschen nicht mehr erwiderte. Schweigend, mit zornig gepreßten Lippen lehnte er in seinem Wagen und ließ den immer wiederkehrenden Schrei „Caesar! Caesar!" wie ein vergebliches Geräusch an sich vorüberziehen. Beim Zugang zum Palatin erregte er das Murren des Volkes, indem er eine Schale mit Früchten, die von einer jungen Römerin überreicht werden sollte, mit verächtlicher Handbewegung zurückwies. Endlich, als er den Hügel erstiegen hatte, entließ er ohne Dank und Gruß die Umstehenden und trat, während ein erstauntes Gemurmel hinter ihm verklang, eilig über die Stufen des Hauses.

An den gaffenden Sklaven vorbei stürmte er die Treppen zum Dachgeschoß hinan. Hier hatten die Baumeister dünne Tafeln Goldes in die Wände eingesenkt, von jenem hellgelben Metall, wie es in Mesopotamien gefunden wird und das, mit der Haut der Antilope gescheuert, die Bilder der Gegenstände mit einer wunderbaren Deutlichkeit zurückwirft. Rasch, die Fahnen von den Fenstern reißend, neigte sich der Eintretende vor diese Spiegelwand. Seine Gestalt, noch von Purpur umhüllt und mit dem Lorbeerreif gekränzt, trat ihm aus dem Metall entgegen: jede Fiber des Gesichtes schien angespannt, die Augen, in deren Rund der Goldglanz sich sammelte, sprühten das volle Spiel des Lebens. Ein paar Sekunden lang, ohne sich zu regen, prüfte der Kaiser sein Ebenbild; dann, beruhigt aufatmend, strich er

das Haar aus der Stirn, trat zum Licht und löste den Spiegel der Agrippina. Hatte der Staub des Weges ihn verdorben oder trug das beginnende Dunkel die Schuld — der Spiegel war blind. Eine dünne, graue Schicht, einem Häutchen gleich, breitete sich über die Rundfläche, und wie nah der Verblüffte ihn vors Auge hielt, der Spiegel gab kein anderes Bild als das seiner verwitterten Runzligkeit. „Quälgeist", schrie Nero, indem er das törichte Geschmeide, das ihn zu narren nicht aufhörte, mit seinem Atem anblies, „lässest du deine Possen nicht sein —?!" In dieser Sekunde öffnete sich die Tür vor dem eintretenden Halotus, und Nero gewahrte, wie das graue Häutlein über dem Spiegel sich verzog und sein Gesicht, merkwürdig verzeichnet, aus der klar gewordenen Scheibe hervorsprang. Der Verschnittene machte einen Kratzfuß. „Erlauchter, der Du bist, Ebenbild des Mars, Bettgenosse der Ewigkeit, — einhundert leergewordene Bäuche erwarten Deine Leiblichkeit zum Mahle." „Gut, gut, ich erlasse es ihnen", murmelte Nero, der, ohne das Geschwätz des Narren zu beachten, sich über den Spiegel gebeugt hatte. Der Verschnittene grinste und blieb an der Tür stehen. „So geh doch, geh", schrie Nero aufstampfend, „hörst du es nicht, daß ich diesen Abend für niemanden mehr zu sprechen bin?" „O beileibe", sagte Halotus, indem er sich duckte und lautlos aus dem Zimmer glitt.

Mit raschem Fuß stieg der Kaiser die Stufen zu seinen Gemächern hinab. Eintretend, entzündete er sogleich die Fackeln an den Wänden, rückte die Kissen seines Ruhebettes zurecht und begann, die gefurchte Stirn vornübergeneigt, im Schein der Lichter den unergründlichen Spiegel noch einmal zu durchsuchen. An der dünnen Kette, deren Edelsteine kostbar waren, hing zwischen goldenem Ring das Glas. Es mußte aus Phönikien oder Ägypten stammen; denn in Rom, wie sehr man sich um die Herstellung gläserner Spiegel bemühte, war es keinem der kaiserlichen Künstler bisher gelungen, das Geheimnis ihrer doppelten Seele zu ergründen. Die Goldfassung, ehedem wohl prächtig, lief jetzt, durch Gebrauch und Jahre abgenutzt, wie ein trüber Reifen um das Glas; und wenn der Spiegel äffte und funkelte, wies ihn sein Rahmen mit kärglicher Geberde zurecht. Wie lange schon mochte der Glanz verblichen sein? In wie viel zitternden Händen hatte das unheimliche Geschmeide gelegen, in dem sich Kostbarkeit und Armut, Wahrheit und Lüge zu so verworrenen Gaukelbildern vereinten? .... Plötzlich, während eine Fackel grell aufzuckte, war dem Fragenden, als sähe er unter der Staubschicht des Rahmens Buchstaben hervorschimmern; und mit ungeduldiger Hand, eines der Wildfelle vom Bette reißend, begann er das trübgewordene Gold von seiner Kruste freizumachen. Sein Blick trog ihn nicht. Schriftzeichen, die je gesehen zu haben er sich nicht erinnerte, sonderbar dunkel und ungefüg, traten aus dem Metall hervor, und indes er, vergebens an ihrem Sinn rätselnd, weiter scheuerte, zog die Inschrift nach und nach um des Spiegels ganzes Rund. Ein fremder Schauer, aus Angst und Neugier gemischt, befiel den Knaben. Er hielt ein Vermächtnis in der Hand, das vielleicht vor die Tür des Schicksals führte, aber sein Aug war dem nächtigen Weg nicht hell genug. Welcher Geist sprach hier? Welcher höherer Wille verknüpfte sein eigenes Leben diesem Rätsel des Überirdischen? ... Zum ersten Male, seit der Hexenspiegel seinen Sinn beschäftigte, ergriff ihn jetzt das Bild der Toten, aus deren Hand er ihn als Erbe empfangen. Die bleiche Mutter, vom Blutatem jener Nacht umhaucht, schien plötzlich in das einsame Gelaß zu

treten, als wollte sie das Gewicht ihres Schicksals, dessen, was sie getan und dessen, was sie erduldet, auf den frevlerischen Knaben hinwälzen. Schwer atmend, vom kalten Schweiß der Angst überrieselt, stand er in der Ecke . . „Laß mich, Tote", murmelte er, zusammengekauert, „du erstickst mich . ." Und erst das Aufklirren der Kette, die er in unwillkürlicher Erstarrung hatte fallen lassen, riß ihn aus dem dumpfen Traum in die Wirklichkeit zurück. Er fuhr mit der Hand über seine Stirne, die naß und kalt war und hob das Geschmeide vom Boden auf. „Mein Blut wird zu dick", sagte er, tief aufatmend, „ich werde Seneca zu Rate ziehn".

. . . Als der Philosoph, von Halotus aus dem Schlafe geweckt, vor die Türe des kaiserlichen Gemaches kam, empfing ihn Neros ungeduldige Stimme. „Bleib stehen, ohne dich zu regen", befahl der Kaiser, der den Spiegel zwischen den Kissen seines Ruhebettes verborgen hielt und in dieser Sekunde die rätselhafte Scheibe klar werden sah. „Errate, wessen Züge ich dir beschwören werde!" Und er begann, den Kopf über das Kissen neigend, das eigenfremde Antlitz aus dem Spiegel abzulesen: „Unter einer Stirn, die zu niedrig ist, um ewige Gedanken zu verbergen, zwei große Augen, tiefgehöhlt, mißtrauisch, von dem graublauen Glanz der Otter —" „Laß uns die Forelle wählen", sagte Seneca lächelnd, indem er auf sein Lieblingsgericht und zugleich auf Neros Ratlosigkeit in Dingen der Naturgeschichte anspielte. Was die nächtliche Personsbeschreibung zu bedeuten hatte, danach fragte er nicht; verlernt doch ein Philosoph, der einen Kaiser lehrt, nicht nur das Schlafen, auch das Träumen . . . „Die Brauen", fuhr Nero fort, „allzudicht über der Nase geschlossen, diese selbst steil, mit schmalen, leicht zuckenden, erregten Flügeln, der bartlose Mund grausam und sinnlich zugleich, obgleich die Lippen, blaß und ohne Blut, sich so eng aneinanderdrängen, als gehörten sie einem erst reifenden Knaben, der noch keine nackte Frau geküßt hat —" Seneca lächelte. In den Spiegel, den die Worte ihm entgegenhielten, trat das lebensgroße Bild des kaiserlichen Schülers, mit jener Körperlichkeit, die das Glas klirrend zu zerbrechen droht. „Im Ganzen", sagte dieser und eine Scheu vor den angeblich eigenen und doch völlig unbekannten Zügen machte seine Stimme unsicher, „wenn man das Kinn mit dem Grübchen und den langen, hageren Hals dazu nimmt, ein Unreifer, in dem Ehrgeiz und Kindersinn, Trotz und Hinterlist, Stolz und Lüsternheit beständig bis aufs Messer sich befehden, ein Komödienspieler, der klüger sein will als seine niedere Stirne erlaubt, ein Flaumbart, der vielleicht zur Not appetitlich geworden wäre, wenn nicht Pläne und Begehrlichkeiten, allzu ungezügelt für sein Zwergmaß, den Blick der Augen verschwärzt und verdorben hätten". „Herr", sagte der Philosoph freimütig, indem er mit einem Lächeln nähertrat, „von der Sittenstrenge des Zeichners abgesehen, es ist das ähnlichste Bild deiner Leiblichkeit, das mir je vor Augen gekommen ist." Der Kaiser unterdrückte einen Fluch. „Bei den Göttern", rief er, vom Lager herabsteigend und das Geschmeide unter den Kissen hervorziehend, „nun lehre mich noch das eine, wen von Euch beiden ich für die dreiste Lüge schlagen soll: Dich oder diesen hier . . ."

Zum ersten Male sah Seneca den Spiegel der Agrippina, der Roms Schicksal werden sollte. Der Kaiser deutete an, was er damit erlebt hatte; nur daß er ihn von der toten Mutter und in welcher Nacht er ihn empfangen, verschwieg er. Dann ließ er den Alten die Inschrift sehen. Seneca, der das Geimnisvolle in seinen

Schriften bekämpfte, um es in Wirklichkeit zweimal schwärmerisch zu lieben, weidete sich am Anblick des Geschmeides wie an den entblößten Reizen einer Frau. Sogleich entsann er sich auch vieler wunderbarer Gespräche, die er mit den morgenländischen Magiern des Claudius zu mitternächtiger Stunde geführt hatte und die insgesamt von Spiegeln, Sternen oder Schlangen gehandelt hatten. „Spiegel sind Siegel", sagte er leise, mit einem halb tiefsinnigen und halb sehnsüchtigen Augenzwinkern. Nero wurde ungeduldig. „Kannst du es lesen?" fragte er, indem er die Kette wieder an sich zog. Seneca schüttelte die grauen Locken. „Wenn mich nicht alles trügt, ist die Schrift chaldäisch, Cäsar, und mein Rat ist der, den jüdischen Sklaven des Senecio darüber um seine Meinung zu befragen." Indem er aber dies sagte, verzog er schon, im Vorgeschmack des Wunderbaren, das nun kommen würde, Nase und Lippen, wie Feinschmecker tun, wenn sie den ersten Bissen einer gesottenen Forelle am Gaumen spüren.

Der Sklave, den Senecio als Prokonsul aus Judäa mitgebracht hatte, war Basilai ben Zepharja, ein schöner, schweigsamer und schwarzlockiger junger Jude, von dem man erzählte, daß er die heiligen Bücher seines Volkes von der ersten bis zur letzten Zeile auswendig wisse, daß er nachts mit seinem verhaßten Herrn in einem Bette schlafen müsse und daß er ihn dafür allmorgendlich mit Gift, Waffen oder Bettüchern zu ermorden suche. Dieser Sonderbare, weil sein Wissen und seine Verschwiegenheit dem Seneca bekannt waren, wurde jetzt aus dem Gesindesaal in das kaiserliche Gemach geholt und er kam sogleich ohne Zögern, nach Art seines Volkes kostbar angetan, in der rechten Hand noch den bekränzten Krug mit Griechenwein, den er den nächtlichen Tafelgenossen seines Herrn kredenzt hatte. Nero, der seiner zum ersten Male ansichtig wurde, befahl dem Grüßenden, sich aufzurichten. „Warum soll ich aufrecht stehen", sagte der Jude, indem er die Stirne tiefer zur Erde neigte, „müssen meine Brüder und die Kinder meiner Brüder nicht knien vor Rom?" Seneca lächelte; der Jude gefiel ihm. „Sag uns, was auf diesem Spiegel steht", ermahnte er freundlich, „und das Vertrauen des Cäsar ehrt dich vor jedem freien Römer." „Weh mir", erwiderte Basilai, den schwarzhaarigen Kopf hin und her wiegend, „und wenn auf dem Spiegel geschrieben steht, ein gefangener Jude wiegt mehr als ein freier Cäsar?" Gelassen nahm er das Geschmeide und trat damit unter die Fackel. Seneca, an die Mauer gelehnt, verspürte ein wohliges Kitzeln an den Schläfen und längs des Rückens. Neros Lippen verzogen sich vor Ungeduld. „Nun", fragte er, den Kopf aus dem Dunkel vorstreckend, „was liest du?" „Herr", sagte der Jude ernst, indem er den Spiegel aus der Hand legte, „ich lese, daß dieses hier alt ist viele hundert Jahre." Er merkte, daß die Römer einander enttäuscht ansahen. „Weil", fügte er mit lauterer Stimme hinzu, „so wie hier geschrieben steht, man nicht mehr schreibt seit Urgedenken." „Nun wohl", rief Nero, einen Schritt näher zu ihm hintretend, „und was steht auf dem Spiegel geschrieben?" „Geschrieben steht so", erwiderte der Jude, indem er das Geschmeide noch einmal emporhob und zum Lichte hielt: Der du mich hast, sieh in mich. Du siehst, wie sie dich sehen. Sieh in dich."

Es entstand eine kleine Stille, während deren der Philosoph die vernommenen Sätze mit einem nachdenklichen Lächeln vor sich hin wiederholte, als ließe er Cyperwein auf der Zunge zergehen: „Der du mich hast, sieh in mich . . . du siehst, wie

sie dich sehen . . . sieh in dich . . ." Dann verneigte sich Basilai vor dem Kaiser. „Erlauchter", sagte er, behutsam lächelnd, da er die Frage und den Zweifel in Neros Auge sah, „ich kann lesen. Deuten wird dieser hier." Und mit einem Gruß an Seneca, den Weinkrug vom Boden aufhebend, ging er langsamen und wiegenden Schrittes zur Türe hinaus.

Als die Römer allein waren, schlug der Kaiser mit der geballten Faust gegen die Wand. „Pest über den Juden, der mich zu narren wagt", schrie er. Seneca schüttelte gravitätisch den Kopf, breitete den Mantel von sich, wie er zu tun pflegte, wenn er auf der Straße Schule hielt, bestieg die gehäuften Kissen des Ruhebettes und richtete sich darin mit Anstand und Muße eine Werkstatt ein. „Der du mich hast, sieh in mich", rief Nero, der mit steigender Ungeduld die Anstalten seines Lehrers verfolgte, „spricht so nicht jeder Spiegel zu seinem Herrn?" Seneca brachte die Kissen um seine Beine in ein quadratisches System. „Du siehst, wie sie dich sehen", ergänzte er mit gewichtiger Stimme, sich wohlig in der geordneten Welt des Gegenständlichen ausstreckend, „hier, Cäsar, liegt der Schlüssel zu deinem Geheimnis verborgen. Nicht wie du dich kennst, noch wie du wirklich bist, vielmehr, wie du den anderen erscheinst, vor denen du jeweils das Glas befragst — so zeigt sich dir der Zauberspiegel." „Aber sind die drei nicht eins und das gleiche?" fragte der Kaiser, der einen anderen als sich selbst um Rat oder Urteil zu befragen nie gelernt hatte. Seneca lächelte. „Nimm einen geschliffenen Stein", sagte er nachdenklich, „und laß Sonne, Mond oder Sterne durch seinen Körper scheinen — allemal gibt sich dir ein neues Farbenspiel. Welches davon das deine, welches das rechte ist. . . . ? Zu Anfang meinst du, der zu sein, als den du dich bei dir selber kennst. Aber kennst du dich denn? Und wer von uns vermag zu sagen, wieviel von seiner Meinung nur Wunsch, wieviel davon Angst und Befürchtung wäre? . . . Solches begreifend, wanderst du fort aus dem ersten Ort deiner Erkenntnis, und die Straße führt dich tiefer ins Land hinein, zur Stadt des wirklich Seienden, hier willst du fortan wohnen und dich halten nur an das, was *ist* und dich für den nehmen, als den du dich durch Taten erwiesen hast. Aber für wen tust du deine Taten, wenn nicht für die Menschen? Und wodurch bedeutet, was du tust, wenn nicht erst durch Wirkung? Ist aber Tat und Wirkung, Schluß und Ziel das gleiche? Wenn du Böses willst, es schlägt aber zum Guten aus, und wenn du als Woltäter ausziehst und sie spüren deine gebende Hand als schlagende — bist du im ersten Fall ein Bösewicht, im zweiten ein Wohltäter? *Du bist, als was du wirkst* — dies steht über der dritten Stadt der Erkenntnis geschrieben, und glaube mir, Cäsar, erst wer durch das Tor der dritten Stadt gezogen, darf sich getrost nach der zweiten umsehen, die, mit scharfen Grenzen und Rändern, in seinem Rücken liegt, und nach der ersten, die schon fern, im goldenen Licht zu verdämmern scheint, und, dies ist das Wunderbare, er wird jetzt in allen drei Städten zu Hause, wird überall Bürger und Verwalter sein. Ihm, Cäsar, gilt die letzte Mahnung deines Zauberspiegels: „Sieh in dich", er wird sie hören können. Denn nur einer, der in seinen Wirkungen sich erkannt hat, kennt die Verantwortung gegen sich selbst, oder, wie unser Ovid in einem schöneren Bilde sich ausdrückt, nur wer die Laute über Land hat klingen hören, weiß, wie ein rechter Spielmann sie zu schlagen hat." Der Kaiser mußte lächeln, da er den Alten jetzt, mit lehrhaften Mienen und Ge-

bärden, als säße ringsum ein Kreis lauschender Schüler, vom Bett herabsteigen und die lange Erbauungsrede beenden sah. „Das sind Reden für Bürger", sagte er übermütig, indem er die Kette des Spiegels über dem Gelenk der linken Hand verschloß, „wer das Gezücht mißachtet wie ich, hat an ihrem Lob und Tadel immer nur gleichen Spaß." Der Philosoph hüllte sich in seinen Mantel. „Gute Nacht, Cäsar", sagte er mit einer spöttischen Verbeugung, „dann stelle doch Halotus seine Schellenkappe in die Ecke, da du den Hofnarren fortan selber am linken Arme trägst."

(Schluß folgt.)

Der Humor in den Wakefielder Weihnachts- und sonstigen Mysterienspielen.

Von Hofrat Professor Dr. J. Schipper.

Bei keiner anderen Nation hat sich die dramatische Poesie so reichhaltig, vielseitig und originell entwickelt, als bei der englischen. Dies gilt ebenso wie für die Blütezeit, so auch für die ersten Anfänge des Dramas, die auch in England, wie bei den übrigen westeuropäischen Völkern, auf die aus den liturgischen Gebräuchen der katholischen Kirche hervorgegangenen geistlichen Spiele, in erster Linie die Weihnachts- und die Osterspiele, zurückgehen, in denen die Geburt, die Grablegung und die Auferstehung Christi zur Darstellung gelangte.

An die szenische Vorführung dieser Ereignisse, die zunächst, so lange sie auf die Kirche beschränkt blieb, in lateinischer Sprache stattfand, schloß sich alsbald die dramatische Darstellung der hauptsächlichsten, in der ganzen Bibel, namentlich auch im Pentateuch, überlieferten Ereignisse, später dann auch der in den Heiligenlegenden enthaltenen Stoffe, in der Landessprache an.

In England, wo diese geistlichen Spiele durch die französisierten normannischen Eroberer um die Mitte des 13. Jahrhunderts bekannt wurden, fanden sie ganz besondere, und zwar im wesentlichen selbständige, durch die französischen Vorbilder wenig beeinflußte Pflege; sie wurden und blieben dort bis zu Beginn der neuenglischen Zeit ungemein populär.

Dies geht aus den zahlreichen und eingehenden auf uns gekommenen Nachrichten über derartige Aufführungen an den verschiedensten Orten Englands, wie auch namentlich aus den uns überlieferten einzelnen Stücken und vollständigen Sammlungen solcher Dramatisierungen der Bibel, deren die englische Literatur sich rühmen kann, deutlich hervor. Nicht weniger als vier solcher Kollektivmysterien, Mystery-Plays*, wie sie heißen, weil sie von den Gewerken oder Zünften dargestellt wurden, sind uns in englischer Sprache erhalten, nämlich diejenigen, die in Wakefield, in York, in Coventry und in Chester zur Darstellung gelangten.

Es ist nun aber nicht unsere Absicht, auf den Gesamtinhalt oder auf die Art und Weise der Darstellung dieser Stücke, worüber, wie bemerkt, sehr eingehende und interessante Nachrichten in den städtischen Archiven auf uns gelangt sind,

* Von ministerium, Dienst, provenz. menestier, altfranz. mestier, mittelengl. mistere, neuengl. misterie, mystery, Hantierung, Verrichtung, Handwerk.

näher einzugehen. Hier soll nur eine charakteristische Eigentümlichkeit dieser Dramatisierungen des Inhaltes der Bibel hervorgehoben werden, die sie ganz wesentlich von den gleichartigen französischen und noch mehr von den deutschen Stücken dieser Art unterscheidet und die zugleich bezeichnend ist für den Volkscharakter, zumal des damaligen merry old England, wie auch namentlich für den Grundton, der in der englischen Poesie fast aller Epochen, wenn er auch zeitweilig stark gedämpft wird, durchklingt. Es ist das der lebensfrische Humor, der an vielen Stellen in diesen Stücken zutage tritt, in den zahlreichen volkstümlichen Reden und Szenen, welche in der einen Sammlung öfter, in der anderen seltener den ernsten Gang der Handlung unterbrechen. Denn wenn auch der Stil dieser Stücke, sowie die Charakterzeichnung der in ihnen auftretenden Personen im allgemeinen gleichmäßiger Art und durch den biblischen Stoff bedingt ist, zumal in allen denjenigen Partien, welche nur eine durchaus ernste Behandlung zuließen, so macht sich doch in solchen Abschnitten, die auf eine tragische Auffassung keinen zwingenden Anspruch erheben, ein wesentlicher Unterschied in der Diktion, wie auch in der Handlung selber unter den vier großen Kollektivmysterien bemerkbar. Und zwar war es, wenn man so sagen darf, der Unterschied zwischen Stadt und Land, d. h. zwischen der würdevolleren Vorführung solcher Stoffe, wie sie die Rücksicht auf das großstädtische, gebildetere Publikum der erzbischöflichen Residenzstadt York oder auch der bedeutenderen Provinzialhauptstädte Coventry und Chester erheischte, und der mehr volkstümlichen, naiven Behandlung, wie sie dem Bildungsgrade des kleinen, meist von einer ackerbauenden Bevölkerung bewohnten Ortes Wakefield zusagte. In den zuletzt herausgegebenen Spielen von York ist daher das volkstümliche, heitere Element nur sehr spärlich vertreten, und auch in den Coventry Plays nimmt es nur einen geringen Raum ein. In stärkerem Maße schon tritt es hervor in den Spielen von Chester. In den Stücken der Sammlung von Wakefield dagegen stellt es sich überall ein, wo nur irgendwie eine Gelegenheit zu humoristischer, heiterer Unterbrechung des ernsten Ganges der Handlung sich findet. Eben wegen dieses volkstümlichen realistischen Zuges, der zwar allen englischen Mysterienspielen bis zu einem gewissen Grade eigen ist, aber in den Wakefieldschen weitaus am stärksten zutage tritt, sind diese sowohl in literarhistorischer, als auch in kulturhistorischer Hinsicht bei weitem die interessantesten.

Der Inhalt der volkstümlichen Partien dieser Sammlung von 32 Spielen — 8 aus dem Alten Testament und 24 aus dem Neuen — soll hier daher in Kürze vorgeführt werden, wobei wir uns nur vorbehalten, gelegentlich auch auf charakteristische Eigentümlichkeiten der drei anderen Sammlungen einen Blick zu werfen.

Den Gegenstand des ersten Spieles bildet die Schöpfung der Welt, die Empörung der bösen Engel gegen Gott, ihr Sturz in die Hölle, die Erschaffung der ersten Menschen, der Sündenfall derselben und ihre Vertreibung aus dem Paradiese. Es ist erklärlich, daß dieser ernste Stoff zu humoristischer oder volkstümlicher Behandlung kaum eine Handhabe bieten konnte.

Interessanter als dies erste, leider nur fragmentarisch erhaltene Stück der Wakefieldschen Sammlung sind die beiden folgenden, die in einem durchaus volkstümlichen, echt nationalen Tone gehalten sind. Das erste schildert den Brudermord. Kain wird darin vorgeführt in der Gestalt eines rohen, groben Yorkshire Bauern.

Eine ähnliche Figur ist sein Knecht, der garcio, der das Stück eröffnet. Er grüßt die Zuschauer und gebietet Ruhe. Es ist das eine häufige, sowohl in diesen Spielen als auch in anderen mittelalterlichen Gedichten sich wiederholende einleitende Aufforderung, die ihren guten Grund in der Unruhe der um das Gerüst oder um den Vortragenden herumsitzenden Zuhörer hatte. Er schreit ihnen zu: „Sitzt still oder der Teufel soll euch holen!" und er läßt es auch sonst an derben Kraftausdrücken nicht fehlen. Nun tritt Kain auf mit seinem Pflug und seinen Ochsen (jedenfalls in dem Raum zwischen den Zuschauern und dem Bühnengerüst). Er schimpft und tobt auf die Tiere los und ruft sie mit volkstümlichen Benennungen an, um sie vom Fleck zu bringen. Sein Knecht muß ihm helfen, weiter zu kommen. Während sie sich so abmühen, erscheint Abel, der den Kain freundlich und fromm begrüßt. Dieser antwortet in gröbster Weise mit verschiedenen unflätigen Schimpfreden, die mit einem Kraftausdruck des wackeren Götz von Berlichingen eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Abel gibt nun den Grund seines Kommens an und fordert Kain auf zu opfern, der aber nichts davon wissen will. Endlich entschließt er sich, auf das Zureden Abels, doch zu dem Opfer und nun wird der Geiz des Bauern in drastischer Weise geschildert. Er zählt die einzelnen Schafe, die er geben will, her: „Acht, neun, zehn. Nein, das ist das beste, das geb' ich nicht her. Das da auch nicht, das habe ich sehr teuer bezahlen müssen!" Endlich ist er fertig; von den sechzehn Schafen, die er ursprünglich bestimmt hatte, gibt er nur zwei hin. Das Opfer wird nun angezündet. Kain bläst mit vollen Backen in die Kohlen; aber es will nicht brennen; der Qualm schlägt ihm ins Gesicht. Entrüstet sagt er:

„Hätt ich geblasen noch etwas mehr,
Erstickt ich auf dem Flecke wär'!
Es stank ja wie der Teufel der Hölle,
Ich konnte nicht länger bleiben zur Stelle."
Abel: „Kain, das ist nicht wert ein' Lauch;
Dein Opfer muß brennen ohne Rauch!"

Kain entgegnet in den derbsten Worten: „Möge dir das ganze Opfer mitsamt dem Feuer in die Kehle fahren!" Nun läßt sich Gott vernehmen und tadelt Kain wegen seines Zornes und seines Geizes. Kain wird immer grimmiger und erschlägt schließlich den Abel, der ihn zu beschwichtigen sucht. Jetzt erscheint Gott wieder, stellt Kain zur Rede und verflucht ihn. Dieser aber nimmt mit trotzigem Gleichmut sein Geschick hin und als Ausfluß dieser Stimmung schließt dann das Spiel mit einer komischen Szene. Kain ruft seinen Knecht und als dieser zögernd erscheint, empfängt er ihn mit Ohrfeigen. Er fordert den Knecht auf, den Leichnam wegzuschleppen. Der Knecht aber kündigt ihm den Dienst; es drohe Unheil, der Amtmann (der bailif) werde sie fassen, heißt es mit einem argen Anachronismus. Kain proklamiert dann in scherzhafter Weise selber den Frieden und wird darin bei jedem Satz von seinem Knecht mit dürftigen Späßen unterbrochen. Nachdem er darau noch dem Knecht mit barschen Worten befohlen hat, ordentlich zu pflügen, verabschiedet er sich von dem Publikum, um sich zu verbergen und dem Teufel zu dienen bis ans Ende seiner Tage. Die dramatische Ausführung des biblischen Berichtes ist also hier eine ganz freie und selbständige. Dieser Kain mußte sicher für das zuschauende Yorkshire Bauernpublikum eine genau nach dem Leben gezeichnete

und allgemein faßbare Persönlichkeit sein, und das war eben der Zweck des Dichters, der sich um die dadurch veranlaßten argen Anachronismen wenig kümmerte.

Ähnlich wie das Spiel von Kain und Abel ist auch das folgende von der Sündflut in echt nationaler Weise ausgeführt. Dürfen wir schließen, daß dem Verfasser bei seiner Schilderung des häuslichen Lebens in der Arche Noä Wakefielder Familienverhältnisse vorgeschwebt haben, so ist das Bild, welches er davon entwirft, jedenfalls kein ideales zu nennen.

Die Frau des Noah wird darin nämlich als eine arge Xanthippe geschildert, die ihrem Manne das Leben möglichst sauer macht. Wegen seiner Furcht vor der Sündflut schilt sie ihn einen Feigling und läßt sich weder durch Prügel, die er ihr dafür angedeihen läßt, noch durch die guten Worte ihrer Söhne und Schwiegertöchter bewegen, die von ihrem Manne vor den Augen der Zuschauer zusammengefügte „Spelunke“, die Arche, zu betreten. Erst als das Wasser sie schon erreicht, schwingt sie sich mit einem Satz hinein in das Fahrzeug, welches sie dann aber, ihren das Steuer führenden Mann gelegentlich ablösend, mit kundiger Hand durch die Fluten zu lenken weiß. Das Stück schließt natürlich mit einem beruhigenden Ausgang. Es bringt trotz der derb-komischen Szenen und der abenteuerlichen Hast, mit welcher die Begebenheiten an uns vorübereilen, das Ereignis mit einer solchen dramatischen Lebendigkeit und einem so deutlichen Streben nach Naturwahrheit zur Anschauung, daß es hin und wieder schon an die hervorragenden Erzeugnisse der späteren englischen Volksbühne, ja an die Shakespearesche Kraft der Darstellung erinnert.

In den Chester Spielen ist ebenfalls der Charakter der Frau Noah in derselben Weise gezeichnet, wenn auch bei weitem nicht in so sorgfältiger Ausführung. Sie erklärt auch dort, daß sie nicht eher in die Arche gehen wolle, bis sie nicht mit ihren Gevatterinnen das Trinkgelage, zu welchem sie dieselben eingeladen, abgehalten habe. Sie setzt auch ihren Willen durch und singt sogar mit ihren Gästen ein heiteres Trinklied. Doch sobald dies beendet ist, wird sie von ihren wackeren Söhnen Sem, Ham und Japhet mit Gewalt in die Arche geschleppt, wo sie die Vorwürfe ihres hier als weniger energisch geschilderten Mannes sofort mit einigen Ohrfeigen zum Schweigen bringt. — Schwächer ist das betreffende Spiel der Sammlung von York, wo die Frau ohne weitere Motivierung aus reinem Eigensinn sich weigert, die Arche zu betreten.

Jedenfalls scheint aber der gewöhnliche Charakter der Frau Noah in den meisten Spielen der eines handfesten, widerspenstigen, zanksüchtigen Weibes gewesen zu sein. In dieser Eigenschaft wird ihrer auch von Chaucer gedacht in einer seiner lustigsten Canterbury-Geschichten, derjenigen des Müllers, wo der Student Nicholas, um dem Zimmermann, dessen Weib er betören will, Schrecken einzujagen, vor der angeblich kommenden Sündflut, sagt:

„Hast du denn wirklich nie vorher gehört
Von Noä und der Seinen Not und Pein,
Bis er sein Weib bracht in die Arch' hinein?“

Und doch machen die vorwiegend ernst gehaltenen Coventry-Spiele in dieser Beziehung eine Ausnahme — ein Beweis für die Unabhängigkeit der einzelnen Spiele voneinander. Hier erklärt sich die Frau sofort bereit, die Arche zu besteigen und es kommen keine komischen Zwischenfälle vor.

Von geringerem Interesse sind für uns die übrigen aus dem Alten Testamente entnommenen Stücke der Wakefield-Sammlung. Sie handeln von dem Opfer Abrahams, Jakob und Esau, Jakobs Reise zu Laban nebst seinen Erlebnissen daselbst, den Prophezeiungen der Propheten und dem Auszuge der Kinder Israels aus Ägypten. Die beiden zuletzt genannten Stücke sollten natürlich in umgekehrter Reihenfolge stehen. Hinsichtlich des Spiels vom Auszuge der Juden aus Ägypten, welches übrigens in den Spielen von York den nämlichen Wortlaut hat, ist es bemerkenswert, daß Pharao als komische Person gezeichnet ist, der, wie die heidnischen Machthaber in diesen Stücken überhaupt, den polternden Wüterich spielt.

Die aus dem Neuen Testamente entnommenen Spiele beginnen in der Wakefielder Sammlung mit Cäsar Augustus auf dem Thron, der, wie früher sein ägyptischer Kollege, gleichfalls zunächst das Publikum mit dem Schwerte bedroht, falls es sich nicht ruhig verhalten werde. Das Stück handelt von der Ausschreibung der Kopfsteuer, ist aber inhaltlich von geringem Interesse. Das nächste Spiel, die Verkündigung, zerfällt in zwei Teile. In dem ersten wird der Maria ihre hehre Bestimmung durch den Engel mitgeteilt und in dem zweiten werden uns dann Josef und Maria vorgeführt. Der Inhalt ihres Zwiegespräches ist nach dem ganzen Charakter dieser Spiele von Wakefield nicht schwer zu erraten. Josef ist mit der ihm zugedachten Pflegevaterrolle durchaus nicht einverstanden und macht der Maria heftige Vorwürfe. Er klagt über seine Torheit, daß er alter Mann, ein so junges Weib genommen habe; er beschließt endlich, sich von Maria loszusagen und sich in die Wüste zurückzuziehen. Ein Engel aber hindert ihn an der Ausführung dieses Entschlusses, indem er ihn über Marias Unschuld aufklärt, worauf Josef sie um Vergebung bittet.

Wir haben nicht nötig anzunehmen, daß die heilige Geschichte durch diese auch sonst vielfach in der mittelalterlichen Literatur vertretene realistische Auffassung in den Augen der Landleute von Wakefield profaniert worden sei. Ebenso begreiflich, wie ihnen Josefs anfängliche Zweifel und Bedenken erschienen, ebenso selbstverständlich war ihnen dann seine durch göttliche Autorität veranlaßte vertrauensvolle Ergebung. Das dritte Spiel, der Besuch Marias bei Elisabeth, besteht nur in einem Zwiegespräch der beiden Frauen, welches mit einem gewöhnlichen Verwandtengeplauder beginnt und allmählich in einen Lobgesang der Maria auf Gott übergeht.

Von viel größerem Interesse sind die beiden nächsten Stücke der Wakefieldschen Sammlung, nämlich die zwei Spiele von den Hirten, denen die Geburt des Heilands verkündet wird. Beide Stücke sind höchst originell in ihrer Art, trotz des verwandten Inhaltes durchaus unabhängig voneinander und kamen gewiß nicht beide bei derselben Aufführung zur Darstellung, sondern nach Wahl, entweder das eine oder das andere. Geschrieben sind sie beide im gleichen Metrum, nämlich in derselben Strophenform, in welcher sich auch das originelle Spiel von der Sündflut bewegt. Es ist möglich, daß alle drei Stücke, die in der Diktion eine entschiedene Verwandtschaft miteinander haben, von ein und demselben Dichter herrühren, der einige Zeit nach Vollendung des ersten Hirtenspieles dasselbe der Abwechslung wegen und um dem Gesamtdrama eine neue Anziehungskraft zu geben, durch ein

anderes ersetzen zu müssen glaubte. Das erste Hirtenspiel ist, so sehr es auch, ähnlich wie die volkstümlichen Zutaten in dem Spiel von Kain und Abel oder in dem von der Sündflut, von dem im ganzen ernsten Inhalt der sonstigen biblischen Stücke absticht, doch in seinem ersten Teil nur als ein etwas mehr ausgeführtes heiteres Genrebild anzusehen, welches dem Erscheinen des Engels und der Verkündigung der Geburt Christi durch diesen vorangeht. Es werden uns darin die Sorgen und Beschwerden, wie auch die nur um gutes Essen und Trinken sich drehenden Freuden und Genüsse der Schafhirten, doch selbstverständlich nicht derjenigen Palästinas, sondern der Hirten aus der Umgegend von Wakefield, in derb realistischer Weise durch Schmausen, Zechen und Singen der Beteiligten vorgeführt, die mit den volkstümlichen englischen Namen Gyb, Horn und Slowpace (etwa Schleicher oder Schleppfuß) benannt sind.

Von eigentlicher Handlung ist in diesem ersten Spiele der Hirten nicht viel zu finden, weshalb wir darauf verzichten, näher auf dessen Inhalt einzugehen. Sicherlich aber wird die Vorführung der Schäfer in ihrem ländlichen Tun und Treiben, in ihren durch den lebhaften, schlagfertigen Dialog des Stückes vortrefflich zur Geltung gebrachten Ansichten und Reden, die Zuhörerschaft sehr interessiert und belustigt haben.

So kann man es sich erklären, daß der Dichter beschloß, der Stimmung seines Publikums Rechnung zu tragen und diesem seine Lieblingsgestalten in einem neuen Stücke nochmals vorzuführen, dessen Plan ihm noch weit mehr Gelegenheit bieten sollte, seinem Humor die Zügel schießen zu lassen und seine Zuhörerschaft zu belustigen, unbekümmert um den sonstigen ernsten Inhalt der biblischen Handlung des Stückes. Oder soll man annehmen, daß etwa ein zweiter Dichter, durch den Erfolg des Verfassers des ersten Hirtenspieles angeregt, getrachtet habe, diesen noch mit einem anderen, im gleichen Ton und Metrum geschriebenen Stücke zu übertrumpfen? Oder endlich haben sich etwa zwei Insassen ein und desselben Klosters mit der dramatischen Behandlung desselben Stoffes, nach dem allgemeinen Plan, ihn in freier Weise durch Einflechtung heiterer Szenen zu beleben, in dichterischem Wettstreite beschäftigt? Wie dem auch sein möge, auf jeden Fall übertrifft das zweite Hirtenspiel das erste, an sich ebenfalls ganz anziehende, so weit, nicht nur hinsichtlich des Inhaltes, sondern auch der dramatischen Ausführung, daß das zuerst entstandene durch das zweite wohl bald ganz vom Repertoire verdrängt worden sein mag. Es wird deshalb dies zweite Hirtenspiel noch etwas eingehender zu besprechen sein, da es unzweifelhaft als das interessanteste aller Mysterienspiele, die auf uns gekommen sind, bezeichnet werden kann.

Das zweite Hirtenspiel der Wakefielder Weihnachtsspiele hat ebenso wie das erste eine durchaus lokale englische Färbung. Denn auch diese bethlehemitischen Hirten treten uns durchaus nicht etwa als zartfühlende, arkadische Schäfer entgegen, sondern, ähnlich wie Kain und sein Knecht oder Vater Noah und seine Familienangehörigen, als derbe Wakefielder Bauersleute. Es beginnt, wie das erste Stück, mit den Monologen zweier Schäfer, welche sich gleichfalls über die Zustände, unter denen sie leben, beklagen. Namentlich beschwert sich der erste über den politischen und sozialen Druck, unter welchem die unteren Stände zu seufzen hätten.

Er eröffnet das Stück mit den Worten:

„Herr Gott, wie das kalt ist und wie schlecht mir zu Mut!
Ganz wüst ist mein Kopf, so lang hab ich geruht.
Meine Beine sind krumm, die Finger ohne Blut.
Ach, niemals wohl geht's auf der Welt mir noch gut
Vor Sorgen.
Von Stürmen umtost, nun aus West, nun aus Ost,
Ohne Ruhe und Trost am Mittag und Morgen!
Wir einfält'gen Schäfer hier auf der Heide
Sind Tag und Nacht draußen allein auf der Weide.
Kein Wunder, daß Armut und Elend uns beide
Gefährten, da kahl die Flur aussieht wie Kreide
Von fern!
Wir sind gehetzt und gejagt, mit Steuern geplagt!
Und das grad behagt den ad'ligen Herrn!"

So wird diese merkwürdige politische Polemik noch vier Strophen weiter in ähnlicher Weise fortgeführt.

Der zweite Schäfer beginnt seinen Monolog auch zunächst mit Klagen über die Drangsale, die ihm das rauhe Wetter bereite, welches seine Augen wässerig mache. Doch ihn quält nicht das Wetter so sehr, als vielmehr sein böses Weib, so scharf wie eine Distel, so spitzig wie ein Dornbusch. Er bedauert daher nicht, daß er nicht auch, wie die großen Herren, zwei oder drei haben könne; im Gegenteil, ihm ist die eine schon zu viel, und daher läßt er es denn auch an eindringlichen Warnungen für junge Leute, die im Begriff stehen zu heiraten, in seinem gleichfalls sechs Strophen umfassenden Monologe nicht fehlen. Die beiden Hirten beginnen nun ein Gespräch, nicht gerade mit den höflichsten Worten. Der eine fragt den anderen, ob er von Daw etwas gesehen habe. „Jawohl, auf dem Pflugland hört' ich ihn blasen, er ist hier in der Nähe — da kommt er schon." Daw, der dritte Schäfer, tritt nun auf, der, wie es scheint, im Dienst des ersten steht. Auch er beklagt sich in einem Monologe zunächst über das schlechte Wetter, über die schrecklichen Regengüsse, die ihn an die Sündflut erinnern. Schließlich, nachdem er mit seinem kürzeren Selbstgespräch fertig, wendet er sich an die beiden anderen Hirten und bittet sie um etwas zu essen und zu trinken. Diese aber weisen ihn mit rauhem Spott zurück, und er beklagt sich nun über die Herren, die ihre Knechte, wie ihn, dem Sturm und dem Unwetter aussetzen, während sie selber ruhig schlafen und jene noch dazu auf Speise und Trank und oft auch auf den sauer verdienten Lohn warten lassen. Die Ironie des Dichters ist unverkennbar. Er führt aus, daß die unteren Klassen es nicht besser machen ihren Untergebenen gegenüber, als die vornehmen Herren und hält so seinem Publikum eine kleine sozialistische Vorlesung in dramatischer Einkleidung. Die beiden Hirten fragen nun den Daw, wo ihre Schafe seien. Daw entgegnet, er habe sie auf guter, sicherer Weide gelassen, sie könnten keinen Schaden nehmen. Hierüber beruhigt, sind die drei Hirten gerade im Begriff, ein dreistimmiges Lied anzustimmen, als der Hauptheld des Stückes, namens Mack, erscheint, ein durchtriebener Bursch, voller Kniffe und Ränke, der übrigens als ein ganz notorischer Schafdieb allgemein bekannt ist. Gleich sein erstes Auftreten ist höchst charakteristisch. In einen Mantel gehüllt, mit verstellter Stimme, im südlichen Dialekt redend, gibt er sich für einen Beamten des Königs aus und fordert allerseits Ehrerbietung. Die Schäfer aber haben ihn doch erkannt, und nach

einigem Sperren, nachdem sie ihn als den bekannten Schafdieb bezeichnet haben, sieht er sich genötigt, die Maske fallen zu lassen, um sich gegen diese Angriffe zu verteidigen. Die Hirten erkundigen sich nun nach seinem Weibe. Mack findet aber wenig Veranlassung, sich seines ehelichen Glückes zu freuen. Er klagt über zu großen Kindersegen und über zu starken Appetit seiner Frau. Nach diesen Auseinandersetzungen Macks legen sich alle vier zum Schlafe nieder. Mack nicht, ohne sich vorher fromm bekreuzigt und sich seltsamerweise in die Hände des Pontius Pilatus befohlen zu haben. Die Hirten sind übrigens so schlau gewesen, den Mack in ihrer Mitte schlafen zu lassen. Doch diese Vorsichtsmaßregel hilft ihnen nicht viel. Sie sind alsbald eingeschlafen, und Mack freut sich nun über die günstige Gelegenheit, ein Schaf stehlen zu können. Er führt den Vorsatz auch sofort aus. Leise erhebt er sich, hat auch rasch einen feisten Hammel erwischt und pocht an die Tür seines auf einem anderen Teil der Bühne befindlichen Hauses, um sein Weib zu wecken.

Das nun folgende Zwiegespräch zwischen ihm und seiner Frau, die drinnen am Spinnrade sitzt, ist äußerst lebendig und natürlich. Mack, der offenbar den Hammel mit beiden Händen zu fassen hat, ruft:

Mack: Weib, öffne die Tür, schau dies Ding dir mal an!
Weib: Zieh' den Riegel nur fort, komm' herein, lieber Mann!
Mack: Glaubst du, daß ich lang' hier noch steh'n bleiben kann?
Weib (sieht den Hammel): Nein, nächstens zieht man dich zum Galgen hinan.
Mack: Nur gemach!
Ich verdien' Trank und Speis'
Mehr als die, wie ich weiß,
Die sich plagen in Schweiß
Den lieben langen Tag.
So bring' ich auch jetzt dir ein leck'res Gericht.
Frau: Aber würd'st du gehängt, wärs 'ne dumme Geschicht'!
Mack: Wie oft kam ich glücklich davon, weißt du nicht!
Weib: Doch der Krug geht zum Wasser, so lang bis er bricht.
Zuletzt kriegst du doch deinen Lohn!
Mack: Ich kenne das schon.
Hör' auf nur davon
Und hilf' mir hier jetzt!

Mack ist hungrig; er möchte den Hammel gleich schlachten, um mit einem guten Braten seinen Appetit zu stillen; er fürchtet aber doch, daß das Blöken des Tieres die schlafenden Hirten wecken könne und er ertappt werden möchte. Das Weib verfällt indes auf eine List. Für den allerdings wahrscheinlichen Fall, daß die Schäfer in Macks Wohnung Haussuchung halten sollten, will sie den Hammel in die Wiege legen, selber sich zu Bett begeben und tun, als ob sie ihren Ehegespons neuerdings wieder mit einem kleinen Weltbürger beschenkt habe. Mack eilt nun zu den Hirten zurück, legt sich auf seinen früheren Platz zwischen ihnen nieder und stellt sich schlafend, als ob nichts geschehen wäre.

Ungemein anschaulich und lebendig ist nun die verschiedene Art des Erwachens der Schläfer geschildert — ein Zug, womit schon der Verfasser dieses alten Hirtenspieles die große Begabung seiner Nation für die dramatische Dichtung und überhaupt für lebendige Detailmalerei bekundet.

Der erste Schäfer, der sich offenbar auf seine Gelehrsamkeit etwas einbildet,

erhebt sich, ähnlich manchen späteren Shakespeareschen halbgelehrten oder gebildet sein wollenden Tölpeln mit den verdrehten lateinischen Brocken: „Resurrex a mortruis" und klagt dann, daß ihm sein Fuß eingeschlafen sei. Der zweite Hirt fühlt sich so frisch und so wohl wie ein Aal, so leicht wie ein Blatt am Baum. Der dritte Schäfer erwacht in nicht so guter Laune; ihm hat geträumt, Mack in einer Wolfshaut herumschleichen gesehen zu haben und auch der zweite Schäfer erinnert sich jetzt, ähnliche beunruhigende Gedanken gehabt zu haben; ihm ist es sogar vorgekommen, als ob Mack ganz geräuschlos ein fettes Schaf gestohlen habe. Der übel berüchtigte Mack wird nun aus einem anscheinend sehr tiefen Schlaf mit Mühe aufgeschüttelt. Er hat sich ordentlich steif gelegen und kann kaum aufstehen. Auch ihn hat ein böser Traum geängstigt; er glaubt, sein Weib, wie er sich ausdrückt, gackern gehört zu haben und ist überzeugt, daß sie ihn wieder mit einem neuen Sprößling zu seinem schon vorhandenen reichlichen Kindersegen beglückt habe. „Ach, du liebe Zeit", sagt er, „die vielen Sorgen, die einem armen Schlucker, wie ich einer bin, solch eine Schar nichtsnutziger Rangen macht! Jetzt muß ich aber eilends heim und schauen, wie es meinem Weibe geht. Doch ich bitt' euch, seht zunächst in meinen Taschen und in meinen Ärmeln nach, ob ich euch nichts gestohlen habe." Wir dürfen gewiß annehmen, daß dies geschieht, obwohl hier, wie meistens in dieser Sammlung, die Bühnenweisung fehlt. Die Hirten entfernen sich, um sich zu überzeugen, ob ihre Herden noch vollzählig sind, und Mack begibt sich zurück in seine Wohnung zu seinem Weibe — nicht ohne böse Vorahnungen, daß man den fehlenden Hammel bei ihm suchen werde. Es wird daher von dem würdigen Ehepaar sofort der früher schlau ersonnene Plan ins Werk gesetzt. Frau Mack begibt sich zu Bett und der Hammel wird schön eingewickelt in die danebenstehende Wiege gelegt. Der biedere Mack muß sich auf Geheiß der Frau dazusetzen und sobald die Hirten erscheinen, ein Wiegenlied anstimmen. Diese haben sich über den mutmaßlichen Täter des bald entdeckten Diebstahls rasch geeinigt und sind schon zur Stelle. Macks Gesang, der ihnen wenig melodisch vorkommt, unterbrechen sie mit dem unwirschen Ruf: „Öffne die Tür!" Die Hirten treten ein, und Mack ermahnt sie sofort, seines kranken Weibes wegen leise zu sprechen. „Ach ja", sagt auch diese mit kläglicher Stimme, „tretet beiseite, jeder Schritt, den ihr tut, dringt mir durch Mark und Bein." Mack lädt nun, um keinen Verdacht zu erregen, seine Besucher freundlich ein, sich ein wenig auszuruhen und etwas zu genießen. Diese aber wollen von nichts wissen; sie sind in sehr unwirscher Stimmung, so daß Mack sie fragt, ob ihnen etwas fehle. „Ja wohl", sagt der eine Schäfer, „ein Hammel fehlt uns!" „Und es heißt, daß du ihn gestohlen habest", sagt der zweite. „Gewiß, du oder dein Weib", bemerkt der dritte. Nun spielt natürlich Mack den Entrüsteten; sie möchten doch das ganze Haus durchsuchen! und seine Frau zu beschuldigen, sei vollends lächerlich, die leidend im Bett liege und die sie ja klagen hören könnten. Frau Mack läßt es denn auch an dem nötigen Jammern und Wehgeschrei nicht fehlen und macht sich noch in anderer Weise vernehmbar mit den entrüsteten Worten:

„Fort, ihr Schufte, und kommt meinem Kind' nicht zu nah!"
Mack: Wüßtet ihr, wie sie leidet, ihr erbarmtet euch ja!
Ihr tut Unrecht, ein Weib, welchem solches geschah,
So zu quälen; doch, wozu red' ich noch da.

Frau Mack: „O, so geht!“ ruft sie, und fährt dann fort mit der nur dem würdigen Ehepaare verständlichen ärgerlich humoristischen Wendung:

„Beim Himmel ich schwör', wenn ich euch betör',
Daß dies Kind ich verzehr', das in der Wieg' ihr da seht.“

Inzwischen haben zwei Hirten das Haus durchsucht, aber keine Spur von ihrem Hammel gefunden. Sie ziehen also mildere Saiten auf und schicken sich mit freundlichen Worten zum Abschiede an. „Was ist's denn, Mack, ein Bub oder ein Mädel?“ fragt der erste Schäfer. „Natürlich ein Bub“, sagt Mack, „und jeder Lord könnte stolz darauf sein, solch einen Sohn zu haben.“ „Und wer sind seine Pathen“ bemerkt der zweite Hirt. „Nun, der Parkyn und Dick Waller und John Horne“, entgegnete der allzeit schlagfertige Mack und wir dürfen sicher sein, daß er damit drei wohlbekannte Burschen aus der Wakefielder Zuhörerschaft, etwa drei hartgesottene Junggesellen, namhaft macht zum großen Gaudium der übrigen Anwesenden. „Also, Mack“, sagt der dritte Schäfer, „jetzt wollen wir scheiden als gute Freunde.“ „So lebt denn wohl alle drei“, entgegnet Mack erleichtert und fügt, offenbar bei Seite sprechend, hinzu: „Ich bin herzlich froh, daß ich euch los bin!“ — Nun schlägt aber dem ersten der Schäfer das Gewissen über ihr rücksichtsloses Auftreten und er fragt, um es wieder gut zu machen, seine Gefährten: „Gabt ihr dem Kinde auch irgend etwas?“ „Keinen Pfennig“, entgegnete der zweite. Eilends geht der dritte Hirt zurück, um dem Kleinen wenigstens ein Sechspfennigstück in die Wiege zu legen. Mack sucht ihn fern zu halten: „Um Gottes willen! das Kind schläft, und wenn es wach wird, fängt es an zu weinen!“ „Aber so laß mich's doch küssen und nur ein wenig die Decke aufheben! — — Was, zum Teufel, ist das! der Bub hat ja eine längliche Schnauze!“ Auch die beiden anderen Hirten kommen herbei und schreien: „Ei, das ist ja unser Hammel; laßt uns die Vettel da verbrennen, und an den Galgen mit ihm, dem Spitzbuben! Jetzt seht einmal, wie sie dem Hammel die vier Füße zusammen gebunden haben; hat man je ein Kind mit Hörnern in der Wiege gesehen?“ Mack aber läßt sich noch immer nicht aus dem Konzept bringen: „Seid ruhig!“ schreit er, „ich bin der Vater, und mein Weib, das dort liegt, hat ihn geboren.“ Frau Mack stimmt lebhaft mit ein: „Ein Kobold hat das Kind verhext; um 12 Uhr in der Nacht, ich hab's selber gesehn, wurde es verwandelt.“ Diese Ausreden verfangen nun aber doch nicht mehr. Der eine der Schäfer hat den Hammel an einem Zeichen am Ohr deutlich als den seinen erkannt, und das Ende vom Liede ist, daß alle drei den Mack trotz seiner Versicherungen, nie wieder seine Hand nach fremden Gut ausstrecken zu wollen, ganz gehörig durchbläuen. — —

Völlig erschöpft von dieser Anstrengung legen sie sich hin, um sich auszuruhen. Mack wird sich mit seinem Weibe eilends aus dem Staube gemacht haben; die Hirten sind in Schlaf gesunken, und — wer erscheint nun? Niemand anderer, als der Engel Gottes, der zuerst sein Gloria in excelsis singt und dann die Geburt des Heilandes verkündet mit den Worten:

„Erhebt euch, ihr Hirten, denn er ist geboren,
Der vom Teufel erlöst die durch Adam verloren;
Der Besieger des Bösen heut Nacht ward geboren,
Zu Freunden hat Gott sich uns heute erkoren,

Zu seinen Kindern.
Nach Bethlehem geht,
Zu dem Kindlein dort fleht,
In der Kripp' ihr es seht
Dicht neben den Rindern."

Die Hirten fallen auch jetzt nicht sogleich aus ihrer bisherigen Rolle. Sie haben sich offenbar noch nicht recht vom Schlafe ermuntert. „Was war das für eine sonderbare Stimme?" sagt der erste Hirt. „Mich dünkt, er sprach etwas von Bethlehem und einem Kinde", entgegnet der dritte. „Sag, was hast du uns da vorgekräht," fragt gar der gewöhnlich zu übermütigen Späßen aufgelegte zweite Hirt den Engel. Da aber wird er auch schon von dem ersten Schäfer mit einem derben „halt's Maul!" zur Ordnung verwiesen und damit ist dann auch diese Parodie des Engelsgesanges, die übrigens auch in den anderen Mysterienspielen in ähnlicher Weise vorkommt, zu Ende. — In feierlichster Stimmung, der Verkündigungen der Propheten bezüglich der Geburt des Heilandes in ihrem Zwiegespräche gedenkend, machen sich die Hirten nach Bethlehem auf den Weg, wo sie mit der gewöhnlichen Hinwegsetzung über Raum und Zeit, die diesen Spielen eigen ist, in wenigen Augenblicken anlangen und die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde sogleich antreffen. Höchst originell, von einer wahrhaft rührenden Naivität, sind die Begrüßungsworte, die sie an beide richten:

„Heil dir, holdes Kindlein, der Reinen gebracht!
Und Preis sei dem Schöpfer, der unser gedacht!
Du errettest die Welt aus Verderben und Nacht,
Der Erbfeind zieht ab nun, betrogen, verlacht!

(und jetzt, zu dem Christuskind gewendet):

Wie lieb sieht er aus,
Seht ihn lächeln, den Süßen,
Als wollt' er uns grüßen;
Sieh, ich bring' dir auch diesen
Rotkirschenstrauß!"

Mit ähnlichen, gleichfalls von scheuer Verehrung für den Gottessohn und von inniger Teilnahme an dem Menschenkindlein zeugenden Worten begrüßen auch die beiden anderen Hirten das kleine Wesen auf dem Schoße der Maria. Der eine von ihnen schenkt ihm ein Vögelchen, der andere hat ihm einen Ball mitgebracht und wünscht, daß er sich damit bald lustig beim Fangballspiel tummeln möge.

Die Jungfrau Maria gibt dann mit einigen innigen Worten dem allmächtigen Schöpfer die Ehre, der sie hoch begnadet habe, verabschiedet die Hirten und befiehlt sie dem Schutz ihres Gottessohnes an. Jene sagen ihr Lebewohl; der zweite Hirt empfiehlt ihr noch, das Kindchen ja recht warm zu halten; mit dem Entschluß, auf dem Heimwege dem neu geborenen Heiland Loblieder anzustimmen, entfernen sie sich und das zweite Spiel der Hirten ist zum Abschluß gelangt.

Uns dünkt, es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit einem der interessantesten Erzeugnisse der älteren englischen Dichtung und vor allen Dingen mit dem ersten, höchst beachtenswerten wirklichen Versuch auf dem Gebiete des Lustspiels zu tun haben.

Die komischen Partien in dem Spiele von Kain und Abel oder in dem

von der Sündflut, wie auch in dem ersten Hirtenspiele sind nur episodischer Art. Hier aber ist die Episode zu dem eigentlichen Stück geworden. Wenn wir den an sich reizenden Schluß von dem Erscheinen des Engels und der Anbetung der Hirten fortlassen, so bildet dies zweite Hirtenspiel ein abgerundetes kleines Lustspiel für sich. Es ist eine einaktige Posse, die sich bei aller Einfachheit der Handlung doch durch eine zwar derbe, aber unzweifelhafte Komik der Situation, namentlich aber durch einen lebhaften, witzigen Dialog, durch eine sorgsame Ausführung des Details, ja, sogar durch einen glücklichen Anlauf in der Schilderung und Kontrastierung der Charaktere zu wirksamer Geltung zu bringen weiß. Mit diesem komischen Zwischenspiel der Hirten, welches ähnlich wie die sonstigen volkstümlichen Episoden der Mysterienspiele dem Zweck diente, in den überwiegend ernsten Ton des Ganzen etwas Abwechslung hineinzubringen, hatte die englische dramatische Poesie also schon in ihren ersten Anfängen eine Bahn betreten, auf welcher das Lustspiel sich ungehemmt weiter entwickeln konnte. Und in der Tat sehen wir, daß die ersten selbständigen kleinen Lustspiele der Engländer, die gleichfalls possenartigen sogenannten Interludes (d. h. Zwischenspiele) des John Heywood, dem zweiten Hirtenspiel der Wakefieldmysterien so nahe als möglich verwandt sind. Was den Stoff* desselben anlangt, so war dieser dem Dichter vermutlich in der Form eines volkstümlichen Schwanks bekannt geworden, ähnlich wie die älteren französischen Farcen, die berühmte Posse von „Maitre Pathelin“ mit inbegriffen, die es in den achtziger Jahren in Wien ja sogar zu der Ehre einer Übersetzung und Aufführung im Burgtheater gebracht hat, in der Regel auch nichts anderes sind, als Dramatisierungen der in der französischen Literatur seit jeher beliebten poetischen Erzählungen, der contes und fabliaux, welche ja auch die deutsche, wie die englische Literatur vielfach beeinflußt haben. Die lustigsten von Chaucers Canterbury-Geschichten gehen direkt oder indirekt auf diese zurück. Wenn es uns nun fast wundernehmen könnte, daß dieser unzweifelhaft mit einer ganz hervorragenden dramatischen Begabung ausgestattete, bedeutendste mittelenglische Dichter sich auf die epische Reproduktion dieser Stoffe beschränkte, so haben wir in der glücklichen Dramatisierung eines solchen Schwanks von seiten des vielleicht ziemlich gleichzeitigen, unbekannt gebliebenen Verfassers des zweiten Hirtenspieles der Wakefield Mysterien einen Beleg, wie die junge dramatische Poesie der Engländer schon bei den ersten unbeholfenen Schritten, die sie tat, gleichsam instinktiv auf die richtige Bahn geriet. Was dem Gesichtskreise des genialen, welterfahrenen Kunstdichters naturgemäß entrückt blieb, weil die dramatische Dichtung erst in viel späterer Zeit in das Gebiet der kunstmäßigen Poesie eintrat, das traf mit einem glücklichen Wurf der anspruchslose Volksdichter.

Die nächsten Stücke, die sich um das Leben und Leiden Christi drehen, sind im wesentlichen frei von komischen oder humoristischen Zutaten. Und doch lassen sich die Dichter dieser Spiele die Gelegenheit, etwas mehr Abwechslung in den ernsten Gang der Handlung zu bringen, nicht leicht entgehen, wann und wo immer sie nur eine Handhabe dafür zu finden glauben.

Beachtenswert ist, daß Herodes, der in der Verehrung der Magier und in

* Wie Kölbing nachgewiesen hat (vgl. Pollards Introduction zu den Towneley-Plays, p. XXXI) kehrt der Stoff auch in der Erzählung von Archie Armstrong's Aith in W. Scotts „Minstrelsy of the Scottish Border“ wieder.

dem bethlehemischen Kindermord auftritt, hier, ähnlich wie früher Pharao und Augustus, als ein polternder, fluchender, bramarbasierender Wüterich dargestellt wird. Auch in den anderen Kollektivmysterien ist er ähnlich gezeichnet und dies scheint auch in den vielen verloren gegangenen Stücken dieser Art ein stereotyper Charakter gewesen zu sein. Daher warnt ja auch Shakespeare in seinem „Hamlet" durch den Mund des Prinzen die Schauspieler, daß sie den Herodes nicht noch überherodisieren, d. h. das hohle, übertriebene Pathos vieler zeitgenössischer Stücke nicht noch mehr übertreiben sollen. Die drei Könige aus dem Morgenlande erscheinen in dem Stück zu Pferde. Es war das offenbar eine effektvolle Glanzpartie dieser Spiele. In das kurze Spiel von der Flucht nach Ägypten bringt der fürsorgliche, gutmütige, über die Unbequemlichkeit der eiligen Abreise aber doch etwas unwillige alte Joseph einen humoristischen Zug hinein, indem er alle jungen Leute vor dem Heiraten warnt, wegen der vielen daraus erwachsenden Sorgen und Beschwerden; man sieht, ein beliebtes Thema der alten Mysterienspieldichter. Dann macht er sich mit den Seinen auf den Weg, dem Publikum allseits guten Tag wünschend.

Mit dem Spiel, welches die Kreuzigung zum Gegenstande hat, erreicht die Handlung ihren Höhepunkt. Offenbar mit Rücksicht hierauf, wegen der großen Bedeutung des Stückes, wird den Zuschauern wieder in eindringlicherer Weise als je vorher Ruhe geboten. Pilatus selber fährt sie an, mit geschwungenem Schwerte drohend, ruhig zu sein; und wie doch nach des Dichters Voraussetzung noch einige plaudern und zischeln, schreit er ihnen zu: „Still! in des Teufels Namen, ihr Schufte, ihr Galgenstricke! könnt ihr nicht ruhig sein, wenn ich's euch sage!" Für den seltsamen Kontrast dieser einleitenden Szene zu der Tragik der eigentlichen Handlung des Stückes fehlte dem Verfasser offenbar das Verständnis.

Das folgende Spiel, die Würfelung um das Gewand Christi, ist als ein komisches Intermezzo beabsichtigt, im Gegensatz zu der vorhergegangenen Szene erschütternder Tragik. Wir begegnen hier also wieder demselben technischen Hilfsmittel, dessen sich später so oft auch Shakespeare zur zeitweiligen Beruhigung der Gemüter seiner Zuschauer bediente; man erinnere sich nur an die Totengräberszene im „Hamlet" oder an das Auftreten des Pförtners in „Macbeth," unmittelbar nach der Ermordung des Königs Duncan. Der Humor des betreffenden Stückes in den Wakefieldmysterien ist übrigens nur von geringer Wirkung. Die Henkersknechte, die um die Kleider des Gekreuzigten gewürfelt haben, werden schließlich doch von Pilatus darum geprellt und stellen dann Betrachtungen an über die Immoralität des Würfelspiels, worauf Pilatus sie mit einem offenbar ironisch gemeinten Lobe ihrer Weisheit und mit dem nicht minder spöttischen französischen Abschiedsgruße Dew vows (garde), mon senyours (Dieu vous garde, monseigneurs) entläßt. Viel interessanter ist das nächste Stück von der Höllenfahrt Christi.

Das Stück beruht, wie alle mittelalterlichen Dichtungen, welche diesen Stoff behandeln, auf dem apokryphischen Evangelium des Nikodemus. Der humoristische Zug aber, der durch dasselbe geht, ist eine selbständige Zutat des mittelenglischen Dramatikers.

Von besonderem Interesse ist für uns nur noch das letzte Spiel, welches das jüngste Gericht darstellt. Es fand vermutlich auf einer Bühne von drei Etagen

oder wenigstens Abstufungen statt, welche den Himmel, die Erde und die Hölle repräsentierten. Durch das Trompetengeschmetter der Engel werden die Toten wachgerufen und die Bösen beklagen ihr sündhaftes Erdenleben. Nachdem ein Engel mit dem Schwerte die Sünder und die Guten in zwei Gruppen geschieden hat, tritt Christus auf und erklärt, zur Erde hinabsteigen zu wollen, um das Gericht zu vollziehen. Dies geschieht aber nicht sofort, sondern es wird zunächst wieder ein volkstümliches Zwischenspiel eingeflochten, welches die Dämonen der Hölle aufführen. Sie sind durch das Trompetengeschmetter der Engel, von dem die Höllenpforten aufgesprungen sind, so daß alle Seelen daraus entwichen, in die höchste Aufregung versetzt worden; sie erkennen, daß das jüngste Gericht bevorsteht. So sind sie denn über das Entweichen der ihnen schon überantwortet gewesenen Seelen auch nicht sehr bekümmert. Die Hölle sei ohnehin überfüllt gewesen und um etwaigen Mangel an Ersatz ist ihnen nicht bange. Sie haben lange Sündenregister der Menschen mitgebracht, damit ihnen niemand entgehen könne, und darüber unterhalten sie sich zunächst mit teuflischer Schadenfreude, indem die verschiedenen Kategorien von Sünden und Lastern aufgezählt werden. Vor allem tut sich dabei Tutivillus hervor, ein übermütig-satirischer Teufel, der als einer der Vorfahren des Mephistopheles angesehen werden kann. Er hat einige lateinische Brocken aufgeschnappt, ja, er zitiert sogar den Psalter und das Evangelium. Er ist überhaupt ein gebildeter, aber auch ein sehr spottsüchtiger, lustiger Teufel, wie denn der Teufel in den alten Mysterienspielen, und zwar in den französischen noch viel mehr als in den englischen, ja stets die lustige Person desjenigen Stückes war, in welchem er auftrat. Tutivillus richtet seinen Hohn namentlich auch gegen die Modetorheiten der Zeit, gegen die Locken des Stutzers, den turmhohen Kopfputz der Frauen und verbreitet sich über die Vertreter wirklicher Laster mit den derbsten Schimpfreden. Nachdem diese ziemlich lange Unterhaltung der Höllenbewohner beendet ist, erscheint Christus auf der mittleren, die Erde vorstellenden Bühnenabstufung. In beweglichen Worten schildert er die von ihm für die Menschheit erduldeten Leiden. Dann wendet er sich an die Guten, die ihn, in Gestalt der Armen und Elenden, gekleidet, gespeist und getränkt haben und verheißt ihnen ihren Lohn, sowie den Bösen, die all dies unterlassen haben, ihre Strafe. Hierauf wird das Gericht vollzogen. Die Übeltäter werden den Teufeln überantwortet, die sie mit Geißelhieben und höhnischen Reden in die Hölle treiben. Die Guten preisen den Herrn in einigen Versen und beschließen das Spiel und damit das ganze, bei der Aufführung jedenfalls ein paar Tage ausfüllende, Gesamtmysterium mit den Worten: Te deum laudamus.

Aus dieser Inhaltsangabe der Mysterienspiele von Wakefield geht hervor, daß der biblische Charakter der in ihnen dargestellten Stoffe in mehreren Stücken fast gänzlich verloren gegangen ist, wie dies z. B. in den Spielen der Hirten am stärksten zutage tritt. Um so mehr dürfte es aber nötig sein zu betonen, daß doch der allgemeine Ton der Wakefieldschen Sammlung trotz gelegentlicher volkstümlicher Auswüchse und Zutaten ein ernster ist, wie er dem Inhalte der biblischen Geschichten entspricht, die im allgemeinen die direkte oder indirekte Quelle dieser Spiele bilden. Noch mehr ist dies bei den drei anderen großen Sammlungen, namentlich denjenigen von York und Coventry der Fall, welche teils die nämlichen, teils noch andere biblische Stoffe behandeln. Dennoch aber ist in allen diesen Stücken die

Ausführung als eine durchaus originelle, national englische zu bezeichnen. Von einer direkten Beeinflussung der altenglischen Mysterienspiele, etwa durch französische Vorbilder, oder gar einer Übertragung derselben ins Englische, woran man wohl gedacht hat, kann im allgemeinen nicht die Rede sein; auf alle Fälle haben die englischen Dichter, wenn sie fremde Vorbilder benutzt haben sollten, diese in ganz selbständiger, origineller Art behandelt. Ihre Dramatisierungen biblischer Stoffe tragen viel zu sehr den Charakter nationaler Eigentümlichkeit an sich, sind viel zu sehr von dem echt englischen Wesen, ja sogar vielfach von provinziellen Besonderheiten durchdrungen, als daß irgendwie an eine sklavische Nachahmung gedacht werden könnte.

Trotz der gedankenlosen Anachronismen und der zahlreichen derb realistischen Züge, die in ihnen vorkommen und gelegentlich unser modernes ästhetisches oder auch unser Schicklichkeitsgefühl beleidigen, übertreffen die englischen Mysterienspiele die französischen und deutschen bei weitem durch geschicktere Anordnung und wirksamere dramatische Behandlung des Stoffes. Die Handlung tritt in diesen mehr in den Vordergrund als in jenen. Wenn sie trotzdem noch ein vorwiegend episches Gepräge tragen, wie dies die eigentlich biblischen Stoffe, wenigstens zu damaliger Zeit, auch kaum anders zuließen, so lassen doch einige dieser eigenartigen Stücke, namentlich das Spiel von der Sündflut und die beiden Weihnachtsspiele der Hirten, zumal das zweite, die baldige eigenartige Größe und Bedeutung des englischen Dramas klar erkennen.

Wien—Berlin.

Von Karl Scheffler (Berlin).

Kann sich ein Norddeutscher, der nie den Fuß über Österreichs Grenzen setzte, richtige Vorstellungen von Wien und vom Wienertum machen? Der Österreicher wird es entschieden verneinen. Und doch kann der hier unten im Reiche Lebende auf seinen Einwand nicht hören; denn wohl oder übel sieht sich jeder gebildete Norddeutsche, sieht sich vor allem der Berliner gezwungen, den aus Wien stark herüberdrängenden Einflüssen gegenüber Stellung zu nehmen. Wenn man sich in der Reichshauptstadt Meinungen über modernes Wienertum bildet, so geschieht es aus dem eigensten Lebensinteresse heraus. Es ist dem Berliner darum wichtiger zu konstatieren, wie die neue Wiener Kultur auf ihn wirkt, als zu untersuchen, wie sie, „objektiv" betrachtet, ist. Es bestärkt ihn darin die Beobachtung, daß eine rein sachliche Darlegung dessen, was Wienertum ist, auch denen schwer zu werden scheint, die es aus der Anschauung kennen. Wenigstens kommen zwei so tüchtige Beobachter wie Hermann Bahr und Franz Servaes zu sehr verschiedenen Ergebnissen, wenn sie auch in Einzelheiten vielfach übereinstimmen. Dem Berliner scheint es in diesem Falle sehr charakteristisch, daß Bahr, der Wiener, seine trotz alledem geliebte Vaterstadt mit einem gewissen moralischen Entsetzen betrachtet und daß der aus Berlin vor gar nicht langer Zeit erst eingewanderte Servaes einen optimistischen Ton anschlägt. Zieht man bei diesem das etwas auffällige Bemühen ab, sich schnell und gründlich einzuwienern, so bleibt doch die bezeichnende Tatsache, daß der Österreicher sich durch Wien ermüdet fühlt, daß der dem amerikanisierten Berlin

Entronnene aber in der Stadt alter Bürgerkultur auflebt, daß er hoffnungsvoll tut, weil er viel zu lernen findet, und daß er eben dadurch beweist, wie sehr er im Grunde ein Berliner ist.

Denn der Reichshauptstädter dieser Jahrzehnte ist darauf angewiesen von fremder Art zu lernen und sie bis zu gewissen Graden in sich aufzunehmen. Er wohnt in einer ungeheuer schnell gewordenen und rastlos noch fort wachsenden Stadt hastiger Arbeit, ohne kräftige Traditionen, ohne sichtbare, erziehungsfähige Geschichte dahin, ohne einheitliche Lebensformen und Gesellschaftskonventionen. Er blickt hinüber nach Frankreich, England und Amerika, überall Kulturanleihen machend und seine Bedürfnisse allzuoft nur mit fremden Mitteln befriedigend. Auch nach Wien blickt er hinüber als ein heftig Wollender, als ein leidenschaftlicher Autodidakt mit Emporkömmlingsehrgeiz; er ergreift alle von dort kommenden Anregungen mit großer Gier, um sie zu nutzen oder fortzuwerfen, wie es das Bedürfnis will. Dem Berliner, der ein Werdender und Wollender ist, erscheint der Wiener als ein Gewordener, Saturierter und Genießender. Gerade weil er der Mann demokratischer Ungeschliffenheit ist, blickt er mit einer Art von spöttischem Neid auf die aristokratischere Feinheit der Wiener. Er höhnt wohl über Zierpuppenkultur; aber in ihrem Anblick wird er sich doch eigener Blößen bewußt. Nicht ohne ein leis mitleidiges Lächeln vermag er die Resultate des neuwienerischen Lebensstils zu betrachten; doch gesteht er sich im Innern: immerhin ist es ein Stil und darum in manchem Bezug mehr als die preußisch-amerikanische Stillosigkeit. Er weiß, daß er als Bedürftiger dasteht, weiß aber auch, daß er reicher ist an materieller Macht; er fühlt, daß, wenn der Wiener mächtig ist durch seine Vergangenheit, er es durch einen hohen Wechsel auf die Zukunft ist. Und aus diesem Gegensatz ergeben sich jene Beziehungen, worüber zu denken man nicht umhin kann, selbst wenn man nie den Fuß über Österreichs Grenzen setzte.

Der Wiener Dialekt klingt uns hier in der Reichshauptstadt vertrauter fast im Ohr, mit seinem kindlich weichen Lautgeschmeichel, als etwa der oberbayrische Jargon. Wir vermögen Wien nicht als fremde Stadt zu denken. Dennoch liegt uns die Kaiserstadt an der Donau auch in einer Stimmung da, der verwandt, die wir empfinden, wenn Paris genannt wird. Bei keiner unserer süddeutschen Städte empfinden wir ähnliches. An Paris denken wir, weil auch Wien zugleich eine historische und eine moderne Stadt ist, eine Altstadt und Neustadt in einem, weil es eine Stätte alter Traditionen, ein Ort konservativen Geistes ist und der wirklich lebendige Mittelpunkt eines großen Reiches. Wien ist viel mehr Hauptstadt und Zentrum als Berlin. Die zur Reichshauptstadt gewordene preußische Residenz ist die mächtigste Stadt unter mächtigen Städten. Es ist gewiß ein Reichsmittelpunkt und wird es von Jahr zu Jahr mehr; aber München, Dresden, Hamburg, Köln oder Leipzig sind ebenfalls sehr wichtige Mittelpunkte reichswirtschaftlicher Interessen. Jede Industrie- und Handelsstadt im neuen Reich ist eigentlich der Kern einer Großstadt, ist ein Klein-Berlin. Diese politisch betrachtet sehr gesunde Dezentralisation, die die Lebenskräfte gleichmäßig im Lande zirkulieren läßt, verhindert es, daß alle geistigen, kulturellen, politischen und auch wirtschaftlichen Interessen in der Hauptstadt zusammenströmen und sie zum einzigen Zentrum der Volkskraft machen wie Paris es etwa ist. Wien ist dagegen viel mehr im Sinne der fran-

zösischen Kapitale eine Hauptstadt. Wenigstens ist es, wenn man Prag ein tschechisches und Pest ein ungarisches Zentrum nennen will, die Hauptstadt aller deutschen Interessen. In dieses Sammelbecken fließen seit hunderten von Jahren die kulturbildenden Energien des Landes und das eben hat die Erscheinungen der Tradition und des aristokratischen Konservatismus gezeitigt, die dem jungen Berlin so imponieren. Nur in altem historischen Boden, nur aus sicher beherrschten, allgemein giltigen Lebensformen wachsen die Eigenschaften, die das Leben schmücken, die Grazie, die natürliche Eleganz und die Leichtigkeit. Und da die Früchte alter Stadtkultur reich und lockend zu uns herüberhängen, darf es nicht wundernehmen, wenn wir, die im harten Materialismus, ohne die Tugenden des schönen Scheines dahinleben, sie zu pflücken, immer wieder lüstern werden. Während wir sie aber, oft genug mit der Gier des Durstigen, genießen, begreifen wir doch nicht, wie eine ganze Bevölkerung an solcher Süße auf die Dauer Genüge finden mag.

Wir blicken auf Wien wie auf einen Freund, der durch seine vornehme Lebensführung imponiert und dessen Heim als ein Muster verfeinerter Genußkunst gilt, dem man aber doch etwas bedenklich zusieht, weil es mit seiner Gesundheit nicht recht in Ordnung scheint. Man verrät ihm gegenüber immer wieder unwillkürlich den bekannten Egoismus des Gesunden. So hat der Berliner in diesen Zeitläuften ganz gewiß nicht Ursache, sich etwas auf die Politik einzubilden, die in seiner Stadt gemacht wird. Gerade er findet sich in die Situationen, deren Problematik nicht leicht zu überbieten ist. Dennoch fühlt er sich nicht sehr beunruhigt. Ihm scheinen die politischen Sorgen, die Österreich im Nationalitätenstreit erlebt, viel schwerer zu wiegen. Die Ursache ist, daß man bei uns fühlt, wie unsere Politik trotz all ihrer Ungeheuerlichkeiten, entschieden die einer aktiven Bevölkerung ist, daß das politische Leben in Österreich aber, das viel vorsichtiger und geistreicher geführt wird, entschieden etwas Passives hat. Und diese kluge Passivität scheint uns durchaus mit dem Wiener Wesen, mit allen Tugenden der österreichischen Liebenswürdigkeit zusammenzuhängen. Man fühlt sich versucht, einen Gedanken Hermann Bahrs zu verfolgen und zur Erläuterung der völkischen Gegensätze die Herrscherhäuser der Habsburger und Hohenzollern zu vergleichen. Man sieht schon mit flüchtigem Blick die Kontraste. Die Hohenzollern wirken den Habsburgern gegenüber entweder junkerhaft derb oder bürgerlich einfach. Ihrer trockenen Regententüchtigkeit, die hier und da bis zum Genie der Sachlichkeit gegangen ist, stehen die Habsburger gegenüber, wie ein Geschlecht dünnblütiger, in sich gekehrter Aristokraten. Mit der märkischen Nüchternheit der Hohenzollern verglichen, wirken sie wie absonderlich sich gebärdende Kavaliere. Fühlten jene sich immer fast als Verwalter, die ihrer Länder wegen da sind, so haben sich diese immer als Großgrundbesitzer gefühlt und ihre Länder und Völker ein wenig wie Heiratsgut betrachtet. Das österreichische Kaiserhaus bietet etwas wie ein Symbol verblassender Legitimität, während den Hohenzollern immer Züge des Emporkömmlingshaften eigen geblieben sind. Es steht der praktisch denkenden Nachdrücklichkeit des großen Kurfürsten die spanisch gefärbte, eigensinnig reaktionäre Romantik Ferdinands II., dem sehnigen Genie des alten Fritzen die grande dame-Allure Maria Theresias und die heitere Ideologie Josephs II., der bürgerlich sammelnden Emsigkeit unseres ersten Kaisers die genießende Aristokratenresignation Franz Josephs und den realitätslüsternen Ministerenergien Steins und Bismarcks

immer wieder die diplomatisierende Schachspielerlust des Metternichschen Geistes gegenüber. Solche im Laufe der Jahrhunderte typisch gewordene Erscheinungen dürfen nun aber nicht als historische Zufälligkeiten aufgefaßt werden. Die Völker formen sich die Art ihrer Fürsten mit der Zeit so um, wie sie sie brauchen. Die Eigenart der Hohenzollern, wie die der Habsburger ist im Milieu ihrer Völker erst determiniert worden. Die Art des Herrscherhauses charakterisiert darum bis zu gewissen Graden die österreichische und vor allem die Wiener Volksart, wie man anderseits sehr wohl von den Hohenzollern auf das Wesen des Berliners schließen darf. Wie dieser sich in seinen Fürsten in der Tat wiedererkennt, wie er von sich weiß, daß er ein harter Realist, ein intellektueller Skeptiker, ein trockener Tatsachenmensch, ein in lebendiger Geistigkeit materialistisch Dahinlebender, ein unsinnlich aufs Profane gerichteter Geist, ein bildungshungriger, ehrgeiziger Mischling aus östlichem Barbarismus und westlichem Kulturdrang ist, so glaubt er vom Wiener, daß auch dieser sich in seinen Fürsten spiegelt und in seinem Wesen, bei starkem Eigensinn viel sinnlich Weiches, feminin Aristokratisches und zugleich auch spekulativ Weltfremdes hat. Er sieht im modernen Wiener einen Keltogermanen, dessen Spieltrieb und Systemlust stärker sind als der Sachsinn, einen in Jahrhunderten erzogenen, im modernen Industrieleben aber unsicher gewordenen Weltmann und einen Lebenskünstler, der sich die Dinge gerne so zurecht legt, wie er sie braucht. Der Berliner, der ein geborener, wenn auch nicht eben tief empfindender Protestant ist, sieht im Wiener einen glücklichen Zögling des Katholizismus insofern, als es scheint, als sei ihm die Lebensverantwortung zur Hälfte von der Kirche ein für allemal abgenommen worden, wo der zum Reichshauptstädter gewordene Preuße die ganze Bürde seiner Unsicherheit in ärgerlicher Laune mit sich umherschleppt.

Man kann versichert sein, daß die Produkte des Wiener Geistes eines starken Interesses in Berlin immer gewiß sind, mag aber auch überzeugt sein, daß sie fast niemals im Innern revolutionierend wirken. Umgekehrt kommen die wichtigen umgestaltenden Kräfte nach Wien sehr oft, wenn auch nicht aus, so doch über Berlin; denn Berlin ist so etwas wie der sichtende Kritiker neudeutscher Kultur. Mit dem Talentreichtum des neuen Wien können wir uns nicht entfernt messen, denn das Wiener Talent ist ja in gewissen Sinne immer das österreichische Talent überhaupt, weil die Hauptstadt früher oder später alle geistigen Energien an sich zieht, wogegen das reichsdeutsche Talent in Dresden, München oder Weimar lebt und Berlin immer nur vorübergehend, geschäftshalber besucht. Nennt man die spezifisch Wiener Künstler von früher oder heute, die Grillparzer und Raimund, Schwind, Waldmüller und Makart, Lanner und Strauß, Hofmannsthal und Schnitzler, so hat man auch gleich die österreichische Kunst beisammen; nennt man dagegen speziell berlinerische Künstler, wie Menzel, Krüger, Liebermann oder Fontane, so ist das Eigentliche deutscher Kunst kaum berührt. Das allein würde es schon erklären, warum der Wiener Reichtum unserer Dürftigkeit so suggestiv scheint. Was uns unendlich schwer fällt, so daß wir im Bemühen darum oft genug verzagen: die Form, sie fällt der Wiener Kunst wie von selbst zu. Nur will es nach einiger Zeit dann immer scheinen, daß in unserer nördlichen Formlosigkeit doch mehr Inhalt sei als in der südlichen Harmonie. Wir betrachten nicht ohne Bedenken das zärtlich sentimentalische Griecheln, das die Wiener von jeher geliebt haben. Zuerst nimmt

dieses elegante Gräcisieren ja sehr gefangen, besonders den Berliner, der selbst auf die bis zum Gigerltum getriebene Eleganz leicht hineinfällt; bald aber stellt sich die Erwägung ein, es müßte sich mit so reichen Gaben Ernsthafteres vollbringen lassen. Wir bewundern die Fixigkeit, vermissen aber die Richtigkeit. Es soll in Wien offenbar immer griechisch, hellenisch heiter und antikisch klar werden; und es wird immer doch nur Biedermeier. Man meint das Klassisch-Harmonische und es entsteht jene Romantik, die als Resultat erscheint, wenn eine mittlere Menschlichkeit sich am großen Prinzip mißt. Romantisch ist alles Wienerische: Drama, Malerei und sogar das Kunstgewerbe. Aber diese Romantik ist nicht die Form eines starken Menschheitstraumes, sondern mehr ein feines artistisches Spiel mit Träumen, die Andere, Stärkere einst geträumt haben. Man musiziert mit Klang, Vers, Farbe und Linie; aber immer ist es Musik aus zweiter Hand. Was in Wien an Kunst kultiviert wird, gehört einer hohen Art an. Ist Berlin die Stadt der Prosa auch im Künstlerischen, so ist Wien die Pflegestätte musikalisch-architektonischer Rhythmik. Aber innerhalb unserer niederen Kunstart erreichen wir nicht selten ein höheres Niveau als es die Wiener in ihrer edleren Kunstart können. Denn das musikalische Element der Kunst, das dem Wiener natürlich zugehört, benutzt er ganz selten nur, um das Ewige auszudrücken; er verbraucht es vielmehr, um dekorative Wirkungen hervorzubringen. Dekorativ sind mehr oder weniger alle Werte, die aus Wien zu uns kommen. Es leben in der österreichischen Hauptstadt Sprachkünstler, auf deren Reichtum wir Schwerfälligen nur mit Neid blicken können; und doch bringen sie nichts zustande, als sehr suggestive Augenblickswirkungen. Stünde in Wien ein Ibsen auf, ein Mann wollenden, nicht spielenden Denkens, so würde die Bevölkerung vor Schreck ja wohl erstarren. Es gibt Linien- und Farbenempfinder in Wien, denen wir Ähnliches nicht entgegenzusetzen haben; dennoch gelingt ihnen nie das Unsterbliche, sondern immer nur von der Zeit stets wieder aufgetrennte Gobelin der Mode. Wir betrachten mit größter Achtung das Wiener Kunstgewerbe. Es hat sich in gewisser Weise ganz Deutschland erobert. Gibt aber auch wieder, alles in allem, nur dekorative Werte. Die vielgerühmte Sachlichkeit darin ist Affektation, der Klassizismus ist Sentimentalität, die Primitivität ist Raffinement und der Geschmack dient nicht einer höheren Idee, sondern ist sich Selbstzweck. Eine erstaunliche Eklektizistenleistung, aber ohne Schöpferkraft. Und doch sind Fähigkeiten und Gaben darin aufgehäuft, woran der Berliner nicht einmal in Gedanken rühren kann. Es fragt sich nur, ob solche Gaben vom Wesentlichen nicht mehr abziehen, als daß sie darauf hinleiten. Die Idee dieses neuen Kunstgewerbes, das uns im Reich immer wieder als vorbildlich empfohlen wird, stammt von den keltischen Vettern in Schottland, die einzelnen Formen sind aus dem alten Ägypten geholt, aus Griechenland, England und Belgien, aus der islamitischen und der japanischen Kunst. Und aus alledem ist Biedermeier geworden. Was so mit sekundären Empfindungen geschaffen worden ist, bleibt trotzdem erstaunlich. Vor allem die reine Handwerksleistung, die hier und da in kleineren Arbeiten eine seltene Höhe erreicht. Dennoch fehlt auch diesem Kunstgewerbe, was der Wiener Kunst von jeher gefehlt hat: die eigentlich männliche fortzeugungsfähige Kraft. Diese neue architektonische Kunstkultur ist primitiv und raffiniert, zierlich und grotesk, einfach sachlich und luxuriös, puritanisch und mondän. Aber eigentlich ist sie in allem

Wollen doch nur dekorativ und bürgerlich theatralisch. Sie will ganz Anfang sein und ist doch schon wieder ein Ende. Alles in Wien ist immer ein Ende. Und das ist um so bedenklicher, als hinter all diesem artistischen Spiel, hinter all dieser prickelnden Launenhaftigkeit nicht die graziöse Willkür, das ursprüngliche Temperament steht, sondern eine entschiedene Lust an der Systematik. Die tänzelnde Göttin der Grazie geht in Wahrheit im Stahlmieder des Begriffs einher.

Auch ist es bezeichnend, daß selbst der freien Kunst in Wien immer etwas Kunstgewerbliches anhaftet. Das kommt: sie wird nicht genug um ihrer selbst willen, sondern zu bestimmten, erkennbaren und immer allzu nahen Zwecken gemacht. Sehr lehrreich ist es z. B., daß der Berliner Theaterdirektor Reinhardt, der das sehr ernste und große Problem der Bühnenreform, das auf eine Vereinfachung und Klassifizierung der Bühnenwirkungen zielt, durchaus ins Kunstgewerbliche, Dekorative und Ausstattungshafte gezogen hat, ein Wiener ist. Das Bedürfnis nach schönem Schein ist stärker als der Sinn für das Sein. Immer und überall kommt in Wien wieder die Makartkultur durch. Züge von Makart sind in Klimt und im neuen Kunstgewerbe, in Hofmannsthals Stilformen, in Schnitzlers Naturalismen und in Olbrichs und Hoffmanns Architekturen. Schuch schrieb an einen Freund: „Ich will in Wien nicht leben, weil ich dort nicht arbeiten kann." Wir können das in unserer Stadt unsagbarer moderner Häßlichkeiten aber angestrengter Arbeit verstehen. Wir vermögen diese ewige Karnevalsstimmung nicht zu begreifen, obgleich wir so gern unsere trübe Laune nach Feierabend damit aufhellen. Es mag nicht zufällig sein, daß in Berlin sogar die Juden, deren Tätigkeitstrieb sich doch sonst überall durchzusetzen weiß, viel produktiver sind als in Wien. Liebermann hätte in Wien schwerlich werden können, was er ist; man vermag sich weder die Rahel noch Lasalle im Milieu dieser Operettenstimmung und dieses ungeheuer betriebsamen Dandytums zu denken.

So ungefähr sehen wir in Berlin die Gesamtstimmung, obwohl niemand zweifelt, daß es auch ganz anders geartete, einflußreiche Minoritäten in Wien geben muß. Zweierlei scheint uns notwendig: zum ersten die bewundernde Anerkennung dafür, daß die Wiener es in diesen wirren Übergangszeiten verstanden haben, ihrem modernen Lebensempfinden eigentümliche Stilformen abzugewinnen; und zum andern die Frage, wie weit die Resultate für Berlin passen. Und bei der Beantwortung dieser Frage macht uns unser Zukunftssinn dann allerdings vorsichtig. Dunkel fühlt man bei uns, daß es von Nutzen ist, wenn sich unsere Maler nach Frankreich wenden, daß es aber Schaden bringen könnte, wenn Klimts Sirenenkünste tieferen Eindruck machten; ein gesunder Instinkt weist unseren Dichter nach Skandinavien, aber er hält sie hoffentlich auch von der Nachempfindung der neuwienerischen dekorativen Sensibilität zurück. Messels Akademismus muß uns wertvoller sein als alle radikalen Virtuosenkünste der modernen Wiener Architektur und Liebermanns sehnige Kraft wiegt uns alle sezessionistischen Geschmackskünste der Donaustadt auf.

Freilich: diese „uns" und „wir" sind sehr relativ zu verstehen. Sie gelten nur für die immerhin wenigen Berliner mit kritischem Bewußtsein. Die eben formulierte Meinung hat es jedenfalls nicht verhindert, daß Berlin in den letzten Jahren immer mehr verwienert ist. Mit wahrer Leidenschaft hat es alle Wiener

Moden mitgemacht. Nicht nur auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, nicht nur im gesellschaftlichen Betrieb der eleganten Welt. Es herrscht die Wiener Mode vielmehr in Poesie und Kunstgewerbe, in Architektur und Theaterkunst, in der Musik und im Tanz. Reinhardt und die Schwestern Wiesenthal, die Umgestaltung der Kunstgewerbeschule im Sinne eines vom Wiener Geist erzogenen Nutzkünstlers, Peter Altenberg und Girardi, Nestroy und Biedermeier, Wiener Kaffeehausgewohnheiten und Feuilletonistik: alles greift der Berliner mit gleicher Leidenschaft auf. Nur bleibt von alledem dann nicht viel zurück, nach der erregten Hingabe. Es ist die bleibende Befruchtung nachzuweisen, die Berlin in der Berührung mit Frankreich, England, Skandinavien oder Amerika zuteil geworden ist; es wäre aber schwer nachzuweisen, in welcher Weise die bunten Eindrücke des Wiener Geistes nachhaltig gewirkt haben.

Der diese Beobachtungen mitteilt, ist sich einer gewissen Objektivität bewußt, weil er nicht eigentlich ein Berliner, sondern ein Niederdeutscher ist. Vielleicht steht er dadurch eben in den Augen des Lesers ohne genügende Legitimation da, die Empfindungen eines Berliners zu schildern. Dieser Einwand wäre berechtigt, wenn es in Berlin eine bestimmende Urbevölkerung überhaupt noch gäbe. Eben der Umstand, daß die Reichshauptstadt eine lokale Kultur nicht hat, daß sie vorläufig nur der Rendezvousplatz vielerlei Deutscher ist, die sich noch nicht in einer neuen städtischen Kultur zusammengefunden haben, macht diese Stadt physiognomielos, traditionenarm und gibt ihr das amerikanische Gepräge: der moderne Berliner steht zu seiner Stadt viel freier und unbefangener viel kritischer als der Wiener zu der seinen. Berlin ist eine Siedelung von entwurzelten Ost- und Westpreußen, Schlesiern, Rheinländern, Niederdeutschen und Sachsen, von Juden und Polen, von wendischen und germanischen Volkselementen. Nur in einem sind diese noch unorganisierten Menschen sich einig: in der ungebrochenen Arbeitsenergie. Da diese Arbeitskraft aber die Vorbedingung der Arbeitstüchtigkeit, die Quelle aller Kulturgüter ist, hindert den Neuberliner nichts, sich seine einstige Stadtkultur so florentinisch groß, so römisch stark auszumalen, wie die Hoffnungsfreudigkeit es immer erlaubt. Wo noch nichts ist, kann einst alles sein. Von der Höhe dieser Hoffnung herab blickt der Berliner auf Wiens fortgeschrittene Stadtkultur und Lebenskunst. Mit leisem Spott und lebhaftem Neid zugleich. Drängt man ihn zu einer Formulierung so spricht er — vielleicht — im Tonfall seines in der ganzen Welt berüchtigten Selbstgefühls: „Wenn ich nicht ein Berliner wäre, möchte ich wohl ein Wiener sein.“

Aus den Tagebuchaufzeichnungen Erzherzog Johanns im Jahre 1848.

Mitgeteilt von Dr. Anton Schlossar.

Erzherzog Johann Baptist, der Bruder des Kaisers Franz, war, wie bekannt, schon in der vormärzlichen Periode einer der volkstümlichsten Fürsten nicht nur in Österreich, sondern in ganz Europa. Sein freies, offenes Auftreten, seine ganz persönliche warme Anteilnahme an dem Wohl und Wehe der Völkerstämme des österreichischen Alpenlandes, zumal der Steiermark, sein Leben und Wirken in den

Bergen mitten unter dem Volke des letztgenannten Landes, für das der Erzherzog so unendlich viel Segensreiches, Unvergeßliches geschaffen, seine treudeutsche, wahre und für alles Edle und Gute hervortretende Gesinnung, nicht zuletzt auch die Heirat mit einer schlichten, schönen Tochter jenes Landes, dem er seine schöpferische Tätigkeit so viele Jahrzehnte hindurch gewidmet hatte — dies alles wandte dem Erzherzog Johann die Herzen aller guten und edlen Männer zu und namentlich aller Kreise, welche zum Volke gehörten oder zu demselben in Beziehung standen. Nach dem Kriegsjahr 1809, in welchem Erzherzog Johann zum letzten Male als Oberbefehlshaber eines Armeekorps beschäftigt war, hatte er nur noch einmal eine kriegerische Aufgabe im Jahre 1815, als es galt die Festung Hüningen bei Basel, welche noch von den Franzosen besetzt war, zu entsetzen, eine Aufgabe, die bald und rasch gelöst war. Seitdem aber lebte der Erzherzog zurückgezogen, mit wissenschaftlichen Studien, zumal mit solchen auf landwirtschaftlichem, berg- und hüttenmännischem und technologischem Gebiete beschäftigt, nur jenem Streben, das ihn beseelte, dem Lande und Volke seines Alpenlandes, soviel in seinen Kräften stand, zu nutzen. Er war aber auch der beste Kenner des Gebietes von Steiermark, dessen Täler er alljährlich durchreiste, dessen Berge er erstieg und mit dessen Bevölkerung er in ununterbrochener Verbindung stand, wobei er in die malerische und bequeme Volkstracht des Landes gekleidet, dasselbe durchzog und in schlichter leutseliger Weise mit den Bauern, Jägern und anderen Bergbewohnern, einen der ihren gleich verkehrte. Zugleich dem edlen Vergnügen der Jagd, zumal auf Gemsen nachgehend, wohnte der Prinz am liebsten in der sommerlichen Zeit auf seinem Brandhof im steierischen Oberlande, den er 1818 erkauft und zum bequemen Wohnsitz, aber zugleich zur Musterwirtschaft umgestaltet hatte, oder in seinem Hause zu Vordernberg, wo er zwei Radgewerke inne hatte und somit die Stelle eines dort sogenannten Radmeisters bekleidete. Durch seine Tätigkeit und den Verkehr mit allen Schichten des Volkes erreichte Erzherzog Johann einen zu jener Zeit für einen hochgestellten Mann seines Standes geradezu unerhörten Ruf der Volkstümlichkeit, der weit über die Grenzen Österreichs auch in alle anderen Kulturländer drang. Seine deutsche Gesinnung, die er nie verhehlte, die mit dem glühendsten Patriotismus für sein österreichisches Heimatreich verknüpft war — und die erwähnte Volkstümlichkeit durch ganz Deutschland veranlaßten dann im Jahre 1848, daß Erzherzog Johann am 29. Juni zum deutschen Reichsverweser erwählt wurde und sein schwieriges und wie von vornherein zweifellos erschien, undankbares Amt auch annahm, aus reiner Liebe zu seinem Volke und Heimatreiche.

Welche Rolle Erzherzog Johann kurz vorher 1848 in Wien gespielt, ist bekannt. Er war es, der zu Anfang der Märzbewegung als der einzige aus den Hofkreisen die Fassung bewahrt hatte und so gut es ging, beruhigend wirkte, er, der auf die unbedingt nötige Entfernung des Fürsten Metternich hingewiesen. Später begab sich der Erzherzog noch für einige Zeit nach Graz, um sich von der Wirkung der Bewegung auf „seine Steirer" zu überzeugen, kehrte wieder nach Wien zurück, war später an der Seite des nach Innsbruck abgereisten Kaisers Ferdinand in der Tiroler Hauptstadt und übernahm für eine Zeit auf des Kaisers Wunsch dessen Stellvertretung in Wien, wo er mit Begeisterung von der Bevölkerung aufgenommen wurde und durch sein edles, patriotisches und dennoch

treudeutsches Auftreten sich alle Herzen gewann. Er verließ die österreichische Residenz, nachdem er zum deutschen Reichsverweser erwählt worden war.

Wie richtig Erzherzog Johann die Weltlage und die österreichischen Verhältnisse in der kritischen Zeit der Jahre 1848 und 1849 beurteilt, zeigen seine Briefe und Tagebuchaufzeichnungen aus jenen Tagen. Seit der Jugendzeit pflegte der Prinz Tagebücher zu führen und sie bieten eine wichtige Quelle zur Zeitgeschichte und zur Darlegung seines glänzenden edlen Charakters. Ehrlichkeit und Offenheit und seine ausgezeichneten, durch später eingetretene Ereignisse oft nur zu wahren Urteile und Voraussetzungen treten uns aus diesen Tagebuchblättern oft entgegen. So zeigt auch die nachfolgend hier mitgeteilte Tagebuchaufzeichnung vom 1. Jänner 1848, daß des Erzherzogs richtiger Blick nach den Weltereignissen und den in Österreich zutage getretenen Verhältnissen damals ein wahrer Prophet gewesen.

1. Januar 1848.

Es beginnt ein neues Jahr, was wird uns dieses bringen? Das eben beendigte hat in seinen letzten Monaten uns die Gewißheit gegeben, daß die Welt zu einem veränderten Zustande vorschreitet. Ich will nicht hier ein Langes und Breites schreiben, es wäre nur Wiederholung aller verschiedenen Ansichten, welche uns die öffentlichen Blätter mitteilen, bona mixta malis, unbefangene, befangene, beschränkte, zügellose, erhaltende, zerstörende Ansichten, wenige als Folge ruhiger, leidenschaftsloser Betrachtungen, entspringend aus dem Prinzip reiner Nächstenliebe, reiner Moralität. Wir leben in einer Zeit, wo der Egoismus vorwaltet. Er zeiget sich bei den Einzelnen sowohl als bei ganzen Ständen, bei den Regierungen. Was ist anderes als Egoismus das Streben nach Wohlleben, nach Genüssen aller Art, die wir bei dem sogenannten gebildeten Theil und bei der Jugend der dermaligen Generation sehen, was anders als das um sich greifen und an sich reißen des so mächtigen Beamtenstandes (Bureaukraten), was anders das hartnäckige Festhalten gegen alle billigen zeitgemäßen durch die Fortschritte der Welt bedingten Verbesserungen von Seite der Regierungen? Wohin dies führt, hat die Geschichte gelehrt, wir haben in Frankreich während der Regierungen Ludwigs XIV., XV. gelegten Samen sich entwickeln und wuchern gesehen, die Revolution, Napoleons Zeit, jene der Restauration, wo unbelehrte, ungebesserte Männer die Julius Tage bewirkten. Alle unsere Blicke waren auf Frankreich gerichtet, auf Bewahrung gegen das Revolutionen-Prinzip, dann gegen die Übermacht eines Despoten. Diese Zeiten zogen vorüber, ein 30jähriger Friede erfolgte. Die Lehren der vergangenen Zeit scheinen aber verloren zu gehen, man vergaß, daß alle jene Ereignisse mehr oder minder auf den Zustand der Welt eingewirkt hatten, daß um ihnen zu begegnen, alle möglichen Mittel in Anspruch genommen und Kräfte aufgeweckt werden mußten, die bisher sich selbst unbewußt ruheten. Daß diese Kräfte aufgeweckt nicht wieder nach Gutdünken beiseite gelegt werden können, sondern, daß ihnen Nahrung gegeben werden müsse, daß es von der richtigen Weise dieser Maßregeln abhänge, ob jene Kräfte zum Guten wirken oder ausarten, ob sie erhaltend oder zerstörend werden sollen. Diese Kräfte sind die Völker. Ich erspare mir jenes anzuführen, was jedem, der nicht unwissend der Zeitereignisse seit 1809 hinreichend bekannt sein soll. So viel ist gewiß: man hat die Völker aufgeweckt, ihre Kräfte als rettendes

Prinzip gegen die Übermacht aufgerufen, man hat gegen Alles, was Willkühr, Druck geeifert, man hat versprochen, man hat über Rechte, Nationalität 2c. aufgeklärt, kurz man hat die Völker denken, wünschen, begehren und ihre Kraft kennen gelehrt; was die damalige Jugend in vollen Zügen eingesogen, das ist nach 30 Jahren bei dem Manne reif geworden. Wie war es denn möglich zu denken, daß der alte Zustand wieder eintreten solle und waren die Mittel, welche man anwendete, um diese Unmöglichkeit herbeizuführen, nicht Mittel, welche ganz andere Erfolge bewirkten? Letztere lassen sich mit wenig Worten aussprechen: Verweichlichung der Sitten, Rückschritte in der Kraft der Charaktere, Mangel an brauchbaren Menschen, Verfall der Moralität, Indifferentismus oder finstere Religion ohne lebendigen Glauben und warmer Nächstenliebe, ohne thätigem Wirken, Egoismus im höchsten Grade jeder Art und Weise durch alle Klassen, Verderbtheit des Volkes, Schwachheit, Trägheit, Anmaßungen aller Art. Wenn man im Volke lebet und mit allen Klassen verkehrt, so findet man nicht allein dies bestätigt, sondern mit Riesenschritten schreckhaft fortschreitend. Ist es nicht schade um die geweckten Kräfte? konsequent geleitet, benützet, was hätten diese nicht leisten können statt auszuarten oder drohend dazustehen. Wie mancher, der jetzt Demagog, Kommunist geworden, wäre ein nützlicher Bürger geblieben, wenn die in ihm wohnende Kraft geleitet einen Wirkungskreis gefunden hätte. Nun aber stehen wir an dem Vorabend von Ereignissen der bedenklichsten Art, Ereignissen, die wenn man den bisherigen Gang beibehält, nicht ausbleiben können. Und noch will man nicht begreifen, daß es auf dem bisher eingehaltenen Wege, nach dem bisherigen Takt im Handeln nicht mehr gehen kann. Von allen Seiten thürmen sich Gewitter auf; wenn man das eine beschwichtigt zu haben glaubte, stieg ein neues stärkeres auf, bald wird weder Zeit noch Kraft noch Vorsicht noch Einwirken mehr zureichen, um jenes Gewitter zu entfernen, welches Alles zur Entscheidung bringen muß.

Ein Blick auf Europa. Portugal, ein von England abhängiges Land, welch' schwache Regierung, wie herabgekommen! Spanien in einem heillosen Zustande, wo es sich bewährt welche Folgen sein müssen, wenn man nicht allein gegen das von Gott gegebene Weltgesetz stationär bleibt, sondern eine schlechte Weiberregierung waltet und wie ein edles Volk verdorben werden kann. Frankreich an der Folge der Revolution, der Kriege und der Partheien krank, bloß durch einen ausgezeichneten Regenten gebändigt. Aber dieser Mann ist alt und in dem Lande sind noch alle Leidenschaften rege, da stecken Herde, die auf allgemeine Umwälzungen losarbeiten. England sehr krank, in seinem Innern Irland als ein böses Geschwür zehrend — durch seine kolossale Industrie auf eine schwindelnde Höhe gebracht, in seiner auswärtigen Politik perfid, kalten kaufmännischen Schmuggler Sinns, anmaßend, tyrannisch in liberalem Gewand, wenig gewissenhaft in seinen Mitteln, überall unsorgend, Verlegenheit bereitend, Schutz allem Schlechten gebend um sie zu seinen Zwecken zu brauchen und nach Umständen zu unterstützen oder aufzuopfern. Seit Palmerston das Ruder führt viel schlimmer. Was wird die Geschichte für ein Urtheil über einen Mann sprechen, dessen Thun und Lassen das Gepräge der Leidenschaftlichkeit und hämischer Bosheit trägt. Sehe man Portugal, sehe man Spanien, Griechenland, Italien, die Schweiz, und überall wo sich England einmenget, hemmend, verderbend, aufregend! Wozu der Haß gegen Guizot und das Streben ihm Verlegenheiten zu

bereiten! Die nordischen Mächte Schweden, die geregelten und Dänemark genug mit sich beschäftigt. Rußland mit eisernem Szepter regierend, treu seiner Politik ist konservativ und kräftig, der Kaiser wohlmeinend. Italien in einem Gährungszustande, der Pabst zwar einlenkend aber er dürfte durch die früheren Schritte die Zügel verloren haben. Neapel — der König fest, gut denkend aber von Seite Englands durch Aufregungen (Sicilien) beunruhigt einen schweren Stand habend. Piemont zweideutig absolut jesuitisch und doch zugänglich für die Schmeicheleien der Radikalen. Toskana schwach, in den Händen des Radikalismus, Parma mit einem neuen Regenten beglückt, den wir in Lucca kennen lernten und doch noch der Vater besser als der Sohn, wo aber Leichtsinn, Charakterlosigkeit und Feigheit vorwaltet, was ist da zu erwarten? In österreichisch Italien gleiche Gährung, mannigfaltig bearbeitet, durch die Königsmacht im Zaum gehalten! Aber gibt so etwas Beruhigung? Wenn auch Manche auf Preußen wenig Rechnung machen, so scheint mir der König und seine Regierung doch von der Art, daß darauf zu rechnen ist. Deutschland, herrliches Volk, aber nie gährend, und doch wäre diese Gährung nicht zu fürchten, wenn die Regierungen mit gerechter fester Hand die Zügel fassen und das Volk begreifen möchten. Hannovers König hat nun eine feste konsequente Führung, der tüchtigste aber in jeder Rücksicht bleibt der König von Württemberg — die übrigen, manche edle gute — andere schwache, endlich sehr exzentrische Leute. Was könnte Deutschland sein! Holland mit sich selbst wenig beschäftigt — Regent und Volk scheinen sich nicht zu verstehen, Belgien, ein tüchtiger kluger Mann, der das Gute will an der Spitze aber zwischen zwei Feuern (Frankreich, England) sitzend. Die Schweiz! Mit Wehmut blicke ich auf dieses schöne Land, wo so viele gute, brave, tüchtige Männer sich befinden, jetzt der Schauplatz der Ungerechtigkeit, der Habsucht, des Parteihasses, der Leidenschaft und der Rachsucht Einzelner. Auf beiden Seiten Sünden und Fehler, aber die schreiende Ungerechtigkeit im Prinzip von Seite der 12 und ebenso nun in den Tücken und im tyrannischen Verfahren des Radikalismus. Schmerzlich blicke ich auf die Urkantone, auf Ober Wallis, Zug und das Landvolk von Luzern. Die alte Zeit ist vorüber, die frühere Geschichte abgeschlossen, das Beginnen der neueren wenig erfreulich. Und sollen denn die von ewigen Firnen umgebenen Thäler, die Ufer jenes Sees, wo auf einer abgelegenen Wiese der ernste Schwur geleistet wurde — nicht in ungestörter Ruhe bei ihrem alten Herkommen und Sitten belassen werden. Das kann ich nicht verdauen.

Und mein Österreich wieder, bist du schon so alt, schwerfällig, kränklich, ist bei dir keine Erneuerung mehr möglich? Überall sieht man es entweder gehen oder herrschet ein Unwohlsein. Überall werden Wünsche laut. Ungarn! Was könnte dies sein, aber der Mangel an konsequenter Kraft belebte es was um so schwerer zu leiten ist. Galizien! Zu frisch im Gedächtniß die dortigen Ereignisse, ein heilloser Zustand, herbeigeführt großentheils durch die vernachlässigte und verkehrte Administration seit 50 Jahren. Von Italien sprach ich bereits. Böhmen! welche Kraft und Intelligenz, aber auch da Alles lebendig, eine kompakte Provinz, sie begehret, da kann man nicht taube Ohren machen. Und meine lieben Länder der Berge, sie horchen zu hören, bedenken, sie sind die letzten im reden, aber sie werden auch reden. Wie nun die Welt stehet und wie es bei uns taget — da es vergeblich ist

zu bemänteln, zu verbergen, da alle zu Gebote stehenden zurückhaltenden Mittel nicht allein zu nichts, sondern zum Schlimmen führen — ist es hohe Zeit, daß die Regierung sich ermanne, überlege, handle und das Heft aus der Hand der Beamten Kaste reiße, die nur das Ganze zum Bruch führt. Es ist die höchste Zeit. Der Herr hat in kurzen Zeiträumen gewarnt und hat aus dem Schlafe aufgeweckt — handeln — handeln — sonst fällt Österreich und das schöne Reich geht in Trümmer. — Was kann, was soll ich nun thun? Mein Schicksal ist eines mit jenem meines Vaterlandes, mit jenen meines Kaisers, meiner Agnaten, löst sich ersteres auf, fallen letztere so ist ihr Schicksal das meinige, nur mit dem Unterschiede, daß ich ausharren, nicht nachgeben, kämpfen, festhalten, siegen oder mit Ehren zu Grunde gehen werde. Ich täusche mich nicht über die Zukunft, denn ich habe diese Sache seit mehr als 30 Jahren beobachtet, überleget; wenn ich auch düstere Empfindungen habe, wenn ich auch sehe, daß es noch sehr schlimm werden muß bevor man aufwachet und daß dann vermutlich halbe Maßregeln, Schranken unzeitiges Nachgeben, Furcht eintreten dürften, so bin ich, da mir nichts unerwartet kommen kann, ungebeugten Mutes; ich vertraue auf Gott, habe einen redlichen Willen, unbefangene Ansicht und stehe bereit endlich das Meinige zu thun, ich werde vor keiner Schwierigkeit zurückschrecken und mutig handeln. Wer sich um mich scharen wird, dies läßt sich nicht voraussehen, gleichviel. Was ich nun dermalen thun kann und thun soll beschränket sich darauf einmal jetzt in Wien vorzustellen, zu reden, zu warnen, zu raten, Täuschungen zu bekämpfen, die Wahrheit wie sie ist darzustellen und dies ohne nachzulassen bei Allen, wo es Not thut, diese aufzurütteln, zu wahrer Thätigkeit, zum Eingreifen zu treiben, mögen meine Worte gefallen oder nicht, dann da, wo mein Wort gilt, für das Gute wirken, die Leute trösten, die Bessern aufmuntern und allem dem, was jetzt zum Schlimmen führt hartnäckig entgegen zu stellen. In dieser Zeit, wo sich Manches für die Zukunft vorbereitet, wäre mein Wunsch, da ich im Centro vergeblich etwas durchsetzen kann, ich auch mich nie als eine Opposition oder als ein Beförderer der laut werdenden Stimmen, wenn sie auch Recht hätten zeigen will — dahin zu wirken, wo es gelten wird. Wenn ich die Zustände Italiens, der Schweiz und Deutschlands betrachte, so ergibt sich die Wichtigkeit Tirols, daß dieser Fels ein Fels bleibe, wo sich die Wogen brechen sollen. Dies ist die Aufgabe, sie ist von hoher Wichtigkeit, fällt Tirol so fallen die übrigen Gebirgsländer, steht Tirol so ist nach Südwest und Norden nichts verloren. Das Volk an Österreich treu zu erhalten und durch das Volk zu wirken ist die Aufgabe. Seit dem Jahre 1805, also seit mehr als 40 Jahren, habe ich dafür gewirket und obgleich angefeindet, mit Mißtrauen behandelt, gelähmt, gehemmt, kann ich mir sagen, daß ich nicht vergeblich gewirket. Jahre des Glückes und des Unglückes haben mich mit dem Volke vereiniget, wir kennen uns wechselseitig, ich habe es redlich vertreten, es nicht verläugnet, dafür gelitten. Dieses weiß es. In unserer Zeit muß man, will man was wirken, Vertrauen haben, dies gewinnt sich nur durch eine Reihe von Jahren, durch ein konsequentes redliches Benehmen, durch die Kenntniß aller Verhältnisse, durch das Leben in und mit allen Klassen — dieses es mus verdient und dadurch erworben, es muß gepflegt und erhalten werden.

Diese Aufgabe zu lösen, wofür ich gelebt, gedacht, gewirkt habe, bin ich im

Stande, dies sagt mir meine Überzeugung und eine innere Stimme treibt mich dazu. Dieses übergab man mir auszuführen, von Tirol aus läßt sich die Schweiz zum Guten bearbeiten, der Bergbewohner muß zum nachbarlichen Bergbewohner unbefangen und herzlich sprechen und auf dem Wege der Wahrheit und des Vertrauens für das Gute wirken. Von Tirol aus läßt sich auf das nachbarliche Deutschland einwirken, unbefangen ist die Stimme, die aus den Alpen hallt, sie wird gewiß Anklang finden bei denen, wo deutsche Sprache gilt. Von Tirol aus blickt man herab auf die Ebenen Italiens, das Volk der Berge hält die Pforten dahin für die Deutschen in seiner Hand; so lange Tirol unerschüttert stehet, ist in Italien nichts verloren. Lasse man mich wirken, ja vielmehr trage man mir auf zu wirken, ohne Hemmungen — ich will keine Anstellung, keine Titel, dazu sind Gouverneurs und Militärbehörden; aber weise man sie an, mich zu unterstützen und keine Schritte ohne mein Wissen zu machen, damit nichts verdorben werde und gebe mir die Aufgabe zu lösen in die Hände, dann will ich mit Gott zeigen das, was der Johannes durch 30 Jahre, wo man ihn brach liegen ließ und er in der vollen Kraft war, hätte leisten können — ich will zeigen, was er in seinen alten Tagen noch vermag, und was ein gut geleitetes treues Volk ist. — Ich fahre dieser Tage nach Wien, wir wollen sehen!

Künstlerische Winterfreuden.

Von W. Fred.

Im vorigen Jahre ist uns in zwei Ausstellungen das slawische Lebensgefühl in seiner polnischen und wohl auch polnisch-russischen Artung gezeigt worden. Wir haben damals in der Tat einen sehr großen Eindruck empfangen: nicht nur von einzelnen Künstlern — jung verstorbenen oder immer noch ins tiefste ihrer Seele hinein grabenden — sondern auch den Eindruck seiner uns Mitteleuropäern bis dahin ganz fremd gebliebenen Zivilisation und Sehnsucht nach Zivilisation, Leben und Sehnsucht nach Leben, wie es sich in dem österreichischen und russischen Polen Tag für Tag mit großer Intensität abspielt, ohne daß wir bisher auf eine andere Art davon erfahren hätten als von Zeit zu Zeit auf dem Umwege über literarische Erzeugnisse. Die bildende Kunst war uns fremd geblieben. Als nun dieses Jahr die Sezession eine Ausstellung junger russischer Maler ankündigte, durfte man die Ergänzung zu der im vorigen Jahr empfangenen Impression erwarten. Man dachte sich, jetzt werden wir die reinen Russen in ihrer Stärke auf uns wirken lassen. Trotzdem nun diese Ausstellung an die 200 Nummern zählt, ist diese Erwartung nicht ganz erfüllt worden. Gewiß sind einige Werke von Künstlern zu sehen, die mehr als einen Einschlag von Nationalität gaben, die, sobald sie direkt charakterisieren, ein starkes Gefühl, fast eine Erschütterung und manchmal möchte man vielleicht sagen: viele Bilder sind eine unbewußte Illustration zu den Büchern von Dostojewski und Tolstoi. Aber merkwürdigerweise ist sonst, wenn man durch diese Ausstellung der Sezession geht, sehr viel Paris zu fühlen, Paris von Montmartre, vom rechten und linken Ufer, unten oder oben, wie es sich an Ort und Stelle, dann im Salon des Indépendants zeigt oder in kleinen Läden, aber auch das Paris der mondänsten Art mit viel Flimmern und Farbentönen bis zu

den feurigsten Spielen oder den spielerischesten Feuerwerken. Das merkt man z. B. bei Bilibin, der daneben zwei Illustrationen in einem sehr russischen Ton, doch in einer ganz anderen Technik ausgestellt hat, wie es einem überhaupt in dieser Ausstellung passieren mag, daß man unter ganz verschieden gemalten Bildern demselben Namen begegnet. Es scheinen noch sehr viel junge Leute da zu sein, und wenn der Ausdruck gestattet ist, die Überzahl hat sich hinter ein paar große Namen der neuen Schule verschaut. Hie und da bemerkt man irgend eine Sehnsucht, die ganz zarten Töne von Whistler zu treffen und dann ist eine ganze Serie von Bildern da mit den allerfeinsten Farben gemalt, wie bleichsüchtige Mädchen. Wunderbar ist, daß das alte Rußland, wie es in unserem Gehirn aus den Büchern her lebt, so ein Rußland mit Rokokoklängen hier viel öfter auftritt als das schreiende und unter Schmerz stöhnende, gequälte und von Sehnsucht gepeinigte Rußland, das uns die Maler des vorigen Jahres oft unbewußt in einer Landschaft, in einem Baum, in dem Bauernwagen, der durch irgend eine Steppe fuhr, ergreifend stark zur Anschauung gebracht hatten. Die Feste, die wir diesmal in Bildern dargestellt sehen, sind auch weit weniger wehmütig als die Feste des vorigen Jahres, und wenn einmal, wie es bei Sarubin oder Kustodijeff geschieht, das große Rußland in einer Szene vor unseren Augen auftaucht, so ist das eine Ausnahme unter hundert und so und so viel anderen Bildern, die — und ihre Autoren sind gewiß stolz darauf — nur um der Malerei wegen gemalt worden sind.

Was für sonderbare Einwirkungen man in dieser Ausstellung bemerkt, zeigt Schrecken verbreitend der Apfelbaum (Nr. 133) des sonst sehr talentierten Röhrich — dem Namen nach im übrigen wahrscheinlich ein Deutschrusse — denn dieses Bild ist schon geradezu ein japanischer Einfall. Noch bunter wird der Eindruck natürlich, wenn man die Skizzen und Illustrationen genauer ansieht, man möchte da zur Aufklärung des Publikums, das rasch die Distanzen vergißt und auch gar nicht verpflichtet ist zu beurteilen, sondern nur aufgefordert zu genießen, man möchte da also wiederum sagen, daß Skizzen eigentlich fast immer sehr gut sind. Und sind sie nicht gut, so sind sie zum mindesten sehr interessant. Bei einem einzigen Bild möchte man übrigens sagen, daß das Sicherinnern an Werke anderer Meister doch nicht zu weit gehen darf, das ist das „Rennen" betitelte Bild von Jakuloff, der sonst ein ausgesprochen persönlicher und gar nicht in die Art des Kopierens verfallener Maler ist, diesmal aber ein Werk hineingehängt hat, das jeden, der die alten Jahrgänge des „Pan" kennt, durch den Witz der technischen Anordnung — und sonst ist an dem Bild eben nichts — sofort an ein damals erschienenes und viel weniger prätentiös gemaltes Werk erinnern muß.

Der große Eindruck, den uns voriges Jahr die Polen gegeben haben, ist dieses Jahr ganz ausgeblieben. Das war ein Eindruck einer uns unbekannten Welt, die uns erschütterte: junger Menschen, die in kleinen Stuben dahinstarben und noch nicht fünfundzwanzigjährig Meisterwerke geschaffen hatten, sonderbarer Bildhauer, die um alles in der Welt unbeirrt ihren eigenen Pfad gegangen waren, alles unbeirrte Leute, die malten und eine neue künstlerische Form suchten und die ganze Kultur ihres Landes ebenso umstürzen wollten, wie ihre Freunde die Lebensformen ihres Landes — kurz eine Welt. So etwas, auch nur den Anschein einer Welt hat uns die Ausstellung der Russen in der Sezession dieses Jahr als

Weihnachtsgeschenk sicher nicht gebracht. Wir gehen weg, sind unberührt und denken uns, daß das eigentlich mit sehr wenigen Ausnahmen ebensogut junge Leute aus Mähren oder aus der Mark oder aus Breslau oder von Gott weiß wo sein könnten, die in Paris in den Ateliers und in den Schulen viel gesehen haben und nun unglückselig viel herumexperimentieren.

* * *

Aus der Sezession natürlich ins Künstlerhaus. Im Dämmerlicht eine Ausstellung, die das helle Licht dieser Ausstellungen zur Weihnachtszeit für Käufer arrangiert, auch gar nicht vertrüge. Im ersten Augenblick hätte man Lust, oft gesagte Dinge und erst letzthin zu Beginn des Kunstjahres mit einiger Vehemenz an die Adresse der staatlichen Behörden adressierte Dinge zu wiederholen; dann, während man durch die Säle geht, dieselben klugen, geschickten Maler: Adams, Krauß, Veith, Schattenstein, Temple, Mehoffer, Joanowitsch, Viktor Scharf oder unter den Malern unserer Gegend, Pippich, Zetsche — man kann schließlich die Liste der Porträtisten, die zuerst genannt worden sind und der Heimatmaler, die man dann genannt hat, ebenso verkürzen wie verlängern, wenn man also bemerkt hat, das ist genau dasselbe wie vor einem Jahr oder zwei Jahren und es wird im nächsten Jahr hier genau ebenso sein: es kommt höchstens irgend ein Neuer mit derselben Art hinzu, irgend ein Alter stirbt, dann fehlt einem die Energie, fehlt einem sozusagen, der Effort um wütend über diese Talente, wie die Maler hier, die sich nicht anstrengen, an ihre Grenzen zu gehen, auf die Gefahr hin, einmal ein Bild weniger zu verkaufen und sein Zorn, daß man so gar nichts tut, damit die jungen Leute, die wir nicht kennen, irgendwoher kommen, aus Wien oder der Provinz oder Vorstadt, mit ungelenken, aber eigenen Bildern, sei es in die Schule oder in die Ausstellungen kommen, kurz der Zorn ist angesichts der vielen süßen Dinge aus Dragant und gesponnenem Zucker verraucht. Man geht hinüber in die Gedächtnisausstellung zu Ehren des verstorbenen Bildhauers Schachner, sieht sich die Modelle und die Pläne an, entdeckt dort, was man schon lange geahnt hat, daß das sicher ein sehr talentierter Mensch gewesen ist, nur sich zu leicht gefügt hat und zu gern gefügt hat, wenn es galt, irgend einen Auftrag zu bekommen und daß er dann zum Schluß, wie er den Kampf mit Wagner in der Museumssache hatte, aus dem Künstlerischen ganz in das Kunstpolitische geraten ist, und daß man heute bedauert ihn nicht höher einschätzen zu können als einen braven, sehr fleißigen, korrekten Fassadenzeichner, dem auch ab und zu ein Grundriß gelungen ist, der aber über die Grenzen unserer 19 oder 20 Bezirke hinaus sicher keinen Weltruf erlangen dürfte.

* * *

Bei Miethke eine Ausstellung, die schon fertig ist und eine, die eben wird. Der Maler Cäsar Kunwald, der in Berlin gewiß eine Menge gelernt hat, stellt ziemlich viel aus. Am besten scheint mir noch das Bildnismäßige, während ich seine Landschaften oder gar seine Stilleben nicht recht in mich aufnehmen kann. Tatsächlich hat er eine Menge gelernt, wird noch eine Menge lernen und wie so die Jahre gehen, wird er eines schönen Tages in der Stadt, in der er sich angesiedelt haben wird, ein beliebter Porträtist sein. Es tut mir leid, daß ich nicht mehr sagen kann,

aber ist man die Stiege herabgestiegen und tritt man in den Saal, wo die Bilder, Zeichnungen und auch die längst bekannten Illustrationen von Daumier ausgestellt sind, dann ergreift einen mit einem Male die Gewalt eines sehr großen, ja mehr als das, eines genialen Künstlers, der 70 Jahre oder, um es genau zu sagen, 71 Jahre alt werden mußte, bevor er dann nach seinem Tod jetzt in den letzten 5, 6, 10 Jahren der große Mann geworden ist. Jahrzehnte lang hat man einfach gesagt: Daumier, ja Daumier und Gavarni, das sind so die Karikaturisten aus der französischen Zeit, aus den fünfziger, sechziger, siebziger Jahren, wir wissen schon. Eigentlich wußte man gar nichts, denn man kannte nicht einmal diese Karikaturen genannten Meisterwerke, in deren jedem einzelnen das ganze Leben von Paris mit allen seinen Spiegelungen von außen her und all seinen Abgründen mit einer Bosheit, für die das Wort teuflisch eine Harmlosigkeit ist, ausgezeichnet war. Erst in unserer Zeit hat man sich dann erinnert, daß dieser Daumier auch gemalt hat und wie das bei uns jetzt so geht, sind natürlich die Bilder in ein paar Jahren unbezahlbar geworden und der Ruf unerhört und jeder Mensch weiß heute, daß der Maler des „Sancho Pansa" und des „Oedipus", des „Richters", der „Theaterszene" einer von den paar großen Künstlern dieses 19. Jahrhunderts war. Und gerade dieses 19. Jahrhundert hatte nicht sehr viele große Künstler. Die Ausstellung der Malereien Daumiers hat nun neben den Bildern, die ich eben genannt habe und einer ziemlich vollständigen Auswahl seiner Pariser Blätter, auch einiges zu zeigen, das aus der Sammlung Rouart in Paris, der Sammlung Levingstone in Frankfurt a. M., von Viau, Duret, Fontanille in Paris geliehen wurde, das selbst die Besucher der Hundertjahr-Ausstellung in Paris 1900 zum Teil also nicht gekannt haben und von denen einzelnes wie diese „Emeute", eine Revolutionsszene, einen unerhörten malerisch-dramatischen Reiz haben, neben der „Emeute" und dem „Oedipus" ist vielleicht die Parkettszene das schönste, was da ist, für die, die nicht ganz in der Daumierschen Art aufzugehen vermögen, denn sie werden über dem Sancho Pansa, diesem nachdenklichen Knappen, für eine Weile lang die anderen wundervollen Dinge vergessen.

Wer sich über Daumier in amüsanter und unterhaltender Weise instruieren will, hat die beste Gelegenheit, wenn er das erst kürzlich erschienene Buch von Erich Klossowski (München, R. Piper & Co.) aber wirklich aufmerksam durchliest. Er trägt dazu noch den Gewinn nach Haus, das Interessanteste, was Daumier gemacht hat, in Illustrationen bei sich bewahrt zu halten, denn den Text — wir kennen doch unsere Leute — werden nicht viele Leute eindringlich lesen.

* * *

Herr Hugo Heller am Bauernmarkt in seinem Kunstsalon, in dem er sich immer bestrebt, etwas den Wienern nicht Zugängliches und auch den Minderbemittelten Erreichbares zu zeigen, hat den Plan, den ganzen Winter über englische Graveure zu zeigen. Er beginnt mit einer Ausstellung, die Josef Pennell und Shannon beherrschen und in der Sir Haden, bei uns sonderbarerweise so gut wie unbekannt, die Novität darstellt. Von dem, was an den Wänden hängt, sind Pennells New-Yorkradierungen und eben die Blätter von Haden in ihrer sonderbaren, die Fläche statt der Linie zur Wirkung benutzenden Manier, das Interessanteste. Daneben sind

malerische Skizzen von Frau Heller-Ostersetzer zu sehen, die sich sehr viel Mühe gibt, sehr anständig malt und nur leider nicht genug zeichnen kann. Aber gegenüber den paar Dingen an den Wänden dieses kleinen Kunstsalons sind die Hunderte von Blättern zu erwähnen, die man, ruhig an Tischen sitzend, aus Mappen nehmen kann und aus deren Anschauung man die große graphische Kunst der Engländer Sir Pennells, des Radierers, wie Shannon, des Lithographen, Ricketts, der Holzschnitte macht, und wie gesagt, Seymour Hadens, eines unglaublich starke Eindrücke vermittelnden Radierers genießen kann. Das alles kommt aus England und ist der Anfang für eine Serie von Ausstellungen englischer graphischer Kunst. Da sollten wir uns gelegentlich einmal fragen, was denn unsere graphische Kunst dem an die Seite stellen kann. Ja, William Unger, dessen Blätter gerade jetzt im Dorotheum zu sehen waren, wäre einer, aber neben Schmutzer, der die Erbschaft antritt, auch der einzige und unsere Landschaft, unsere Häuser, unsere Barockstraßen, alles das hat niemand radiert und auch von unseren interessanten Menschen ist seit Kriehuber niemand von einem Künstler festgehalten worden. Jetzt machen es die Photographen. Und wenn man die englischen Blätter von Wisthler oder Pennell sieht, so bedauert man, daß Alt, der der Mann dazu gewesen wäre, nicht unsere Stadt durchradiert hat, vom Stephansturm bis zum Kahlenberg und der Grinzinger Linie und dem Nobelprater, alles, was wir lieben. Aber er hat eben nicht radiert, und die vielen geschickten jungen Leute, die wir haben, machen alle große Kunst, als ob ein Venedigblatt von Wisthler nicht größer wäre als alles, was da im Künstlerhaus dieses Jahr zu Weihnachten wieder aufgebaut worden ist.

* * *

Gelegentlich der Mappen englischer Graphiker bei Heller erinnert man sich einiger weniger deutscher Gegenstücke, die es doch jedes Jahr gibt, wie die im Verlag von Hans v. Weber herausgegebene Sammlung höchst interessanter Blätter von Kubin oder der berauschenden Architekturzeichnungen von Menzel, deren Ruhm man ausschreien müßte und die bei Wasmuth in Berlin erschienen sind, aber dann ist es auch so ziemlich aus, wenigstens wenn man an Dinge in mäßiger Preislage denkt. Dafür wächst unsere Kunstliteratur ins Unendliche, die Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben, die die Deutsche Verlagsanstalt schon seit Jahren herausgibt, wachsen und haben jetzt einen sehr schönen „Donatello" herausgegeben, von Paul Schubring ediert, wobei, wie es ja das Prinzip der Sammlung war, die ausgezeichnete kritische Auswahl der sehr vielen Illustrationen (277) die Hauptsache ist, wenn auch die Einleitung selbst, so kurz sie auch ist, mir ausgezeichnet erscheint gegenüber mancherlei hochmütigen Produktionen der Kunstliteratur, die einem sonst zukommen.

Interessant in seiner scheinbar unwissenschaftlichen Weitschweifigkeit, während es tatsächlich eines der klügsten und den Geist aufs beste ordnenden Kunstbücher ist, müssen die Kunstanalysen aus 19 Jahrhunderten des Prof. Dr. Berthold Händcke genannt werden, die er mit Recht ein Handbuch für die Betrachtung von Kunstwerken nennt. Wer lernen will, wie man Bilder und Architekturen aus den verschiedensten Welten und Kulturen versteht, wird mit Gewinn dieses Buch ergreifen, aber er darf sich nicht einbilden, daß er in zwei Stunden etwas erreicht: es ist ein

Buch, das man entweder Zeile für Zeile und bei jedem Absatz den Blick zur Illustration gerichtet, lesen muß oder das man besser einfach nur auf seine vielen und sehr merkwürdigen Illustrationen hin ansieht. Aber Bilderbücher, denke ich, hätten wir genug und hier ist einmal ein illustriertes Buch, an dem der Text seinen Wert hat. Sonst gehen so die Sammlungen weiter, die berühmten Kunststätten sind, glaube ich, schon bis zum 50. Band vorgeschritten, letzthin habe ich ein ganz hübsches Buch über Athen von Petersen aus dieser Sammlung, die bei E. A. Seemann, Leipzig erscheint, mit viel Gewinn in der Erinnerung an eigene Gänge in Athen gelesen und jetzt in den letzten Tagen hat mir ein Buch über Assisi — allerdings weniger durch den Text als durch die Illustrationen — die Stadt des heiligen Franziskus mit ihrer Mischung von Katholizismus und Engländertum sehr stark ins Gedächtnis zurückgerufen. Und dabei ist es noch nicht Mitte Dezember und die Bücher kommen weiter, dünne, dicke Serien, einzelne und man weiß eigentlich nicht, wer sie alle kaufen soll. Aber es muß doch ein Publikum dafür geben, denn nur uns Rezensenten die Freude zu machen, so graziös sind unsere Verleger doch nicht.

Chronik.

Hochschulen.

Vor kurzem ist von dem jetzt dem Unterrichtsministerium zugeteilten Fachschuldirektor Ernst Pliwa eine verdienstvolle statistische Arbeit über die Entwicklung der Frequenz der österreichischen Universitäten* während der Zeitperiode von 1863/64 bis 1902/03 erschienen. Bei Durchsicht dieser mit zahlreichen graphischen Darstellungen geschmückten Broschüre kommt dem Leser erst die enorme Zunahme dieser Frequenz, welche ja auch in den letzten Studienjahren seit 1902/03 ihre weitere entschieden auffsteigende Tendenz beibehalten hat, so recht zum Bewußtsein. Man denke: im Studienjahre 1863/64 betrug die Zahl der immatrikulierten Universitätsstudierenden 6034, im Studienjahre 1902/03 aber 19.363 — das bedeutet eine Frequenzzunahme um 224%. Ebenso steht es bei den technischen und den übrigen Hochschulen. Nach der letzten offiziellen Publikation des Unterrichtsministeriums** betrug z. B. die Zahl der Studierenden der österreichischen technischen Hochschulen im Wintersemester 1900/01 5826, im entsprechenden Semester 1907/08 aber schon 9736. Die Zunahme der Frequenzziffern an allen Hochschulen hält also trotz der sich merklich verschlechternden Anstellungsaussichten für die Absolventen durchaus an. Bei den Technikern entspricht diese Frequenzzunahme bei der immer mehr sich erweiternden Arbeitsgelegenheit und namentlich dem steigenden Bedarf an Staatstechnikern immerhin den tatsächlichen Verhältnissen, keineswegs ist dies aber bei den Absolventen der Universitäten der Fall. Am übelsten steht es da noch immer mit den Zukunftsaussichten der absolvierten Philosophen. Die neue aufsehenerregende, auch die bezüglichen österreichischen Verhältnisse berücksichtigende Publikation von Eulenburg*, von welcher weiter unten mehr mitgeteilt werden soll, hat gezeigt, wie sehr sich die Anstellungsmöglichkeit in dem akademischen Lehrberufe im ganzen während der letzten Jahre verschlechtert hat und die letzten Publikationen aus dem Unterrichtsministerium lassen gar keinen Zweifel darüber übrig, daß sich auch die Anstellungs- und Avancementsverhältnisse im Mittelschullehrfache, dem sich doch die meisten philosophischen Absolventen zuwenden müssen, neuerlich bedeutend verschlechtert haben, und zwar ebenso an den deutschen wie an den slawischen Mittelschulen. Heute besteht danach eine halbwegs günstige Aussicht auf Anstellung an staatlichen Mittelschulen nur mehr bei den Gruppen: alte Philologie, moderne Philologie und Landessprachen. Bei den realistischen Fächern, insbesondere bei Naturgeschichte, Mathematik, Physik und Chemie sieht es jedoch böse aus; die meisten geprüften Kandidaten können nur schwer auch nur eine Supplentenstelle erlangen. Trotzdem werden gerade diese realistischen Fächer trotz der geringen Anzahl der zur Verfügung stehenden Lehrstellen von den Absolventen der Mittelschulen mit Vorliebe gewählt. So hatten sich von den 615 approbierten Kandidaten des

* Ernst Pliwa, Österreichs Universitäten 1863/64 bis 1902/1903. Statistisch-graphische Studien. Wien, Tempsky 1908.

** „Wiener Zeitung" 1908, Nr. 221 vom 25. September 1908.

* Franz Eulenburg. Der akademische Nachwuchs. Leipzig, Teubner 1908.

Mittelschullehramtes im Studienjahre 1907/08 (gegenüber 506 approbierten Kandidaten des Studienjahres 1906/07) 69 der klassischen Philologie, 65 der deutschen Sprache als Hauptfach, 139 der Geschichte und Geographie, 127 der Mathematik und Physik, 62 der Naturgeschichte als Hauptfach und der Mathematik als Nebenfach, 10 der Philosophie und dem Griechischen, 79 der modernen Philologie, 10 der Mathematik und darstellenden Geometrie, 25 der Naturgeschichte und Chemie und 29 dem Zeichnen zugewendet. Und dabei ist der derzeitige Besuch der philosophischen Fakultäten im enormen Steigen begriffen. Im Studienjahre 1907/08 betrug die Zahl der an diesen Fakultäten inskribierten ordentlichen Hörer 4603 — im Durchschnitt also mehr als 1000 Hörer auf jedes der vier Studienjahre —, während die Zahl der jährlichen Anstellungen durchschnittlich höchstens 600 beträgt. Das sind jedenfalls ganz ungesunde Zustände, die in Verbindung mit den sehr verschlechterten Aussichten der Juristen und Mediziner direkt zur Züchtung eines wissenschaftlichen Proletariats im großen führen müssen.

Es wäre daher sehr wünschenswert, wenn sich die Mittelschüler in weitaus größerem Maße als bisher den gewerblichen und anderen fachlichen Mittel- und Hochschulen und vor allem den technischen Hochschulen zuwenden würden. Und es ist deshalb nur mit Anerkennung zu begrüßen, daß sich das Interesse der beteiligten Ministerien, namentlich des derzeit nach dem Rücktritte des verdienstvollen Ministers Marchet von dem ersten Sektionschef Kanera verwalteten Unterrichtsministeriums immer mehr der Entwicklung dieser fachlichen Hochschulen zuwendet und daß dieselben bestrebt sind, den Kreis dieser Hochschulen selbst und dann den Studienbetrieb an denselben immer mehr zu erweitern. Die wichtigsten neuesten Schritte in dieser Beziehung sind die mit 1. Jänner 1909 erfolgende Verstaatlichung des Konservatoriums der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien und die Verleihung des Promotionsrechtes an die tierärztlichen Hochschulen. Die Verstaatlichung des Wiener Konservatoriums bringt dieser Hauptkunstschule des Reiches die Errichtung von 4 neuen Meisterschulen, deren Leitung ersten künstlerischen Kräften übertragen werden soll, nämlich je einer Meisterschule für Klavier, Geige, Komposition und Gesang. Schon bloß die bereits gesicherten Berufungen des Klaviervirtuosen Godowsky und des Begründers der berühmten, namentlich aus England und Nordamerika stark besuchten Prager Geigerschule Ševčík an diese neuen Abteilungen des Konservatoriums zeigen, daß sich der Staat tatsächlich um die Gewinnung von Kräften allerersten Ranges bemüht. In die Verstaatlichung werden sämtliche bisherigen Lehrer, sowie der Sekretär, der Kassier, der Buchhalter und der Schuloffizial einbezogen und für jeden dieser Funktionäre resultiert eine angemessene Erhöhung seiner Aktivitäts- und Ruhegenüsse. Die Verleihung des Promotionsrechtes an die beiden tierärztlichen Hochschulen in Wien und Lemberg, also des Rechtes der Kreierung von Doctores medicinae veterinariae ist ein wichtiger Schritt zur vollständigen Gleichstellung dieser Fach-Hochschulen mit den übrigen Hochschulen. Die zweite Hauptforderung, welche die Hörer der Wiener tierärztlichen Hochschule, die sich derzeit noch unter militärischer Verwaltung befindet, in dem letzten, an aufregenden Demonstrationen reichen Studienjahre aufgestellt hatten, daß nämlich die Hochschule gänzlich der militärischen Verwaltung entzogen und dem Unterrichts- oder Ackerbauministerium unterstellt werde, hat wohl noch keine vollständige Erfüllung gefunden; immerhin wurde die eigentliche Studienabteilung der Hochschule vollständig von der administrativen, militärisch verwalteten abgetrennt und derselben eine Art Selbstverwaltung unter einem vom Professorenkollegium für drei Jahre gewählten Rektor verliehen. Das neue Veterinär-Doktorat verleiht übrigens keinerlei berufliches Recht, wie das medizinische Doktorat. Das Diplom als Tierarzt muß auch in Zukunft besonders erworben werden, ja es bildet dasselbe nach der neuen Rigorosenordnung vom 14. September 1908 neben der Vorlage einer Dissertation über ein freigewähltes Thema aus dem Gebiete der Veterinärwissenschaften und der Ablegung einer strengen Prüfung (Rigorosum) die Voraussetzung für die Zulassung zum tierärztlichen Doktorate. Die Dissertation und das Rigorosum sollen den Beweis erbringen, daß der diplomierte Tierarzt auch zu selbständiger wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der Veterinärmedizin befähigt ist. Gleichzeitig mit der Verleihung des Promotionsrechtes an die tierärztlichen Hochschulen wurde die Einhebung von Unterrichtsgeldern an diesen Schulen eingeführt. Die neu eintretenden ordentlichen (immatrikulierten) Hörer haben danach in Zukunft für den Besuch der von ihnen inskribierten Vorlesungen und Übungen in jedem Semester ein Unterrichtsgeld zu entrichten, welches für die dem österreichischen Staatsverband angehörigen Studierenden mit 50 *K*, für die Ausländer mit 75 *K* bemessen wird, wobei übrigens die an der tierärztlichen Hochschule in Wien studierenden Militär-Veterinärakademiker von der Entrichtung des Unterrichtsgeldes befreit sind. Außerordentliche Hörer, welche nur zum Besuche einzelner Vorlesungen zugelassen werden, haben ein Unterrichtsgeld von je 5 *K* für jede einwöchentliche Unterrichtsstunde im Semester zu entrichten. Bezüglich der oben erwähnten freien Rektorswahl wurde die Übergangsbestimmung getroffen, daß an der Wiener Hochschule nach dem Abgange des langjährigen ernannten Rektors

Bayer, der mit Ende des vorigen Studienjahres in Pension getreten ist, ein Mitglied des Lehrkörpers bloß für ein Jahr als geschäftsführender Prorektor gewählt wurde, da derzeit an der Lemberger Schwesteranstalt noch ein ernannter Rektor fungiert, dessen Amtsperiode erst mit dem Schlusse des laufenden Studienjahres abläuft. Vom Herbste 1909 ab sollen an beiden Hochschulen für je 3 Jahre Rektoren gewählt werden, welche den Titel „Magnifizenz" führen werden.

Neben diesen wichtigen Neueinführungen ist noch die Anordnung von theoretischen Staatsprüfungen für die neuerrichteten kulturtechnischen Fachabteilungen an den beiden Prager technischen Hochschulen, sowie an dem der deutschen technischen Hochschule in Prag angegliederten Kurse für Versicherungstechnik zu erwähnen. Mit Verordnung des Unterrichtsministeriums vom 27. Juni 1908 wurde die Abhaltung von zwei Staatsprüfungen zur Erprobung der wissenschaftlichen Ausbildung in der Kulturtechnik angeordnet. Die erste Prüfung umfaßt die allgemeinen Fächer, also: Mathematik, darstellende Geometrie, Physik, Mechanik, Klimatologie und Bodenkunde, die zweite die speziell dem kulturtechnischen Studium angehörigen Lehrfächer, als: niedere Geodäsie, Erd- und Straßenbau, Bau von Kleinbahnen, Meliorationslehre, Wasser- und Brückenbau. Die Prüfungstaxe beträgt für jede Fachprüfung 40 *K*.

Auch die Universitäten, an denen leider gerade in jüngster Zeit die bisher unbefriedigten Wünsche einzelner Nationalitäten nach Gründung neuer Hochschulen und außerdem die bekannten Prager Ereignisse allerlei aufregende Demonstrationen und hie und da kürzere Unterbrechungen des gesamten Studienbetriebes verursachten, haben übrigens in den letzten Monaten mancherlei Förderung von seiten der Oberbehörden erfahren. Freilich könnte da noch immer auf große Unterlassungssünden hingewiesen werden und die traurigen Zustände an vielen Universitätsinstituten, welche seit Jahren sich vergeblich um Aufführung von neuen Institutsgebäuden, um Erhöhung der Dotationen und Stipendien bemühen, schreien noch immer nach Abhilfe. Immerhin ist wenigstens einigen Mißständen bereits Abhilfe geworden oder sind wenigstens die Vorbereitungsarbeiten zu einer solchen Abhilfe in Angriff genommen worden. Als die markanteste Erscheinung tritt da die Eröffnung der neuen Wiener Frauenkliniken und jene des Wiener hygienischen Universitätsinstitutes hervor. Insbesondere die Eröffnung des glänzenden Neubaues der Frauenkliniken und der endlich verstaatlichten Hebammenschule in Wien, welche nach mancherlei Hindernissen vor Beginn des neuen Studienjahres vorgenommen werden konnte, kam einem seit langem drängenden Bedürfnisse entgegen. In dem neuen, auf der Area des alten Wiener Versorgungshauses in der Wiener Spitalgasse errichteten Gebäude sind beide Frauenkliniken, die geburtshilfliche und die gynäkologische, nebst der Hebammenklinik in so mustergiltiger Weise untergebracht, daß Hofrat Schauta in mehrfachen Äußerungen diese Kliniken als die augenblicklich besteingerichteten auf dem ganzen Erdenrunde bezeichnen konnte. In diesem Gebäude mit seinen luftigen, besteingerichteten Kranken-, Operations- und Hörsälen wird es zweifellos gelingen, die geburtshilfliche Vormachtstellung der Wiener medizinischen Fakultät auch dauernd festzuhalten. Das klinische Material, welches den neuen Kliniken zur Verfügung steht, ist größer als irgend eines der Welt, umfaßt es doch 11.000 bis 12.000 Geburten im Jahre. Dieses Material konnte in den alten Räumen im Wiener allgemeinen Krankenhause überhaupt nur mit Mühe und unter Aufopferung aller Kräfte des klinischen Personales bewältigt werden. Ebenso dringend war seit langem der Neubau des Wiener hygienischen Institutes, welcher Mitte Oktober dieses Jahres seiner Bestimmung zugeführt werden konnte. Dieses Gebäude ist auf der Area der ehemaligen Hernalser Linie sehr günstig placiert worden und es sind in demselben das hygienische und das pathologisch-histologische Universitätsinstitut, sowie die k. k. Untersuchungsanstalt für Lebensmittel sehr zweckentsprechend untergebracht. Durch diesen Neubau ist endlich das alte Gebäude der Gewehrfabrik in der Schwarzspanierstraße zur Demolierung frei geworden und damit endlich Raum für den bis zum Herbste 1910 zu beendenden Neubau geschaffen, in welchem das neurologische, das histologische und das embryologische Universitätsinstitut untergebracht werden sollen.

Mit dem laufenden Wintersemester und der Vollendung der oben erwähnten Institute ist übrigens die große Aktion der Errichtung des neuen allgemeinen Krankenhauses in Wien, welches auf den Gründen der ehemaligen niederösterreichischen Landesirrenstalt erbaut wird, in die zweite Periode getreten, welche bis zum Herbste 1910 abgeschlossen werden soll. In diese zweite Bauperiode fallen die erste medizinische Klinik des Professors v. Noorden mit einem Hauptgebäude und einem Isolierpavillon, die Klinik für Kehlkopf- und Nasenkrankheiten des Hofrates Chiari und endlich die gegenwärtig im St. Annen-Kinderspitale im IX. Wiener Bezirke schlecht und recht untergebrachte Klinik für Kinderkrankheiten des Hofrates Escherich mit einem Hauptgebäude und einem Scharlach- und einem Diphtheritis-Pavillon. Weiters soll in dieser Bauperiode das alte Versorgungshausgebäude in der Spitalgasse, in welchem sich jetzt das „Lupusheim" befindet, adaptiert werden. An den gegen die Spitalgasse gelegenen, stehen bleibenden Teil dieses Hauses werden zwei große Seitenflügel angebaut, um so für die mit 1. Jänner 1909 vom Staate aus den Händen

der Landesverwaltung zu übernehmende dritte geburtshilfliche Klinik des Professors Piskaček Raum zu schaffen. Nach Durchführung aller dieser Arbeiten wird etwa ein Sechstel des gesamten Bauprogrammes des neuen Wiener allgemeinen Krankenhauses zur Ausführung gelangt sein. Übrigens ist schon jetzt dadurch, daß die Frauenkliniken aus dem alten Gebäude des allgemeinen Krankenhauses in ihr neues Heim übersiedelt sind, für die übrigen daselbst elend genug untergebrachten Kliniken mehr Raum und damit wenigstens einigermaßen augenblickliche Erleichterung geschaffen worden.

Dringende Abhilfe verlangten auch seit Jahren die Verhältnisse in den chemischen und physikalischen Instituten der Wiener Universität. Im chemischen Universitätsinstitute herrscht schauerlicher Platzmangel und das physikalische Institutsgebäude ist bereits derart baufällig, daß schon mehrfach der Unterrichtsbetrieb unterbrochen werden mußte, um die notwendigsten Sicherungsarbeiten durchführen zu können. Nunmehr ist in die schon weit vorgeschrittenen Vorarbeiten für die Durchführung der entsprechenden Neubauten infolge einer hochherzigen Spende des Großgrundbesitzers Kupelwieser ein frischerer Zug gekommen. Dieser Freund der Wissenschaft stiftete den Betrag von einer halben Million Kronen zur Gründung eines Institutes für Radiumforschung in Wien. Dieses Institut soll nun neben das neue physikalische Universitätsinstitut kommen, da der Vorstand der zweiten physikalischen Lehrkanzel, der diesjährige Wiener Rektor Franz Exner zugleich als Leiter dieses Institutes, welches sich ebenbürtig neben die bestehenden Radiuminstitute in Paris und London stellen soll, fungieren wird. Für die innere Einrichtung dieses Institutes steht schon eine weitere Spende eines Ungenannten im Betrage von 100.000 *K* zur Verfügung, während die Betriebskosten der Staat decken wird.

Auch für die beiden Prager Universitäten, welche, wie der Chronist schon öfter ausführen mußte, ebenfalls unter geradezu unhaltbaren Raumverhältnissen seufzen, wird nun bald die Stunde der Erlösung schlagen. Die nötigen Baugründe im Assanierungsgebiete sind endlich vom Staate übernommen, die Baupläne endlich vom Unterrichtsministerium genehmigt worden. In 4 bis 5 Jahren werden hoffentlich die neuen Universitätsgebäude vollendet und damit Zustände beseitigt sein, die jeder Beschreibung spotten. Nur für die arme Universitätsbibliothek, die ebenso notleidend ist, soll nichts geschehen, obwohl die Gefahr besteht, daß der einzige hierfür geeignete Platz in der Nähe der neuen Universitäts-Hauptgebäude, ein Stück des sogenannten Assanierungsblocks II von der Eigentümerin, der Prager Stadtgemeinde, parzellenweise veräußert wird, nachdem der Staat keine Miene macht, sich diesen am Ufer der Moldau günstig gelegenen Baugrund zu sichern.

Wie alljährlich, war auch heuer gerade in den Sommermonaten die Bewegung im Status der Lehrkörper der österreichischen Hochschulen sehr umfangreich. Vor allem ist leider noch immer unter den Hochschullehrern der Zug nach dem Auslande beträchtlich. Unmittelbar nach dem ausgezeichneten Papyrusforscher Professor Wenger, den Heidelberg als den Nachfolger seiner berühmten Exzellenz Becker heranzog, ist nun auch Professor Sellin von der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät nach kurzer Wirksamkeit in Österreich wieder einem Rufe nach Rostock gefolgt. Der Abgang dieses bedeutenden protestantischen Theologen, dessen Namen durch die erfolgreichen Ausgrabungen in Palästina auch weiteren Kreisen geläufig wurde, ist eine traurige Folge der isolierten Stellung der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät, welche seit Jahren vergebens die Inkorporierung in die Wiener Universität anstrebt. Der Wiener Jurist Wlassak ging als Ordinarius für römisches und deutsches bürgerliches Recht und als Nachfolger Bechmanns an die Münchner Universität, der bisherige Ordinarius für Rechts- und Staatswissenschaften an der Brünner deutschen technischen Hochschule Gottl Edler v. Ottlilienfeld als Nachfolger Max Haushofers an die Münchner technische Hochschule. Augenblicklich, so scheint es wenigstens, droht wieder der Abgang des Innsbrucker Verwaltungsrechtslehrers und Statistikers Ferdinand Schmid, welcher einem Rufe nach Leipzig zu folgen Miene macht. Die für die österreichischen Ingenieure sehr ehrenvolle Berufung des Wiener Ingenieurs Otto Karsdorf als Professor für technische Mechanik und Maschinenbau an die Universität in Montevideo trifft glücklicherweise die österreichischen Hochschulen in keiner Weise. Das Gegenkonto, welches unsere Hochschulen diesen großen Verlusten an das Ausland gegenüber als Gewinn aufstellen können, ist übrigens auch nicht gering. Manche Berufungen aus dem Auslande, wie z. B. jene des Professors Hugo v. Seeliger in München an die Wiener Universitätssternwarte, des Professors Rinne aus Königsberg auf die Grazer mineralogische Lehrkanzel usw. konnten freilich nicht realisiert werden. Dafür kehrten aber drei Österreicher, die seit Jahren in Deutschland lebten, Jurasz in Heidelberg, Fruhwirth von der landwirtschaftlichen Akademie zu Hohenheim in Württemberg und Herglotz in Göttingen nach Österreich, und zwar auf Lehrstühle in Lemberg, beziehungsweise Wien (Technische Hochschule) zurück. Der Berliner Privatdozent Artur Spiethoff übernahm als Ordinarius für politische Ökonomie an der Prager deutschen Universität die Nachfolge des nach Heidelberg abgegangenen Professors Alfred Weber. Auch die Habilitierung des bisherigen Heidel-

berger außerordentlichen Professors Julius Schottländer, welcher seinem Meister, dem Gynäkologen Rosthorn, nach Wien folgte, an der Wiener Universität gehört wohl auf dieses Konto.

Sehr groß ist diesmal auch wieder das Sterbekonto der österreichischen Hochschulen. Abgesehen von den bereits seit langem im Ruhestande lebenden verstorbenen Professoren, dem seit 1883 pensionierten Wiener Zoologen Schmarda, dem langjährigen Präsidenten der statistischen Zentralkommission, Sektionschef Inama-Sternegg, den tschechischen Gelehrten Eiselt, Augustin und Kvičala, die einen weit über ihr Heimatland hinausgehenden Ruf besaßen und dem Maler Noltsch von der Wiener technischen Hochschule beklagen die österreichischen Hochschulen den Hintritt vieler noch im Lehramte tätig gewesener Professoren. Am nachhaltigsten wirkte da wohl der plötzliche Tod des Prager Juristen Horaz Krasnopolski, welcher als Forscher und Lehrer gleiche Anerkennung genoß. Ebenso unerwartet trat der Tod an den Ordinarius für Straßen-, Eisenbahn- und Tunnelbau an der deutschen technischen Hochschule in Brünn, Steinermayr, welcher auf einer Reise in Tripolis verschied, an den Krakauer Archäologen Wasżyński, welcher in Athen ganz plötzlich im 36. Lebensjahre einem Aneurysma des Herzens erlag und an den jugendlichen Innsbrucker Indologen Cartellieri heran. Außerdem starben der sehr beliebte Professor der darstellenden Geometrie an der böhmischen technischen Hochschule Pelz, der Krakauer Theologe Trznadel, der Wiener langjährige Privatdozent für Physik James Moser und endlich der Honorardozent für Vermessungskunde und Grundbuchsrecht an der deutschen technischen Hochschule in Prag, Karl Schuh.

Noch größer sind aber die Veränderungen, welche augenblicklich in den Lehrkörpern der österreichischen Hochschulen infolge der zahlreichen Fälle eintreten, in denen Professoren infolge des Erreichens der gesetzlichen Altersgrenze, allerdings meist erst nach Absolvierung des sogenannten Ehrenjahres ihre Lehrtätigkeit aufgeben müssen. Im allgemeinen — obwohl zahlreiche bekannte Fälle das Gegenteil beweisen — mag es ja richtig sein, daß ein Hochschullehrer nach Vollendung des 70., respektive 71. Lebensjahres pensionsreif wird; allein wenn diese notwendigen Pensionierungen in solchen Massen auftreten und so bedeutende Lehrer betreffen wie diesmal, so sind dieselben trotz aller erstrebenswerten Verjüngung der Lehrerkollegien doch zweifellos von Übel. In der eingangs dieser Chronik erwähnten Arbeit von Eulenburg (siehe Anmerkung) über den akademischen Nachwuchs wird ausgeführt, daß sich die Anstellungsmöglichkeit an allen, auch den österreichischen Hochschulen in der letzten Zeit verschlechtert hat, daß sich vor allem, wie das Promotionsalter, das jetzt im Durchschnitt zwischen 24 und 25 Jahren liegt, auch das Habilitationsalter stark verschoben hat, daß der junge Gelehrte jetzt durchschnittlich erst im 30. oder 31. Lebensjahre zur Habilitation gelangen kann. Auch die Vorrückung des Privatdozenten zum Extraordinarius, beziehungsweise Ordinarius, tritt heute durchschnittlich viel später als noch vor wenigen Jahren ein. Das Durchschnittsalter eines Privatdozenten in Deutschland beträgt $37^1/_4$, in Österreich gar $41^1/_2$ Jahre, wobei selbstverständlich — worauf wir hier nicht näher eingehen können — die Verhältnisse rücksichtlich der einzelnen Fakultäten sehr verschieden sind. Die Zeit der Privatdozentur ist jetzt überall sehr verlängert, die heutigen Extraordinarien in Österreich, wie Deutschland, sind alle durchschnittlich erst im Alter von 36 bis 37 Jahren ernannt worden und auch da winkt den meisten, besonders auf den medizinischen Fakultäten, noch kein Gehalt. Es ist also nach diesen Darlegungen der Schrift Eulenburgs, die eine gesonderte ausführliche Besprechung verdienen würde, zweifellos eine Verbesserung dieser späten Habilitations- und Anstellungsmöglichkeiten an den deutschen und österreichischen Hochschulen nur zu wünschen. Allein diese Verbesserung sollte doch mehr durch Kreierungen von neuen Lehrstühlen, mit denen die Regierungen noch immer allzu sparsam vorgehen, als etwa als Folge solcher Massenpensionierungen, wie sie eben in den letzten Jahren infolge des viel bekämpften Gesetzes über die Altersgrenze der Hochschulprofessoren eintraten und wie sie weiters für die nächsten Jahre zu erwarten sind, erfolgen. In den letzten Monaten sind — man denke! — auf einmal, um nur die wichtigsten Fälle anzuführen, Jagic, Wilhelm Anton Neumann und Edmund Weiß von der Wiener Universität, welche auch die von dem Anatomen Toldt freiwillig frühzeitig erbetene Pensionierung betroffen hat, Goldbacher von der Grazer, Zaufal von der Prager deutschen, Kalousek von der böhmischen Universität geschieden. Das ergibt allerdings im Interesse des jungen akademischen Nachwuchses bessere Zukunftsaussichten, aber freilich auch zweifellos manchen Nachteil für den ungestörten Studienbetrieb und das ganze wissenschaftliche Niveau der einzelnen Hochschulen. Das Unterrichtsministerium hat dementsprechend jetzt alle Hände voll zu tun, um die zahllosen Ernennungsverhandlungen einem möglichst gedeihlichen Abschlusse zuzuführen und es hat bisher eine unleugbar geschickte Hand bei der Ausfüllung der vielen klaffenden Lücken in den Lehrerkollegien der Hochschulen bewiesen. Hoffentlich wird die weitere diesbezügliche Aktion, welche für die Zukunft unserer Hochschulen von größter Wichtigkeit ist, mit derselben Beschleunigung und demselben Glücke durchgeführt werden.

Dr. Richard Kukula.

Feuilleton.

Berliner Theater.

IV.*

Unter den wohlgezählten 50 Premierenabenden der ersten 3 Monate der Saison waren doch einige, die nicht verloren gingen oder die wenigstens im literarischen Nekrolog Beachtung fordern.

Laßt uns die Masse räumlich ordnen! Eine gewisse, wenn auch nicht strenge stoffliche Teilung ergibt sich dann von selbst, entsprechend den Dezernaten der Literaturtheater. Nicht nach weltlicher Rangordnung, aber gemäß der Alterswürde — — seiner Stücke und seines Stils gebührt dem Königlichen Schauspielhaus der Vortritt. Es hatte, ehe es für sich selbst zu arbeiten begann, schon seine Kräfte im nachbarlichen Opernhause in Tätigkeit gesetzt, seine Schauspieler ausgeliehen für das assyrische Ballett „Sardanapal". Mehrtausendjährigen Schlaf sollten Musik, Assyriologie, Kostümschneider, Maschinist, Tanzmeister, Balletteusenreize, Schauspielerpathos, Pyrotechniker, Dichter (und der war Josef Lauffs, du heiliger Apollo, bitt' für uns!), ja, diesen Schlaf sollten alle bösen Geister dilettantischer Prunksucht von den Backsteinen schütteln. Ein Vermögen wurde von Langweile und Geschmacklosigkeit aufgefressen. Man kann an dem totgeborenen Mischling nicht still vorübergehen; denn mit dem Applomb seiner Verkündigung bedeutet er ein Symbol, wie in anderer Weise die Berliner Siegesallee. Es fand sich auch ein Gelehrter von Ruf, der willig die Schätze seiner Forschung dem theatralischen Kitsch auslieferte und dem vor allem dichterischen Geist wissenschaftlich gesäuberten Sardanapal das Haupt Lord Byrons zum Opfer brachte ..... Der Übung Zweck? Der gesäuberte Sardanapal, von dessen Seelenkämpfen, Taten und Gedanken das Textbuch keine indiskrete Mitteilung machte, bestieg mit seiner legitimen Frau und mit geretteter Sittlichkeit den Scheiterhaufen. — Nicht ganz bis nach Ninive zurück entwickelte sich im übrigen das Repertoire des Königlichen Schauspielhauses. Immerhin: eine historische Zeitabgrenzung des Terrains ist, so lange unter den Dichtern der Gegenwart nur den Schönthan, Blumenthal und Skowronnek der Weg zur Hofbühne offen steht, nicht einmal zu mißbilligen. Nur mußte man nicht just von der älteren Literatur das Lebensunfähige galvanisieren. Otto Ludwig hat ein im schlimmen Sinn theatralisches Fragment hinterlassen: „Die Torgauer Heide"; eine unverkennbare und unglückliche Nachahmung von „Wallensteins Lager" („..... wie er sich räuspert und wie er spuckt," jener Schiller, den Otto Ludwig gerade so bekämpfte, wie Grabbe die Shakespearomanie ...!). Das Ding ist eine unzureichende Apotheose des großen Friedrich. Der Name des „Makkabäer"-Dichters sollte Deckung geben. — Rühmlicher, auch in der Darstellung, war die Aufführung von Ifflands ländlichem Sittengemälde „Die Jäger". Da ballen sich aus ein bißchen übler Laune und Mißverstehen die tragischen Wolken eines kindlichen Zeitalters und die Donner rollen wie das ehrliche Brummen des guten Onkels und der lieben Tante. Und doch! welche treue Genauigkeit in den Konturen dieser herzigen Menschen, welche rührende Einfalt in ihrer Welt! — Aber ein unbestreitbar interessantes Experiment unternahm das Schauspielhaus mit der Inszenierung von Christian Dietrich Grabbes zweitem Hohenstaufendrama „Kaiser Heinrich VI." Vor mehr als 80 Jahren schrieb der unglückliche Dichter seinen stolzen Bittbrief an König Friedrich Wilhelm. Er erhielt keine Antwort. Er verdarb und starb. Jetzt dröhnt der Schritt seiner gewaltigen Heerscharen über die Bretter, an denen seine verlorene Sehnsucht hing. Ob das Hoftheater ahnte, welchen Geist es da heraufbeschwor? In Grabbes Chaos keimen Nietzsches Antichrist und Edelanarchist. Gerade sein Heinrich reckt sich mit maßloser Herrenkraft über die christliche Welt des Guten und Bösen. Er, der keine Autorität mehr kennt als die der Natur, er, der sich den Weihnachtschören, die aus dem Dome strömen, verschließt und zum verwandten Titaniden, zum Ätna emporklimmt. ..... Das Hoftheater ahnte es nicht. Denn es hat den revolutionären Vulkan mit Schillerschem Stil zu bändigen gesucht. (Dabei leider anderseits den blauen Mondenschimmer gelöscht, den Grabbes heimliche Lyrik in das rote Fackellicht mischt.) Daß aus dem epischen Gedicht, auf dessen Plan erratische Blöcke des Genies liegen, kein Drama werden konnte, das fällt der Bühne nicht zur Last. Doch: daß sie dramaturgisch und schauspielerisch den wüsten Grabbe im Goldschnitt herausgab ....! Blieb dennoch der Eindruck mancher Schönheit: Richard Löwenherz vor dem Reichstag und der Tod Heinrichs des Löwen lohnten den rasselnden langen Abend.

Im vollen Gegensatz zur Tradition des Königlichen Schauspielhauses erneuert Reinhardt im Deutschen Theater mit einer zuweilen dakadenten Stimmungs- und Nervenkunst die alten Klassiker. Gelangt dabei zu kuriosen Reizen und Effekten; schöpft auch hie und da mit den glänzenden Mitteln seiner Maler und Schauspieler (man beachte die Reihenfolge!) verborgen gewesene Tiefen aus. Aber fast immer sind es Stücke in Stücken, die er gibt; fast nie gelingt ein Ganzes. Es widerstrebt das Objekt .... Gewiß, auch Schillers unfertigstes Jugendwerk, „Fiesko", gewann bei Reinhardt ein neues lockendes Wesen.

* Siehe „Österr. Rundschau" XVI 5, Seite 334 ff.

Aber man durfte von Sinnentrug sprechen. Denn schließlich muß man doch die Gestalten eines Dramas für das, was sich begibt, verantwortlich machen. Und der lyrisch zarte Troubadour Moissi, dieser Schauspieler d'Annunzios und Maeterlincks, war seiner Natur nach das stärkste Argument gegen die Taten des Fiesko . . . .

Verfrühte Fastnacht hielt das Deutsche Theater mit der Aufführung von Nestroys „Revolution in Krähwinkel" (so ist das Stück in Ludwig Thomas Bearbeitung betitelt). Der Zeiten Ernst rechtfertigte diesen Spaß. Denn immer, selbst 1789 in der Comédie française, vergaß das Publikum in Augenblicken der politischen Erregung des Theaters und wurde Volk. Ludwig Thoma hat wie ein sogenannter „Konzertzeichner" die vormärzlich zahme 1848er Posse Nestroys auf das neueste Kaiser-Interview des Jahres 1908 und die hochnotpeinliche Debatte im deutschen Reichstag zugerichtet. Immerzu stießen einander die Zuschauer in die Rippen: „Hast du das verstanden?!" — „Und das!" — Herrlich. Es war ein Musenfest. — Übrigens gab es doch auch für die Kunstfreunde ein Vergnügen: die tragischen Schauspieler hopsen zu sehen und Couplets singen zu hören. Das hatte was vom Prinzip der römischen Saturnalien.

Mit literarischer Gebärde nähert sich Reinhardt auch in seinen Kammerspielen den circensibus. Je unfroher die Zeiten werden, desto bestimmter geht ihr Zug im Theater nach dem Lachen. Ins literarische Kämmerlein wurde mit der Etikette „Gogol" eine gewöhnliche Posse eingeschmuggelt. Man kannte den lustigen Herkules in Deutschland bisher nur von seinem tüchtigen Besen her — ich meine natürlich den „Revisor" — mit dem er den Augiasstall der russischen Beamtenkorruption ausfegte. Der neu entdeckte harmlose Schwank „Eine Heiratsgeschichte" ließ Gogols Qualitäten nicht wiedererkennen.

Andere Kammerspielabende waren anspruchsvoller. Aber nur einige literarische Logenbrüder hatten Interesse an der um ein reichlich Dutzend Jahre verspäteten Aufführung der „Sozialaristokraten" von Arno Holz. Holz, der im deutschen Naturalismus die Rolle Johannes des Täufers gespielt hat, wollte mit dieser Komödie einst der Pasquillant seiner Kameraden vom Sturm und Drang sein. Er porträtierte die Genossen, die sich zu Beginn der neunziger Jahre in Friedrichshagen bei Berlin angesiedelt hatten, um von dort die Literatur und die Welt zu revolutionieren. Es gelang ihm einigermaßen, diese „Überwinder" von ihrer persönlichen, aber es gelang ihm schlecht, sie von der typischen Seite zu fassen. Und gerade das muß der Komödienschreiber können; dann welkt sein Gebilde nicht mit den Erscheinungen des Tages. Mit seinen Figuren und noch mehr mit seiner eigenen Figur machte das ziellos photographierende Stück darüber nachdenken, wie rasch und wie weit wir in einem kurzen Jahrzehnt gewandert sind . . . .

Japan hat noch nicht aufgehört, Trumpf in der Frauenmode zu sein. Kein höherer Aspekt durfte für die Aufführung wenigstens des einen der beiden japanischen Stücke, die Reinhardt vorsetzte, geltend gemacht werden. Denn die Talmi-Japaner des Herrn Wolfgang von Gersdorff in dem Einakter „Kimiko" trugen wirklich nur die Kleider und die Schuhe aus dem Osten. In den Kleidern und Schuhen einer Geisha trippelte Dumas' weinerliche Kamelinendame einher. Dieses Geschöpf hatte niemals mit den Freudenschwestern geliebt und getanzt. Daran mußte sie schon der schreckliche Ballast öder deutscher Verse hindern. Auch an einem japanischen Original tat der Deutsche übel, so viel er konnte: mit seiner Blankvers-Verarbeitung der Tragödie „Terakoya" vom alten Takeda Izumo. Nur in Japan konnte der tragische Gedanke dieses Stücks gewachsen sein. Nur in einem Lande, wo die Lebensfreude hoch gewertet und dennoch das Sterben leicht genommen wird. Denn selbst die einst berühmte Vasallentreue der Germanen hätte den Einfall abgelehnt, daß ein zärtliches Elternpaar sein Söhnchen grausam schlachten läßt, um das Kind des Fürsten zu retten . . . . Die japanische Weltanschauung macht diesen unnatürlichen Dynastizismus überhaupt erst möglich. Das Stück repräsentiert die charakteristische Verbindung von hoher Kultur und tiefer Barbarei. Und dann kommt diese tief eindringende, wortkarge, ja in den schwersten Augenblicken keusch verstummende japanische Schauspielerei und überzeugt uns schaudernd, daß das Ungeheuerliche, das unserem Empfinden unmöglich schien, individuelle Wahrheit ist. Wir haben diese letzten Überzeugungen einst an der Schauspielerin aus Japan kennen gelernt: stumm liebte, stumm litt, stumm raste und starb die Sada Yacco . . . . Unsere deutschen Künstler versuchten nun sich einzuleben in die unsagbar beredte, wortlose Seelen- und Mienensprache der Japaner. Es ist nicht leicht zu vergessen, wie Friedrich Kayßler, der als Vater des Kindes ein teures blutiges Haupt erkennen und verleugnen mußte, langsam den Blick nach innen drehte, — und wie Gertrud Eysoldt, die Mutter, so eine dünne, biegsame Verkörperung hinfließenden Schmerzes wurde . . . Ein Bild: Ein Weidenzweig im Winde . . . Ach, die Künstler wurden gestört! Die Schauspieler und der alte Takeda Izumo wurden gestört vom deutschen Bearbeiter und dessen pietätlos-breiten Versen.

Auf einem anderen Planeten wohnt der Irländer Bernard Shaw. Er ist von den meisten unserer Dichter, die auf dem soliden Kontinent leben, weiter entfernt als Japan von Europa.

Mit denen, die ihm noch am nächsten stehen, wie Oskar Wilde, Frank Wedekind, Gustav Wied, grüßt er sich von Stern zu Stern. Und doch ist es uns, als sei er uns näher und verwandter, als wir sogar uns selbst sind. . . . Denn er durchschaut uns. Durchschaut uns ganz. Kennt uns besser, als wir uns kennen. Und lacht! Lacht. Im Schillertheater war man nach Jahren wieder seinem „Teufelskerl" begegnet. Das ist sozusagen das Urbeispiel der Shawkomödie, wo er, wie ein Antispiritist, die ganze Machenschaft von Leben und Theater enthüllt und das Handwerk (der Lebens- und der Theatervirtuosen) aufdeckt. Er nimmt sich demonstrativ — in diesem Stück — die romanhafte Theatralik der englischen Melodramen her. Benutzt diese Komposition miserabler Täuschungen als Symbol für die sozusagen „reale" Welt der Lüge und des Selbstbetruges. Benutzt sie — die romanhafte Komposition eines englischen Melodrams — um den schlechten Bauch mit dem Inhalt seines eigenen reinen Willens, seiner ironisch heiteren, mitleidig lachenden Wahrheit zu füllen. . . . Diskreter, aber viel weniger großzügig und schon in der Wahl der Zielscheiben bescheidener ist ein anderes Shawsches Stück, das man hier im Hebbeltheater kennen lernte: „Der Liebhaber". Shaw hatte einmal in tändelnden Stunden — aber auch die Stunden seines Spiels sind ernst — die Laune, die pseudomoderne Frau totzulachen, die Frau, die unseren und Shaws Ibsen — ja, seinen! seinen! — durch grundfalschen Ibsenismus zu schanden macht. Dabei geht es ohne scharfe Streiflichter auf das Mann-Weib-Problem nicht ab. Doch ist's ein schwacher Shaw. Immerhin ein Shaw. . . . Ich sprach von diesen Stücken, um von dem letzten und äußersten, was er schuf, sprechen zu können. Seine Materie sollte man zuvor kennen, um mit ihm — wie Euphorion, der sich in den Lüften auflöst — die Materie in heiterer Wehmut zu überwinden. In den Kammerspielen gab man den „Arzt am Scheidewege". Das ist zunächst eine Satire gegen die Ärzte. Ihrer ein halb Dutzend marschieren als liebenswürdige Mörder auf; unbewußte, halbbewußte Mörder — und einer ist ganz bewußt. Und dann ist es noch etwas. Nämlich eine tragische Posse der Erotik. Ein Mann, der Arzt ist, läßt einen anderen Mann sterben, weil er dessen Frau liebt. Die Witwe, die ihren Sterbenden so geliebt hat, daß sie nach seinem holden letzten Wunsch die Trauer verjagt und einen zweiten Gatten heiratet (— sehr hübsch sagte Kerr: „Sie bricht diese zweite Ehe mit einem Toten"), diese posenlose, unbedingt liebende Frau verschmäht den Mörder ihres Geliebten; aber nicht, weil er ein geständiger Mörder, doch weil er ein ältlicher Mann ist. . . . Aber das Stück ist noch etwas. Noch etwas ganz anderes! Es zieht ein lichtes, leichtes Wehen über die Gräber hin, eine Welle, die den Tod wegspült oder, was dasselbe ist, den Schrecken des Todes. Denn da stirbt ein blutjunger Künstler an der Schwindsucht (und vom Arzt zu Tode geimpft) und verlöscht, mit losen Witzen auf den Lippen, mit einem brechenden Blick in die liebe Schönheit. Doch das alles ist noch lange nicht alles. Die Hauptsache dabei scheint mir, daß dieser sterbende Liebling nach allen Begriffen unserer guten und bösen Welt ein Taugenichts, ein Schwindler, ein Gauner gewesen ist, so lange er lebte. Und doch unser Liebling. . . . „Konstruiert" . . . Jawohl! — Aber welch eine Konstruktion! Aufgerichtet von einem gläubigen Unglauben, von einer seligen Freiheit, der die Welt nichts mehr anhaben kann. Ein Nihilismus, der die Harmonie der Buddhisten hat, die sitzen und ihren Nabel betrachten und dem Nirwana zulächeln. Hie und da freilich stört — bei Shaw — eine Bosheit die abgeklärte Ruhe. . . .

Von Shaw dem Grotesktragiker, gelangt man, wenn man von seinem Planeten abspringt, noch am ehesten zu Wedekind. Von Shaw, dem Moralverlacher, in beträchtlich längerer Reisezeit auch zu Ludwig Thoma. Von beiden wurden neue Stücke im Kleinen Theater aufgeführt. Die Tragikomödie „Musik" von Frank Wedekind hat nicht vielen gefallen. Aber mir. Auch dieser Dichter verzweifelt an der Welt. Doch noch lange nicht so vollkommen wie Shaw. Wird es, nach seinem Temperament, wohl nie zu der heiteren Verneinung bringen, immer nur zu einer dämonisch-lustigen, im geheimen pathetischen. In „Musik" ist es fast, als schäme er sich seiner tragischen Natur und suche sich und seine Gretchentragödie durch Grabbesche Humore zu vermummen. Anderseits kann ein aufgeklärt fühlender Mensch unserer Tage gerade eine Gretchentragödie nicht schreiben, ohne in mehrfaches Hohngelächter auszubrechen. Die zwiefache Geschlechtsmoral ist zum Lachen böse und dumm. Der Mann, der in diesem Stück ein junges Mädel ins Zuchthaus brachte, ihm alle Kraft aussog, bis er es dem Irrsinn überließ, ist kein besonderer Schurke. . . . Und böse und dumm zum Lachen ist das: das Mädel, das sich und ein anderes Lebewesen vor dem tiefsten Jammer naturgemäß schützen, sein Kind nicht gebären wollte, kommt ins Zuchthaus. Dann gebiert es das zweite Kind, und das stirbt, und die Mutter wird wahnsinnig. Und böse und dumm — zum Lachen — sind die Mächte, die ein armes Ding heute noch immer zwingen, Schutz vor der „Schande" zu suchen, dem Lose des armen Gretchens zu verfallen. . . . So meint Wedekind. Er war so ganz erfüllt davon, daß ihm gar nicht Zeit und Lust blieb, das Alltägliche besonders zu motivieren: dies nämlich, daß das Mädel, das hysterisch ist, Musik studiert und Klara Hühnerwadel heißt, — daß es dem Manne (sogar zweimal) verfallen

muß. Er verschmähte es, uns zwischen der erschütternden Zuchthausnot der Klara und ihrer neuen Verführung einen die Tatsachen erklärenden Akt zu gewähren. An dieser hochmütigen Verachtung seiner Bedürfnisse rächte sich das Publikum. Ich glaube bestimmt: nicht die vier Akte des Stückes fielen ab; das Stück, von einer genialen Wut, von einem heulenden Lachen erfüllt, fiel mit dem ungeschriebenen Akt.

Ludwig Thomas „Moral" ist auch nicht im Sinne der scheinbaren dramatischen Stillosigkeit Shaws und Wedekinds ein vollgiltiges Stück. Um eine wesensnotwendige Eigenart zu behaupten, — dazu hat diese famose Fröhlichkeit lange nicht Gewicht genug. Blätter aus dem „Simplicissimus" sind zu Szenen zusammengeheftet. Man rechtet nicht, man lacht. Man freut sich auch als Gesinnungsmensch; weil wieder einmal bissig und fidel das ungleiche Recht, der Bückling der Justiz vor fürstlichen Gnaden und der heuchlerische Philister geprangert werden. Noch während man lacht, dämmert die Frage auf: Sind wir nicht selbst noch ein bissel Philister, so lange uns diese ollen Kamellen gar so viel Spaß bereiten ....?

Das war das Wesentlichste. Ich würde noch gerne mit einiger Sehnsucht nach dem Dampf der Heimatfelder und nach allen treuen Übeln und Reizen, die dort dauern, — von Schönherrs „Erde" sprechen. Aber die lebensvolle Komödie, die als Tiroler Spätling literarisch auf das Milieudrama der neunziger Jahre zurückweist, ist in Österreich schon wohl bekannt. Sie fand hier bei achtbarer Darstellung im Hebbeltheater warmherzige Aufnahme.

Auch die herrlichen Bestien vom Fuß des Ätna, Giovanni Grasso und Mimi Aguglia, wurden an der Donau wie an der Spree zum Ereignis. Hier trafen sie fast gleichzeitig mit der vieille gloire de la France ein, mit der unserem Geschmack schon recht entgötterten Sarah Bernhardt; und mit der Blüte der Adelskunst, Eleonore Duse. Was alte Kulturen in ihren Vorratskammern häufen und was in fernen Barbareien üppig aus dem Erdboden sprießt: in Berlin ist es zu Gast.

Für die Theatermetropole von beständigerem Wert war die Umwandlung des von Ferdinand Bonn zum Wurstelprater gemachten Berliner Theaters zu einer vielversprechenden Kunstbühne. Die Direktoren Meinhard und Bernauer sammelten dort tüchtige Schauspieler (Albert Heine, Korff, Josefine Dora) und der in Berlin neuerdings eingeführte Austausch von Schauspielern ermöglichte ihnen mit Irene Triesch (vom Lessingtheater) eine unübertreffliche, ja gewaltige Aufführung von Hebbels „Herodes und Mariamne". Auch gruben sie mit Balzacs „Mercadet" ein interessantes Vorläuferstück der Moderne aus und boten den Gourmets zwei unerhört untheatralische und doch so behagliche kleine Stücke von Gustav Wied: „Erotik" und „Ein Erinnerungsfest". — Geringer war die Freude der Wenigen an Henry Batailles Schauspiel „Der Clown", einem Spätling der Dumasschen Periode, der in Paris den Beifall der Vielen fand.

Und summarisch muß noch aus der Fülle anregender Mißerfolge, halb aufgeblühter Hoffnungen und kleiner Erfolge dies und das beim Namen gerufen werden. Eine Novität im Neuen Schauspielhaus am Nollendorfplatz war von dem schlimmsten Schicksal betroffen — denn ihr Mißerfolg war zugleich die schwere Enttäuschung für alle, die den Dichter lieb haben. Max Halbes „Blaue Berge" hieß das Stück ... Glimpflicher, aber nicht schöner waren Vollmoellers Missetat und Strafe. Sein „Deutscher Graf", eine von spärlicher Poesie berührte, antipsychologische Romanze, war der Mißerfolg des Neuen Theaters. An diesem Stück aber begann die Tätigkeit eines Regisseurs der Zukunft. Dr. William Wauer, durch seine Schriften über Theaterreform wohlbekannt, ist einer, der auf Rhodus wirklich springt .... Ein glücklicher Einakterabend derselben Bühne (mit Grabowskys dichterischer Schulmeistersatire „Ein Besuch") und Erich Schlaikjers wirkungsvolles Schauspiel „Außerhalb der Gesellschaft" verdienen genannt zu werden. In derselben Reihe dann der Erfolg des Schillertheaters, die theatralisch gut vorgetragene Ballade „Der schwarze Kavalier" von Heinrich Lilienfein; und endlich — um seiner berechtigten jungen Hoffnungen willen — des Münchners Friedrich Freksa „Ninon de l'Enclos". Seine Ninon-Tragödie, die das Hebbeltheater berauschend schön ausstattete, ist die schwächste von den drei dramatischen Bearbeitungen des neuen Ödipus-Stoffes. (Die besseren stammen von Ernst Hardt und Eduard Stucken.) Freksas Gestalterisches wird vom Stimmungszauber noch ganz unterdrückt, und dieser Zauber ist durchaus nicht immer echt: Aber hie und da tönt ein Klang. Der Klang der Zukunftshoffnung.

Das Lessingtheater, die Standardbühne des neuen Berlin, hat in diesem Jahr noch keinen neuen Dichter gebracht. Einmal warf es Sklavenfleisch vor die Fische. Aber die Fische mochten nicht; sie ließen das französische „Zugstück" liegen. Dagegen .... Ja, was hilft es? Nur wie Schlagworte verhallt es vor den Ohren derer, die davon hören, die es nicht miterlebten. Dagegen leuchten still und rein zwei alte Wunder. Zwei neu belebte ... Ibsens „Gespenster" und Hauptmanns „Michael Kramer". Die Höhe unserer dramatischen Kunst ist an diesen Wundern des Lessingtheaters zu messen.

Ende November 1908.

Hermann Kienzl.

Stimmungsbilder aus China.

Ganze Bände sind über China geschrieben worden; gelehrte, gute Bücher und es ist recht, daß es geschah, denn wir sollen das Konkrete dieser fernen Welt erfahren — aber erst aus unseren Sensationen heraus können wir jene mystischen Fäden erklären, mit denen China so viele Europäer auch noch aus der Ferne zauberhaft umsponnen hält. Von Fremden, die nach China kommen und hier leben, hört man immer dasselbe: sie fanden hier eine Existenz, sie sehnen sich aber wieder fort aus dem fremden Milieu, verklagen und verwünschen es — und können es doch nicht mehr ganz entbehren; ihnen selber, fast unbemerkbar, sind die feinen Fasern ihrer Phantasie geheimnisvoll mit dem fernen Lande verwachsen und in ihrer Erinnerung resumieren sie den Charme, den dieses Land hat: diese kristallhellen Sommermorgen, als ob flüssiges Silber über die Kauliangfelder* rieselte, diese hohen, rauschenden, geheimnisvoll vom Flügelschlag unzähliger Vögel bebenden Kauliangfelder mit den glänzenden, braungoldenen, wehenden Paillettenaigretten ihrer Ährenbüschel — diese Schönheit des Abends, wenn die Sonne über dem Tschien-mên (südliches Peking-Tor) sinkt, dieser große Frieden grüner, stiller Totenhügel unter Linden- und Fichtenriesen, diese flimmernde Glorie über den Totenstätten erhabener Fürstengräber, diese Emailfarben des Himmels, der Luft, des Laubes, dieses chinesische Grünblau — ein zarter Porzellanton — das feine Rosagelb, dieses Blätter-Grellgrün in der Sonne, dieses Violett-Violett alter Riesenbäume in der Dämmerung — das ist einzig! Eilende Sänften in stiller Nacht, tanzende Lampions, flimmernde Lichter, schillernde Seidengewänder, Kuriositäten mit köstlichem Jadeschnitzwerk, Juwelen, Tausende von Stickereien, seltene Lack- und Holzkunstwerke, kostbare Gold- und Emailschalen, Porzellane, Aquarelle, die an Greuze erinnern oder in Farbe und Zeichnung an Canaletto! . . . Unser Herrschen über diese Schar von Menschen: unterwürfige Diener, schweigsame Orientalen, unser Leben zu Pferd, wilde Ritte über grüne Saatenfelder, das Übernachten in stillen Tempeln bei edelsteinäugigen Buddhas — das Lächeln des Gottes über unseren Träumen — ein Juchloo, jener chinesische Riesenmaikäfer, der an uns emporspringt, den wir kaum mehr abwehren, von tiefer, gesunder Müdigkeit bewältigt; an der grünen Jadequelle ein Trunk aus der Priester edel geschnitztem Becher — wie schön! — und welch kräftiges Bild — der alte fette Priester mit dem glattrasierten, feisten Gesicht und den ehernen Zügen! Im wallenden Gewande, wie ein Römer in seiner Steinhalle auf und nieder wandelnd, bespricht er im unendlichen, endlosen Gespräche mit seinem kleinen verschmitzten, ebenfalls bartlosen Gefährten, mit dem klugen, häßlichen Sokrateskopf seine Confuciuslehre und — seinen Reisankauf. Denn der „Reisankauf" ist eine höchst wichtige Sache und die gute Oberin des Peitangklosters*, zerbricht sich jetzt wieder ängstlich den Kopf und zählt vielleicht an ihrem Rosenkranze statt ihrer Gebete ab: Soll sie? Soll sie nicht kaufen? Steigt oder fällt der Reispreis? Gerade so wie ein chinesischer Priester. Auch die chinesische Kaiserin zittert vor den Reispreisen. Weite Felder vor Peking sind unter Wasser gesetzt, um Reis zu bauen und um, wie man hier sagt, „die Mandschus zu füttern".

Der ewige Hader und Neid der Chinesen gegen die Mandschus, die alle bevorzugten Stellen einnehmen, hat hier zu einem „pich", zu einem kaiserlichen Edikt geführt, in welchem den Mandschus anbefohlen wird, Land zu bebauen, ihre Privilegien abzulegen, zu arbeiten und Geld zu verdienen. Auch erhalten die kaiserlichen Bannerträger, die einem nichtstuerischen Leben und ihrem Soldatenhandwerk ergebenen Söldnertruppen von nun ab keinen Sold mehr, sondern werden mit Land entschädigt, das sie bebauen müssen. Diese und ähnliche Reformen werden noch viel Geld kosten und viel böses Blut machen. An die vielen Mandschus in Peking aber wagt man sich noch nicht heran, an diese Schlafhauben und Mandarine, die, während das arme Volk der Chinesen Blut schwitzt, immer wohlhabender werden. Die Edikte der Kaiserin sind von seltener Klarheit, ohne Schwulst, fest und bestimmt — sie selbst aber flattert, fürchtet sich, ist ängstlich wie ein Huhn vor dem bevorstehenden Sturme, das nicht weiß, wo es sich und seine Küken bergen soll. Meine Gedanken und meine Augen schweifen hinauf ins Freie. Jetzt ist eine merkwürdige Stimmung über den Tempeln. Die Sonne sieht aus wie ein häßlicher Riesendrache, ganz chinesisch, das blutige Haupt mit dem blutigen, borstigen Strahlenhaar lacht und grinst, die Tore und Tempel schimmern blutigrot und grinsen, das ganze Peking ist in eine rote, grellrote Flut getaucht — grellrot der Brautzug, der vorüberzieht, Sänfte, Lampen, Wams und Kleider der Träger, die Truhen und Kisten, die mit den Geschenken folgen, in einem Käfig, als Brautgabe, die lebende Gans rot gefärbt, mit feuerroten Federn und grellem Schnabel, die Frauen hochrot geschminkt, hübsche kleine Chinesinnen mit roten Schuhen und grellroten Papierblumen im Haar, alles lacht und grinst, feuerrot, blutigrot . . . nicht lieblich rot, nicht lieblich lacht alles! — Gott! Wenn Peking in Aufruhr geriete . . . in einen blutigen Kampf . . . mit großen gelben Zähnen würden die Drachenhunde, die Tempel und die kleinen Chinesinnen lachen, unerbittlich

* Kauliang eine Art Hirse, dem Mais ähnliche Pflanze; etwa $1^1/_2$ m hoch, wenn ausgewachsen.

* Peking.

gefühllos, verständnislos, von uns auf hunderttausend Gefühlsmeilen getrennt. Und doch: man sollte es nicht glauben, wie bildungs- und auffassungsfähig dieses Volk mit den schönen Händen und klugen Zügen ist. Da hatte ich heute Chinesinnenbesuch aus dem Volk — die ganze Sippschaft: Großmutter, Mutter, Schwiegertochter. Sie ist rundköpfig, stark geschminkt, mit trotzdem wunderschöner glatter Haut, die seit vier Tagen verheiratete, sehr hübsche junge Frau; vor der Schwiegermutter hat sie großen Respekt und knixt tief vor ihr, als sie sie bei mir (sie ist meine „Amah" = Dienerin) in meinem Hause findet — — ich kann schon mit ihr reden und frage sie nach ihrem „tschangfu", ihrem Ehemann, ob er „ting-chau" (sehr gut) mit ihr ist; sie wendet sich verschämt ab und klappert mit den Ketten am Halse; sie ist über und über mit Schmuck beladen, geht auf hohen Kothurnsohlen und trägt etwa 60 *cm* lange, sehr schön ziselierte und mit Edelsteinen besetzte Fingerkrallen auf den Nägeln — zum Zeichen, daß sie „nichts arbeitet". Ihr „tschangfu" hat sie zum ersten Male im Brautgemach gesehen — sie ist wirklich hübsch; die Schwiegermutter hat sie ausgesucht und gekauft; sie wird wohl 100 bis 150 Dollars kosten. Billige Frauen bekommt man schon für 50 Dollars! — — — Sie mußte die ersten drei Tage auf dem „kang", dem harten Ehebett sitzen und weinen und wehklagen — so will es die Sitte, mußte fasten, durfte durch zwei Tage niemand, selbst den Gemahl nicht sehen.

Die ganze Familie benahm sich tadellos fein, und obzwar einfache Leute, so verstanden sie sofort, was sie sollten, durften — und was ich wollte und erwartete. Nachdem sie meinen Tee und meine Zigaretten (eine Brautgabe) versucht hatten, empfahlen sie sich wiederum aufs tadelloseste; die junge Frau mit den langen, schönen, goldziselierten, edelsteinbesetzten Fingerkrallen und dem Pantoffelkothurn knixte viele Male und rauschte mit dem sinnbetäubenden Farbenzauber ihrer grün-violett-gelb-roten Kleider von dannen, wie es feiner und graziöser bei uns keine Fürstin verstünde. . . . Mit lächelnder Sympathie blicken wir diesen Chinesinnen nach, einmal wieder von geheimem Reiz gewonnen.

P. King.

Besprechungen.

G. Gugitz. Das Wertherfieber in Österreich. Eine Sammlung von Neudrucken. — Wien 1908 Knepler.

Das reizend ausgestattete Büchlein symbolisiert schon äußerlich die Mischung von Heiterkeit und Sentimentalität, mit der das alte Wien „den zerrütteten Gast empfing": zu heiter zum Siegwartisieren, doch auch zu empfindsam zum Nicolaitismus.

Eine kurze Einleitung verteidigt in liebenswürdiger Weise Wien gegen den Vorwurf, die Kaiserstadt habe Werthers Leiden erst durch ein Ballett kennen gelernt; übrigens würde die Zeit, in der Dehmels philosophisches Ballett „Lucifer" Bewunderer findet, vielleicht auch an der hier mitgeteilten Pantomime nichts auszusetzen haben! Aber Gugitz hebt auch selbst hervor, daß der Mangel an Nachdrucken in der Hauptstätte dieses edlen Gewerbes gegen ein tieferes Interesse der Wiener an der Dichtung, die Europa auf den Kopf stellte, zeugt. So sind die beiden mitgeteilten Schauspiele denn auch nur in die allgemeine „Anlehnungsdramatik" jener österreichischen Verfasser anzureihen, die mehr oder minder parodistisch literarische Modeerscheinungen für das breite Publikum popularisieren. Übrigens ist es selbst an diesen äußerst unbedeutenden Machwerken auffällig, wie leicht und natürlich der Dialog fließt und wie bequem die Wiener Schriftsteller sich auf ihrer Bühne bewegen.

Richard Meyer (Berlin).

*

Neue Jugendbücher (Mainzer Volks- und Jugendbücherverlag von Josef Scholz).

In einer Zeit, die für die Kunst Eingang schaffen will in das Programm der Jugendbildung, ist die Frage nach den Behelfen ganz besonders wichtig, welche dieser künstlerischen Vorbildung dienen können. Wie die Kunst in den Anschauungskreis der heranwachsenden Generation eintreten, wie der Kontakt zwischen Künstlern und Erziehern erleichtert werden soll, das muß vorerst entschieden werden, bevor man einen Erfolg der Bestrebungen erwarten kann.

Da muß alles herangezogen werden, was zum Vermittler dienen kann; das Bilderbuch und die Erzählung, das Spiel und die Sangesfreude, auf alle diese Dinge muß der bildende Künstler achten, der zum Jugendbildner werden will. Gegenüber den Kleinen und Kleinsten sich aussprechen zu dürfen, reizt ja jeden Erwachsenen, der ein warmes Herz besitzt — darum sind die bildenden Künstler auch recht häufig auf diesen Wegen zu finden.

Der Mainzer Volks- und Jugendbücherverlag von Jos. Scholz hat sich an bewährte Kräfte gewendet und einen tüchtigen Vorrat an wertvollen Resultaten rühriger Arbeit gesammelt. Bilderbücher für die Kleinen, Erzählungen für die Größeren, Liedersammlungen für die Musikalischen und Spiele für die Müssigen, endlich sogar Kunstgaben für die Erwachsenen und Malbücher für die allzu Bequemen haben für ihn moderne Meister des Stiftes geschaffen,

Viele darunter entstammen dem Kreis der Münchner Jugend-Illustratoren.

Allen voran schreitet Hans Thoma (Karlsruhe) mit seinen liebenswürdigen Landschaften und Erzählungen mit dem Stift. Man brauchte nur eine Anzahl zusammenzustellen und in einem Bändchen zu binden, um ein prächtiges Bilderbuch, eine ansprechende Kunstgabe zu gewinnen, die Herz und Auge erfreut. Seine einfache und innige Art spricht zu den Kleinen wie zu den Großen unmittelbar und erquickend. Robert Engels hat die farbige Lebendigkeit und die bewegliche Darstellung, die das Märchenbuch braucht; sein „Rübezahl" ist unter anderen ein trefflicher Wurf.

Ernst Liebermann hat sich um die alten „Kinderweisen" verdient gemacht und dem trockenen Anblick des Notenheftes den bunten Reiz des Bilderbuches beigefügt, daß Auge und Ohr zum Schmause gelangen. A. Schmidhammer und R. Scholz, J. Diez und A. Münzer u. a. bilden einen heiteren Reigen, in den der Bilderfreund gezogen wird, der die zahlreichen und so preiswürdigen Bände und Bändchen durchblättert, welche der Mainzer Verlag vor uns ausbreitet.

Sie sind nicht alle gleichwertig, wenn auch allen die Lust zum Fabulieren eigen ist. Sie haben jene breite, farbige und frische Art, die dank der so entwickelten modernen Buchtechnik unmittelbar vom künstlerischen Entwurf in das Druckwerk übertragen, so anregend und lebendig wirkt. Nicht selten ist ihnen der Wurf gelungen, jenen vollkommenen Ausdruck zu finden der poetischen Märchenstimmungen, heiterem Liederklang, eine ebenbürtige Augenfreude beigesellt.

Darum ist ihrer Schaffensfreude der Dank aller Jugendbildner ebenso sicher, wie die Liebe der Jugend, an die sie sich wenden, und darum gebührt auch dem Verleger ein Lob, daß er diesen Leistungen die Wege geebnet hat.

H. Fischel.

*

„Pickerl". Ein lustiges Wiener Märchen von C. G. Starnfeld. Bilder von Hans Prinz. Wien, Gerlach & Wiedling.

Die täglich auf dem Büchermarkte erscheinenden Kinderbücher für die „Kleinen und ganz Kleinen" erheben gewöhnlich keinen Anspruch auf ernste kritische Beurteilung; sie finden auch meist mehr Absatz in Spielwarenläden, als im Buchhandel. Die „guten alten" Kinderbücher aus der „guten alten" Zeit, wie Struwelpeter, Max und Moritz, Rübezahl 2c. 2c., mußten längst dem Fortschritt der Zeit und seinen Anschauungen weichen. Wir leben ja heute im „Jahrhundert des Kindes", das man schon in der Wiege ethisch zu bilden bestrebt ist!

Vielleicht bin ich in dieser Beziehung etwas zu konservativ, aber ich kann mich mit dem besten Willen für die neumodischen Bilderbücher mit ihren unschönen Fratzen, ihren ekligen Zwergengestalten, Unholden und Mißgeburten mit skizzenhaften Physiognomien nicht erwärmen. Ebenso wenig ist es mir möglich, mich an den modernen Spielsachen zu erfreuen mit ihren in groben Umrissen geschnitzten plumpen Tieren, mit ihren grotesken glotzenden Riesenpuppen, die wie Karikaturen, wie Schreckgespenste oder Phantasiegebilde wüstester Fieberträume aussehen. Wie auf diesem Wege das Kind zum Schönheitsbegriff erzogen werden soll, ist mir bisher schwer begreiflich geblieben!

Um so freudiger und sympathischer mutet es mich an, wenn ich ein für „das Kind" bestimmtes Buch in die Hand bekomme wie „Pickerl"! Es ist ein Märchen — und doch keines; denn, wer hätte nicht schon in Schaubuden und Variétés jene Liliputmenschlein gesehen aus Fleisch und Blut, mit ihren krähenden Stimmchen und ihren altklugen, faltigen Puppengesichtern? Nicht Zwerge und Unholde, sondern ganz kleine, vollkommen proportionierte Lebewesen, die Seele und Herz haben wie wir anderen normalen Erdenbürger, die, wie wir, Freud und Schmerz, Glück und Kummer empfinden. Ein solches Liliputmenschlein nun ist „Pickerl". Seine Lebens- und Leidensgeschichte hat C. G. Starnfeld in ihrem, von Hans Prinz allerliebst illustrierten Buch in ganz reizend anmutvoller und graziöser Weise geschildert. Auch Witz und Humor und einige vortreffliche sarkastische „Schlager" würzen diese Erzählung, die auch kinderfreundliche Erwachsene mit Freude und Interesse lesen werden. Unleugbar zeigt sich ein Erzählertalent von beachtenswerter Bedeutung in diesem Märchen. „Pickerl" bildet jedenfalls auf dem „modernen" Kinderbüchermarkt für meinen Geschmack eine rühmliche Ausnahme. Es zeigt dem Kinde weder Grimassen noch Karikaturen. Es ist ein Buch, das man lieb und lieber gewinnt, je öfter man es liest, und ich bin überzeugt, daß jedes Kind, dem das Christkindl das Buch unter den Weihnachtsbaum legt, nimmermüde werden wird, von Pickerls Leiden und Freuden zu hören und die netten Illustrationen zu bewundern.

Mathilde Gräfin Stubenberg.

*

Robert Winterberg. 50 Lieder für eine Singstimme und Klavier. Verlag Hofmeister, Leipzig 1908.

Ein eigenartiges Talent reift hier, ein Talent, das aus dem Geiste unserer Zeit herausgewachsen ist. Ein innerlich Moderner, der in gegebenen Formen weiterarbeitet und sein Heil in unbedingter Rückkehr zu harmonischer und rhythmischer Klarheit sucht. Und dieses Streben nach Einfachheit und Durchsichtigkeit bestimmt auch seine Richtung. Vor allem ist es das Volks-

lied, welches seinen reaktionären Absichten auf halbem Wege entgegenkommt und ihn anlockt. Diesem Gebiete verdankt er einige seiner besten Eingebungen; die Komposition des Goetheschen „Gefunden“ gelte hier als Muster. In den meisten Liedern ist eine edle, schöngeschwungene Linie zu verspüren, die sich immer streng an die Form hält und nie aus dem Ebenmaße eines ruhig fließenden Dahingleitens heraustritt. Es wäre zu weitläufig, alle diese formvollendeten Kleinarbeiten anzuführen, nur auf die Vertonung des Grillparzerschen „Ruhe umhüllt mit säuselndem Flügel“ sei hingewiesen, die in ihrer einfachen Zurückhaltung zu den besten der Sammlung gehört. Nach dieser starken Talentprobe darf man der Zukunft des jungen Komponisten mit Spannung entgegensehen. L.—y.

Rundschau.

30. Oktober. In mehreren Provinzstädten Böhmens finden heftige Zusammenstöße zwischen Deutschen und Tschechen statt. — 5. Sitzung der österreichischen Delegation: Das Heeresbudget wird angenommen. — Der mährische Landtag wird vertagt. — Eröffnung des Johann-Strauß-Theaters in Wien. — Der serbische Kronprinz wird in Peterhof vom Zar empfangen.

31. Der Kaiser empfängt in Budapest eine Deputation bosnischer Serben und begibt sich sodann nach Wien. — 6. (Schluß-) Sitzung der österreichischen Delegation: Das Marinebudget und die restlichen Vorlagen werden angenommen. — Schlußsitzung der ungarischen Delegation. — Die Landtage von Salzburg und der Bukowina werden geschlossen.

1. November. Antiösterreichische Kundgebungen in Bukarest.

2. Armand Freiherr v. Dumreicher (geb. 1846), ehemaliger Reichsratsabgeordneter, in Meran †.

3. Der Minister des Innern übersendet dem Präsidenten des Abgeordnetenhauses die Vorlage betreffend die Alters- und Invalidenversicherung zur verfassungsmäßigen Behandlung.

4. Der Rektor der Leipziger Universität Prof. Chun bespricht in seiner Inaugurationsrede die Ausschreitungen des tschechischen Pöbels gegen die deutschen Studenten in Prag. — Der König von Griechenland trifft als Gast des Kaisers in Wien ein. — Der Kaiser empfängt den englischen Botschafter Sir Goschen in Abschiedsaudienz. — Der deutsche Kaiser trifft als Gast des Erzherzogs Franz Ferdinand in Eckartsau (N.-Ö.) zur Jagd ein.

5. Die jungtschechische Partei erklärt in Prag das Kabinett Beck nicht weiter unterstützen zu können. — Der Vorstand der christlichsozialen Partei in Wien spricht sich gegen ein Beamtenkabinett und für eine Koalition aus. — Der Boykott gegen österreichisch-ungarische Waren in Belgrad wird eingestellt. — Die serbische Skupschtina erklärt, sie werde, ohne den Frieden zu verletzen, die Einberufung einer internationalen Konferenz und deren Beschlüsse abwarten. — Die Hauptversammlung der Starcsevic-Partei in Agram fordert die Vereinigung Bosniens und der Herzegowina mit den anderen kroatischen Ländern in einen kroatischen Staatskörper im Rahmen der habsburgischen Monarchie und beschließt die Organisierung einer kroatisch-nationalen Legion.

6. Kaiser Wilhelm II. trifft zu einem kurzen Besuch des Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn ein.

7. Ministerpräsident Freiherr v. Beck überreicht dem Kaiser die Demission des gesamten Kabinetts. Der Kaiser nimmt die Demission des Kabinetts an und betraut Baron Beck mit der Fortführung der Geschäfte. — Die Landtage von Kärnten und Tirol werden geschlossen.

8. Der Kaiser betraut den Minister des Innern Dr. Richard Freiherrn v. Bienerth mit der Kabinettsbildung. — Postbeamtentag in Wien.

9. An der Wiener Universität kommt es zu einem Zusammenstoß zwischen jüdisch-nationalen und deutschnationalen Studenten. — Der dänische Gesandte am Wiener Hof Graf K. W. Ahlefeld-Lauwig überreicht dem Kaiser sein Abberufungsschreiben. — Der deutsche Vollzugsausschuß und der Vorstand des deutsch-nationalen Verbandes erklären, daß die deutschfreiheitlichen Parteien nur dann in ein Koalitionskabinett eintreten können, wenn in das Regierungsprogramm die Lösung des deutsch-tschechischen Sprachenstreits aufgenommen wird. — Der Kaiser empfängt in der Hofburg eine Deputation der Moslims aus Bosnien und der Herzegowina und eine solche der Stadt Sarajewo, die den Dank für die Annexion aussprechen. — Die bosnischen Deputationen werden in besonders feierlicher und herzlicher Weise im Wiener Rathaus empfangen. — Vertreter zahlreicher österreichischer Kurorte beschließen in Franzensbad die Gründung einer einheitlichen Organisation der österreichischen Kurorte.

10. An der Wiener Universität finden neuerlich große Exzesse statt. — Schluß des steiermärkischen Landtages. — Die bosnischen Deputationen werden vom Erzherzog Franz Ferdinand empfangen. — 1. Kongreß der Verwaltungsbeamten österreichischer Strafanstalten in Wien.

11. Der Minister des Innern Graf Julius Andrassy legt dem ungarischen Abgeordnetenhaus den Gesetzentwurf über das Wahlrecht vor. — Der Kaiser empfängt eine Deputation bosnischer Spaniolen.

12. Fünfzigjähriges Regierungsjubiläum des Fürsten Johann II. von und zu Liechtenstein. — Der Kommunikations-Ausschuß des ungarischen Abgeordnetenhauses nimmt den Gesetzentwurf betreffend den Bau einer elektrischen Bahn von Preßburg nach Wien an.

13. Bei Baron Bienerth beginnt vormittags eine Konferenz mit den Führern der Koalitionsparteien, in welcher die verschiedenen Forderungen angegeben und eine Einigung über die Bildung eines neuen Kabinetts erzielt werden soll. Es sind folgende Abgeordnete erschienen: Namens der deutschfreiheitlichen Parteien: Dr. Sylvester, Pergelt, Urban, Schreiner und Graf Kolowrat. Namens der Christlichsozialen: Dr. Lueger, Weiskirchner, Liechtenstein, Dr. Geßmann. Namens der Tschechen: Dr. Kramarz, Hruban, Dr. Fiedler, Praschek und Udrzal. Namens der Polen: Graf Dzieduszycki, Dr. v. Glombinski, Stapinski und Stwertnia. An der Konferenz nimmt auch der Führer der Deutschradikalen Abgeordneter Pacher teil.

14. Nach fast ununterbrochener 18stündiger Beratung gelangt die Konferenz der Parteiführer in früher Morgenstunde zu dem Resultat, daß die Bildung eines parlamentarischen Ministeriums unter den momentan bestehenden Verhältnissen ausgeschlossen erscheine, doch sei das Zustandekommen eines solchen zu erstreben.

15. Generalversammlung des Bundes österreichischer Industrieller in Wien. — Fünfzigjähriges Jubiläum des Singvereines der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

16. In einer anläßlich der ihm dargebrachten Glückwünsche zu seinem Geburtstage gehaltenen Rede in Budapest erklärt Minister Kossuth, daß die Unabhängigkeitspartei die selbständige ungarische Bank errichten müsse. — Steuertag der Industrie in Wien.

17. Die „Wiener Zeitung“ veröffentlicht die kaiserlichen Handschreiben, durch welche die bisherigen Minister ihrer Ämter enthoben und an ihrer Stelle ernannt werden: Zum Ministerpräsidenten Dr. Richard Freiherr v. Bienerth, zum Minister des Innern: Freiherr v. Haerdtl, zum Leiter des Ministeriums für Kultus und Unterricht: Sektions-

chef Ritter v. Kanèra, zum Leiter des Justizministeriums: Sektionschef Dr. Ritter Holzknecht v. Hort, zum Leiter des Finanzministeriums: Sektionschef Freiherr v. Jorkasch-Koch, zum Leiter des Handelsministeriums: Sektionschef Dr. Mataja, zum Leiter des Eisenbahnministeriums: Sektionschef Dr. Ritter v. Forster, zum Leiter des Ackerbauministeriums: Sektionschef Pop, zum Minister für Landesverteidigung: Feldmarschalleutnant v. Georgi, zum Leiter des Ministeriums für öffentliche Arbeiten: Sektionschef Dr. Graf Wickenburg, zu Ministern ohne Portefeuille: Ritter v. Abrahamowicz, Dr. Zá̧ček und Dr. Schreiner. — Offiziös wird verlautbart, daß zum Schutz der besorgten Bevölkerung wegen „der immer heftiger auftretenden Agitation in den südöstlichen Nachbarländern und insbesondere wegen der bedrohlichen Bandenbildung" das 15. Armeekorps auf den erhöhten Friedensstand gebracht wurde.

18. VI. Österreichischer Städtetag in Wien. — Der Kronprinz von Rumänien trifft in Wien ein, um den Kaiser namens des Königs von Rumänien zu seinem Regierungsjubiläum zu beglückwünschen. — Die Vertreter von Italien, Rußland, Frankreich, England und Deutschland fordern in Belgrad die serbische Regierung auf, ihre Truppen von der Grenze zurückzuziehen und die Bildung von Banden zu verhindern.

19. Auf die Vorstellung der Gesandten in Belgrad erklärt die serbische Regierung, daß sich an den Grenzen keine Truppen befänden und daß sie die Bildung von Banden unmöglich gemacht habe. Sie behauptet, österreichisch-ungarisches Militär habe wiederholt serbisches Territorium verletzt. Diese Erklärung macht einen sehr ungünstigen Eindruck, da sie den Tatsachen absolut nicht entspricht.

*

Politische Übersicht. Im Vordergrunde des Interesses standen in den letzten Tagen die Vorgänge in Italien. Die Raufszenen an der Wiener Universität fanden im Nachbarreiche einen Widerhall, der von Nord nach Süd in den Schrei ausklang: abasso l'Austria! Unsere Tagespresse hat diesmal, wie schon seit Jahren, von all den beispiellosen österreichfeindlichen Demonstrationen nur vereinzelt und sehr spärlich Notiz genommen, und hierdurch die österreichische öffentliche Meinung über die wahre Stimmung des italienischen Volkes irregeführt. Jedem Kenner der Verhältnisse ist es freilich bekannt, daß diese tiefgehende Abneigung gegen Österreich — schon seit langem latent vorhanden — stets nur eines äußeren Anlasses oder Vorwandes bedarf, um lauten, lärmenden Ausdruck zu finden. Wir benötigten nicht erst die Versicherung des Abgeordneten Martini, um zu wissen, daß die große Mehrheit in Italien sich unbedingt dagegen auflehnen würde, wollte man den italienischen Truppen jemals zumuten, ihren Bündnispflichten Österreich-Ungarn gegenüber nachzukommen. So konnte auch die große italienische Kammerdebatte über die auswärtige Politik für uns wenig Erfreuliches, aber auch eigentlich nicht viel Überraschendes bringen. Nur die von Tittoni angekündigte neue Extratour Italiens mit Rußland und den Westmächten kommt etwas unerwartet. Denn Italien hat für die Zustimmung zur Annexion der okkupierten Provinzen so unverhältnismäßig große Konzessionen seitens Österreich-Ungarns erhalten, es hat durch die Räumung des Sandschak und durch den angekündigten Verzicht auf einzelne Bestimmungen des Artikels 29 des Berliner Vertrages so unerwartet große Vorteile zugestanden erhalten, daß man sich wirklich fragen muß, was es denn darüber hinaus durch eine Kooperation mit den Ententemächten noch erreichen zu können glaubt.

So lange wir das Sandschak besetzt hielten, wollten gar Viele hierin eine ernste Bedrohung italienischer Interessen und ein Moment der Beunruhigung für Europa erblicken. In dem kürzlich erschienenen Buche Vico Mantegazzas „La Turchia Liberale" findet diese Befürchtung lebhaften Ausdruck, ebenso wie auch viele Parlamentarier und Balkanpolitiker immer wieder erklärten, der Zukunft Italiens in der Adria und am Balkan erst dann mit voller Beruhigung entgegensehen zu können, wenn Österreich-Ungarn seinen Fuß vom Sandschak als dem Sprungbrette nach Salonik zurückgezogen haben werde.

Und jetzt? Freiwillig verlassen wir diese angeblich so bevorzugte Stellung, verzichten auf ein Vorrecht, welches man in Italien stets als die Quelle allen Übels und vieler Zerwürfnisse mit Österreich bezeichnete — und in ganz Italien erhebt sich kaum eine Stimme, welche in diesem unseren Vorgehen ein Entgegenkommen erblickt. Das sehnlichste Verlangen der italienischen Imperialisten ist erfüllt, die Monarchie hat die Brücke nach Makedonien, Albanien und Salonik abgebrochen . . . man nimmt davon aber weder in der Presse noch am Monte Citorio irgend eine Notiz — — als wären die Rekriminationen wegen der Besetzung des Sandschak niemals ernst gemeint, als wäre letztere nur ein bequemer Vorwand gewesen, um gegen den Bundesgenossen Mißtrauen und Mißstimmung verbreiten zu können.

Das Ergebnis der italienischen Parlamentsdebatte läßt sich folgendermaßen resumieren: noch hält die Mehrheit pro forma am Bündnisse mit Österreich-Ungarn fest, aber nur unter der Voraussetzung, daß sofort erhöhte Rüstungen gegen Österreich platzgreifen. Italien, dessen Kriegsflotte die unsere in den letzten Jahren um das Dreifache überflügelte, sieht sich angeblich durch die bescheidene militärische Maßnahme bedroht, die wir zur Sicherung unserer Grenzen gegen das kriegslustige Montenegro und das über Hals und Kopf rüstende Serbien für unerläßlich erachtet haben. Und mehr denn je hat diesmal die Kammer der allgemeinen Volksstimmung Rechnung getragen. Eisigem Schweigen begegnete Santinis Versuch, des Bundesgenossen in doch einigermaßen versöhnlichem Sinne zu gedenken. . . . Tosenden Beifall ernteten aber Barzilai und besonders Fortis bei jeder gegen Österreich gerichteten Spitze, und selbst Mirabelli fand

Auffassung scheint die zuversichtliche Stimmung, die in den Kurssteigerungen der auswärtigen Börsen zutage getreten ist, zu widersprechen. Aber dort fiel eben das psychologische Moment des von allen Seiten Angefeindetwerdens weg, und da man im Auslande, in erster Linie in Amerika, aber auch in England und Deutschland Anzeichen der Überwindung des Tiefpunktes in der industriellen Konjunktur erkennen konnte und der überaus flüssige Geldstand stete Anregung zu Kapitalsanlagen zu den billigen Preisen bot, war es dort leicht, eine zuversichtlichere Haltung einzunehmen. Zweifellos war die Hautefinance der anderen europäischen Plätze auch in der Lage, die Stimmung der Leiter der äußeren Politik ihrer Staaten zu kennen und sich durch die Übertreibungen der Presse in ihrer Sicherheit, daß allgemein das Bestreben, den Frieden zu erhalten, obwalte, nicht beirren zu lassen. Übrigens sprach sich auch in den Tiefkursen der Wiener Börse gewiß noch nicht aktuelle Kriegsfurcht aus.

Vergleicht man die Tiefkurse der Wiener Börse in den ersten Dezembertagen mit denen von Ende September, so ergibt sich bei den österreichischen und gemeinsamen Renten ein Rückgang von etwa 2%, der ungarischen Kronenrente von etwa $2^1/_2$%, bei Türkenlosen um *K* 18; die Rückgänge betragen ferner bei den Aktien der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft *K* 100, Lloyd *K* 35, Staatsbahn *K* 32, Südbahn *K* 18, Bankverein *K* 22, Kreditaktien *K* 20, Länderbank *K* 24, Unionbank *K* 33, Brüxer Kohlen *K* 38, Galizische Karpathen *K* 56, Königshofer Zement *K* 100, Leykam-Josefsthaler *K* 70, Alpine Montangesellschaft *K* 50, Prager Eisen *K* 160, Schodnica *K* 70, Skodawerke *K* 20, Türkische Tabak *K* 30, Westböhmische Bergbau *K* 46.

Ein Umschwung der Tendenz trat mit dem Tage des Regierungsjubiläums des Kaisers ein. Dieser zeitliche Zusammenhang ist kein rein zufälliger. Im Publikum waren die unglaublichsten Gerüchte verbreitet über militärische und politische Maßnahmen, Mobilisierung, Ultimatum an Serbien und Montenegro, für deren Verkündigung nur der Abschluß der Jubiläumsfestlichkeiten abgewartet werden sollte. Als es sich herausstellte, daß alle diese Gerüchte jeder Grundlage entbehrten, kehrte auch im Publikum und an der Börse größere Zuversicht wieder, und da gleichzeitig die Berliner Börse die tiefen Kurse in Wien zu umfangreichen Deckungs- und Meinungskäufen benutzte, trat eine sehr rasche Erhöhung des Kursniveaus ein. Bei den tiefsten Kursen hatte sich ein sehr umfangreicher Besitzwechsel vollzogen; seither sind die Steigerungen bei viel geringerem Geschäft vor sich gegangen. Das liegt in der Natur der Sache. Denn soweit Aufzehrung der Deckung und Beängstigung Verkäufe verursacht hatten, waren sie vollzogen und mit der eintretenden Beruhigung war bei dem niedrigen Kursniveau kein Anlaß mehr, die Effekten herzugeben. Die Nachfrage konnte daher nur teilweise und zu rasch steigenden Kursen durch Abgaben jener Personen befriedigt werden, die die tiefsten Kurse schon zu Käufen benutzt hatten und ihre Gewinne in Sicherheit bringen wollten. So sind denn die Kurse der Renten um mehr als 1%, der Aktien der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft um *K* 30, Staatsbahnaktien um *K* 14, Bankverein um *K* 11, Kreditanstalt um *K* 8, Länderbank um *K* 11, Unionbank um *K* 12, Brüxer Kohlen um *K* 25, Königshofer Zement um *K* 40, Leykam-Josefsthaler um *K* 25, Alpine Montan um *K* 23, Prager Eisen um *K* 70, Schodnica um *K* 25, Türkische Tabak um *K* 11, Westböhmische Bergbau um *K* 28 usw. gestiegen. In den letzten Tagen ist die Tendenz der Börse wieder schwächer geworden, weil der Käuferandrang bei den höheren Kursen aufhörte und die politische Lage noch zu unklar ist, um der Spekulation zu neuen Engagements Veranlassung zu geben.

Besondere Erwähnung verdient noch die vollkommene Unberührtheit des Devisenmarktes von allen politischen Sorgen. Die Devisenpolitik der Österreichisch-ungarischen Bank hat damit eine neue Kraftprobe abgelegt, die um so bemerkenswerter ist, als sie fast keine Anstrengungen erfordert. Der Glaube an den Willen und die Kraft der Bank, die Stabilität unserer Wechselkurse auf das Ausland zu gewährleisten, ist bereits so allgemein und gefestigt, daß es niemandem mehr, wie in früheren Zeiten, einfällt, aus Angst oder Gewinnsucht in Zeiten politischer Beunruhigung Goldwechsel zu erwerben. So brauchte denn die Bank kaum durch Abgaben einer Kurssteigerung der Devisen entgegenzutreten und konnte in einer Zeit höchst ungünstiger Handelsbilanz ihren Gold- und Devisenvorrat ungeschmälert erhalten.

Die nächste Entwicklung der Wiener Börse hängt natürlich ganz von den politischen Ereignissen ab. Wenn neue Komplikationen die Gefahr einer kriegerischen Verwicklung wieder näher bringen sollten, dann wird gewiß auch das Kursniveau neue Einbußen erfahren; macht die Beruhigung weitere Fortschritte, dann kann man die Kurse auch unter Berücksichtigung der ungünstigen wirtschaftlichen Konjunktur als im allgemeinen ziemlich niedrige ansehen.

Wien, 10. Dezember 1908.

Walther Federn.

*

Rudolf Tyrolt. Am 15. d. M. feiert Dr. Rudolf Tyrolt, der vor wenigen Tagen durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Franz Josephs-Ordens ausgezeichnet worden ist, im Deutschen Volkstheater das Jubiläum seiner vierzigjährigen Bühnentätigkeit. Sein Drang zum

Schauspielerberuf reicht bis in seine Gymnasialzeit zurück, während der er wiederholt in Schülervorstellungen aufgetreten war. Nichtsdestoweniger vollendete er in Graz, wo er Jurisprudenz und Philosophie hörte, seine Studien. Am selben Tag aber, wo er promoviert hatte, betrat er offiziell die Bühnenlaufbahn. Sie führte ihn in kurzer Zeit von Graz über Olmütz und Brünn an das Wiener Stadttheater, für das ihn Laube im Jahre 1872 engagierte. In den zwölf Jahren, die er dort wirkte, gelang es ihm, sich künstlerisch so hoch emporzuarbeiten, daß das Burgtheater ihn schon 1884 zu seinen Mitgliedern zählte. Wiewohl er alsbald zum Hofschauspieler ernannt wurde, war seines Bleibens auf der Hofbühne nicht länger als fünf Jahre, weil sein künstlerischer Drang nicht jene Befriedigung erhielt, die er sich erhofft hatte, und es mußte erst das Deutsche Volkstheater gegründet werden, bis er endlich die Stätte fand, wo er sich zur Meisterschaft ausreifen konnte. Von 1889 bis 1907 gehörte er mit kurzen Unterbrechungen dem Verbande dieser Bühne als Gast an, und hier war es, wo er seine volkstümlichsten Charakterrollen schuf. Wiewohl Tyrolt vermöge seiner Vielseitigkeit und Verwandlungsfähigkeit auf allen Gebieten des gesprochenen Dramas erfolgreich wirkte, so war doch das Volksstück im engeren und weiteren Sinne seine eigentliche Domäne, und unerreicht steht er in der Darstellung chargierter Rollen da, die durch ihn, auch wenn sie nur den alltäglichen Unterhaltungsbedürfnissen dienten, auf ein höheres künstlerisches Niveau gehoben wurden. Der tschechisch-wienerische Briefträger Klemm, eine Lieblingsrolle, die er sich auch für seine Jubiläumsvorstellung im Deutschen Volkstheater auserwählt hat, ist wohl der beste Beweis dafür. Tyrolt gehört zur Gattung der sogenannten denkenden Künstler, und unablässig arbeitet und bosselt er an der Vervollkommnung seiner Darbietungen, bis jeder Zug, jede Nuance unverrückbar fest sitzt. Er ist aber zugleich eine so starke und temperamentvolle Individualität, daß man seinen Charaktergestalten die Gedankenarbeit, die ihnen vorausgegangen ist, nicht anmerkt, sondern von ihnen den unmittelbaren Eindruck intuitiven Schaffens empfängt. Geradezu bewundernswert ist seine virtuose Beherrschung der Mundarten. Ob er im „Groben Hemd" einen Urwiener, in „Jour fixe" einen Magyaren, in „Lolos Vater" einen Tschechen, in der „Großstadtluft" einen Sachsen, in „Bartel Turaser" einen Mährer oder in den „Zirkusleuten" einen Polen spielt, stets hat man das gleiche Gefühl absoluter Naturtreue. Tyrolts letzte große Schöpfung, die sich würdig seinem berühmten Schalanter im „Vierten Gebot" zur Seite stellt, war der Fuhrmann Hentschel. Erfolgreich betätigte er sich auch im Stadttheater als Regisseur und an der Schauspielschule des Konservatoriums als Lehrer. Endlich machte er sich noch als Chronist des Stadttheaters verdient und sein Memoirenwerk „Dreißig Jahre aus dem Leben eines Schauspielers" enthält wertvolles Material zur Theatergeschichte Wiens. — tr —

*

Wiener Theater. Mit seinen vier Einaktern, die unter dem Gesamttitel „Die verflixten Frauenzimmer" im **Deutschen Volkstheater** ihre Erstaufführung fanden, betritt **Max Burckhard** Niederungen, in die man ihm nur ungern folgt. Seine ewig burschikose Art ergeht sich da in Spaßwirkungen, die ihres Autors unwürdig sind. Daß Burckhards Einakter nur Anekdoten erzählen, nicht das ist es, was an ihnen verstimmt, sondern das Mißverhältnis zwischen der Sucht pikant zu wirken und der Umständlichkeit, womit die wohlfeilen Biertischpointen herbeigezwungen werden. Wenn Eisenbach in der Budapester Orpheumgesellschaft zweideutige „Lozelach" erzählt, so nimmt man sie mit Rücksicht auf den Ortsgeist und um ihrer literarischen Anspruchslosigkeit willen als eine Spezialität in den Kauf; wenn aber ein Mann von Stellung das gleiche auf einer Bühne tut, dann hat man wohl ein Recht, dies als ein Sakrilegium zurückzuweisen, dessen sich gerade Max Burckhard nicht schuldig machen durfte, wenn anders er seine Vergangenheit nicht lügenstrafen wollte.

Um auf der Bühne pikante Wirkungen zu erzielen, die das sittliche und ästhetische Empfinden nicht verletzen, dazu gehört ein ganz besonders feiner künstlerischer Takt, der, so scheint es, noch immer das unbestrittene Eigentum der französischen Dramatiker ist. Dafür lieferte das **Theater in der Josefstadt** mit der Erstaufführung des zweiaktigen Lustspieles „Der Weg zur Ehe" von Francis de Croisset einen woltuenden Beweis. Hier steht die Kunst der Franzosen, um die heikelsten Dinge eine stets anregende und vornehm pointierte Konversation zu führen, wieder einmal unerreicht da. Nur zwei Personen sind es, die mit ihrem tändelnden Geplauder das Spiel beherrschen. Während sie aber plaudern, spinnt sich zwischen ihnen ein flüchtiges Liebesabenteuer ab, das alle Stadien von der ersten Annäherung bis zur Erfüllung und zum Abschied durcheilt und dennoch tiefe Einblicke in die Psyche des Mannes wie des Weibes gewährt. Diesen beiden graziös geführten Akten, die von Herrn Jarno und Fräulein Schroth mit Noblesse gespielt wurden, ging eine einaktige Komödie „Wenn zwei dasselbe tun" von Paul Wertheimer voran, darin die gegen die gewissenlose Praxis streberischer Untersuchungsrichter gerichtete Tendenz aus der „Roten Robe" aufgegriffen wird, um sie durch Einkleidung in wienerisches Milieu zu unmittelbarer Wirkung zu führen. Das humoristische

Beiwerk, das eine gute Beobachtung beweist, erfreute mehr als das Ethos der mit schier demonstrativem Beifall aufgenommenen Komödie, die von dem Recht der Übertreibung des Bösen einen allzu ausgiebigen Gebrauch macht. Aus der Darstellung ragte Herr Strobl durch die nonchalante Schneidigkeit, womit er den Untersuchungsrichter spielte, hervor.

Eine Wohltätigkeitsvorstellung, die die Erstaufführung des Volksstückes „Die Blinde" von Dora v. Stockert-Meynert brachte, erinnerte an die ursprüngliche Bestimmung des Raimundtheaters. Das mit dem niederösterreichischen Landesautorenpreis gekrönte Werk, das sich um eine arme, blinde Mutter dreht, deren Tochter in dem Bestreben, ihre Not zu lindern, auf Abwege gerät und erst nach verschiedenen Liebschaften mit wohlhabenden Männern, die ihr nur schmerzliche Enttäuschungen eintrugen, am Sterbebett der blinden Frau zur ersten Liebe eines braven Arbeiters zurückfindet, wandelt die melodramatischen Wege der einst beliebten Wiener Lebensbilder und empfängt seinen Adel einzig von der humanen Gesinnung der Verfasserin. Seine Wirkung auf empfindsame Gemüter, die nicht danach fragen, ob die Mittel künstlerisch berechtigt sind, womit ihnen Tränen entlockt werden, verdankte es zunächst dem seelenvollen Spiel der Frau Reingruber. Die Aufführung dieses Volksstückes war nur eine flüchtige Episode, wie unter der neuen Direktion bisher alle Versuche mit dem gesprochenen Drama auf der Bühne des Raimundtheaters, wo augenblicklich die Operette das Feld behauptet. So siegreich, daß darunter das Theater an der Wien, die traditionelle Operettenbühne, bereits zu leiden beginnt. Überraschend und doch wieder nicht überraschend kommt darum die Nachricht, daß die Direktoren Karczag und Wallner die Schauspielaufführungen, die sie für das Raimundtheater geplant hatten, an das Theater an der Wien verlegen wollen. Ob dieser Ortswechsel klug ist und von Dauer sein wird, tut nichts zur Sache. Jedenfalls ist er ein Beweis für meine hier jüngst ausgesprochene Ansicht, daß jedes einseitige Zuviel sich von selber reduziert und reguliert.

Auch sonst deuten einige Verschiebungen darauf hin, daß an unseren Wiener Bühnen nicht alles in Ordnung ist und man wieder einmal im Begriffe steht, umzusatteln. So scheint das Bürgertheater seit dem Austritt von Gustav Davis aus der stillen Kompagnie mit Direktor Franz von der mit dem „Gretchen" eingeschlagenen Richtung abschwenken zu wollen, und wenn das Gastspiel der Frau Niese nicht bloß über eine augenblickliche Verlegenheit hinüberhelfen soll, dann bereitet es sicherlich einen gründlichen Programmwechsel vor. Er wurde leider mit dem Lustspiel „Lori Pollinger" von Franz v. Schönthan und Rudolf Oesterreicher nicht sehr glücklich inauguriert. Es ist das reine Niese-Stück, in dem die Gastin allein das Wort führt und die Mitwirkenden ihr nur das Stichwort für ihre gesprochenen Couplets zu bringen haben. Wie Frau Niese sie spricht, hört man sie immer wieder gerne. Nur nicht drei Akte lang. Das ist des Guten zu viel und die schädlichen Folgen ihrer Alleinherrschaft stellten sich denn auch a tempo ein. Von der Furcht, monoton zu wirken, ließ sich Frau Niese zu Übertreibungen verleiten, die alle Geheimnisse ihrer Technik enthüllten, so daß man der engen Grenzen ihrer künstlerischen Möglichkeiten gewahr wurde.

Durch Frau Niese hat das Lustspieltheater in der „Försterchristel" zum Kaiser Josef-Stück des seligen Johann Fürst zurückgefunden. Nun sie ausgezogen ist, um auf der Landstraße ihre Zelte aufzuschlagen, sah sich die Praterbühne vor die Notwendigkeit gestellt, wieder mit der französischen Literatur anzuknüpfen. Die Komödie „Der alte Steiger" von Henry Lavedan war jedoch kein glücklicher Griff. Kaum zehn Jahre ist sie alt und schon fühlte man sich von ihren mittlerweile in anderen französischen Bühnenarbeiten weit wirksamer und geschickter verwerteten Späßen angeödet, wiewohl Herr Maran dem Titelhelden seine persönliche Komik lieh. — In einer historischen Lustspielmatinee, die mannigfache Anregungen bot, raffte sich das Intime Theater nach langer Zeit wieder einmal zu einer höheren Aufgabe auf. Sie brachte von Franz Grillparzer das Reimspiel „Wer ist schuldig?", eine Jugendarbeit, die aus dem Jahre 1811 stammt, von Lessing das Lustspiel „Die Juden" und von Andreas Gryphius das Schimpffspiel „Herr Peter Squenz", und es kam dabei nicht bloß das literarhistorische Interesse auf seine Rechnung. Zumal über die in Hans Sachsischen Knittelversen den Rüppelszenen im „Sommernachtstraum" nachgebildete Dilettantenkomödie des Gryphius wurde viel und herzhaft gelacht.

Theodor Antropp.

„Österreichische Rundschau", XVII., 6.
Redaktionsschluß am 11. Dezember 1908.
Ausgegeben am 15. Dezember 1908.
Herausgeber: Dr. Alfred Freiherr von Berger, Leopold Freiherr von Chlumecky, Dr. Karl Glossy, Dr. Felix Freiherr von Oppenheimer.
Chefredakteur: Dr. Karl Glossy. Verantwortlicher Redakteur: Karl Junker.

Notizen.

Bei Carl Reißner in Dresden erschien vor kurzem eine neue Sammlung unter dem Titel „Deutsche Novellen“. Die 4 ersten Bändchen enthalten je eine Novelle von Frida v. Bülow, Ottomar Enking, Wilhelm Jensen und Marianne Mewis.

*

Ein „Formularbuch des Geschäftsmannes“ von Dr. J. Biberfeld ist im Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. d. S., erschienen. Das Buch ist für jeden Geschäftsmann sehr verwendbar. Alle Formulare sind aus der Praxis hervorgegangen und entsprechen in jeder Hinsicht den Bedürfnissen des Lebens. Der Verfasser hat den einzelnen Formularen Vorbemerkungen vorausgeschickt, welche es ermöglichen, die Formulare dem eigenen Falle genau anzupassen. Sie setzen kurz auseinander, was in dem betreffenden Falle wesentlich ist. —s—

Büchereinlauf.

Die Bedeutung der Deutschen in Österreich, Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 14. März 1908. Von Dr. Heinrich Rauchberg, Professor an der k. k. deutschen Universität in Prag. Dresden 1908. Verlag von Zahn & Jaensch. Preis Mk. 1.—.

Vom Baum der Erkenntnis und andere Novellen. Von Dora v. Stockert-Meynert. Preis Mk. 2.50. Leipzig-Gohlis 1908. Verlagsbuchhandlung Bruno Volger.

Rudolf Kaßner, Melancholia. Eine Trilogie des Geistes. Verlag S. Fischer, Berlin.

Die Bösen. Von Heinrich Mann. Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig 1908. Preis geh. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.

Aus der Zeit Maria Theresias. Tagebuch des Fürsten Johann Josef Khevenhüller-Metsch, kaiserlichen Obersthofmeisters 1742—1776. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft für neuere Geschichte Österreichs von Rudolf Graf Khevenhüller-Metsch und Dr. Hans Schlitter. 1745—1749. Verlag für Österreich-Ungarn samt den Okkupationsländern: Adolf Holzhausen in Wien. Für das Deutsche Reich und die übrigen Länder: Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Elisabeth Barret-Brownings Sonette. Nach dem Portugiesischen. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Erschienen im Insel-Verlag, Leipzig 1908.

Die mazedonische Frage. Von Robert Kirnberger. Berlin 1908. Hermann Walther, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.

Durch die moderne Wissenschaft zu Gott. Eine Studie von W. L. v. Waldthurm. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhändler, 1908.

Unser neues Feldgeschütz. Seine Leistungsfähigkeit und Verwendung im Gefechte. Erläutert an taktischen Aufgaben. Ein Versuch auf Grundlage der Erfahrungen bei der kaiserlich russischen Armee in der Mandschurei 1904/05 Von Maximilian Csicserics v. Bacsány, k. u. k. Oberst im Generalstabskorps, 2. Heft, III. Taktische Aufgaben. Aufgabe Nr. 2 und 3. Mit 7 Kartenbeilagen. Wien 1908. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Eine applikatorische Besprechung, erörtert an einem kriegsgeschichtlichen Beispiel. Von Karl v. Lang, k. u. k. Feldmarschalleutnant. Mit 3 Beilagen und 5 Skizzen. Wien 1908. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Eduard Hoffer. Arme Seelen. Graz 1908. Druck und Verlag der Deutschen Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt.

Die k. k. Landwehrinfanterie. Von einem k. u. k. General. Wien 1908. Verlag von L. W. Seidel & Sohn, k. u. k. Hofbuchhändler.

Schatzgräbers Taschenbücher. Barthli der Korber. Von Jeremias Gotthelf. Herausgegeben vom Dürerbunde. Druck und Verlag Georg Koenig, Berlin.

Christian Morgenstern: Galgenlieder. Dritte, veränderte und durch den „Ginggang“ und anderes ums doppelte vermehrte Auflage. Verlag von Bruno Cassirer, Berlin 1908.

Die hier angezeigten Bücher können durch R. Lechner (Wilhelm Müller), k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhandlung, Wien I., Graben 31, bezogen werden.

Eingesendet.

Redaktion und Administration: Wien I., Bräunerstraße 4/6. Telephon 10.817.
Sprechstunde: Dienstag und Mittwoch von 6 bis 7 Uhr abends.
Für Manuskripte belletristischen Inhaltes wird vorherige Anfrage erbeten.
Unverlangte Manuskripte ohne Rückporto werden nicht zurückgestellt.
Verlag: Wien und Leipzig. K. u. k. Hof-Buchdruckerei und Hof-Verlags-Buchhandlung Carl Fromme.
Papier: Schlöglmühl.

